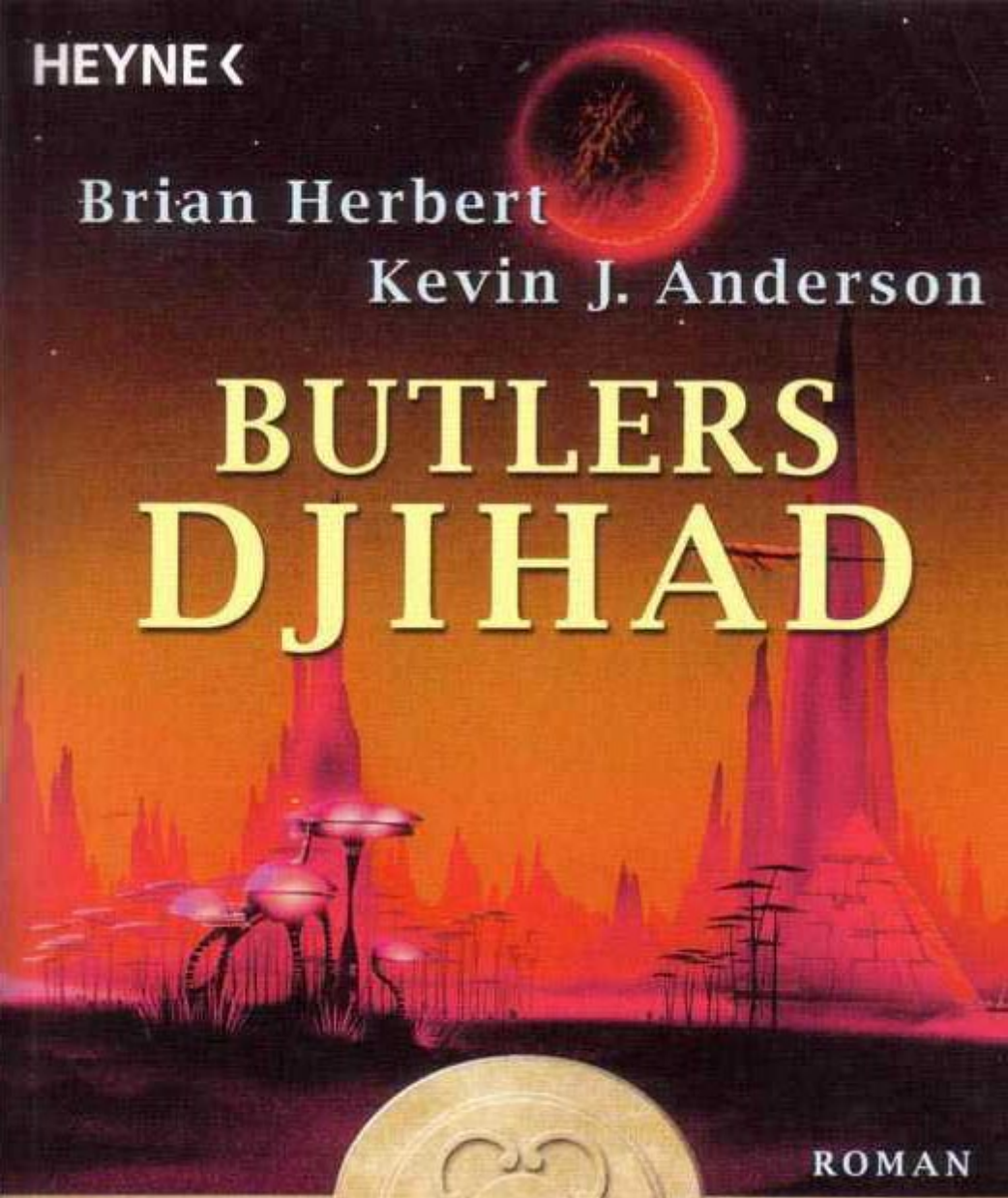
HEYNE

Brian Herbert
Kevin J. Anderson

BUTLERS DJIHAD



ROMAN

DER WÜSTENPLANET
Die Legende 1

HEYNE

Brian Herbert
Kevin J. Anderson

BUTLERS DJIHAD

DER WÜSTENPLANET
Die Legende 1

Das Buch

Mit dem Wüstenplanet-Zyklus hat Frank Herbert eine Zukunftssaga geschaffen, die den größten Teil unserer Galaxis und einen Zeitraum von Tausenden von Jahren umfasst und in ihrer epischen Wucht und ihrem außerordentlichen Detailreichtum nur mit J.R.R. Tolkiens »Herr der Ringe« zu vergleichen ist. Nach dem Tod des Autors 1986 schien diese Saga – zum Bedauern von Millionen von Leserinnen und Lesern rund um die Welt – zu einem Abschluss gekommen zu sein. Doch nun geht das Abenteuer weiter: Gestützt auf den umfangreichen Nachlass seines Vaters und gemeinsam mit dem bekannten *Star-Wars*-Autor Kevin J. Anderson erzählt Frank Herberts Sohn Brian Herbert die »Legenden des Wüstenplaneten«, die Vorgeschichte dieses atemberaubenden Epos, und beleuchtet jene Charaktere, Motive und Konflikte, die zu den Ereignissen in »Der Wüstenplanet« führen.

So berichtet »Butlers Djihad« von einem sagenumwobenen Ereignis in ferner Vergangenheit, von dem in den »Wüstenplanet«-Romanen immer wieder die Rede ist: die Rebellion der Menschen gegen die Künstlichen Intelligenzen, die den Aufstieg des Bene-Gesserit-Ordens und der Häuser des Imperiums überhaupt erst ermöglichte. Doch der Weg dorthin ist mit zahllosen Unwägbarkeiten verknüpft – und tödlichen Gefahren: Denn die Maschinen haben längst die Herrschaft über sämtliche menschlichen Lebensbereiche an sich gezogen und schrecken auch nicht davor zurück, die Bevölkerung ganzer Planeten zu versklaven. Nur eine junge Frau hat den Mut, sich ihnen entgegenzustellen. Ihr Name ist Serena Butler ...

»Diese neuen Romane sind nicht nur ein faszinierender Teil der großen ›Wüstenplanet‹-Erzählung, sondern auch ein erstklassiges Abenteuer, das für sich selbst steht. Frank Herbert wäre auf die Fortführung seiner Vision stolz gewesen.«

Dean Koontz

Die Autoren

Brian Herbert, der Sohn des 1986 verstorbenen Wüstenplanet-Schöpfers Frank Herbert, hat selbst SF-Romane verfasst, darunter den in Zusammenarbeit mit seinem Vater entstandenen »Mann zweier Welten«. *Kevin J. Anderson* ist einer der meist gelesenen SF-Autoren unserer Zeit. Zuletzt ist von ihm die gefeierte »Saga der Sieben Sonnen« erschienen – mit den Bänden »Das Imperium« und »Der Sternenwald«.

Eine Liste der im WILHELM HEYNE VERLAG erschienenen Wüstenplanet-Bücher finden Sie am Ende des Bandes.

BRIAN HERBERT &
KEVIN J. ANDERSON

BUTLERS DJIHAD

DER WÜSTENPLANET
DIE LEGENDE

Erster Roman

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY
Band 06/8315

Titel der amerikanischen Originalausgabe
DUNE: THE BUTLERIAN JIHAD
Deutsche Übersetzung von Bernhard Kempen
Das Umschlagbild ist von Frank M. Lewecke

Umwelthinweis:
Dieses Buch wurde auf chlor- und
säurefreiem Papier gedruckt.

Redaktion: Frank-Dietrich Grehmsbaum
Copyright © 2002 by Herbert Limited Partnership
Copyright © 2003 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung
by Ullstein Heyne List Verlag GmbH & Co. KG, München.
Der Wilhelm Heyne Verlag ist ein Verlag
der Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG, München
http://www.heyne.de
Deutsche Erstausgabe 11/2003
Printed in Germany 9/2003
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: Schaber Satz- und Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: Bercker, Kevelaer

ISBN 3-453-87528-1

Für unsere Agenten
Robert Gottlieb und Matt Bialer
von der Trident Media Group,

die von Anfang an das Potenzial
dieses Projekts erkannten
und mit ihrem Einsatz dazu beitrugen,
es zu einem Erfolg zu machen.

Danksagung

Penny Merritt, für ihre Hilfe bei der Verwaltung des literarischen Erbes ihres Vaters Frank Herbert.

Unseren Lektoren Pat LoBrutto und Carolyn Caughey, die detaillierte und wertvolle Vorschläge zu den vielen Entwürfen machten und diese Geschichte bis zur endgültigen Version verfolgten. Tom Doherty, Linda Quinton, Jennifer Marcus und Paul Stevens von Tor Books, die dieses Projekt mit bemerkenswertem Enthusiasmus unterstützten.

Wie immer Catherine Sidor von WordFire Inc., die unermüdlich zahlreiche Mikrokassetten transkribierte und viele hundert Seiten tippte, um mit unserem manischen Arbeitstempo Schritt zu halten. Ihre Unterstützung in allen Stadien dieses Projekts hat uns geholfen, nicht den Verstand zu verlieren. Trotzdem erzählt sie allen Leuten, wir seien sehr organisiert.

Diane E. Jones und Diane Davis Herdt, die als Testleser und Versuchskaninchen dienten, uns ihre ehrliche Meinung sagten und zusätzliche Szenen vorschlugen, die diesem Buch zugute kamen. Rebecca Moesta brachte ihre Phantasie, Zeit und Unterstützung in alle Phasen dieses Buches ein, vom Anfang bis zum Ende.

Der Herbert Limited Partnership, bestehend aus Jan Herbert, Ron Merritt, David Merritt, Byron Merritt, Julie Herbert, Robert Merritt, Kimberly Herbert, Margaux Herbert und Theresa Shackelford, die uns begeistert unterstützten und uns die Fortsetzung der großartigen Vision Frank Herberts anvertrauten.

Beverly Herbert, für nahezu vierzig Jahre der treuen Unterstützung ihres Mannes.

Und am meisten danken wir Frank Herbert, dessen Genie ein solch wundersames Universum schuf, das wir immer tiefer erkunden können.

1

Prinzessin Irulan schreibt:

Jeder wahre Student muss erkennen, dass die Geschichte keinen Anfang hat. Ganz gleich, wo eine Geschichte beginnt, ihr gehen stets frühere Helden und frühere Tragödien voraus.

Um Muad'dib oder den gegenwärtigen Djihad zu verstehen, der auf den Sturz meines Vaters, des Imperators Shaddam IV., folgte, muss man verstehen, wogegen wir kämpfen. Dazu ist ein Blick in unsere Vergangenheit nötig, die über zehntausend Jahre zurückliegt, mehr als einhundert Jahrhunderte vor der Geburt des Paul Atreides.

Dort sehen wir die Gründung des Imperiums, wie sich ein Imperator aus der Asche der Schlacht von Corrin erhebt, um die verwundeten Reste der Menschheit zu vereinen. Wir werden eintauchen in uralte Aufzeichnungen, in den Kern der Mythen des Wüstenplaneten, in die Zeit der Großen Revolte, besser bekannt als Butlers Djihad.

Der schreckliche Krieg gegen die Denkmaschinen ist der Ursprung unseres politischen und wirtschaftlichen Systems. Hört, wie ich nun die Geschichte der freien Menschen erzähle, die sich gegen die Herrschaft der Roboter, Computer und Cymeks auflehnten. Erkennt den Anlass für den großen Verrat, der die Häuser Atreides und Harkonnen zu Todfeinden machte, für eine Fehde, die bis zum heutigen Tag anhält. Erfahrt von den Wurzeln der Bene-Gesserit-Schwesternschaft, der Raumgilde und ihrer Navigatoren, der Schwertmeister von Ginaz, der Suk-Ärzteschule, der Mentaten. Verfolgt das Leben der unterdrückten Zensunni-Wanderer, die zum Wüstenplaneten Arrakis flohen, wo sie zu unseren größten Soldaten, den Fremen, wurden.

All diese Ereignisse führten schließlich zur Geburt und zum Leben von Muad'dib.

* * *

Lange vor Muad'dib, in den letzten Tagen des Alten Imperiums, hatte die Menschheit ihre Antriebskraft verloren. Die Zivilisation von Terra hatte sich über die Sterne ausgebreitet und war dann zum Stillstand gekommen. Ohne Ehrgeiz ließen die meisten Menschen zu, dass effiziente Maschinen ihnen die alltäglichen Arbeiten abnahmen. Allmählich hörten die Menschen auf zu denken oder zu träumen ... oder wirklich zu leben.

Dann kam ein Mann aus dem fernen Thalim-System, ein Visionär, der sich Tlaloc nannte, nach einem uralten Regengott. Er sprach zu den gelangweilten Massen, versuchte ihre menschliche Antriebskraft wiederzuerwecken, aber seine Reden schienen kaum Wirkung zu zeigen. Nur ein paar Unangepasste hatten Tlalocs Botschaft vernommen.

Diese neuen Denker trafen sich im Geheimen und diskutierten, wie sie das Imperium verändern konnten, wenn es ihnen nur gelänge, die unfähigen Herrscher zu stürzen. Sie legten ihre Geburtsnamen ab und benannten sich nach großen Göttern und Helden. Die Herausragendsten unter ihnen waren General Agamemnon und seine Geliebte Juno, ein taktisches Genie. Gemeinsam rekrutierten sie den geschickten Programmierer Barbarossa, der den Plan entwickelte, die allgegenwärtigen mechanischen Diener des Imperiums in furchtlose Kämpfer zu verwandeln, indem er ihrer KI gewisse menschliche Züge verlieh, darunter auch den Eroberungsdrang. Dann schlossen sich weitere Menschen den ehrgeizigen Rebellen an. Insgesamt waren es zwanzig Köpfe, die den Kern einer revolutionären Bewegung bildeten, die das Alte Imperium stürzte.

Die Sieger nannten sich Titanen, nach dem ältesten griechischen Göttergeschlecht. Angeführt vom Visionär Tlaloc teilten die zwanzig Titanen die Verwaltung der Planeten und Völker unter sich auf und sicherten ihre Herrschaft mit Hilfe von Barbarossas kämpferischen Denkmaschinen. Sie eroberten den größten Teil der bekannten Galaxis.

Einige Widerstandsgruppen sammelten ihre Kräfte in den Randzonen des Alten Imperiums. Sie gründeten eine eigene

Konföderation – die Liga der Edlen – und bekämpften die Zwanzig Titanen. Und nach vielen blutigen Schlachten erlangten sie die Freiheit. Sie hielten den Vormarsch der Titanen auf und schlugen sie zurück.

Tlaloc schwor, diese Außenseiter eines Tages zu unterwerfen, doch nach einem knappen Jahrzehnt der Herrschaft kam der visionäre Anführer bei einem tragischen Unfall ums Leben. General Agamemnon nahm Tlalocs Stelle ein, doch der Tod seines Freundes und Mentors war ihm eine dunkle Mahnung an die Sterblichkeit der Titanen.

Da Agamemnon und seine Geliebte Juno über mehrere Jahrhunderte regieren wollten, ließen sie sich auf ein gefährliches Unterfangen ein. Ihre Gehirne wurden chirurgisch entfernt und in Konservierungsbehälter transplantiert, die in die unterschiedlichsten mechanischen Körper eingesetzt werden konnten. Nach und nach wurden sich auch die übrigen Titanen ihres Alters und ihrer Verletzlichkeit bewusst, bis sich schließlich alle in »Cymeks« umwandeln ließen, in Maschinen mit menschlichen Gehirnen.

Die Ära der Titanen währte ein Jahrhundert. Die Usurpatoren beherrschten ihre Planeten und setzten immer komplexere Computer und Roboter ein, um die Ordnung aufrechtzuerhalten. Doch eines schicksalhaften Tages beging der hedonistisch veranlagte Titan Xerxes einen schweren Fehler. Weil er sich mehr Zeit für seine Vergnügungen wünschte, übertrug er seinem alles durchdringenden KI-Netzwerk zu viele Befugnisse.

Der intelligente Computer riss die Herrschaft über einen ganzen Planeten an sich, auf den bald weitere folgten. Der Zusammenbruch breitete sich wie eine Virusinfektion von einer Welt über die nächste aus, und der »Allgeist« des Computers gewann immer mehr Macht und Umfang. Das anpassungsfähige Netzwerk, das sich »Omnius« nannte, eroberte sämtliche Welten der Titanen, bevor die Cymeks die Gelegenheit erhielten, sich gegenseitig vor der Gefahr zu warnen.

Dann machte sich Omnius daran, seine eigene strenge Ordnungsstruktur durchzusetzen, während er die Cymeks

seinem Willen unterwarf. Agamemnon und seine Gefährten, die einst die Herren eines Imperiums gewesen waren, wurden zu widerwilligen Sklaven des Allgeistes.

Bis zu Butlers Djihad vergingen eintausend Jahre, in denen Omnius und seine Denkmaschinen die Gesamtheit der »Synchronisierten Welten« im eisernen Griff hielten.

Dennoch gab es in den Randzonen weiterhin Gruppen freier Menschen, die in kleinen Gemeinschaften Schutz suchten und den Denkmaschinen ein Dorn im Auge waren. Die Liga der Edlen konnte sich wirksam gegen jeden Angriff verteidigen.

Doch die Maschinen entwickelten ständig neue Pläne.

2

Als die Menschen einen Computer mit der Fähigkeit schufen, Informationen zu sammeln und daraus zu lernen, *unterschrieben sie das Todesurteil ihres Geschlechts.*

Schwester Becca die Finite

Salusa Secundus hing wie ein Edelstein in der Wüste des Alls, eine Oase der Bodenschätze und des fruchtbaren Landes, ein friedlicher und angenehmer Anblick für die optischen Sensoren. Doch leider war dieser Planet mit ungezähmten Menschen infiziert.

Die Roboterflotte näherte sich der Hauptwelt der Liga der Edlen. Die gepanzerten Schlachtschiffe waren waffenstarrende Festungen. Der Glanz ihrer Metallhüllen und der Schmuck aus Antennen und Sensoren war von einer unheimlichen Schönheit. Aus den Hecktriebwerken brach pures Feuer, das den Schiffen eine Beschleunigung verlieh, bei der rein biologische Passagiere zerquetscht worden wären. Denkmaschinen benötigten keine Lebenserhaltung und keinen Komfort. Sie waren ganz darauf konzentriert, den Rest eines uralten menschlichen Widerstandszentrums in den wilden Randzonen der Synchronisierten Welten zu zerstören.

In einem der pyramidenförmigen Raumschiffe leitete der Cymek-General Agamemnon den Angriff. Logisch denkende Maschinen interessierten sich nicht für Ruhm oder Rache. Ganz im Gegensatz zu Agamemnon. Sein menschliches Gehirn im Konservierungsbehälter verfolgte aufmerksam den Ablauf der Aktion.

Vor ihm drang die Hauptflotte der Roboterschiffe in das von Menschen infizierte System ein und überraschte die Be-

satzungen der Wachschiffe wie eine Lawine aus dem Weltraum. Verteidigungseinheiten der Menschen eröffneten das Feuer, und weitere Kräfte wurden zusammengezogen, um die vorrückende Maschinenmacht aufzuhalten. Fünf Wachschiffe der Liga feuerten schwere Salven ab, aber die meisten ihrer Projektile waren viel zu langsam, um die schnelle Angriffsflotte treffen zu können. Eine Hand voll Roboterschiffe wurde beschädigt oder zerstört, doch es waren lediglich Glückstreffer. Genauso viele Menschenschiffe explodierten zu grellen Trümmerwolken – nicht, weil sie eine besondere Bedrohung darstellten, sondern weil sie im Weg waren.

Nur einigen etwas weiter entfernten Kundschaftern gelang es, eine Warnung an Salusa Secundus zu schicken. Die Roboterschiffe atomisierten die verstreuten Streitkräfte des inneren Verteidigungsringes, ohne dass der Vormarsch gegen ihr eigentliches Ziel ins Stocken geriet. Die Kriegsschiffe der Denkmaschinen ächzten unter der extremen Beschleunigung und würden die Hauptwelt unmittelbar nach dem Eintreffen des Warnsignals erreicht haben.

Den Menschen blieb keine Zeit, sich auf den Angriff vorzubereiten.

Diese Flotte war zehnmal größer und mächtiger als alles, was Omnius je gegen die Liga der Edlen ins Feld geführt hatte. Die Menschen hatten sich sicher gefühlt, da sie in den vergangenen hundert Jahren des kalten Krieges keinen bedeutenden Roboterangriff erlebt hatten. Doch Maschinen konnten sehr lange warten, und nun erhielten Agamemnon und seine überlebenden Titanen endlich ihre Chance.

Ein Schwarm aus winzigen mechanischen Spionsonden hatte offenbart, dass die Liga vor kurzem ein unüberwindliches Abwehrsystem gegen Denkmaschinen, die mit Gelschaltkreisen arbeiteten, installiert hatte. Die schwere Roboterflotte würde in sicherer Distanz warten, während Agamemnon und seine kleine Vorhut aus Cymeks auf eine Mission gingen – möglicherweise eine Selbstmordmission –, mit der die Tür geöffnet werden sollte.

Agamemnon genoss die Vorfreude. Die glücklosen Biologischen mussten bereits vom Alarm aufgeschreckt worden sein, sie würden Verteidigungsmaßnahmen treffen ... und sich ängstlich niederkauern. Durch das Elektrafluid, das sein körperloses Gehirn durchströmte und am Leben erhielt, übermittelte er einen Befehl an seine Cymek-Stoßtruppen. »Lasst uns das Herz des menschlichen Widerstands zerstören. *Los!*«

Tausend höllische Jahre lang hatten Agamemnon und seine Titanen dem Allgeist von Omnius dienen müssen. Nun lenkten die besiegten Cymeks ihre Frustration über die lange Knechtschaft gegen die Liga der Edlen. Der General hoffte, sich eines Tages auch gegen Omnius auflehnen zu können, aber bisher hatte es noch keine Gelegenheit dazu gegeben.

Die Liga hatte neue Störschilde um Salusa Secundus errichtet. Diese Felder löschten die Gelschaltkreise sämtlicher KI-Computer aus, doch organische Gehirne konnten den Durchgang überleben. Obwohl Cymeks mit Maschinensystemen und austauschbaren Roboterkörpern ausgestattet waren, besaßen sie nach wie vor menschliche Gehirne.

Also konnten sie die Verteidigungsschilde ungehindert durchdringen.

Wie ein Ziel im Fadenkreuz füllte Salusa Secundus das Blickfeld Agamemnons aus. Aufmerksam für jedes Detail hatte der General die taktischen Simulationen studiert und das militärische Können angewandt, das er sich im Verlauf der Jahrhunderte angeeignet hatte. Außerdem besaß er einen intuitiven Sinn für die Kunst der Eroberung. Diese Fähigkeiten hatten es einst nur zwanzig Rebellen ermöglicht, ein Imperium zu besiegen – bis sie alles an Omnius verloren hatten.

Vor dem Start dieses bedeutenden Angriffs hatte der Computer-Allgeist zahllose Szenarien durchgespielt, um Lösungen für jede Eventualität zu finden. Agamemnon jedoch wusste, dass es sinnlos war, zu präzise zu planen, wenn man es mit widerspenstigen Menschen zu tun hatte.

Während sich nun die gewaltige Roboterflotte mit dem erwarteten Widerstand der Liga-Streitkräfte auseinander setzte, griff Agamemnons Geist über die Begrenzungen seines Gehirntanks hinaus, bis sich sein Führungsschiff wie eine Erweiterung seines vor langer Zeit verlorenen Körpers anfühlte. Die integrierten Waffen wurden ein Teil von ihm. Er sah mit tausend Sensorenaugen, und die leistungsfähigen Triebwerke gaben ihm das Gefühl, wieder kräftige Beine zu besitzen, mit denen er sich zu jedem Ort bewegen konnte.

»Bereitet euch auf den Bodenangriff vor. Wenn unsere Landekapseln die salusanische Verteidigung durchdrungen haben, müssen wir schnell und hart zuschlagen.« Er erinnerte sich daran, dass die Wächteraugen jeden Moment des Kampfes aufzeichneten, sodass der Allgeist sämtliche Vorgänge prüfen konnte, nachdem sie zurückgekehrt waren. Also fügte er hinzu: »Wir werden diesen dreckigen Planeten zum Ruhme Omnius' sterilisieren.« Agamemnon verlangsamte die Annäherung, und die anderen taten es ihm gleich. »Xerxes, du übernimmst die Führung. Wirf deine Neo-Cymeks in die Schlacht. Sie sollen die Verteidigungskräfte beschäftigen und auslöschen.«

Der stets zögerliche Xerxes beklagte sich: »Werde ich deine volle Rückendeckung bekommen? Dies ist der gefährlichste Teil der Mission ...«

Agamemnon brachte ihn zum Schweigen. »Sei dankbar für die Gelegenheit, dich profilieren zu können. Jetzt geh! Durch jede Sekunde, die du zögerst, gewinnen die Hrethgir kostbare Zeit.« Das war die abfällige Bezeichnung der intelligenten Maschinen und ihrer Cymek-Lakaien für menschliches Ungeziefer.

Eine andere Stimme war in der rauschenden Komverbindung zu hören, die des Roboter-Operators der Maschinenflotte, die im Orbit von Salusa gegen die menschliche Verteidigung kämpfte. »Wir warten auf Ihr Signal, General Agamemnon. Der menschliche Widerstand wird stärker.«

»Wir sind unterwegs«, sagte Agamemnon. »Xerxes, führe meinen Befehl aus!«

Xerxes, dessen Zaudern sich nie bis zur offenen Verweigerung steigerte, verzichtete auf weitere Kommentare und nahm Verbindung mit drei Neo-Cymeks auf, Maschinen einer neueren Generation mit menschlichem Geist. Die vier Pyramidenschiffe schalteten ihre Nebensysteme ab, und ihre gepanzerten Landekapseln stürzten in die Atmosphäre. In dieser gefährlichen Phase wären sie leichte Ziele, und vielleicht erhielten einige von ihnen Treffer durch Raketen der Luftverteidigung. Doch die stabile Panzerung der Landekapseln würde sie vor der vollen Wucht einer Bombardierung schützen, sodass sie selbst dann intakt blieben, wenn es zu einer unkontrollierten Bruchlandung am Rand der Hauptstadt Zimia kam, wo sich die Türme mit den planetaren Schildgeneratoren befanden.

Bislang hatte die Liga der Edlen die aufsässige Menschheit vor der organisierten Effizienz von Omnius bewahrt, doch die ungezähmten Biologischen hatten eine ineffiziente Regierung und stritten sich häufig über wichtige Entscheidungen. Wenn Salusa Secundus gefallen war, würde Panik ausbrechen und die instabile Allianz des Widerstands zerfallen.

Doch zuerst mussten Agamemnons Cymeks die Störschilde ausschalten. Dann wäre Salusa ohne Schutz und konnte nur noch zitternd darauf warten, dass die Roboterflotte der Welt den tödlichen Schlag versetzte, wie ein riesiger mechanischer Stiefel, der ein Insekt zertrat.

Der Cymek-Anführer brachte seine Landekapsel in Position und machte sich bereit, gemeinsam mit dem Rest der Vernichtungsflotte die zweite Angriffswelle anzuführen. Agamemnon schaltete alle Computersysteme ab und folgte Xerxes nach unten. Sein Gehirn schwebte ohne Verbindung zur Außenwelt im Konservierungsbehälter. Taub und blind spürte der General nichts von der Hitze und den heftigen Vibrationen, als sein gepanzertes Landeschiff auf das ahnungslose Ziel zuraste.

3

Die intelligente Maschine ist ein böser Geist aus der Flasche.

Barbarossa, *Anatomie einer Rebellion*

Als das Sensorennetzwerk von Salusa die Ankunft der Roboter-Kriegsflotte meldete, schritt Xavier Harkonnen unverzüglich zur Tat. Wieder einmal wollten die Denkmaschinen die Verteidigungskraft der freien Menschheit testen.

Xavier hatte den Rang eines Tercero in der Salusanischen Miliz inne, einer lokalen und autonomen Division der Liga-Armada. Doch die letzten ernsthaften Überfälle auf Welten der Liga hatten lange vor seiner Geburt stattgefunden. Die jüngste größere Schlacht lag fast einhundert Jahre zurück. Nach dieser langen Zeit setzten die aggressiven Maschinen bestimmt darauf, dass die Menschen ihre Verteidigung vernachlässigt hatten, aber Xavier schwor sich, dass sie eine böse Überraschung erleben würden.

»Primero Meach, wir haben eine dringende Warnung und eine Videoübertragung von einem Kundschafter in den Außenzonen empfangen«, sagte er zu seinem Vorgesetzten. »Dann wurde die Sendung unterbrochen.«

»Sehen Sie sich das an!«, kreischte Quinto Wilby, der die Bilder des äußeren Sensorennetzwerks musterte. Der Offizier niederen Rangs stand mit anderen Soldaten an den Instrumentenkonsolen im Innern des kuppelförmigen Gebäudes. »So etwas hat Omnius noch nie zuvor in Marsch gesetzt.«

Vannibal Meach, der Primero der Salusanischen Miliz, der sich durch geringe Körpergröße, aber eine laute Stimme auszeichnete, stand im Kontrollzentrum der planetaren Verteidigung und nahm gelassen die neuen Informationen auf. »Die letzte Meldung von den Außenbereichen ist aufgrund der Sig-

nalverzögerung einige Stunden alt. Inzwischen haben sie unsere Vorposten angegriffen, und sie werden noch näher heranrücken. Natürlich werden sie niemals durchbrechen.« Obwohl die erste Warnung vor der drohenden Invasion vor wenigen Augenblicken hereingekommen war, hatte er reagiert, als hätte er jeden Tag mit der Ankunft der Maschinen gerechnet.

In der Beleuchtung des Kontrollzentrums schimmerten zimtrote Reflexe auf Xaviers dunkelbraunem Haar. Er war ein ernster junger Mann, der sich stets um Aufrichtigkeit bemühte und dazu neigte, die Dinge in Schwarz und Weiß einzuteilen. Als Mitglied der dritten militärischen Befehlsebene war Tercero Harkonnen Meachs Stellverter als Außenverteidigungskommandant. Xavier hatte die Bewunderung seiner Vorgesetzten gewonnen und war sehr schnell befördert worden. Genauso wurde er von seinen Soldaten respektiert. Sie vertrauten ihm und würden für ihn bereitwillig in den Kampf ziehen.

Trotz der überwältigenden Größe und Feuerkraft der Roboterflotte zwang er sich, ruhig zu bleiben. Dann rief er die Meldungen der nächsten Vorposten ab und ordnete die höchste Alarmstufe für die Raumverteidigung im niederen Orbit an. Die Kommandanten der Kriegsschiffe waren sofort auf volle Gefechtsbereitschaft gegangen, als sie die verzweifelten Meldungen der inzwischen zerstörten Kundschaftereinheiten empfangen hatten.

Rund um Xavier war das betriebsame Summen der automatischen Systeme des Kontrollzentrums zu hören. Er lauschte auf das Oszillieren der Sirenen, das Stimmengewirr aus Befehlen und Berichten, während er langsam einatmete und seine Prioritäten setzte. »Wir können sie aufhalten«, sagte er. »Wir *werden* sie aufhalten.« Seine Stimme hatten einen festen autoritären Klang, als wäre er bereits viel älter und erfahrener und würde jeden Tag gegen Omnius kämpfen. In Wirklichkeit war es jedoch seine allererste Konfrontation mit den Denkmaschinen.

Vor Jahren waren seine Eltern und sein älterer Bruder bei einem Cymek-Angriff getötet worden, als sie zur Inspektion

eines Familienanwesens auf Hagal unterwegs waren. Die seelenlosen Maschinen waren eine ständige Bedrohung für die Liga-Welten, aber zwischen Omnius und den Menschen hatte jahrzehntelang ein brüchiger Friede geherrscht.

Ein großer Wandschirm zeigte eine Darstellung des Systems Gamma Waiping mit den Bahnpositionen von Salusa Secundus und sechs weiteren Planeten sowie die Verteilung von sechzehn Patrouillenkontingenten und den Wachschiffen, die über das System verstreut waren. Cuarto Steff Young war hektisch damit beschäftigt, die taktische Projektion auf dem neuesten Stand zu halten, und bemühte sich, die Position der anrückenden Roboterstreitmacht zu extrapolieren.

»Nehmen Sie Verbindung mit Segundo Lauderdale auf, und lassen Sie alle Kriegsschiffe sammeln. Sie sollen jeden Feind, dem sie begegnen, aufbringen und zerstören«, sagte Primero Meach und seufzte. »Bei maximaler Beschleunigung benötigen wir einen halben Tag, um die schweren Kampfeinheiten von den Außenbereichen abzuziehen, aber die Maschinen könnten trotzdem versuchen, sich an ihnen vorbeizuschieben. Es dürfte ein großer Tag für unsere Jungs werden.« Cuarto Young führte den Befehl unverzüglich aus und schickte eine Nachricht ab, die erst nach Stunden den Rand des Planetensystems erreicht haben würde.

Meach nickte gedankenverloren und ging noch einmal den immer wieder geübten Ablauf durch. Da sie ständig mit der Drohung eines Maschinenangriffs lebten, hatte die Salusanische Miliz regelmäßig für jede Eventualität trainiert, genauso wie die Armada-Flotten jedes größeren Systems der Liga. »Aktivieren Sie die Holtzman-Störschilde um den Planeten und geben sie Warnungen an den kommerziellen Luft- und Raumverkehr aus. Die Schildgeneratoren der Stadt sollten in zehn Minuten mit Höchstleistung arbeiten.«

»Das dürfte genügen, um die Gelschaltkreise jeder Denkmaschine zu braten«, sagte Xavier mit erzwungener Zuversicht. »Wir alle haben die Tests miterlebt.« *Das hier ist allerdings kein Test.*

Wenn der Feind auf die Verteidigungsschilde der Salusaner stieß, hoffte er, dass die Maschinen ihre Verluste als zu hoch betrachteten und sich zurückzogen. Denkmaschinen gingen nur ungern größere Risiken ein.

Er starrte auf einen Bildschirm. *Aber es sind so viele!*

Dann richtete er sich von seiner Konsole auf und hatte schlechte Neuigkeiten zu vermelden. »Primero Meach, wenn unsere Geschwindigkeitsdaten für die Maschinenflotte korrekt sind, bewegt sie sich selbst bei einem Verzögerungsmanöver fast genauso schnell wie die Warnsignale, die wir von den Kundschaftern empfangen haben.«

»Dann müssten Sie bereits hier sein!«, rief Quinto Wilby.

Meach reagierte sofort und ordnete den höchsten Notalarm an. »Befehl zur Evakuierung! Öffnen Sie die unterirdischen Bunker.«

»Evakuierung wurde eingeleitet«, meldete Cuarto Young kurz darauf, während ihre Finger unablässig die Kontrollen der taktischen Projektion bedienten. Die ehrgeizige junge Frau berührte einen Kommunikationsdraht an ihrer Schläfe. »Wir schicken Viceroy Butler sämtliche Daten, die wir besitzen.«

Serena befindet sich mit ihm im Parlament, wurde Xavier klar, als er an die neunzehn Jahre alte Tochter des Viceroys dachte. Sein Herz zog sich vor Sorge um ihre Sicherheit zusammen, doch er wagte es nicht, seinen Kollegen zu offenbaren, was ihn beunruhigte. Alles zu seiner Zeit.

Im Geist sah er die vielen Fäden, die er miteinander verweben musste, seinen Anteil am Ganzen, während Primero Meach die Gesamtheit der Verteidigung organisierte. »Cuarto Chiry, stellen Sie ein Kommando ab, das Viceroy Butler, seine Tochter und die Repräsentanten der Liga in die unterirdischen Schutzräume eskortiert.«

»Sie dürften bereits auf dem Weg dorthin sein«, erwiderte der Offizier.

Xavier antwortete mit einem gezwungenen Lächeln. »Glauben Sie wirklich, dass Politiker in der Lage sind, schnelle und vernünftige Entscheidungen zu treffen?« Der Cuarto eilte davon, um den Befehl auszuführen.

4

Die Geschichte wird in der Regel von den Siegern geschrieben, aber die Aufzeichnungen der Verlierer - sofern sie überlebt haben - sind häufig wesentlich interessanter.

Iblis Ginjo,
Die Topographie der Menschheit

Salusa Secundus war eine grüne Welt mit gemäßigtem Klima, die Heimat mehrerer hundert Millionen freier Menschen in der Liga der Edlen. Durch die offenen Aquädukte strömte Wasser im Überfluss. Rund um das kulturelle und politische Zentrum von Zimia waren die Hügel mit Weingärten und Olivenhainen bedeckt.

Wenige Augenblicke vor dem Angriff der Maschinen trat Serena Butler an das Rednerpult im großen Parlamentssaal. Aufgrund ihres aufopferungsvollen Dienstes für die Öffentlichkeit und infolge besonderer Vorkehrungen, die ihr Vater getroffen hatte, war es ihr ermöglicht worden, vor den Repräsentanten zu sprechen.

Viceroy Manion Butler hatte ihr den Rat erteilt, unaufdringlich zu bleiben und ihr Anliegen so einfach wie möglich darzustellen. »Einen Schritt nach dem anderen, meine Liebe. Das Einzige, was unsere Liga zusammenhält, ist die Bedrohung durch einen gemeinsamen Feind. Alle anderen Werte und Überzeugungen sind zu unterschiedlich. Übe keine Kritik am Lebensstil der Adligen.«

Dies war die dritte Ansprache in ihrer kurzen politischen Karriere. Zu Anfang war sie viel zu ungestüm gewesen, da sie noch nichts vom Ballett der Politik verstanden hatte, und man hatte mit gelangweiltem Gähnen oder Belustigung auf ihre naiven Ideen reagiert. Sie wollte ein Verbot der Sklaverei erreichen, die sich auf vereinzelten Wel-

ten der Liga ausgebreitet hatte. Sie wollte, dass alle Menschen gleich behandelt wurden, damit niemand hungern oder leiden musste.

»Vielleicht ist die Wahrheit zu schmerzhaft. Ich habe versucht, ihre Schuldgefühle zu wecken.«

»Du hast nur erreicht, dass sie sich gegenüber deinen Worten taub stellen.«

Serena hatte seine Ratschläge berücksichtigt und ihre Rede überarbeitet, ohne von ihren Prinzipien abzuweichen. *Einen Schritt nach dem anderen.* Und sie selbst würde mit jedem einzelnen Schritt dazulernen. Auf den Rat ihres Vaters hatte sie außerdem unter vier Augen mit einigen Repräsentanten gesprochen, die ihren Standpunkt unterstützten, um bereits im Vorfeld Verbündete zu gewinnen.

Sie hob das Kinn und gab ihrem Gesicht einen selbstbewussten Ausdruck, als sie in das Akustikfeld trat, das das Pult wie eine Kuppel umgab. Sie füllte ihr Herz mit all den guten Dingen, die sie erreichen wollte. Sie spürte ein warmes Licht, als der Projektionsmechanismus ihr überdimensionales Abbild nach draußen übermittelte.

Ein kleiner Bildschirm auf dem Pult ermöglichte ihr, sich genauso zu sehen wie das Publikum. Ein zartes Gesicht von klassischer Schönheit, hypnotische lavendelblaue Augen und gelbbraunes Haar, das mit natürlichen goldenen Strähnen durchsetzt war. Am rechten Aufschlag trug sie eine weiße Rose aus ihrem eigenen sorgsam gepflegten Garten. Der Projektor ließ Serena noch schöner aussehen, nachdem die Adligen den Mechanismus so justiert hatten, dass sie am besten zur Geltung kamen.

Von der vergoldeten Loge in der ersten Publikumsreihe lächelte ihr das runde Gesicht Viceroy Butlers entgegen. Er trug seine besten Gewänder in Gold und Schwarz und war sichtlich stolz auf seine Tochter. Das Siegel der Liga der Edlen schmückte sein Revers – der goldene Umriss einer offenen menschlichen Hand, die die Freiheit symbolisierte.

Er hatte Verständnis für Serenas Optimismus, da er sich noch gut erinnerte, einst ähnliche Ambitionen verfolgt zu

haben. Er hatte ihre Kreuzzüge stets geduldet und sie unterstützt, wenn sie Hilfe für die Opfer von Angriffen der Maschinen organisierte. Er hatte sie zu fernen Planeten reisen lassen, damit sie sich um Verletzte kümmern oder beim Wiederaufbau zerstörter Gebäude mitwirken konnte. Serena hatte nie davor zurückgeschreckt, sich die Hände schmutzig zu machen.

»Der enge Geist errichtet feste Barrieren«, hatte ihre Mutter einmal zu ihr gesagt. »Doch die wirksamsten Waffen gegen diese Barrieren sind Worte.«

Die Würdenträger im großen Saal unterhielten sich leise. Mehrere nippten von Getränken oder verspeisten einen Imbiss, den man zu ihren Sitzen gebracht hatte. Alltag im Parlament. In der Bequemlichkeit ihrer Villen und Anwesen würden sie mit Bedenken auf jede Veränderung reagieren. Aber Serena konnte keine Rücksicht auf solche Empfindlichkeiten nehmen. Sie musste sagen, was gesagt werden musste.

Sie aktivierte das akustische Projektionssystem. »Viele von Ihnen glauben, ich hätte verrückte Ideen, weil ich jung bin, aber vielleicht besitzen jüngere Menschen eine bessere Sehkraft, während die Alten allmählich erblinden. Bin ich verrückt und naiv – oder haben sich manche von Ihnen in verhätschelter Selbstzufriedenheit von der Menschheit entfernt? Wo stehen Sie im Spektrum von Richtig bis Falsch?«

Sie bemerkte, dass die Versammlung mit Unruhe oder gar Ablehnung reagierte. Viceroy Butler warf ihr einen strengen Blick der Missbilligung zu, doch gleichzeitig rief er den Saal zur Ruhe. Er bat um respektvolle Aufmerksamkeit, wie sie jedem Sprecher zustand.

Serena tat, als würde sie nichts von allem bemerken. Konnten Sie denn nicht die größeren Zusammenhänge erkennen? »Wir müssen über unseren individuellen Horizont hinausschauen, wenn wir als Spezies überleben wollen. Jetzt ist der falsche Augenblick für persönliche Interessen. Seit Jahrhunderten haben wir unsere Verteidigung auf eine Hand voll wichtiger Planeten konzentriert. Obwohl Omnius

seit Jahrzehnten keinen größeren Angriff mehr lanciert hat, leben wir unter dem ständigen Schatten der Maschinengefahr.«

Serena drückte eine Taste auf dem Podium und rief eine Projektion der näheren stellaren Umgebung auf. Die Darstellung schwebte wie ein Schwarm Edelsteine unter der hohen Decke. Mit einem Lichtstab zeigte sie auf die freien Welten der Liga und Synchronisierten Welten, die von den Denkmaschinen beherrscht wurden. Dann richtete sie den Zeiger auf größere Bereiche der Galaxis, die weder die Menschen noch die Maschinen unter ihren Einfluss gebracht hatten.

»Schauen Sie sich diese bedauernswerten Unverbündeten Planeten an, verstreute Welten wie Harmonthep, Tlulax, Arrakis, IV Anbus oder Caladan. Weil diese kleinen menschlichen Kolonien keine Mitglieder unserer Liga sind, haben diese isolierten Welten kein Recht auf unseren militärischen Beistand, sollten sie jemals bedroht werden - sei es durch Maschinen oder Menschen.« Serena machte eine kurze Pause, damit das Publikum ihre Worte verarbeiten konnte. »Es ist eine Schande, dass viele unserer Mitglieder diese Planeten ausbeuten und überfallen, um Sklaven zu rauben, die auf Welten der Liga verschleppt werden.«

Sie fing den Blick des Vertreters von Poritrin auf. Er runzelte die Stirn, weil er wusste, dass sie über ihn sprach, und fiel ihr ins Wort. »Die Sklaverei ist in der Liga eine akzeptierte Praxis. Da wir keine komplexen Maschinen besitzen, bleibt uns keine andere Wahl, wenn wir unsere Arbeitskapazitäten erweitern wollen.« Er lächelte selbstgefällig. »Außerdem hält Salusa Secundus seit beinahe zwei Jahrhunderten das Volk der Zensunni als Sklaven.«

»Wir werden dieser Praxis ein Ende setzen«, erwiderte Serena mit Nachdruck. »Für diese Veränderung ist viel Phantasie und Bereitschaft nötig, aber ...«

Da ein Tumult drohte, erhob sich der Viceroy. »Jeder Planet der Liga regelt autonom seine Gesetze, einheimischen Traditionen und den Umgang mit Technologie. In den Denk-

maschinen haben wir bereits einen erbitterten Feind, sodass wir keinen Bürgerkrieg zwischen unseren Welten beginnen müssen.« Seine Stimme klang autoritär, aber es schwang nur ein sehr leiser Tadel mit, der ihr sagte, dass sie wieder auf den Punkt kommen sollte.

Serena seufzte, ohne sich geschlagen zu geben, und veränderte die Projektion, sodass nun die Unverbündeten Planeten aufleuchteten. »Trotzdem dürfen wir diese an Ressourcen reichen Welten nicht vernachlässigen. Es sind reife Früchte, die nur darauf warten, von Omnius gepflückt zu werden.«

Der Protokolldiener, der an der Seite auf einem hohen Stuhl saß, stieß mit seinem Stab auf den Boden. »Zeit!« Er verfolgte nur selten den Inhalt einer Rede und war schnell gelangweilt.

Serena beeilte sich, mit ihrer Ansprache zum Ende zu kommen, ohne schrill zu werden. »Wir wissen, dass die Denkmaschinen die Galaxis beherrschen wollen, auch wenn sie sich seit nahezu einhundert Jahren im Großen und Ganzen ruhig verhalten haben. Sie haben systematisch jede Welt in den Synchronisierten Systemen übernommen. Lassen Sie sich nicht durch ihren scheinbaren Mangel an Interesse gegenüber unserer Liga täuschen. Wir wissen, dass sie wieder zuschlagen werden. Aber wie? Und wo? Sollten wir nicht lieber in Aktion treten, bevor Omnius es tut?«

»Was wollen Sie konkret unternehmen, Madame Butler?«, erkundigte sich einer der Würdenträger ungeduldig. Er hatte die Stimme, aber nicht sich selbst erhoben, wie es eigentlich Usus war. »Schlagen Sie so etwas wie einen Präventivschlag gegen die Denkmaschinen vor?«

»Wir müssen uns bemühen, die Unverbündeten Planeten in die Liga aufzunehmen, statt sie von Sklaventreibern plündern zu lassen«, erklärte sie hitzig und stieß den Leuchtstab in die Projektion über ihren Köpfen. »Wir wollen sie unter unsere Fittiche nehmen, um sie zu schützen und selbst an Stärke zu gewinnen. Alle würden davon profitieren! Ich schlage vor, dass wir Botschafter und Kultur-

attachés aussenden, die so schnell wie möglich neue militärische und politische Bündnisse schmieden sollen. So viele wie möglich.«

»Und wer soll dieses Diplomatenkorps bezahlen?«

»Zeit!«, mahnte der Protokolldiener erneut.

»Ihr stehen drei weitere Minuten für eine Erwiderung zu, da der Repräsentant von Hagal eine Frage gestellt hat«, sagte Viceroy Butler in einem Tonfall, der keinen Widerspruch duldete.

Serena wurde wütend. Wie konnte sich dieser Vertreter mit kleinlichen Finanzierungsfragen aufhalten, wenn die drohenden Kosten um ein Vielfaches höher waren? »Wenn wir nichts unternehmen, werden wir alle bezahlen – in Blut. Wir müssen die Liga und die menschliche Spezies stärken.«

Einige der Aristokraten klatschten – die wenigen Verbündeten, mit denen sie bereits im Vorfeld gesprochen hatte. Plötzlich hallten schrille Alarmsirenen durch das Gebäude und die Straßen. Das Heulen war ein auf unheimliche Weise vertrautes Geräusch – das normalerweise nur zu Übungen ertönte. Sämtliche Reservisten der Salusanischen Miliz sollten sich auf ihre Posten begeben.

»Die Denkmaschinen sind ins Salusa-System eingedrungen«, verkündete eine Stimme über die Lautsprecher des Saals. Ähnliche Bekanntmachungen würden jetzt überall in Zimia zu hören sein. »Die Kundschafter in den Außenzonen des Systems und die Wachflotten haben Alarm gegeben.«

Serena, die neben ihrem Vater stand, las mit, als man dem Viceroy einen Bericht mit näheren Einzelheiten in die Hand drückte. »Wir hatten es noch nie mit einer so großen Roboterflotte zu tun«, sagte er. »Wie lange ist es her, dass die ersten Kundschafter die Warnung ausgegeben haben? Wie viel Zeit haben wir noch?«

»Wir werden angegriffen!«, rief jemand. Die Delegierten sprangen auf und irrten wie aufgescheuchte Ameisen umher.

»Machen Sie sich bereit, das Parlamentsgebäude zu evakuieren.« Der Protokolldiener entfaltete plötzlich eine ver-

blüffende Aktivität. »Alle Schutzräume sind geöffnet. Die Repräsentanten mögen sich in den ihnen zugewiesenen Bereichen sammeln.«

Viceroy Butler versuchte das Chaos zu übertönen und Zuversicht zu verbreiten. »Die Holtzman-Schilde werden uns schützen!« Serena jedoch erkannte die Besorgnis ihres Vaters, auch wenn er sich gut in der Gewalt hatte.

Unter hektischem und panischem Geschrei hasteten die Vertreter der Liga zu den Ausgängen. Die gnadenlosen Feinde der Menschheit waren eingetroffen.

5

Wer nach mehr Autorität verlangt, hat sie nicht verdient.

Tercero Xavier Harkonnen,
aus einer Ansprache an die Salusanische Miliz

»Soeben hat die Roboterflotte unsere Raumverteidigung in ein schweres Gefecht verwickelt«, rief Xavier Harkonnen von seiner Station.

»Primero Meach!«, brüllte Cuarto Steff Young von den Kontrollen des taktischen Schirms. Xavier nahm den bittersalzigen Geruch ihres Angstschweißes wahr. »Eine kleine Formation von Maschinenschiffen hat sich von der Hauptflotte im Orbit gelöst. Konfiguration unbekannt, aber sie bereiten sich darauf vor, in die Atmosphäre vorzudringen.« Sie zeigte auf den Bildschirm, der eine Gruppe von antriebslosen Gefährten als blinkende Punkte darstellte.

Xavier überprüfte die Daten der Fernsensoren, die in Echtzeit von den Verteidigungssatelliten hoch über dem von Tio Holtzman entwickelten Störfeld hereinkamen. Bei höchster Auflösung erkannte er ein Angriffsgeschwader aus pyramidenförmigen Schiffen, die sich in die Atmosphäre stürzten und sich furchtlos dem Abwehrschild näherten.

»Sie werden eine unangenehme Überraschung erleben«, sagte Young mit verbissenem Lächeln. »Das kann keine Denkmaschine überstehen.«

»Unsere größte Sorge wird sein, nicht von den Trümmern ihrer abstürzenden Schiffe getroffen zu werden«, sagte Primero Meach. »Behalten Sie die Staffel im Auge.«

Doch die Landekapseln durchstießen den Störschild – und flogen ungehindert weiter. Sie wiesen überhaupt keine

elektronischen Signaturen auf, als sie die Grenze überwunden hatten.

»Wie sind sie durchgekommen?« Quinto Wilby wischte sich über die Stirn und strich eine Haarsträhne aus den Augen.

»Dazu wäre kein Computer in der Lage.« Blitzartig begriff Xavier, was geschah. »Es sind blinde Landekapseln!«

Young blickte von ihren Instrumenten auf und atmete schwer. »Aufprall in weniger als einer Minute, Primero. Eine zweite Welle folgt ihnen. Ich zählte achtundzwanzig Einheiten.« Sie schüttelte den Kopf. »Bei keinem der Schiffe lassen sich Computer-Signaturen feststellen.«

Xavier war längst einen Schritt weiter und rief: »Rico, Powder, alarmieren Sie die medizinischen Hilfsteams und Abwehrtruppen. Alle sollen sich *sofort* bereitmachen! Kommt schon, Leute, das haben wir hundertmal geübt! Sämtliche Fahrzeuge und Rettungsausrüstungen sollen mobilisiert und in der Luft sein, damit sie eingreifen können, bevor das erste Schiff den Boden erreicht.«

»Verteidigungskräfte abziehen und gegen die Invasoren einsetzen!« Primero Meach senkte die Stimme und sah seine Kollegen der Reihe nach mit steinernem Blick an. »Tercero Harkonnen, besorgen Sie sich eine tragbare Komstation und gehen Sie nach draußen. Sie werden meine Augen und Ohren sein. Ich schätze, dass etwas sehr Unangenehmes aus den Landekapseln schlüpfen wird.«

* * *

Unter einem wolkigen Himmel herrschte das Chaos auf den Straßen der Stadt. Xavier stürmte mitten ins Getümmel und hörte das Kreischen der verbrannten Atmosphäre, als die antriebslosen Projektile wie Geschosse aus dem Weltraum dem Boden entgegenrasten.

Ein Meteoritenschwarm aus pyramidenförmigen Landekapseln schlug in die Planetenoberfläche ein. Mit ohrenbetäubendem Lärm krachten die ersten vier in Gebäude

und planierten ganze Häuserblocks, als sich ihre kinetische Energie mit explosiver Wucht entlud. Doch die tödliche Fracht, die sie transportierten, wurde durch ausgeklügelte Systeme geschützt, die die Erschütterungen ausglichen.

Xavier rannte die Straße entlang. Seine Uniform war zerknittert, sein schweißgetränktes Haar klebte am Kopf. Er hielt vor dem riesigen Parlamentsgebäude an. Obwohl er der zweithöchste Befehlshaber der Verteidigungskräfte von Salusa war, befand er sich hier in einer ungesicherten Situation und musste bereit sein, vor Ort Befehle zu erteilen. Nicht gerade das, was er auf der Armada-Akademie gelernt hatte. Aber Primero Meach verließ sich auf sein Urteilsvermögen, seine Referenzen und seine Fähigkeit, unabhängig handeln zu können.

Er berührte den Komdraht an seinem Kinn. »Ich bin auf Position, Primero.«

Fünf weitere Projektile schlugen in den Außenbezirken der Stadt ein und hinterließen rauchende Krater. Explosionen, Feuerbälle, Trümmerwolken.

An den Einschlagstellen brachen die gepanzerten Kapseln auf und legten riesige Objekte frei, die sich darin rührten. Die aktivierte Mechanik entfernte die verkohlten Reste der Schutzpanzerung. Erschrocken erkannte Xavier, was er zu sehen bekommen würde, und er verstand, wie es den feindlichen Maschinen gelungen war, die Störschilde zu überwinden. Es waren gar keine Computer ...

Cymeks.

Furchterregende mechanische Monstrositäten erhoben sich aus den abgestürzten Pyramiden, von chirurgisch isolierten menschlichen Gehirnen gesteuert. Die Mobilitätssysteme wurden hochgefahren, gelenkige Beine und überdimensionale Waffen richteten sich aus.

Die Cymeks sprangen aus den rauchenden Kratern – Gladiatoren, die sich wie riesige Krebse bewegten und halb so groß wie die zerstörten Gebäude waren. Ihre Beine waren so dick wie schwere Metallträger, und sie waren mit Flam-

menwerfern, Giftgaskanonen und Artilleriegeschützen bestückt.

Xavier schrie in den Kom. »Cymek-Kampfeinheiten, Primero Meach! Sie haben eine Möglichkeit gefunden, unsere Orbitalabwehr zu überwinden!«

Auf ganz Salusa, vom Zentrum der Hauptstadt bis zum fernsten Kontinent, wurde die planetare Miliz in Bereitschaft versetzt. Kindjals, tief fliegende Kampfjäger, waren längst gestartet, um die Bodenverteidigung zu unterstützen. Ihre Magazine waren mit Waffen bestückt, die sogar starke Panzerungen durchschlagen konnten.

Die Menschen auf den Straßen flohen in panischem Entsetzen. Andere standen bewegunglos da und starrten auf das Geschehen. Xavier berichtete unablässig, was er sah. Dann hörte er, wie Vannibal Meach sagte: »Cuarto Young, geben Sie den Befehl an alle Stationen weiter, dass Atemgeräte an die Bevölkerung verteilt werden. Jede Person, die sich nicht im Innern eines Bunkers aufhält, muss einen Atemschutz tragen.«

Die Gesichtsmasken würden niemanden vor den Flammenwerfern oder Hochenergiegeschossen der Cymeks schützen, aber zumindest waren sie vor den Giftgaswolken sicher. Als Xavier sein Atemgerät angelegte, machte er sich zunehmend Sorgen, dass sich alle sorgsam geplanten Vorkehrungen der Miliz möglicherweise als ungeeignet erwiesen.

Die Cymek-Kämpfer ließen die zerstörten Hüllen ihrer Landekapseln zurück und stapften auf monströsen Beinen los. Sie feuerten Explosivgeschosse ab und setzten Gebäude und fliehende Menschenmassen in Brand. Flammenspeere schossen aus Düsen in ihren oberen Gliedmaßen und legten die Stadt Zimia in Schutt und Asche.

Weitere Kapseln stürzten dröhnend aus dem Himmel und öffneten sich unmittelbar nach der Bruchlandung. Insgesamt waren es achtundzwanzig.

Mit heulendem Lärm, der seine Ohren betäubte, sah der junge Tercero eine Säule aus Flammen und Rauch aufstei-

gen. Sie schoss so schnell empor, dass seine Netzhäute in Mitleidenschaft gezogen wurden. Die Landekapsel schlug in die militärische Anlage einen halben Kilometer hinter ihm und löschte das Kontrollzentrum und das Hauptquartier der planetaren Miliz aus. Die Schockwelle warf Xavier auf die Knie und ließ in Dutzenden von Häuserblocks die Fensterscheiben zerbersten.

»Primero!«, schrie Xavier in den Kom. »Primero Meach! Kommandozentrum, melden Sie sich!«

Doch beim Anblick der Ruinen erkannte er, dass er keine Antwort mehr von seinem Vorgesetzten oder irgendeinem der Kameraden erhalten würde, die sich im Komplex aufgehalten hatten.

Die Cymeks stapften durch die Straßen und versprühten einen grünlich schwarzen Nebel, der sich als giftiger Film auf den Boden und alle Gebäude legte. Dann traf die erste Schwadron Kindjal-Bomber im Tiefflug ein. Weitere Explosionen zerrissen das Gelände rund um die Maschinenkrieger.

Xavier keuchte unter der Atemmaske, da er nicht glauben wollte, was er gerade gesehen hatte. Er rief erneut nach seinem Kommandanten, erhielt aber wieder keine Antwort. Schließlich klinkten sich die taktischen Substationen am Rand der Stadt ein und wollten wissen, was geschehen war und wer er war.

»Hier spricht Tercero Xavier Harkonnen«, sagte er. Dann begriff er plötzlich die Konsequenzen der neuen Situation. Er bemühte sich, seinen Mut zu sammeln und seine Stimme sicher klingen zu lassen. »Ich bin ... ich bin gegenwärtig der Kommandant der Salusanischen Miliz.«

Er lief auf die Feuersbrunst zu und in den dichten öligen Rauch. Überall fielen Zivilisten auf die Knie und husteten und würgten im giftigen Nebel. Er blickte zu den Luftstreitkräften auf und wünschte sich, er hätte einen direkteren Zugriff auf die Einheiten. »Die Cymeks können zerstört werden«, übermittelte er einem der Kindjal-Piloten. Dann hustete er. Die Maske funktionierte nicht richtig. Seine Kehle

und Lungen brannten, als hätte er Säure eingeatmet, aber er rief weiterhin seine Befehle.

Während der Angriff fortgesetzt wurde, überflogen salusanische Katastrophenschutzflugzeuge das Schlachtfeld und warfen Kanister ab, in denen sich Pulver oder Schaum zur Brandbekämpfung befanden. Am Boden rückten unerschrocken Rettungsteams mit Atemmasken an.

Die Cymeks ließen sich nicht im Geringsten durch die unbedeutenden Abwehrmaßnahmen beeindrucken und marschierten weiter. Sie bewegten sich nicht wie eine Armee, sondern individuell – mechanische Amokläufer, die Tod und Verwüstung verbreiteten. Ein Kämpfer erhob sich auf den Krebsbeinen und schoss zwei Rettungsflieger ab, dann setzte er mit unheimlicher Anmut seinen Vormarsch fort.

Die salusanischen Bomber warfen ihre explosive Ladung genau über einem der ersten Cymeks ab. Zwei Geschosse trafen den gepanzerten Körper, und ein drittes schlug in ein Gebäude in unmittelbarer Nähe ein. Es stürzte in sich zusammen und begrub den mechanischen Eindringling unter einem Trümmerberg.

Doch als sich der Rauch ein wenig verzogen hatte, zeigte sich, dass der Cymek nach wie vor einsatzbereit war. Die tödliche Maschine schüttelte die Trümmer ab, dann ging sie zum Gegenangriff auf die Kindjals über.

Von seinem entfernten Posten aus verfolgte Xavier ihre Bewegungen auf einem tragbaren Schirm. Er musste hinter den übergreifenden Plan der Denkmaschinen kommen. Die Cymeks schienen ein bestimmtes Ziel zu verfolgen.

Er durfte sich kein Zögern erlauben oder seine Zeit damit verschwenden, um seine gefallenen Kameraden zu trauern. Er konnte Primero Meach nicht mehr fragen, was er getan hätte. Stattdessen musste er einen klaren Kopf behalten und schnelle Entscheidungen treffen. Wenn er nur wüsste, welche Intention die Angreifer hatten ...

Im Orbit feuerte die Roboterflotte weiter auf die salusanische Raumwache, auch wenn der Feind keine Chance

gegen die Holtzman-Schilde hatte. Vielleicht gelang es ihnen, die Verteidigungskräfte zu besiegen und die Hauptwelt der Liga zu belagern ... doch Primero Meach hatte bereits Verstärkung angefordert, und bald würden die Roboterschiffe der Übermacht der gesamten Liga-Armada gegenüberstehen.

Auf dem Bildschirm sah Xavier, dass die Roboterflotte ihre Position hielt ... als würde sie auf ein bestimmtes Signal der Cymek-Stoßtruppen warten. Seine Gedanken rasten. Was wurde hier gespielt?

Drei mechanische Gladiatoren feuerten auf den Westflügel des Parlamentsgebäudes. Die kunstvoll verzierte Fassade rutschte wie eine Mure auf die Straße. Die Außenwand löste sich auf und legte die Räume der evakuierten Verwaltungsbüros frei.

Xavier hustete im Rauch und konnte durch die verschmierte Sichtscheibe kaum noch etwas erkennen. Trotzdem blickte er in die Augen eines weiß gekleideten Sanitäters, der ihn packte und ihm eine neue Atemmaske aufsetzte. Jetzt brannte es noch heftiger in seinen Lungen, als wären sie mit Benzin getränkt und entzündet worden.

»Es wird schon wieder gehen«, versprach der Sanitäter in wenig überzeugendem Tonfall, als er ihm eine Injektion in den Hals verpasste.

»Das will ich hoffen.« Der Tercero hustete und sah schwarze Punkte vor den Augen. »Ich habe jetzt keine Zeit, um zu einem Opfer dieses Krieges zu werden.«

Xavier dachte über sich hinaus und empfand tiefe Sorge um Serena. Vor weniger als einer Stunde hatte sie vor den Repräsentanten der Liga sprechen sollen. Er betete, dass sie sich rechtzeitig hatte in Sicherheit bringen können.

Er rappelte sich auf und verscheuchte den Sanitäter, als die Injektion ihre Wirkung entfaltete. Mit seinem tragbaren Schirm rief er eine taktische Übersicht auf, wie sie sich einem in großer Höhe fliegenden Kindjal bieten würde. Er musterte die schwarzen Verwüstungsspuren der Cymeks. *Wohin sind sie unterwegs?*

Im Geiste stellte er sich die Verteilung der Einschlagkrater rund um die Ruinen der Militärzentrale und die Wege vor, auf denen die mechanischen Monster vorrückten.

Dann begriff er, was er von Anfang an hätte erkennen müssen, und stieß einen unterdrückten Fluch aus.

Omnius wusste, dass die Holtzman-Schilde die Gelschaltkreise jeder Denkmaschine zerstören würden; aus diesem Grund blieb das Gros der Roboterflotte im Orbit um Salusa. Wenn die Cymeks jedoch die Schildgeneratoren ausschalten konnten, gäbe es nichts mehr, das den Planeten vor einer totalen Invasion bewahrte.

Xavier stand vor einer kritischen Entscheidung, aber letztlich blieb ihm gar keine Wahl. Er hatte jetzt den Oberbefehl, ob es ihm gefiel oder nicht. Durch die Auslöschung des Kommandostabs der Miliz hatten die Cymeks ihm die Verantwortung übertragen. Und er wusste genau, was zu tun war.

Er befahl der Salusanischen Miliz, sich zurückzuziehen und die Verteidigung um das Hauptangriffsziel zu konzentrieren, während der Rest von Zimia ungeschützt den Cymeks überlassen wurde, die sich weiter durch die Stadt sprengten und brannten. Auch wenn er einen Teil dieser bedeutenden Stadt opfern musste, war es wichtiger, dass die Maschinen daran gehindert wurden, ihr Ziel zu erreichen.

Um jeden Preis.

6

Von wem geht der größere Einfluss aus: vom Objekt oder vom Betrachter?

Erasmus, aus ungeordneten Labordateien

Auf Corrin, einer der bedeutendsten Synchronisierten Welten, spazierte der Roboter Erasmus über den gepflasterten Platz vor seiner feudalen Villa. Er bewegte sich mit wohlgeübter Eleganz, die er nach Jahrhunderten der Beobachtung menschlicher Bewegungsarten zu imitieren gelernt hatte. Sein Gesicht aus Flussmetall war ein glattes Oval, wie ein polierter Spiegel bar jeglichen Ausdrucks. Doch er konnte dem Polymerfilm verschiedene nachgeahmte Emotionen verleihen, ähnlich einer antiken Theatermaske.

Durch optische Fasern, die in seine Gesichtsmembran implantiert waren, bewunderte er die schillernden Springbrunnen, die ihn umgaben und sich so nett mit dem Mauerwerk der Villa, den Edelsteinstatuen, den kunstvollen Wandteppichen und lasergravierten Alabastersäulen ergänzten. Alles war üppig und prächtig und von ihm selbst entworfen. Nach gründlichen Studien und Analysen hatte er einen Sinn für die Prinzipien klassischer Schönheit entwickelt und war stolz auf seinen Geschmack.

Seine menschlichen Sklaven waren emsig mit Haushaltsarbeiten beschäftigt. Unter dem Nachmittagslicht der roten Riesensonne polierten sie Trophäen und Kunstobjekte, staubten Möbel ab, pflanzten Blumen und schnitten Sträucher in Form. Jeder Sklave verbeugte sich zitternd und respektvoll, wenn Erasmus vorbeikam. Er nahm es zur Kenntnis, machte sich aber nicht die Mühe, sie individuell zu identifizieren, auch wenn er jedes Detail speicherte. Man wusste nie, wann eine noch so unscheinbare Beob-

achtung für eine grundlegende Erkenntnis bedeutsam werden konnte.

Erasmus besaß eine Haut aus organisch-plastischen Materialien, die mit Neurelektronik durchwebt waren. Er behauptete, dass ihm das komplexe Sensorennetzwerk die Wahrnehmung tatsächlicher körperlicher Empfindungen ermöglichte. Unter der Glut der riesigen Sonne Corrins registrierte er Licht und Wärme auf seiner Haut, mutmaßlich genauso wie ein organischer Körper. Er trug ein schweres goldbesetztes Gewand aus karminrotem Stoff. Mit dieser vornehmen individuellen Garderobe setzte er sich von den geringeren Robotern Omnius' ab. Eitelkeit war eine weitere Eigenschaft, die Erasmus von den Menschen gelernt hatte, und sie gefiel ihm sehr.

Die meisten Roboter waren nicht so unabhängig wie Erasmus. Sie stellten kaum mehr als mobile denkfähige Kästen dar, Untereinheiten des Allgeistes. Erasmus unterstand genauso dem Befehl von Omnius, aber er besaß größere Interpretationsfreiheiten. Im Laufe der Jahrhunderte hatte er eine eigene Identität und so etwas wie ein Ichbewusstsein entwickelt. Omnius betrachtete ihn eher als Kuriosum.

Während der Roboter mit vollkommener Anmut weiterspazierte, bemerkte er ein summendes Geräusch. Seine optischen Fasern entdeckten eine kleine fliegende Kugel, eins der vielen mobilen Wächteraugen von Omnius. Immer wenn Erasmus sich von den allgegenwärtigen Schirmen entfernte, die sich in jedem Gebäude befanden, verfolgten ihn die informationsdurstigen Wächteraugen und zeichneten jede seiner Bewegungen auf. Dieses Verhalten des Allgeistes sprach entweder für eine tief verwurzelte Neugier ... oder eine ungewöhnlich menschliche Paranoia.

Vor langer Zeit, als der Rebell Barbarossa mit den Künstlichen Intelligenzen des Alten Imperiums hantiert hatte, war es ihm gelungen, sie mit synthetischen Persönlichkeitszügen auszustatten. Die Konsequenz war, dass die Maschinen sich aus eigener Kraft weiterentwickelt hatten und zu einem großen elektronischen Geist verschmolzen waren, der ei-

nige dieser menschlichen Eigenschaften und Triebe übernommen hatte.

Omnius war der Überzeugung, dass weder die Biologischen noch die Cymek-Bastarde zu einer Epochen umfassenden Perspektive fähig waren, die die Gelschaltkreise eines Maschinengeistes mühelos überblicken konnte. Wenn Omnius das Universum der Möglichkeiten betrachtete, sah er alles gleichzeitig wie auf einem großen Bildschirm. Der Sieg konnte auf viele unterschiedliche Weisen errungen werden, und er behielt ständig alle Möglichkeiten im Auge.

Omnius' Grundprogrammierung war auf alle von den Maschinen eroberten Planeten kopiert worden, und regelmäßige Updates sorgten für die Synchronisierung. Überall gab es gesichtslose, nahezu identische Kopien von Omnius, die über das interstellare Netz kommunizierten und indirekt in zahllosen Wächteraugen, Gerätschaften und Kontaktbildschirmen präsent waren.

Nun hatte der weit verteilte Computergeist offenbar nichts Besseres zu tun, als herumzuschnüffeln. »Wohin gehst du, Erasmus?«, fragte Omnius über einen winzigen Lautsprecher im Wächterauge. »Warum läufst du so schnell?«

»Auch du könntest laufen, wenn du es wünschst. Warum verschaffst du dir nicht für eine Weile einen künstlichen Körper mit Beinen, nur um zu sehen, wie es ist?« Erasmus' Polymergesicht bildete ein Lächeln. »Wir könnten gemeinsam einen Spaziergang unternehmen.«

Das Wächterauge flog summend neben Erasmus. Corrin hatte lange Jahreszeiten, weil der Planet die Riesensonne in weitem Abstand umkreiste. Die Winter und Sommer dauerten jeweils mehrere tausend Tage. In der zerklüfteten Landschaft gab es keine natürlichen Wälder oder sonstige Vegetationszonen, nur eine Hand voll uralter Obstgärten und landwirtschaftlicher Felder, die seit der Übernahme durch die Maschinen ins Kraut geschossen waren.

Viele menschliche Sklaven waren in der intensiven Sonnenstrahlung blind geworden. Infolgedessen stattete Erasmus seine Arbeiter, die im Freien tätig waren, mit Augen-

schutzmasken aus. Er war ein wohltätiger Herr, der seinen Besitz sorgsam instand hielt.

Als er das Eingangstor seiner Villa erreichte, justierte der Roboter das neue Modul zur sensorischen Intensivierung nach, das durch neurelektronische Ports an seinen Maschinenkörper angeschlossen und unter seinem Gewand verborgen war. Dieses Gerät, das Erasmus selbst entwickelt hatte, erlaubte ihm, die sinnlichen Wahrnehmungen der Menschen zu simulieren, wenn auch mit gewissen unvermeidbaren Einschränkungen. Er wollte mehr wissen, als das Modul leistete, er wollte mehr *spüren*. In dieser Hinsicht hatten die Cymeks vielleicht einen Vorteil gegenüber Erasmus, aber dessen konnte er sich niemals sicher sein.

Cymeks und insbesondere die ursprünglichen Titanen waren ein engstirniger, brutaler Haufen ohne Sinn für die feineren Wahrnehmungen und Empfindungen, an deren Erlangung Erasmus so lange gearbeitet hatte. Die Brutalität besaß natürlich auch ihren Wert, aber der kultivierte Roboter betrachtete sie lediglich als einen von vielen Verhaltensaspekten, die einer gründlichen Analyse würdig waren, sowohl in positiver als auch negativer Hinsicht. Gewalt war freilich etwas Faszinierendes, zumal ihre Anwendung häufig mit angenehmen Empfindungen verbunden war ...

Erasmus war extrem neugierig darauf, was erkenntnisfähigen biologischen Lebensformen *Menschlichkeit* verlieh. Er besaß ebenfalls Intelligenz und Ichbewusstsein, aber er wollte genauso die Emotionen, Empfindsamkeiten und Motivationen der Menschen verstehen – die wesentlichen Details, die sich von den Maschinen noch nie besonders gut reproduzieren ließen.

Während seines jahrhundertelangen Studiums hatte Erasmus alles über menschliche Kunst, Musik, Philosophie und Literatur gelernt. Sein Ziel war es, das Wesen der Menschlichkeit in Erfahrung zu bringen, den magischen Funken zu erkennen, der diese Geschöpfe, diese *Schöpfer*, zu etwas Einzigartigem machte – das, was ihnen eine ... eine *Seele* verlieh.

Er betrat seinen Bankettsaal, und das fliegende Auge schwebte zur Decke empor, wo es alles im Überblick behalten konnte. An den Wänden schimmerten sechs Omnius-Schirme in milchigem Grau.

Seine Villa war nach dem Vorbild der opulenten griechisch-römischen Anwesen gestaltet, in denen die Zwanzig Titanen gewohnt hatten, bevor sie ihre Körper aufgegeben hatten. Ähnliche Villen besaß Erasmus auf fünf Planeten, einschließlich Corrin und der Erde. Darüber hinaus unterhielt er weitere Einrichtungen – Gefängniszellen, Räume zur Vivisektion, medizinische Laboratorien sowie Gewächshäuser, Kunstgalerien, Skulpturen und Springbrunnen. All das ermöglichte ihm das Studium des Verhaltens und der Physiologie der Menschen.

Erasmus ließ seinen Körper am Kopfende eines langen Tisches Platz nehmen, auf dem silberne Kelche und Kerzenhalter standen, aber nur ein Gedeck. Für ihn. Der antike Holzstuhl hatte einst einem menschlichen Aristokraten gehört, Nivny O'Mura, einem der Gründer der Liga der Edlen. Erasmus hatte studiert, wie die rebellierenden Menschen sich organisiert und Festungen gegen die frühen Angriffe durch Cymeks und Maschinen errichtet hatten. Die listenreichen Hrethgir hatten immer wieder Mittel und Wege gefunden, um ihre Feinde auf verblüffende Weise zu verwirren. *Faszinierend.*

Unvermittelt ertönte die Stimme des Allgeistes von allen Seiten. Sie hatte einen gelangweilten Unterton. »Wann wird dein Experiment endlich abgeschlossen sein, Erasmus? Du kommst Tag für Tag hierher und tust genau dasselbe. Ich will Resultate sehen.«

»Es gibt so viele interessante Fragen. Warum essen wohlhabende Menschen mit solchem Aufwand? Warum betrachten sie bestimmte Nahrungsmittel und Getränke als wertvoller, obwohl sie den gleichen Nährwert wie andere haben, die geringer geschätzt werden?« Die Stimme des Roboters nahm einen gelehrteren Tonfall an. »Die Antwort, Omnius, hat etwas mit ihrem grausam kurzen Leben zu tun. Sie

kompensieren es mit effizienten sensorischen Mechanismen, die in der Lage sind, intensive Gefühle zu vermitteln. Menschen besitzen fünf Hauptsinne, die zahllose Abstufungen ermöglichen. Der Geschmack von Yondair-Bier im Vergleich zu dem von Ularda-Wein, um ein Beispiel zu nennen. Oder das Gefühl von Ecaz-Sackleinen im Vergleich zu dem von Paraseide, oder die Musik von Brahms ...«

»Ich vermute, all das ist auf irgendeine esoterische Weise sehr interessant.«

»Natürlich, Omnius. Schließlich studierst du mich, während ich die Menschen studiere.« Erasmus gab den Sklaven ein Zeichen, die nervös durch ein Guckloch in der Tür zur Küche der Villa lugten. Eine Sonde schlängelte sich aus einem Modul an Erasmus' Hüfte und kam unter seinem Gewand hervor. Die feinen neurelektronischen Sensorfasern wanden sich wie lauernde Kobras.

»Ich toleriere deine Forschungen, weil ich erwarte, dass du schließlich ein brauchbares Modell erstellen kannst, mit dem sich menschliches Verhalten vorhersagen lässt. Ich muss wissen, wie ich diese Geschöpfe *nützlich* machen kann.«

Weißgekleidete Sklaven trugen Tabletts aus der Küche herein – mit Corrin-Jagdhuhn, Walgis-Rindfleisch Almondine und sogar seltenem Platinfluss-Lachs, der auf Parmentier gefangen wurde. Erasmus tauchte die faserigen Enden der Sonde in jedes Gericht und »kostete« sie. Gelegentlich benutzte er ein Schneidinstrument, um eine Probe des Safts aus dem Innern der Fleischstücke zu nehmen. Er dokumentierte jede Geschmacksvariante und fügte sie seinem wachsenden Repertoire hinzu.

Währenddessen setzte er den Dialog mit Omnius fort. Der Allgeist schien ihm kleine Datenbrocken vorzuwerfen, um zu sehen, wie Erasmus darauf reagierte. »Ich habe meine militärischen Kapazitäten ausgebaut. Nach vielen Jahren ist es an der Zeit, wieder in Aktion zu treten.«

»Tatsächlich? Oder drängen dich die Titanen zu aggressiveren Maßnahmen? Agamemnon wirft dir seit Jahrhunder-

ten deinen Mangel an Ehrgeiz vor.« Erasmus interessierte sich viel mehr für die Bitterbeeren-Torte auf der Tafel. Als er die Bestandteile analysierte, stellte er zu seinem Erstaunen fest, dass sich größere Spuren von menschlichem Speichel darin befanden. Gehörte diese Zutat zum Originalrezept, oder hatte ein Sklave mutwillig hineingespuckt?

»Ich treffe meine eigenen Entscheidungen«, sagte der Allgeist. »Es erschien mir angemessen, zu diesem Zeitpunkt eine neue Offensive zu starten.«

Der Küchenchef schob einen Wagen an den Tisch und benutzte ein Tranchiermesser, um ein Stück vom Filet Salusa abzuschneiden. Der unterwürfige kleine Mann, der zum Stottern neigte, legte die tropfende Scheibe auf einen sauberen Teller, goss etwas braune Soße darüber und stellte das Ganze vor Erasmus auf den Tisch. Unbeholfen stieß der Küchenchef mit dem Messer gegen den Servierwagen, sodass es ihm aus der Hand fiel – und auf einen Fuß des Roboters, wo es eine Kerbe und einen Fleck hinterließ.

Erschrocken bückte sich der Mann, um das Messer aufzuheben, doch Erasmus' mechanische Hand war schneller. Sie schloss sich um den Griff, während sich der Roboter weiter mit Omnius unterhielt. »Eine neue Offensive? Ist es bloßer Zufall, dass der Titan Barbarossa genau das als Belohnung forderte, als er deine Kampfmaschine in der Gladiatorenarena besiegte?«

»Das ist irrelevant.«

Der Küchenchef starrte auf das Messer und stammelte: »Ich werde es p-p-persönlich p-polieren, bis Euer Fuß wieder so gut wie n-neu ist, Lord Erasmus.«

»Menschen sind so dumm, Erasmus«, sagte Omnius über die Lautsprecher an der Wand.

»Einige von ihnen«, pflichtete Erasmus ihm bei und vollführte eine Reihe eleganter Bewegungen mit dem Messer. Der kleine Küchenchef stieß ein stummes Gebet aus und war nicht in der Lage, sich von der Stelle zu rühren. »Ich frage mich, was ich tun sollte.« Erasmus wischte das Messer am Kittel des zitternden Mannes sauber, dann betrach-

tete er die verzerrte Reflexion des Menschen auf der Metallklinge.

»Der Tod eines Menschen ist etwas anderes als der Tod einer Maschine«, sagte Omnius leidenschaftslos. »Eine Maschine lässt sich duplizieren, durch eine Kopie ersetzen. Wenn Menschen sterben, sind sie für immer verloren.«

Erasmus simulierte schallendes Gelächter. »Omnius, du betonst zwar ständig die Überlegenheit der Maschinen, aber dir ist bisher entgangen, worin Menschen besser sind als wir.«

»Erspare mir eine weitere deiner Aufzählungen«, sagte der Allgeist. »Ich erinnere mich an jedes Detail unserer letzten Diskussion über dieses Thema.«

»Die Überlegenheit liegt im Auge des Betrachters und führt unweigerlich zur Ausblendung von Details, die nicht der vorgefassten Meinung entsprechen.« Mit seinen sensorischen Detektoren, die wie Insektenfühler schwankten, nahm Erasmus den Schweißgeruch des Küchenchefs wahr.

»Wirst du diesen Menschen töten?«, fragte Omnius.

Erasmus legte das Messer auf den Tisch und hörte, wie der kleine Mann einen Seufzer ausstieß. »Als Individuen sind Menschen leicht zu töten. Als Spezies jedoch sind sie wesentlich überlebensfähiger. Wenn sie bedroht werden, rotten sie sich zusammen und werden viel mächtiger und gefährlicher. Manchmal ist es am besten, sie zu überraschen.«

Er griff blitzschnell nach dem Messer und stieß es dem Küchenchef in die Brust – mit genügend Kraft, dass es durch das Brustbein ins Herz drang. »Zum Beispiel so.« Blut lief über die weiße Uniform, auf den Tisch und den Teller des Roboters.

Der Mensch glitt röchelnd von der Klinge. Mit dem blutigen Messer in der Hand überlegte er, ob er den fassungslosen Gesichtsausdruck seines Opfers mit seiner anpassungsfähigen Maske kopieren sollte, doch dann beschloss er, sich diese Mühe zu ersparen. Sein Robotergesicht blieb ein spie-

gelglattes Oval. Erasmus würde ohnehin nie in die Verlegenheit kommen, einen solchen Gesichtsausdruck zeigen zu müssen.

Er warf das Messer fort, das klappernd zu Boden fiel, dann tauchte er die empfindlichen Sondenfasern in das Blut auf seinem Teller. Es hatte einen recht interessanten und komplexen Geschmack. Er fragte sich, ob das Blut verschiedener Menschen sich geschmacklich unterschied. Das sollte er gelegentlich untersuchen.

Roboterwachen brachten die Leiche des Küchenchefs fort, während sich die anderen Sklaven furchtsam im Hintergrund drängten, da es eigentlich ihre Aufgabe war, die Bescherung aufzuräumen. Erasmus studierte ihre Angst.

»Ich möchte dir jetzt von einer wichtigen Entscheidung erzählen, die ich getroffen habe«, sagte Omnius. »Mein Angriffsplan wurde bereits in die Tat umgesetzt.«

Erasmus heuchelte Interesse, wie er es häufig tat. Er aktivierte einen Reinigungsmechanismus, der seine Sonde sterilisierte, die sich daraufhin in ihr Versteck unter seinem Gewand zurückzog. »Ich beuge mich deinem Urteil, Omnius. Mir fehlt die nötige Erfahrung in militärischen Angelegenheiten.«

»Aus genau diesem Grund solltest du meinen Worten Beachtung schenken. Du betonst stets, dass du lernen willst. Als Barbarossa meinen Gladiatorroboter im Schaukampf besiegte, forderte er einen Schlag gegen die Welten der Liga. Die ehemaligen Titanen sind überzeugt, dass das Universum ohne die Hrethgir wesentlich unproblematischer und geordneter wäre.«

»Wie mittelalterlich!«, sagte Erasmus. »Der große Omnius folgt dem militärischen Rat eines Cymek?«

»Barbarossa hat mich amüsiert, und es besteht durchaus die Möglichkeit, dass einige der Titanen zu Tode kommen. Das ist nicht unbedingt ein negativer Aspekt.«

»Natürlich nicht«, sagte Erasmus, »da deine Grundprogrammierung dir verbietet, deinen Schöpfern direkten Schaden zuzufügen.«

»Es kann jederzeit zu unvorhersehbaren Unfällen kommen. Wie dem auch sei, nach unserer Offensive werden entweder die Liga-Welten unterworfen oder diese letzte Bastion der Menschheit ausgelöscht sein. Das ist mir gleich. Nur wenige Menschen sind es wert, am Leben erhalten zu werden ... vielleicht auch gar keine.«

Diese Vorstellung gefiel Erasmus ganz und gar nicht.

7

Wenn der Geist dem Körper befiehlt, gehorcht er sofort. Wenn der Geist dem Geist befiehlt, stößt er sofort auf Widerstand.

Augustinus, antiker Philosoph von der Erde

Obwohl die Cymeks ihren Angriff auf Zimia gerade erst begonnen hatten, war sich Xavier Harkonnen bewusst, dass hier und jetzt die Entscheidungsschlacht für die freie Menschheit stattfand.

Die mit Waffen gespickten Kampfmaschinen rückten im Gleichschritt vor. Sie hoben silbern glänzende Arme und feuerten mit Explosivgeschossen, Flammenstrahlen und Giftgas. Mit jeder zertrümmerten Wand kamen die Cymeks der Station mit dem Hauptschildgenerator näher – ein hoher, mit filigranen Parabolgittern bestückter Turm.

Am Rand der Atmosphäre von Salusa woben redundante Verstärkersatelliten eine knisternde Barriere. Auf mehreren Kontinenten versorgten Sendetürme das Holtzman-Störfeld mit Nahrung. Die Ströme verbanden sich zu einem komplizierten Muster hoch über dem Planeten und bildeten ein undurchdringliches Gewebe aus Energie.

Doch wenn die Cymeks die Primärstationen auf der Oberfläche zerstörten, würden sich klaffende Lücken im Schild auftun. Das gesamte Netz konnte zerreißen.

Xavier hustete Blut aus seinen verätzten Lungen und schrie in seinen Kom: »Hier spricht Tercero Harkonnen. Ich übernehme den Oberbefehl über die lokalen Streitkräfte. Primero Meach und das Kontrollzentrum wurden ausgelöscht.« Mehrere Sekunden lang blieb der Kanal stumm, als wäre die gesamte Miliz sprachlos vor Entsetzen.

Er schluckte und hatte einen rostigen Geschmack im Mund, dann erteilte er den schrecklichen Befehl: »An alle lokalen Einheiten: Bilden Sie einen Kordon um die Türme mit den Schildgeneratoren. Wir haben nicht genügend Kapazitäten, um den Rest der Stadt zu verteidigen. Ich wiederhole: *Ziehen Sie sich zurück!* Das schließt sämtliche Kampffahrzeuge und Angriffsschiffe ein.«

Wie erwartet trafen die ersten Beschwerden ein. »Tercero, das kann nicht Ihr Ernst sein! Die Stadt steht in Flammen!«

»Zimia wäre ohne jeden Schutz! Das muss ein Irrtum sein!«

»Bitte überlegen Sie es sich noch einmal! Haben Sie gesehen, welche Schäden diese verdammten Cymeks bereits angerichtet haben? Denken Sie an die Bewohner der Stadt!«

»Ich bin nicht bereit, Befehle solcher Tragweite von einem *Tercero* anzunehmen ...«

Xavier brachte die Stimmen zum Schweigen. »Das Ziel der Cymeks ist offensichtlich. Sie wollen unseren Störschild ausschalten, damit die Roboterflotte uns vernichten kann. Wir müssen die Türme um jeden Preis verteidigen. *Um jeden Preis!*«

Ein Dutzend Kindjal-Piloten ignorierte demonstrativ seine Anweisungen und flog einen neuerlichen Angriff auf die Kampfmaschinen.

Xavier fuhr in kompromisslosem Tonfall fort: »Jeder, der sich beschweren will, kann es anschließend tun – wenn Sie vor dem Militärgericht stehen.« *Oder ich*, dachte er.

Rote Tropfen spritzten an die Innenseite seiner Plazmaske, und er fragte sich, wie viel Schaden die giftigen Dämpfe in seinen Lungen bereits angerichtet haben mochten. Das Atmen fiel ihm mit jedem Zug schwerer, aber er verdrängte diese Sorgen aus seinen Gedanken. Er durfte keinen geschwächten Eindruck machen, jetzt nicht. »An alle Einheiten, ziehen Sie sich zurück und schützen Sie die Türme! Das ist ein Befehl! Wir müssen uns neu formieren und unsere Strategie ändern.«

Endlich zogen sich die salusanischen Bodenstreitkräfte von ihren Verteidigungsstellungen zurück und gruppierten sich rund um den Turm mit den Holtzman-Schildgeneratoren. Der Rest der Stadt war nun so ungeschützt wie ein Lamm auf der Schlachtbank. Und die Cymeks stürzten sich begierig auf das Opfer.

Vier Kampfmaschinen stapften durch einen Statuenpark und zerstörten berühmte Kunstwerke. Die mechanischen Monster radierten Gebäude aus, legten Museen in Schutt und Asche, planierten Schutzbunker. Ihre Vernichtungswut kannte keine Grenzen.

»Halten Sie die Stellung!«, befahl Xavier auf allen Kanälen und setzte sich gegen die empörten Aufschreie der Truppen durch. »Die Cymeks wollen uns nur fortlocken.«

Die Kampfmaschinen setzten einen Glockenturm in Brand, der vor vierhundert Jahren von Chusuk als Denkmal für eine erfolgreiche Abwehr der Denkmaschinen errichtet worden war. Die Glocken tönten laut, als der Turm in sich zusammenfiel und die Trümmer auf den freien Platz stürzten.

Inzwischen hatte sich der größte Teil der Bevölkerung von Zimia in die gesicherten Bunker geflüchtet. Flotten aus Sanitäts- und Feuerwehrfahrzeugen folgten der Vernichtungsschneise, um das Ausmaß der Katastrophe einzudämmen. Viele Rettungsversuche wurden zu Selbstmordkommandos.

Xavier, der mitten unter den Truppen der Miliz rund um den Sendeturm stand, wurde von Zweifeln gepackt. Er fragte sich, ob er die richtige Entscheidung getroffen hatte, aber jetzt wagte er nicht mehr, noch einmal die Strategie zu ändern. Seine Augen brannten vom Rauch, und seine Lungen bereiteten ihm mit jedem Atemzug Todesqualen. Er wusste, dass er Recht hatte. Er kämpfte um das Leben aller Bewohner des Planeten. Einschließlich Serena Butler.

»Was nun, Tercero?«, sagte Cuarto Jaymes Powder, als er an seine Seite trat. Obwohl das kantige Gesicht des Unteroffiziers zum Teil von der Atemmaske verdeckt wurde, war deutlich der Zorn in seinen funkelnden Augen zu erkennen.

»Wollen wir untätig herumsitzen und zusehen, wie diese verdammten Maschinen Zimia verwüsten? Wozu sollen wir die Schildgeneratoren schützen, wenn ohnehin bald nichts mehr von der Stadt übrig ist?«

»Wir können die Stadt nicht retten, wenn wir die Schilde verlieren und der ganze Planet von der Roboterflotte angegriffen wird.«

Die salusanischen Streitkräfte bildeten einen Verteidigungsring rund um die Parabolgitter der Sendetürme. Bodentruppen und Waffensysteme wurden auf den Schutzwällen und Straßen der Umgebung in Stellung gebracht. Kindjals kreisten am Himmel und feuerten auf die Cymeks, um sie zu vertreiben.

Die Soldaten in Xaviers Nähe hielten ihre Waffen gepackt und kochten vor Wut. Die verzweifelten Männer wollten losstürmen und sich den Angreifern entgegenstellen ... oder vielleicht Xavier die Arme und Beine einzeln ausreißen. Mit jeder Explosion und jedem eingeebneten Gebäude kamen die verbitterten Truppen einer offenen Meuterei näher.

»Wir müssen unsere Kräfte bündeln, bis Verstärkung eingetroffen ist«, sagte Xavier hustend.

Powder starrte auf die Schutzmaske des Tercero und sah das Blut auf der Scheibe. »Ist alles in Ordnung mit Ihnen?«

»Es ist nichts Schlimmes.« Doch Xavier hörte mit jedem Atemzug das Gurgeln seiner blutenden Lungen.

Ihm wurde schwindlig, als sich das Gift weiter durch sein Körpergewebe fraß, und er musste sich an einem Fahrzeug abstützen. Er betrachtete das letzte Aufgebot, das er in kürzester Zeit zusammengezogen hatte, und hoffte, dass es genügte. Schließlich sagte Xavier: »Nachdem die Türme nun geschützt sind, können wir Jagd auf einige der Invasoren machen. Sind Sie bereit, Cuarto Powder?«

Powders Miene hellte sich auf, und die Soldaten jubelten. Mehrere Männer feuerten mit ihren Waffen in die Luft und waren bereit, sich kopfüber ins Getümmel zu stürzen. Xavier musste sie wie der Reiter eines bockigen Pferdes zurückhalten.

»Warten Sie! Hören Sie gut zu! Wir haben keine Überraschung auf Lager, wir erkennen keine Schwäche des Feindes, die wir ausnutzen könnten. Aber wir haben den festen Willen, uns zur Wehr zu setzen, und wir müssen uns zur Wehr setzen ... sonst werden wir alles verlieren.« Er achtete nicht auf das Blut in seiner Maske und wusste nicht, wie es ihm gelang, unerschütterliche Zuversicht in seine Stimme zu legen. »*So* werden wir die Cymeks besiegen!«

Während der ersten hektischen Gefechte hatte Xavier beobachtet, wie mindestens einer der Kolosse durch mehrere konzentrierte Explosionen vernichtet worden war. Der komplexe Aktionskörper war jetzt nur noch ein rauchender Trümmerhaufen. Doch dann hatten die Kampfflieger und Bodentruppen ihre Angriffe auf zu viele Ziele verteilt, was ihre Wirksamkeit geschwächt hatte.

»Wir werden einen koordinierten Schlag ausführen. Wir suchen uns ein bestimmtes Ziel aus und zerstören es. Einen Cymek nach dem anderen. Wir werden ihn so lange unter Beschuss nehmen, bis nichts mehr von ihm übrig ist. Dann nehmen wir uns den nächsten vor.«

Obwohl er kaum noch atmen konnte, entschied Xavier, dass er die Schwadronen persönlich anführen wollte. Als Tercero war er es gewohnt, während der Übungen und Simulationen mitten im Kampfgetümmel zu stehen.

»Sollten Sie sich nicht lieber in einen gesicherten Bereich zurückziehen?«, fragte Powder überrascht. »Das Protokoll sieht für den Oberbefehlshaber vor ...«

»Sie haben völlig Recht, Jaymes«, sagte er ruhig. »Trotzdem werde ich hinausgehen. Für uns geht es um alles oder nichts. Sie bleiben hier und schützen die Türme um jeden Preis.«

Unterirdische Aufzüge brachten weitere startbereite Kindjals an die Oberfläche. Xavier stieg in eins der grau gesprenkelten Flugzeuge und schnallte sich im Cockpit an. Piloten rannten zu ihren Kampfschiffen und riefen, dass sie im Namen ihrer Kameraden, die zurückbleiben mussten, Rache nehmen würden. Xavier schaltete seinen Kom-

kanal auf die Kommandofrequenz und erteilte neue Anweisungen.

Tercero Harkonnen stellte den Sitz ein und startete seinen Kindjal. Die Beschleunigung presste ihn gegen die Rückenlehne und erschwerte ihm zusätzlich das Atmen. Blut rann ihm aus dem Mundwinkel.

Die Flugzeuge entfernten sich von den Sendetürmen, während sich eine kleine Abteilung Bodentruppen in Marsch setzte, um die ihnen zugewiesene Abfangposition einzunehmen. Mit entsicherten Waffen und abwurfbereiten Bomben stürzten sich die Kindjals auf den ersten Cymek. Dieser Gegner war etwas kleiner als die anderen. Xaviers Stimme drang knisternd aus den Lautsprechern aller Kampfjäger. »Auf mein Zeichen feuern ... *jetzt!*«

Die Verteidiger griffen das künstliche Geschöpf von allen Seiten an, bis die verkohlten und verbogenen Krebsbeine erstarrten. Auch der Gehirnbehälter war zerstört. Jubel hallte durch den Komkanal. Bevor sich die Cymeks auf die neue Taktik des koordinierten Angriffs einstellen konnten, wählte Xavier das zweite Ziel aus. »Folgen Sie mir! Zum nächsten!«

Die Schwadron der Miliz schlug wie ein Hammer zu und nahm eine weitere Kampfmaschine in die Zange. Die mobilen Bodentruppen eröffneten ebenfalls das Feuer, während die Kindjals Bomben abwarfen.

Der zweite Cymek bemerkte den Angriff frühzeitig und hob die Metallbeine, um sich mit weiß glühenden Flammenstrahlen zu wehren. Zwei Kindjals, die Xavier flankierten, stürzten brennend ab und schlugen in Gebäude ein, die bereits zertrümmert waren. Verirrte Bomben planierten einen kompletten Häuserblock der Stadt.

Doch die verbleibenden Einheiten setzten sich mit der konzentrierten Taktik durch. Den zahlreichen Explosionen konnte der Maschinenkörper nicht widerstehen, und schon bald war auch vom zweiten Cymek nur noch ein Schrotthaufen übrig. Ein Metallarm zuckte noch einmal, dann brach er aus dem Gelenk und fiel zwischen die Trümmer.

»Drei sind erledigt«, sagte Xavier. »Bleiben noch fünfundzwanzig.«

»Falls sie sich nicht vorher zurückziehen«, erwiderte ein anderer Pilot.

Im Gegensatz zu den meisten Denkmaschinen Omnius' waren die Cymeks Individuen. Bei einigen handelte es sich um Überlebende der ehemaligen Titanen, bei anderen – den Neo-Cymeks – um menschliche Kollaborateure und Verräter von den Synchronisierten Welten. Alle hatten ihre biologischen Körper aufgegeben, um sich der angeblichen Perfektion der Denkmaschinen anzunähern.

Mit den Truppen, die den Sendeturm sicherten, setzte Cuarto Powder alle Kräfte aus seinem Arsenal ein, um vier Cymeks zurückzutreiben, die nahe genug herangekommen waren, um die überlebenswichtige Anlage zu gefährden. Er zerstörte eine Kampfmaschine und zwang die übrigen drei, sich humpelnd zurückzuziehen und neu zu formieren. Unterdessen konnte Xaviers Schwadron zwei weitere Cymeks aus der Luft vernichten.

Das Blatt wendete sich.

Xaviers Bomberstaffel ging auf einen neuen Kurs und konzentrierte sich auf eine andere Invasionsgruppe. Unterstützt von den Bodentruppen und Artilleriegeschützen nahm die Salusanische Miliz den vordersten Cymek unter Feuer. Das geballte Bombardement zerfetzte die Beine der Maschine und machte ihre Waffen unbrauchbar. Die Kindjals kehrten zurück, um ihr den Todesstoß zu versetzen.

Zum Erstaunen der Salusaner löste sich plötzlich der Aufsatz mit dem menschlichen Gehirn des Cymeks vom Roboterkörper. Mit einem grellen Blitz wurden die Verbindungen zu den mechanischen Beinen abgesprengt, und der gepanzerte Behälter raste auf einem Raketenstrahl in den Himmel, wo er außer Reichweite der salusanischen Waffen war.

»Eine Rettungskapsel, mit der sich das Gehirn des Verräters in Sicherheit bringen will.« Diese Worte strengten Xavier so sehr an, dass seine Lungen pfiffen und er wieder

Blut hustete. »Nehmen Sie sie unter Feuer!« Seine Kindjals aktivierten die Waffen, als die Cymek-Kapsel in den rauchgeschwängerten Himmel aufstieg. Sie verfügte offenbar über genügend Schub, um Fluchtgeschwindigkeit erreichen zu können.

»Verdammt!« Die Piloten schossen auf die Spitze der verblassenden Triebwerksspur, aber die Kapsel wurde immer schneller und war kaum noch zu sehen.

»Vergeuden Sie nicht Ihre Munition«, sagte Xavier über die Komverbindung. »Er stellt keine Gefahr mehr dar.« Ihm wurde erneut schwindlig. Er drohte bewusstlos zu werden ... oder zu sterben.

»Verstanden.« Die Kindjals nahmen wieder Kurs auf die Oberfläche, um sich auf den nächsten Cymek zu konzentrieren.

Doch als sich die Angriffsformation auf den Feind stürzte, zündete auch dieser Cymek die Rettungskapsel mit dem Gehirn, die wie eine Kanonenkugel in den Himmel geschleudert wurde. »He!«, beklagte sich ein Pilot. »Er ist abgehauen, bevor wir ihm ein blaues Auge schlagen konnten!«

»Vielleicht haben wir das Schwanz-einklemmen-und-nichts-wie-weg-Programm aktiviert«, sagte ein anderer Pilot mit verächtlichem Schnaufen.

»Seien wir froh, dass sie sich zurückziehen«, sagte Xavier, der sich kaum noch bei Bewusstsein halten konnte. Er hoffte, dass er nicht mit dem Kindjal abstürzte. »Folgen Sie mir zum nächsten Ziel.«

Als hätten sie auf ein Signal reagiert, ließen plötzlich alle Cymeks ihre Gladiatorenkörper im Stich. Die Fluchtkapseln schossen wie ein Feuerwerk empor, rasten blind durch das Netz der Störfelder und in den Weltraum, wo sie von der Roboterflotte geborgen werden konnten.

Als die Cymeks den Angriff einstellten, stimmten die salusanischen Verteidiger zwischen den Trümmern ein Jubelkonzert an.

* * *

In den nächsten Stunden kamen die überlebenden Salusaner aus den Bunkern und schauten blinzelnd mit einer Mischung aus Entsetzen und Triumph in den rauchverhangenen Himmel.

Nach dem Rückzug der Cymeks hatte die Roboterflotte frustriert einen Schwarm Raketen auf die Oberfläche gefeuert, aber auch deren Computer scheiterten am Schutzschirm. Die Raketenabwehr von Salusa Secundus vernichtete alle feindlichen Flugkörper der Maschinen, bevor sie ihre Ziele erreichen konnten.

Als sich schließlich sämtliche Raumstreitkräfte aus dem System Gamma Waiping um die Roboterflotte zusammenzogen, mussten die Denkmaschinen ihre Erfolgschancen neu berechnen. Das Ergebnis gefiel ihnen nicht, sodass sie sich zum Rückzug entschlossen. Zahlreiche Wracks mussten sie im Orbit zurücklassen.

Auf der Planetenoberfläche brannte Zimia noch immer, und Zehntausende von Leichen lagen in der Asche der Stadt.

Xavier hatte sich während des Kampfes zusammengerissen, aber anschließend konnte er sich kaum noch auf den Beinen halten. Seine Lungen waren voller Blut, sein Mund schmeckte nach Säure. Er hatte darauf bestanden, dass sich die Ärzte und Sanitäter auf die Schwerverletzten in den Straßen konzentrierten.

Von einem Balkon im höchsten Stockwerk des Parlamentsgebäudes blickte er auf die schreckliche Verwüstung hinaus. Dann wurde die Welt um ihn herum in ein kränkliches Rot getaucht, und er schwankte, bevor er vom Geländer zurückweichen konnte. Er hörte, wie hinter ihm jemand nach einem Arzt rief.

Ich kann es nicht als Sieg betrachten, dachte er noch, dann fiel er in schwarze Bewusstlosigkeit.

8

In der Wüste ist die Grenze zwischen Leben und Tod scharf und schnell.

Feuerlyrik der Zensunni von Arrakis

Fern von den Denkmaschinen und der Liga der Edlen veränderte sich die Wüste nie. Die Zensunni-Nachfahren, die nach Arrakis geflohen waren, lebten in isolierten Höhlengemeinschaften und konnten sich nur mit Mühe ernähren. Sie hatten wenige Freuden, doch sie kämpften jeden Tag aufs Neue ums Überleben.

Sonnenlicht ergoss sich über den Ozean aus Sand und erwärmte die Dünen, die sich wie Wellen an einem Strand dahinzogen. Ein paar schwarze Felsen ragten aus dem Staubmeer, boten jedoch kaum Schutz vor der Hitze oder den dämonischen Würmern.

Diese trostlose Landschaft war das Letzte, was er in seinem Leben sehen würde. Das Volk hatte den jungen Mann verurteilt, und nun erwartete ihn die Strafe. Dass er unschuldig war, spielte keine Rolle.

»Fort mit dir, Selim!«, kam ein Ruf von oben aus den Höhlen. »Geh weit fort von hier!« Er erkannte die Stimme seines jungen Freundes Ebrahim – seines *ehemaligen* Freundes. Vielleicht war er erleichtert, da eigentlich ihm und nicht Selim die Verbannung und der Tod zugestanden hätten. Doch niemand würde um den Verlust eines Waisenjungen trauern, also war es Selim, der nach den Gerechtigkeitsvorstellungen der Zensunni verstoßen wurde.

Eine krächzende Stimme sagte: »Mögen die Würmer deine faule Haut ausspucken.« Das war die alte Glyffa, die einst wie eine Mutter zu ihm gewesen war. »Dieb! Wasserräuber!«

Von den Höhlen warf der Stamm mit Steinen nach ihm. Ein scharfkantiger Brocken schlug gegen das Tuch, das er sich zum Schutz vor der Sonne um den Kopf gewickelt hatte. Selim duckte sich, aber er gönnte ihnen nicht das Vergnügen einer ängstlichen Reaktion. Man hatte ihm nahezu alles genommen, aber so lange er noch atmen konnte, blieb ihm immer noch sein Stolz.

Naib Dhartha, der Sietch-Führer, beugte sich nach draußen. »Der Stamm hat gesprochen.«

Es würde ihm nichts nützen, wenn er seine Unschuld beteuerte oder sich mit Erklärungen oder Entschuldigungen zu rechtfertigen versuchte. Mit sicheren Schritten lief der junge Mann den steilen Pfad hinunter. Er bückte sich und hob einen handlichen Stein auf, dann schaute er finster zu seinem Volk hinauf.

Selim war schon immer ein guter Werfer gewesen. Er hatte immer wieder Raben, Kängurumäuse oder Eidechsen für den Kochtopf der Gemeinschaft erlegt. Wenn er sorgfältig zielte, konnte er dem Naib ein Auge aus dem Schädel schlagen. Selim hatte gesehen, wie Dhartha leise mit Ebrahims Vater geflüstert hatte, wie sie ihren Plan ausgeheckt hatten, die Schuld vom verantwortlichen Jungen auf ihn abzuwälzen. Sie hatten Selims Bestrafung beschlossen und die Wahrheit unterdrückt.

Naib Dhartha hatte dunkle Augenbrauen und pechschwarzes Haar, das mit einem stumpfen Metallring zu einem Pferdeschwanz zusammengerafft war. Eine dunkelrote Tätowierung aus Winkeln und geraden Linien zierte seine linke Wange. Seine Frau hatte sie ihm mit einer Stahlnadel und dem Saft einer Inkvine-Ranke, die die Zensunni in ihren Glasgärten kultivierten, ins Gesicht geritzt. Der Naib schaute nach unten, als wollte er Selim herausfordern, den Stein zu werfen, weil das Volk dann mit einem Hagel aus viel größeren Steinen reagieren würde.

Aber eine solche Strafe würde ihn viel zu schnell töten. Stattdessen vertrieb der Stamm den jungen Selim aus der eng verwobenen Gemeinschaft. Und wer ohne jede Hilfe

war, überlebte auf Arrakis nicht lange. Die Existenz in der Wüste erforderte Zusammenarbeit, jeder trug seinen Teil zum Gelingen bei. Die Zensunni betrachteten den Diebstahl – insbesondere von Wasser – als größtes vorstellbares Verbrechen.

Selim steckte den Stein in die Tasche. Ohne auf das spöttische Gejohle und die Beleidigungen zu achten, setzte er den umständlichen Abstieg in die offene Wüste fort.

Dhartha rief mit einer Stimme, die wie das tiefe Heulen eines Sturmwindes tönte: »Selim, der du weder Vater noch Mutter hast, Selim, der du einst als Mitglied unseres Stammes willkommen warst – du wurdest für schuldig befunden, Wasser gestohlen zu haben. Also musst du nun über den Sand fortziehen.« Dhartha hob die Stimme und schrie, bevor der Verbannte außer Hörweite war: »Möge Shaitan an deinen Knochen ersticken.«

Sein ganzes Leben lang hatte Selim härter als die meisten anderen gearbeitet. Weil seine Eltern unbekannt waren, hatte der Stamm es von ihm verlangt. Niemand hatte ihm geholfen, wenn er krank wurde, außer der alten Glyffa; niemand hatte ihm einen Teil seiner Last abgenommen. Er hatte beobachtet, wie sich einige seiner Gefährten vom übermäßigen Wasseranteil ihrer Familie satt getrunken hatten, darunter auch Ebrahim. Und doch hatte der Junge den halb vollen Literjon mit abgestandenem Wasser geleert, in der trügerischen Hoffnung, dass es niemand bemerken würde. Für Ebrahim war es ein Leichtes gewesen, die Schuld auf seinen angeblichen Freund zu schieben, als der Diebstahl entdeckt wurde ...

Dhartha hatte sich geweigert, dem Verstoßenen auch nur den kleinsten Wasserbeutel für die Reise mitzugeben, weil es eine Vergeudung der Vorräte des Stammes gewesen wäre. Ohnehin erwartete niemand, dass Selim länger als einen Tag überlebte, selbst wenn es ihm gelang, den furchterregenden Ungeheuern der Wüste zu entrinnen.

Er brummte so leise, dass keiner ihn hören konnte: »Möge sich dein Mund mit Staub füllen, Naib Dhartha.« Er

lief weiter den Pfad hinunter, während sein Volk ihn mit Flüchen bedachte. Ein kleiner Stein flog an ihm vorbei.

Als er am Fuß der Felsklippe stand, die Schutz vor der Wüste und den Sandwurmdämonen bot, marschierte er in gerader Linie los. Er wollte diesen Ort so schnell wie möglich hinter sich lassen. Zweifellos wunderte sich der Stamm, warum er sich freiwillig in die Dünen hinauswagte, statt sich in einer Höhle in den Felsen zu verkriechen.

Was habe ich noch zu verlieren?

Selim hatte beschlossen, dass er auf keinen Fall zurückkehren und um Hilfe flehen würde. Also schritt er erhobenen Hauptes über die Dünen. Er würde eher sterben, als sie um Vergebung zu bitten. Ebrahim hatte gelogen, um sein eigenes Leben zu retten, doch Naib Dhartha hatte in Selims Augen ein viel schwereres Verbrechen begangen, indem er bewusst einen unschuldigen Jungen zum Tode verurteilte, weil es aus stammespolitischen Gründen angebracht war.

Selim besaß ausgezeichnete Wüstenfähigkeiten, aber Arrakis war eine extrem lebensfeindliche Welt. Während der Jahrhunderte, seit die Zensunni sich hier angesiedelt hatten, war nie jemand aus der Verbannung zurückgekehrt. Die Wüste hatte jeden spurlos verschluckt. Der junge Mann marschierte in die Einöde hinaus und hatte kaum etwas dabei – nur ein Seil, das über seiner Schulter hing, einen kurzen Dolch an seinem Gürtel und einen zugespitzten Gehstock aus Metall, den er sich vom Schrottplatz des Raumhafens von Arrakis City geholt hatte.

Vielleicht konnte Selim sich dorthin wenden und in den Handelsniederlassungen Arbeit finden. Er würde gelandete Raumschiffe be- und entladen, die von Planet zu Planet flogen und oftmals Jahre für jede Passage benötigten. Doch solche Schiffe besuchten Arrakis nur selten, da die Welt weitab der regulären Flugrouten lag. Und wenn Selim sich den Fremden von anderen Planeten anschloss, würde er vielleicht zu viel von seiner eigenen Persönlichkeit aufgeben müssen. Es wäre besser, allein in der Wüste zu leben – falls er dort überleben konnte ...

Er steckte einen weiteren scharfkantigen Stein ein, den jemand aus den Höhlen nach ihm geworfen hatte. Als der Bergrücken in der Ferne schrumpfte, fand er einen dritten, der sich hervorragend als Wurfgeschoss eignete. Irgendwann würde er sich etwas Essbares erjagen müssen. Wenn er das feuchte Fleisch einer Eidechse aussaugte, würde er ein wenig länger überleben.

Während er tiefer in die gnadenlose Wüste vorstieß, blickte Selim zu einem langen Felsrücken hinüber, der weit von den Zensunni-Höhlen entfernt lag. Dort wäre er außer Reichweite des Stammes, aber er konnte an jedem Tag, den er in der Verbannung überlebte, über sie lachen. Er konnte ihnen eine lange Nase drehen und den Naib mit Beleidigungen bedenken, die niemals seine Ohren erreichen würden.

Selim stieß den Gehstock in die weichen Dünen, als wollte er einen Feind erstechen. Er zeichnete ein lästerliches buddhislamisches Symbol in den Sand und fügte einen Pfeil hinzu, der auf die Felshöhlen des Stammes zeigte. Diese kleine Rache verschaffte ihm eine gewisse Genugtuung, auch wenn der Wind die Beleidigung nach spätestens einem Tag ausgelöscht haben würde. Mit leichteren Schritten bestieg er eine hohe Düne und ließ sich auf der anderen Seite hinunterrutschen.

Er stimmte ein traditionelles Lied an, um seine gute Laune zu wahren, und beschleunigte seine Schritte. Der ferne Felsrücken schimmerte im Nachmittagslicht, und er versuchte sich einzureden, das die Formation einen einladenden Eindruck machte. Sein Wagemut steigerte sich, je mehr Abstand er zu seinen Peinigern gewann.

Doch als er weniger als einen Kilometer vom schützenden schwarzen Fels entfernt war, spürte Selim, wie der lose Sand unter seinen Füßen zitterte. Plötzlich wurde er sich der Gefahr bewusst und bemerkte eine wellenförmige Bewegung in der Wüste, die verriet, dass sich ein großes Geschöpf tief unter den Dünen hindurchschob.

Selim rannte los. Er hastete über den weichen Dünenkamm und achtete darauf, nicht zu stürzen. Er blieb auf

dem Kamm, obwohl er wusste, dass auch diese hohe Düne kein Hindernis für den anrückenden Sandwurm darstellte. Der Felsrücken war immer noch viel zu weit entfernt, während sich der Dämon unaufhaltsam näherte.

Selim riss sich zusammen und hielt an, obwohl sein panisches Herz ihn zur Flucht drängte. Würmer folgen jeder Vibration, und er war wie ein verängstigtes Kind davongelaufen, statt bewegungslos zu erstarren, wie es der listige Wüstenhase tat. Dieses Monster hatte ihn zweifellos längst ins Visier genommen. Wie viele andere vor ihm waren vor Entsetzen auf die Knie gefallen, um ein letztes Gebet zu sprechen, bevor sie verschlungen wurden? Niemand hatte je eine Begegnung mit einem der riesigen Dämonen der Wüste überlebt.

Es sei denn, er konnte ihn täuschen ... ihn ablenken.

Selim zwang seine Beine und Füße, zu Granit zu erstarren. Er nahm den ersten der faustgroßen Steine aus der Tasche und warf ihn, so weit er konnte, in die Senke zwischen zwei Dünen. Er landete mit einem dumpfen Geräusch – und die bedrohliche Spur des Wurms bog ein kleines Stück zur Seite ab.

Er warf den zweiten Stein und den dritten, in gleichmäßigen Zeitabständen, um den Wurm von ihm wegzulocken. Als er auch seine restlichen Steine verbraucht hatte, war die Bestie nur leicht vom Kurs abgewichen und erhob sich nun aus dem Sand, um sich auf ihn zu stürzen.

Mit leeren Händen hatte er keine Möglichkeit mehr, das Geschöpf abzulenken.

Der Wurm verschlang mit aufgerissenem Maul Sand und Steine und suchte darin nach einem Stück Fleisch. Unter Selims Stiefel rutschte der Boden weg und rieselte in die Rinne, die der Wurm in den Sand geschnitten hatte. Er wusste, dass das Ungeheuer ihn fressen würde. Er nahm einen unheilverkündenden Zimtgestank wahr, der aus dem Maul des Wurmes kam, und sah Feuer in seinem Rachen lodern.

Nun würde Naib Dhartha zweifellos über das Schicksal des jungen Diebes lachen. Selim schrie einen lauten

Fluch. Bevor er sich aufgab, wollte er zum Gegenangriff übergehen.

In der Nähe des riesigen Mauls wurde der Gewürzgeruch intensiver. Der junge Mann packte seinen Gehstock und flüsterte ein Gebet. Als sich der Wurm aus dem Sand erhob, sprang Selim auf seinen harten, gewölbten Rücken. Er holte mit dem Metallstab aus und stieß die scharfe Spitze wie einen Speer in das, was er für die zähe, verhornte Haut des Wurmes hielt. Stattdessen rutschte die Spitze ab und drang zwischen zwei Segmenten in weiches, rosafarbenes Fleisch.

Die Bestie reagierte, als hätte man sie mit einer Maula-Kanone beschossen. Sie bäumte sich auf und wand sich.

Überrascht trieb Selim den Speer tiefer hinein und hielt sich mit aller Kraft daran fest. Er schloss die Augen, biss die Zähne zusammen und lehnte sich zurück, um nicht den Halt zu verlieren. Er hätte verloren, wenn er losließe.

Trotz der heftigen Reaktion des Geschöpfes konnte der kleine Speer es kaum verletzt haben. Selims Angriff war lediglich eine Geste menschlichen Trotzes gewesen, wie eine Beißfliege, die durstig nach einem Tropfen süßen Blutes war. Jeden Augenblick konnte der Wurm wieder in den Sand eintauchen und Selim mit in die Tiefe reißen.

Doch zu seiner Überraschung bewegte sich das Monster vorwärts und blieb an der Oberfläche des Dünenmeers, damit sein freiliegendes empfindliches Gewebe nicht mit scharfem Sand in Berührung kam.

Furchtsam klammerte sich Selim an den Stab – bis er lachend erkannte, dass er auf Shaitan höchstpersönlich *ritt*! Hatte schon irgendjemand vor ihm etwas Derartiges ausprobiert? Wenn ja, schien zumindest niemand diese Erfahrung überlebt zu haben.

Selim schloss einen Pakt mit Gott, dass er sich niemandem ergeben würde, weder dem Naib Dhartha noch diesem Wüstendämon. Er zog am Speer und vergrößerte die fleischige Öffnung zwischen den Segmenten, worauf sich der Wurm noch weiter aus dem Sand erhob, als könnte er auf

diese Weise den ärgerlichen Parasiten auf seinem Rücken loswerden ...

Der junge Verbannte erreichte nie den Felsrücken, auf dem er sein einsames Lager hatte aufschlagen wollen. Stattdessen stürmte der Wurm in die offene Wüste hinaus ... und nahm Selim in ein neues Leben mit, das nichts mehr mit seinem bisherigen zu tun hatte.

9

Wir haben etwas Wichtiges von den Computern gelernt - dass die Aufstellung von Richtlinen Menschen und nicht Maschinen zusteht.

Rell Arkov,
Gründungsprotokoll der Liga der Edlen

Nach der Schlappe vor Salusa Secundus kehrte die Flotte der Denkmaschinen zu ihrer fernen Basis auf Corrin zurück. Der Allgeist würde gar nicht erfreut sein, wenn er den Bericht ihres Scheiterns vernahm.

Wie unterwürfige Schoßhunde Omnius' folgten die verbliebenen Neo-Cymeks der geschlagenen Roboterflotte. Doch die sechs Überlebenden der ehemaligen Titanen - Agamemnon und sein Elitekader - bereiteten eine Ablenkung vor. Dies war die Gelegenheit, ihre eigenen Pläne gegen die Unterdrückungsmacht des Allgeistes voranzutreiben ...

Während die verstreuten Kriegsschiffe unterwegs waren und die Wächteraugen mit sich führten, brachte Agamemnon sein Schiff heimlich auf einen anderen Kurs. Nachdem er der Salusanischen Miliz entkommen war, hatte der Cymek-General seinen Gehirnbehälter von der verbrannten mobilen Kampfmaschine in dieses schlanke Schiff versetzt. Trotz der Niederlage war er in Jubelstimmung und fühlte sich lebendig wie lange nicht mehr. Es würde immer neue Schlachten geben, ob nun gegen ungezähmte Menschen oder gegen Omnius.

Die uralten Cymeks hielten Funkstille, weil sie befürchteten, eine verirrte elektromagnetische Welle könnte von einem Nachzügler der Maschinenflotte aufgefangen werden. Sie programmierten einen schnelleren und gefährliche-

ren Kurs, der näher an astronomischen Hindernissen vorbeiführte, denen die risikoscheuen Roboter in weitem Bogen auswichen. Durch diese Abkürzung gewannen die geheimen Cymek-Rebellen Zeit, um sich ungestört beratschlagen zu können.

Als sie sich einer matt glühenden roten Zwergsonne näherten, flogen die Titanen einen unförmigen, von Kratern zerklüfteten Felsbrocken an, der eine enge Bahn um den sterbenden Stern zog. Hier waren sie im Schauer aus ionisierten Partikeln und im starken Magnetfeld vor jeder Ortung durch Roboter abgeschirmt. Nach tausend Jahren im Dienst von Omnius hatte Agamemnon Mittel und Wege gefunden, den verfluchten Allgeist auszutricksen.

Für das Flugmanöver benutzten die sechs Cymeks nicht die Computer-Navigationssysteme, sondern ihre menschlichen Fähigkeiten. Agamemnon wählte einen Landeplatz in einem großen Krater aus, und die anderen Titanen setzten neben seinem Gefährt auf, als sie einen sicheren Stand auf der rissigen Ebene gefunden hatten.

Im Innern seines Schiffes steuerte Agamemnon mechanische Arme, die sein eingeschlossenes Gehirn aus der Fassung hoben und es in einen anderen mobilen Körper setzten, der über sechs stabile Beine und einen tief gehängten Rumpf verfügte. Nachdem er sich an die Elektroden angeschlossen hatte, die seinen Geist mit der Maschine verbanden, testete er die glänzenden Beine und regulierte die Hydraulik.

Mit dem anmutigen mechanischen Körper lief er die Rampe hinunter auf den weichen Felsboden. Die anderen Titanen gesellten sich zu ihm. Auch sie waren in beweglichen Laufmaschinen mit sichtbarem Innenleben gekommen, deren Lebenserhaltungssysteme problemlos die glühende Hitze und die Strahlung neutralisierten. Der blutrote Zwergstern hing am schwarzen, luftlosen Himmel.

Der erste der überlebenden Titanen trat vor und berührte mit Sensorflächen den mechanischen Körper des Generals. Es war eine zarte, romantische Berührung. Juno war ein

strategisches Genie, und sie war Agamemnons Geliebte gewesen, als sie noch menschliche Körper besessen hatten. Ein Jahrtausend später setzten sie ihre Partnerschaft fort und benötigten dazu kaum mehr als das Aphrodisiakum der Macht.

»Werden wir bald in Aktion treten, Geliebter?«, fragte Juno. »Oder müssen wir noch ein oder zwei Jahrhunderte warten?«

»So lange nicht, Juno. Nicht annähernd so lange.«

Als Nächster kam Barbarossa, der für Agamemnon in den vergangenen tausend Jahren sein bester Freund gewesen war. »Jeder Augenblick ist bereits eine Ewigkeit«, sagte er. Während der ersten Machtübernahme der Titanen hatte Barbarossa entdeckt, wie sich die allgegenwärtigen Denkmaschinen des Alten Imperiums manipulieren ließen. Zum Glück hatte das bescheidene Genie die Voraussicht besessen, eine strenge Grundprogrammierung anzulegen, die die Denkmaschinen daran hinderte, den Titanen irgendeinen Schaden zuzufügen. Diesen Einschränkungen hatten Agamemnon und seine Cymek-Gefährten es zu verdanken, dass sie ein Jahrtausend nach dem Verrat des Allgeistes immer noch am Leben waren.

»Ich weiß gar nicht, ob ich lieber Computern oder Menschen den Garaus machen möchte«, sagte Ajax. Der mächtigste und brutalste Kämpfer unter den alten Cymeks stapfte in einer besonders kräftigen mobilen Maschine vor, als würde er es vermissen, die Muskeln seines ehemaligen organischen Körpers spielen zu lassen.

»Wir müssen die Spuren all unserer Pläne doppelt verwischen«, sagte Dante, ein fähiger Bürokrat und Buchhalter, der mühelos die kompliziertesten Zusammenhänge verstand. Unter den Titanen war er keine ruhmreiche Gestalt gewesen, aber der Sturz des Alten Imperiums wäre ohne seine geschickten Manipulationen klerikaler und politischer Stellen niemals gelungen. Ohne das Draufgängertum der anderen Eroberer hatte Dante in aller Ruhe eine gerechte Aufteilung der Herrschaft ausgearbeitet, die es den Titanen

ermöglicht hatte, ein Jahrhundert lang ungehindert zu regieren.

Bis die Computer ihnen alles aus den Händen genommen hatten.

Der in Ungnade gefallene Xerxes war der letzte Cymek, der in den geschützten Krater trat. Der Geringste unter den Titanen hatte vor langer Zeit den unverzeihlichen Fehler begangen, der es dem neugeborenen Computergeist ermöglicht hatte, sie alle handlungsunfähig zu machen. Obwohl die Titanen ihn noch als Teil ihrer immer kleiner werdenden Gruppe brauchten, hatte Agamemnon ihm diesen Schnitzer niemals verziehen. Jahrhundertelang hatte der bedauernswerte Xerxes nur danach gestrebt, seinen Irrtum wieder gutzumachen. Er bildete sich ein, Agamemnon würde ihn wieder akzeptieren, wenn er eine Möglichkeit fand, sich von seiner Schuld reinzuwaschen. Und der Cymek-General nutzte diesen Eifer weidlich aus.

Agamemnon führte seine fünf Mitverschwörer über das Gelände zum Schatten am Rand des Kraters. Hier beratschlagten sich die Maschinen mit den menschlichen Gehirnen zwischen zertrümmerten Felsen und halb geschmolzenen Mineralien und schmiedeten einen Racheplan.

Trotz seiner Fehler würde Xerxes sie niemals verraten. Nach ihrem Sieg vor tausend Jahren hatten sich die ursprünglichen Titanen gemeinsam zur chirurgischen Lösung entschieden, statt ihre Sterblichkeit hinzunehmen. So konnten ihre körperlosen Gehirne ewig leben und sie die Titanenherrschaft konsolidieren. Es war ein dramatischer Pakt gewesen.

Inzwischen belohnte Omnius gelegentlich loyale menschliche Mitarbeiter, indem er sie in Neo-Cymeks umwandelte. Auf den Synchronisierten Welten existierten Tausende jüngerer Gehirne mit Maschinenkörpern, die willige Diener des Allgeistes waren. Agamemnon konnte sich jedoch auf niemanden verlassen, der freiwillig dem Allgeist diente.

Der Cymek-General sendete seine Worte auf einem engen Frequenzband, das direkt von den Gedankenverarbeitungs-

zentren der Titanen empfangen wurde. »Wir werden erst in einigen Wochen auf Corrin erwartet. Ich möchte diese Gelegenheit nutzen, um einen Schlag gegen Omnius zu planen.«

»Das wird auch Zeit«, sagte Ajax mit tiefer, grollender Stimme.

»Glaubst du, der Allgeist ist selbstgefällig geworden, Geliebter?«, fragte Juno. »Wie die Menschen des Alten Imperiums?«

»Ich habe keine Anzeichen der Schwäche bemerkt«, warf Dante ein, »und ich achte sehr genau auf solche Dinge.«

»Es gibt immer Schwächen«, sagte Ajax und schlug lässig mit einem schweren gepanzerten Bein ein Loch in den Boden. »Wenn man bereit ist, genügend Muskeln einzusetzen, um sie auszunutzen.«

Barbarossa klopfte mit einem metallischen Vorderbein auf den harten Fels. »Lasst euch nicht von der Künstlichen Intelligenz narren. Computer denken anders als Menschen. Selbst nach tausend Jahren hat Omnius' Aufmerksamkeit keinen Deut nachgelassen. Er besitzt genügend Rechenleistung und mehr Wächteraugen, als wir zählen können.«

»Hat er uns im Verdacht? Zweifelt Omnius an unserer Loyalität?« Xerxes machte sich bereits Sorgen, obwohl das Treffen gerade erst begonnen hatte. »Wenn er glaubt, dass wir gegen ihn intrigieren, warum eliminiert er uns nicht einfach?«

»Manchmal frage ich mich, ob dein Gehirnkanister ein Leck hat«, sagte Agamemnon. »Omnius' Programmierung verbietet ihm, uns zu töten.«

»Du musst nicht beleidigend werden. Aber Omnius ist so mächtig, dass die Vermutung nahe liegt, er könnte sich über Befehle hinwegsetzen, die Barbarossa in sein System programmiert hat.«

»Er hat es noch nie getan, und er wird es auch nie tun. Glaub mir, ich wusste damals genau, wie ich diese Aufgabe lösen musste«, sagte Barbarossa. »Vergiss nicht, dass Omnius nach Effizienz strebt. Er leitet keine überflüssigen

Maßnahmen in die Wege, und er vergeudet keine Ressourcen. *Und wir sind für ihn Ressourcen.*«

Dante sagte: »Wenn Omnius so sehr auf Effizienz bedacht ist, warum hält er sich überhaupt noch menschliche Sklaven? Einfache Roboter und Maschinen mit minimaler Intelligenz könnten diese Aufgaben viel problemloser durchführen.«

Agamemnon lief vom tiefen Schatten ins grelle Licht und wieder zurück. Seine Mitverschwörer warteten wie riesige Insekten aus Metall auf ihn. »Seit Jahren fordere ich die Auslöschung der menschlichen Gefangenen auf den Synchronisierten Welten, doch Omnius lehnt jedes Mal ab.«

»Vielleicht zögert er, weil die Denkmaschinen immerhin von Menschen geschaffen wurden«, gab Xerxes zu bedenken. »Omnius betrachtet die Menschen möglicherweise als göttliche Manifestationen.«

Agamemnon rief ihn zur Ordnung. »Willst du damit andeuten, der Computer-Allgeist sei ein tief religiöses Wesen?« Der in Ungnade gefallene Cymek verstummte sofort.

Barbarossa erklärte im Tonfall eines geduldigen Lehrers: »Nein, auf gar keinen Fall. Omnius verzichtet lediglich auf den gewaltigen Aufwand und die erhebliche Unruhe, die eine solche Ausrottungsaktion nach sich ziehen würde. Er betrachtet die Menschen als Ressourcen, die nicht vergeudet werden dürfen.«

»Wir haben seit Jahrhunderten versucht, ihn vom Gegenteil zu überzeugen«, sagte Ajax.

Da sich das sichere Zeitfenster allmählich schloss, drängte Agamemnon darauf, rasch mit der Diskussion zu einem Ergebnis zu kommen. »Wir müssen einen Weg finden, um eine radikale Veränderung anzustoßen. Wenn wir die Computer deaktivieren, können wir Titanen wieder die Herrschaft übernehmen, unterstützt von rekrutierten Neo-Cymeks.« Er schwenkte seinen Sensorenaufsatz hin und her. »Wir haben schon einmal die Macht ergriffen und müssen es wieder tun.«

Als die menschlichen Titanen seinerzeit das Alte Imperium übernommen hatten, waren es Kampfroboter gewesen, die für sie die Schlachten geschlagen hatten. Tlaloc, Agamemnon und die anderen Rebellen hatten lediglich die Überreste aufgelesen. Diesmal jedoch würden die Titanen selber kämpfen müssen.

»Vielleicht sollten wir nach Hekate suchen«, sagte Xerxes. »Sie ist die Einzige von uns, die nie unter Omnius' Herrschaft stand. Sie könnte unser Joker sein.«

Hekate, die ehemalige Gefährtin von Ajax, hatte damals auf ihren Herrschaftsanspruch verzichtet. Vor der Machtübernahme durch die Denkmaschinen war sie in den Weltraum aufgebrochen, und man hatte nie wieder etwas von ihr gehört. Doch selbst wenn sie ausfindig gemacht wurde, würde Agamemnon ihr niemals vertrauen können, weil sie ein ähnlicher Fall wie Xerxes war. Hekate hatte sie vor langer Zeit im Stich gelassen; eine solche Verbündete konnten sie nicht gebrauchen.

»Wir sollten uns anderswo nach Unterstützung umsehen. Wir sollten jede Hilfe annehmen, die wir bekommen«, sagte Agamemnon. »Mein Sohn Vorian ist einer von wenigen Menschen, denen der Zugang zum Zentralkomplex des Terra-Omnius gestattet ist, und er liefert regelmäßig die Aktualisierungen des Allgeistes an die anderen Synchronisierten Welten aus. Vielleicht können wir ihn benutzen.«

Juno lachte unterdrückt. »Du willst einem Menschen vertrauen, Geliebter? Einem Exemplar des schwachen Ungeziefers, das du so sehr verachtest? Eben noch wolltest du jedes Mitglied dieser Spezies ausrotten.«

»Vorian ist mein genetischer Sohn und mein bisher bester Nachkomme. Ich habe ihn beobachtet und ausgebildet. Er hat meine Memoiren bereits ein Dutzend Mal gelesen. Ich setze große Hoffnungen in ihn, dass er eines Tages mein würdiger Nachfolger wird.«

Juno verstand Agamemnon besser als die übrigen Titanen. »Deine zwölf vorherigen Söhne hast du mit ähnlichen Worten gepriesen, wenn ich mich recht entsinne. Trotz-

dem hast du bei allen einen Vorwand gefunden, um sie zu töten.«

»Ich habe genügend Sperma konservieren lassen, bevor ich mich in einen Cymek verwandelte, und ich habe viel Zeit, auf die richtigen Voraussetzungen zu warten«, sagte Agamemnon. »Aber Vorian ... ach, Vorian ... ich glaube, er könnte der Richtige sein. Eines Tages werde ich ihm erlauben, zum Cymek zu werden.«

Ajax unterbrach ihn mit tiefer Stimmfrequenz. »Wir können nicht gleichzeitig gegen zwei Feinde kämpfen. Da Omnius uns endlich erlaubt hat, die Hrethgir anzugreifen, dank Barbarossas Sieg in der Gladiatorenarena, würde ich sagen, dass wir uns ganz auf diesen Krieg konzentrieren. Um Omnius werden wir uns anschließend kümmern.«

Im Schatten des Kraters murmelten die Cymeks in halbherziger Zustimmung. Die Menschen der Liga hatten sich vor Jahrhunderten der Herrschaft der Titanen verweigert, und die alten Cymeks hegten einen tief verwurzelten Hass gegen sie. Dante fuhr die optischen Fasern ein und wieder aus, während er rechnete. »Ja, die Menschen dürften leichter zu besiegen sein.«

»In der Zwischenzeit können wir weiter nach Mitteln suchen, wie sich Omnius eliminieren lässt«, fügte Barbarossa hinzu. »Alles zu seiner Zeit.«

»Vielleicht habt ihr Recht«, räumte Agamemnon ein. Der Cymek-General wollte dieses Geheimtreffen nicht unnötig in die Länge ziehen.

Er führte seine Kameraden zu den Raumschiffen zurück. »Wir werden zuerst die Liga vernichten. Diesen Kampf nutzen wir als Sprungbrett, um uns dann unserem viel mächtigeren Feind zuzuwenden.«

10

Die Logik ist blind und kennt nur ihre eigene Vergangenheit.

Archive zur Genetik und Philosophie,
zusammengestellt von den Zauberinnen von Rossak

Denkmaschinen hatten nur wenig Sinn für Ästhetik, aber das Omnius-Update-Schiff war – durch einen glücklichen Zufall des Designs – ein wunderschönes schlankes, silberschwarzes Schiff, ein Funkeln in der Unermesslichkeit des Kosmos, wenn es zwischen den Synchronisierten Welten unterwegs war. Nachdem die letzte Runde der Aktualisierungen abgeschlossen war, befand sich die *Dream Voyager* nun auf dem Rückweg zur Erde.

Vorian Atreides schätzte sich glücklich, dass ihm solch eine bedeutende Aufgabe anvertraut war. Eine Sklavin, die mit Agamemnons konserviertem Samen befruchtet worden war, hatte ihn zur Welt gebracht, sodass der schwarzhaarige Vorian seine Abstammung weit über die Ära der Titanen hinaus zurückführen konnte, bis zum Haus des Atreus und einem anderen berühmten Agamemnon im antiken Griechenland vor vielen Jahrtausenden. Aufgrund des hohen Status seines Vaters war der zwanzig Jahre alte Vor von den Denkmaschinen auf der Erde aufgezogen und indoktriniert worden. Er war einer der privilegierten menschlichen »Trustees«, der Treuhänder in den Diensten Omnius', die sich frei bewegen durften.

Er hatte die Geschichte all seiner illustren Vorfahren in den ausführlichen Memoiren gelesen, die sein Vater geschrieben hatte, um seine Triumphe zu dokumentieren. In Vors Augen war das große Werk des Generals mehr als ein literarisches Meisterstück, eher ein heiliges historisches Dokument.

Nicht weit von Vors Terminal stand der Captain der *Dream Voyager*, ein autonomer Roboter, der unfehlbar die Instrumente überprüfte. Seurats Haut bestand aus einem kupferfarbenen Metallfilm, das ein menschenförmiges Polymer-Skelett überzog, in dem seine Gelprozessoren, Muskeln aus elastischen Fasern und verschiedene Extrasysteme untergebracht waren.

Während Seurat die Instrumente studierte, klinkte er sich immer wieder in die Fernsensoren des Schiffs ein oder richtete seine optischen Fasern auf das Sichtfenster. Da der Robotercaptain multitaskingfähig war, konnte er während dieser Beschäftigungen gleichzeitig mit seinem untergeordneten menschlichen Copiloten interagieren. Seurat hatte die ungewöhnliche und bedauerliche Neigung, seltsame Witze zu erzählen.

»Vorian, was kommt heraus, wenn man ein Schwein mit einem Menschen kreuzt.«

»Sag es mir.«

»Ein Wesen, das nach wie vor viel frisst und stinkt, aber trotzdem keine Arbeit leistet!«

Vorian gewährte dem Captain ein höfliches Lachen. Die meiste Zeit bewiesen Seurats Witze nur, dass der Roboter nicht richtig verstanden hatte, was Humor war. Aber wenn Vor nicht lachte, würde Seurat nur weitere Witze erzählen, so lange, bis er die gewünschte Reaktion erzielte. »Hast du keine Angst, einen Fehler zu machen, wenn du das Navigationssystem kontrollierst und gleichzeitig Witze erzählst?«

»Ich mache keine Fehler«, sagte Seurat mit seiner stakkatohaften Maschinenstimme.

Vor nahm es als Herausforderung. »Aber was wäre, wenn ich eine lebenswichtige Funktion des Schiffes sabotieren würde? Wir sind ganz allein an Bord dieses Schiffes, und immerhin bin ich ein Mensch, dem man nicht vertrauen kann. Dein Todfeind. Es wäre zumindest eine gerechte Strafe für deine schrecklichen Witze.«

»Das würde ich vielleicht von einem niederen Sklaven oder auch von einem Handwerker erwarten, aber du wür-

dest so etwas niemals tun, Vorian. Du hättest zu viel zu verlieren.« Mit einer unheimlich fließenden Bewegung drehte Seurat den Kupferkopf herum und schenkte den Kontrollen der *Dream Voyager* noch weniger Beachtung. »Und selbst wenn du es tust, würde ich es sofort bemerken.«

»Unterschätz mich nicht, alter Blechgeist. Von meinem Vater habe ich gelernt, dass wir Menschen trotz unserer vielen Schwächen eine Trumpfkarte besitzen, nämlich unsere Unberechenbarkeit.« Lächelnd trat Vorian neben den Robotercaptain und musterte die Bildschirme. »Was glaubst du, warum Omnius mich auffordert, jedes Mal eine Überraschung in seine sorgsam kalkulierten Simulationen einzuschmuggeln, wenn er eine Auseinandersetzung mit den Hrethgir plant?«

»Deine widerliche und rücksichtslose Unlogik ist der einzige Grund, warum du mich in jedem Strategiespiel schlagen kannst«, sagte Seurat. »Das hat nichts mit deinen angeborenen Fähigkeiten zu tun.«

»Ein Sieger besitzt bessere Fähigkeiten als ein Verlierer«, sagte Vor, »ganz gleich, wie du die Wettkampfregeln definierst.«

Das Update-Schiff flog die Synchronisierten Welten auf einer festgelegten Route ab. Die *Dream Voyager* war eins von fünfzehn solcher Schiffe, die Kopien des gegenwärtigen Zustands von Omnius beförderten, um die verschiedenen Ableger des Computers auf weit voneinander entfernten Planeten in Übereinstimmung zu bringen.

Die Größe von individuellen Maschinen wurde durch die Kapazität der Schaltkreise und die elektronische Übertragungsgeschwindigkeit beschränkt; daher konnte sich ein Computer-Allgeist nicht über einen einzelnen Planeten hinaus erweitern. Trotzdem existierten überall im Reich der Maschinen mentale Klone von Omnius. Durch die regelmäßigen Aktualisierungen durch Schiffe wie die *Dream Voyager* blieben alle ansonsten voneinander isolierten Omnius-Inkarnationen im Wesentlichen identisch.

Nach vielen Reisen kannte sich Vor gut mit der Bedienung des Schiffes aus und hatte mit Seurats Codes Zugang

zu allen Datenbanken. Im Laufe der Jahre waren er und der Robotercaptain zu Freunden geworden, doch es gab kaum jemanden, der die Art ihres Verhältnisses verstanden hätte. Während der langen Zeiträume, die sie im Weltraum verbrachten, sprachen sie über viele Dinge, maßen sich in Geschicklichkeitsspielen, erzählten sich Geschichten und hatten bereits viele Brücken über den Abgrund zwischen Mensch und Maschine geschlagen.

Manchmal tauschten Vor und Seurat zum Spaß die Rollen. Dann tat Vor, als wäre er der Captain des Schiffes, während Seurat zu seinem Roboterdiener wurde, wie in den Tagen des Alten Imperiums. Während eines solchen Rollenspiels hatte Vorian das Schiff spontan auf den Namen *Dream Voyager* getauft, ein poetischer Unsinn, den Seurat jedoch nicht nur tolerierte, sondern sogar unterstützte.

Als intelligente Maschine erhielt Seurat regelmäßig neue Anweisungen und Daten vom großen Omnius-Gehirn, aber weil er so viel Zeit allein zwischen den Sternen verbrachte, hatte er eine eigene, unabhängige Persönlichkeit entwickelt. Vor war der Meinung, dass Seurat den menschlichsten Geist aller Maschinen hatte, obwohl der Roboter ihm zeitweise sehr auf die Nerven ging. Insbesondere mit seinem merkwürdigen Humor.

Vor verschränkte die Hände und ließ die Gelenke knacken. Er seufzte vor Vergnügen. »Fühlt sich gut an, sich etwas locker zu machen. Schade, dass du so etwas nicht kannst.«

»Ich habe keine Lockerung nötig.«

Vorian verriet ihm nicht, dass auch er seinen organischen Körper in vielerlei Hinsicht für minderwertig hielt. Er war empfindlich und wurde ständig durch Schmerzen, Krankheiten und Verletzungen beeinträchtigt, die eine Maschine mühelos repariert hätte. Er hoffte, dass sein Körper lange genug funktionsfähig blieb, um in einen der dauerhafteren Neo-Cymeks verwandelt werden zu können, die allesamt wertvolle Trustees wie er gewesen waren. Eines Tages würde Agamemnon die Erlaubnis von Omnius ein-

holen, wenn Vor sich alle Mühe gab, dem Allgeist ein guter Diener zu sein.

Die *Dream Voyager* hatte sich sehr lange im Weltraum aufgehalten, und der junge Trustee war froh, dass es jetzt nach Hause ging. Er würde bald seinen berühmten Vater wiedersehen.

Während des ungestörten Fluges schlug Seurat einen freundschaftlichen Wettbewerb vor. Beide setzten sich an einen Tisch und widmeten sich ihrer Lieblingsablenkung, einem amüsanten Spiel, das sie im Verlauf zahlreicher Partien entwickelt hatten. Es ging um die Strategie einer fiktiven Weltraumschlacht zwischen zwei Alien-Spezies – den »Vorians« und den »Seurats«. Beide Seiten besaßen Raumflotten mit genau definierten Fähigkeiten und Einschränkungen. Obwohl der Robotercaptain ein unfehlbares Maschinengedächtnis besaß, schlug sich Vor sehr gut, wenn er seinen Gegner immer wieder mit kreativen Strategien überraschen konnte.

Als sie nun abwechselnd ihre Kriegsschiffe durch die verschiedenen Sektoren ihres Weltraumschlachtfelds bewegten, leierte Seurat eine endlose Abfolge von Witzen und Rätseln herunter, die er in alten Datenbanken aus der Menschenära gefunden hatte. Verärgert sagte Vor schließlich: »Das ist ein dreister Versuch, mich abzulenken. Wo hast du diese Strategie gelernt?«

»Von dir natürlich.« Der Roboter zählte auf, wie häufig Vor ihn damit aufgezogen hatte, dass er das Schiff sabotieren könnte, ohne dass er tatsächlich diese Absicht hegte, und wie er sich außergewöhnliche und unvorhersehbare Notfälle ausgedacht hatte. »Ist das nicht dasselbe wie eine Täuschung?«

Diese Offenbarung erstaunte Vor. »Es macht mich traurig, dass ich dir, wenn auch nur im Spaß, das Lügen beigebracht habe. Ich schäme mich dafür, ein Mensch zu sein.« Zweifellos wäre Agamemnon sehr von ihm enttäuscht.

Nach zwei weiteren Runden verlor Vor das Strategiespiel. Er war nicht mehr bei der Sache.

11

Jede Unternehmung ist ein Spiel, nicht wahr?

Iblis Ginjo,
Möglichkeiten der totalen Befreiung

Auf einer Gartenterrasse mit Blick über die verkohlten Ruinen von Zimia stand Xavier Harkonnen und sah der bevorstehenden »Siegesparade« mit äußerst gemischten Gefühlen entgegen. Das nachmittägliche Sonnenlicht wärmte sein Gesicht. Statt Schreien und Explosionen war nun wieder Vogelgesang zu hören, und der Wind hatte das Giftgas fast völlig verweht.

Dennoch würde die Liga lange Zeit brauchen, um sich von diesem Schlag zu erholen. Nichts würde mehr wie früher sein.

Obwohl seit dem Angriff mehrere Tage vergangen waren, sah er immer wieder Rauchsäulen, die von den Trümmern in den wolkenlosen Himmel aufstiegen. Doch den Rußgeruch konnte er nicht wahrnehmen. Das Giftgas der Cymeks hatte seine Sinnesnerven so sehr beschädigt, dass er nie wieder richtig schmecken oder riechen würde können. Selbst das Atmen war zu einem mechanischen Vorgang geworden und nicht mehr mit der angenehmen Empfindung verbunden, frische Luft zu inhalieren.

Aber er durfte nicht in Selbstmitleid schwelgen, wenn viele andere so viel mehr verloren hatten. Nach dem Cymek-Angriff hatten die heldenhaften Bemühungen eines salusanischen Ärzteteams ihn am Leben erhalten. Serena Butler hatte ihn im Krankenhaus besucht, aber seine Erinnerung daran war durch einen Nebel aus Schmerzen, Drogen und medizinischen Apparaten getrübt. In einer außergewöhnlichen Operation hatte man Xavier zwei Lungen transplan-

tiert, gesunde Organe, die von den mysteriösen Tlulaxa zur Verfügung gestellt worden waren. Er wusste, dass Serena die Notfallmediziner und einen Fleischhändler der Tlulaxa namens Tuk Keedair bearbeitet hatte, damit er die Behandlung bekam, die er benötigte.

Jetzt konnte er wieder atmen, auch wenn er immer neue Schmerzanfälle erlebte. Xavier hatte überlebt und würde irgendwann wieder gegen die Maschinen kämpfen. Dank modernster Medikamente und Heiltechniken war er in der Lage gewesen, das Krankenhaus kurz nach der Operation zu verlassen.

Zum Zeitpunkt des Angriffs war der Fleischhändler Keedair zufällig in Zimia gewesen und nur knapp dem Tod entronnen. Auf dem unverbündeten Planeten Tlulax im fernen Thalim-System betrieb sein Volk Organfarmen, in denen menschliche Herzen, Lungen, Nieren und andere Körperteile aus Stammzellen gezüchtet wurden. Nachdem die Cymeks vertrieben waren, hatte der geheimnisumwitterte Tlulaxa den Notfallmedizinern im Lazarett von Zimia seine biologischen Waren angeboten. Die Kühlkammern seines Schiffs waren voller menschlicher Körperteile, die er als Proben mitführte. Ein Glücksfall, hatte Keedair lächelnd gesagt, dass er hier war, um den schwer verletzten Salusanern in der Zeit der größten Not helfen zu können.

Im Anschluss an die erfolgreiche Operation hatte der Tlulaxa Xavier im Krankenhaus besucht. Keedair war ein mittelgroßer Mann mit zierlichem Körperbau, dunklen Augen und einem kantigen Gesicht. Auf der linken Seite des Kopfes trug er einen langen, schwarzen, dicht geflochtenen Zopf.

Xavier atmete ein und modulierte sorgfältig seine heisere Stimme. »Es war ein großes Glück für uns, dass Sie bereits neue Organe an Bord ihres Schiffes gelagert hatten.«

Keedair rieb sich die langen Hände. »Wenn ich gewusst hätte, dass die Cymeks so gnadenlos zuschlagen, hätte ich einen größeren Materialvorrat aus unseren Organfarmen

mitgebracht. Die Verletzten auf Salusa hätten viel mehr Ersatzteile nötig, aber weitere Schiffe könnten erst in Monaten aus dem Thalim-System eintreffen.«

Bevor der Fleischhändler Xaviers Krankenzimmer verließ, drehte er sich noch einmal um. »Betrachten Sie sich als einen der Glücklichen, Tercero Harkonnen.«

* * *

Im verwüsteten Zimia suchten trauernde Überlebende nach ihren toten Angehörigen, um sie zu bestatten. Die Zahl der Todesopfer stieg, je mehr Trümmer fortgeräumt wurden. Leichen wurden geborgen, Listen mit Vermissten zusammengestellt. Doch trotz der Schmerzen und des Kummers ging die freie Menschheit gestärkt aus dieser Tragödie hervor.

Viceroy Manion Butler hatte darauf bestanden, Entschlossenheit zu demonstrieren. Xavier beobachtete, wie auf den Straßen unter der Terrasse die letzten Vorbereitungen für die große Siegesfeier getroffen wurden. Fahnen mit dem Symbol der offenen Hand flatterten im Wind. Erschöpft wirkende Männer in schmutzigen Jacken bemühten sich, die prächtigen weißen Hengste von Salusa zu bändigen, die in der Unruhe scheuten. Die Mähnen der Pferde waren mit Quasten und Glöckchen geschmückt, und ihre Schwänze waren wie Wasserfälle aus feinem Haar. Die Tiere tänzelten und waren begierig darauf, über den großen breiten Boulevard zu schreiten, der von Trümmern, Ruß und Blutlachen gesäubert worden war.

Xavier warf einen besorgten Blick in den Himmel. Wie konnte er jemals wieder die Wolken betrachten, ohne zu befürchten, dass weitere pyramidenförmige Landekapseln durch die Störfelder stürzten? Es wurden bereits Raketen in Stellung gebracht, die die Stadt vor einem neuen Angriff aus dem Weltraum schützen sollten. Und bald würden weitere Patrouillenschiffe starten, die das System in höchster Alarmbereitschaft bewachen sollten.

Er hätte nicht an einer Parade teilnehmen, sondern die Verteidigungsmaßnahmen der Salusanischen Miliz leiten und einen wirksameren Rettungsplan ausarbeiten sollen. Es war nur eine Frage der Zeit, bis die Denkmaschinen zurückkehrten.

Die nächste Sitzung des Liga-Parlaments hatte die Katastrophenbewältigung und den Wiederaufbau zum Thema. Außerdem mussten die zurückgebliebenen Kampfmaschinen auseinander genommen und auf Schwachstellen untersucht werden.

Xavier hoffte, dass die Liga unverzüglich eine Nachricht nach Poritrin sandte und den genialen Tio Holtzman aufforderte, seine vor kurzem installierten Störschilde zu inspizieren. Nur der große Erfinder persönlich konnte einen Notbehelf gegen die Sicherheitslücke konstruieren, die die Cymeks entdeckt hatten.

Xavier hatte seine Sorgen Viceroy Butler vorgetragen, der zunächst genickt, aber dann jede weitere Diskussion unterbunden hatte. »Zuerst brauchen wir einen Tag des Optimismus, um die Tatsache zu feiern, dass wir überlebt haben.« Xavier erkannte die tiefe Trauer hinter der zuversichtlichen Maske des Politikers. »Wir sind keine Maschinen, Xavier. In unserem Leben muss es mehr als Krieg und Rache geben.«

Er hörte Schritte auf der Terrasse und sah, dass Serena Butler ihn anlächelte. In ihren Augen funkelte ein tiefes Geheimnis, das sie nun mit ihm teilte, wo sie ganz unter sich waren. »Da ist ja mein heldenhafter Tercero.«

»Wer dafür verantwortlich ist, dass die Hälfte einer Stadt verwüstet wurde, wird normalerweise nicht als Held bezeichnet, Serena.«

»Nein, aber jemand, der den Rest des Planeten vor der Vernichtung bewahrt hat. Dir müsste bewusst sein, dass ganz Zimia, ganz Salusa in Trümmern liegen würde, wenn du deine schwere Entscheidung nicht getroffen hättest.« Sie trat noch näher an ihn heran und legte eine Hand auf seine Schulter. »Ich werde nicht zulassen, dass du dich während

der Siegesparade mit Selbstvorwürfen quälst. Es kann nicht schaden, wenn wir uns einen Tag lang entspannen.«

»Ein verlorener Tag könnte uns teuer zu stehen kommen«, widersprach Xavier. »Dieses Mal wären wir beinahe besiegt worden, weil wir zu viel Vertrauen in den neuen Störschild gesetzt haben und weil wir uns in unserer Dummheit eingebildet haben, Omnius würde uns nach so vielen Jahren der Ruhe endlich in Frieden lassen. Es war der beste Zeitpunkt für einen neuen Angriff. Was ist, wenn sie eine zweite Welle in Marsch gesetzt haben?«

»Omnius wird erst einmal seine Wunden lecken. Ich bezweifle, das seine Flotte überhaupt schon zu den Synchronisierten Welten zurückgekehrt ist.«

»Maschinen lecken keine Wunden«, sagte er.

»Du bist so ein ernster junger Mann«, erwiderte sie. »Bitte, nur für die Parade! Unser Volk braucht jetzt etwas Erbauung.«

»Dein Vater hat mir bereits den gleichen Vortrag gehalten.«

»Na also! Wenn zwei Butlers dasselbe sagen, kann es nur richtig sein.«

Er drückte Serena fest an sich, dann folgte er ihr von der Terrasse zur Tribüne, von der aus sie die Parade verfolgen würden. Dort sollte er auf dem Ehrenplatz direkt neben dem Viceroy sitzen.

Seit ihrer Kindheit hatte sich Xavier zu Serena hingezogen gefühlt, und im Laufe der Jahre waren sie sich ihrer tiefen Gefühle füreinander immer sicherer geworden. Für Serena und ihn stand fest, dass sie irgendwann heiraten würden – eine seltene Verbindung, bei der alles stimmte, von der Politik über die Herkunft bis zur Liebe.

Nun jedoch, als sich der Konflikt verschärft hatte, machte er sich klar, dass es für ihn wichtigere Dinge gab. Nach der Katastrophe, bei der Primero Meach das Leben verloren hatte, war Xavier Harkonnen jetzt der Interims-Oberbefehlshaber der Salusanischen Miliz, was ihn dazu nötigte, neue Prioritäten zu setzen. Er wollte so viel tun, aber er hatte nur zwei Hände.

Eine Stunde später saßen sie auf der großen Tribüne vor dem Hauptplatz. Gerüste stützten die zerstörten Fassaden der Verwaltungsgebäude. Die prächtigen Springbrunnen funktionierten nicht mehr, aber die Bürger von Zimia wussten, dass es für diese Präsentation keinen besseren Ort gab.

Selbst im beschädigten Zustand sahen die hohen Gebäude großartig aus. Sie waren im Stil der salusanischen Gotik erbaut und prunkten mit mehrschichtigen Dächern, Türmen und verzierten Säulen. Salusa Secundus war der Regierungssitz der Liga, aber hier befanden sich auch die führenden kulturellen und anthropologischen Museen. In der näheren Umgebung waren die dicht stehenden, weiß getünchten Gebäude schlichter, aber trotzdem ein angenehmer Anblick. Die Salusaner rühmten sich der besten Handwerker der Liga. Der größte Teil ihrer Produktion entstand nicht mit Hilfe automatischer Maschinen, sondern im körperlichen Einsatz.

Die Paradestrecke wurde von Bürgern in farbenfrohen Gewändern gesäumt. Die Menschen zeigten aufgeregt auf die vorbeiziehenden stolzen Hengste, gefolgt von marschierenden Musikkapellen und Folkloretänzern auf Luftkissenbühnen. Ein monströser salusanischer Stier, den man fast bis zur Bewusstlosigkeit unter Drogen gesetzt hatte, trottete die Straße entlang.

Obwohl Xavier sich alle Mühe gab, musste er immer wieder zum Himmel aufblicken. Und wenn er die Augen wieder auf seine Umgebung richtete, sah er die Narben der verwundeten Stadt ...

Am Ende der Parade hielt Manion Butler eine Rede, in der er die erfolgreiche Verteidigungsschlacht feierte, ohne zu vergessen, den hohen Preis dieses Sieges zu erwähnen, die Todesopfer und Verletzten, die in die Zehntausende gingen. »Wir müssen viele Menschen heilen und viele Gebäude wiederaufbauen, aber unsere Entschlossenheit ist ungebrochen, ganz gleich, was die Denkmaschinen als Nächstes versuchen.«

Dann rief der Viceroy vor der versammelten Menge Xavier auf das Rednerpodest. »Ich präsentiere Ihnen unseren größten Helden, einen Mann, der sich den Cymeks entgegenstellte und die notwendigen Entscheidungen traf, die uns das Leben retteten. Nur wenige wären stark genug gewesen, dasselbe zu tun.«

Xavier kam sich deplatziert vor, als er vortrat und einen militärischen Orden mit blau, rot und golden gestreiftem Band vom Viceroy entgegennahm. Mitten im Jubel küsste Serena ihn auf die Wange. Er hoffte, dass niemand im Publikum bemerkte, wie er errötete.

»Mit dieser Auszeichnung ist eine Beförderung in den Rang eines Tercero Erster Klasse verbunden. Xavier Harkonnen, ich beauftrage Sie, die Verteidigungsstrategie und die Ausrüstung der gesamten Liga-Armada zu überprüfen. Sie sind verantwortlich für die Salusanische Miliz und für die militärische Sicherheit der gesamten Liga der Edlen.«

Dem jungen Offizier war es unangenehm, im Zentrum der Aufmerksamkeit zu stehen, aber er nahm die Auszeichnungen dankbar an. »Ich freue mich darauf, sofort mit der Arbeit beginnen zu können, die unser Überleben und unsere Zukunft sichern sollen.« Er bedachte Serena mit einem nachsichtigen Lächeln. »Natürlich erst nach der heutigen Feier.«

12

Der Planet Dune ist das Kind des Wurmes.

Aus der »Legende von Selim Wurmreiter«,
Feuerlyrik der Zensunni

Einen ganzen Tag lang und bis tief in die Nacht stürmte der gigantische Sandwurm durch die Wüste und entfernte sich weit von seinem angestammten Territorium.

Als die zwei Monde aufgingen und ihr seltsames Licht über Selim ausgossen, klammerte er sich erschöpft an seinen Metallstab. Er hatte es zwar geschafft, nicht vom wilden und verwirrten Geschöpf verschlungen zu werden, aber nun sah es ganz danach aus, dass er diesen endlosen Ritt nicht überleben würde. Gott hatte ihn gerettet, aber nun schien er mit ihm zu spielen.

Der Junge hatte sich in der Kerbe zwischen zwei Wurmsegmenten festgekeilt und hoffte, dass er nicht lebendig begraben wurde, wenn der Dämon wieder in die Dünen eintauchte. Es roch nach faulem Fleisch, das mit einer kräftigen Prise Zimt gewürzt war. Er wusste nicht, was er tun sollte, aber er betete und meditierte und suchte nach einer Erklärung.

Vielleicht ist es eine Prüfung.

Der Sandwurm floh unablässig weiter. Sein unterentwickeltes Gehirn schien offenbar gewillt, nie wieder Frieden oder Sicherheit finden zu wollen. Das Geschöpf hätte sich gerne in den Sand eingegraben, um seinem Quälgeist zu entkommen, aber Selim benutzte den Speer wie einen Hebel und hielt die Wunde offen.

Der Wurm konnte nur weiterstürmen, Stunde um Stunde.

Selims Kehle war ausgedörrt, seine Augen schmutzverkrustet. Er musste bereits die halbe Wüste durchquert ha-

ben, und die wenigen Landschaftsformen in der monotonen offenen Bled hatte er noch nie zuvor gesehen. Er hatte sich noch nie so weit von der Gemeinschaftshöhle entfernt – niemand hatte es je getan, soweit er wusste. Selbst wenn er diesem Monstrum irgendwie entkam, wäre er in der gnadenlosen Ödnis von Arrakis zum Tode verdammt.

Er war überzeugt, dass eines Tages die Wahrheit über seinen treulosen Freund Ebrahim ans Licht kam. Der Betrüger würde weitere Stammesregeln brechen und schließlich auch die Rechnung für seinen Diebstahl und seine Lügen erhalten. Wenn Selim ihn jemals wiedersah, würde er Ebrahim zum tödlichen Duell herausfordern. Dann siegte die Ehre.

Vielleicht würde der Stamm ihn bejubeln, denn nicht einmal in den großartigsten Feuergedichten war jemals ein Sandwurm bezwungen worden. Vielleicht schenkten die kecken, dunkeläugigen Zensunni-Mädchen ihm dann endlich ein Lächeln. Staubbedeckt, aber mit erhobenem Haupt würde er vor den strengen Naib Dhartha treten und von ihm fordern, wieder in die Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Er hatte einen Wüstendämon geritten und es überlebt!

Selim hatte zwar schon länger überlebt, als er je zu hoffen gewagt hätte, aber der Ausgang dieses Abenteuers war nach wie vor ungewiss. Was sollte er jetzt tun?

Hinter ihm gab der Wurm eigenartige, aufgeregte Geräusche von sich, die kaum lauter als das Flüstern des Sandes waren. Dann lief ein Zittern durch den Körper des erschöpften Ungeheuers. Es roch nach Feuerstein, und das Gewürzaroma wurde überwältigend intensiv. Reibungsglut brannte im Rachen des Wurmes, wie in den Tiefen von Sheol.

Als die gelbe Dämmerung den Himmel einfärbte, wurde der Wurm ungebärdiger und verzweifelter. Er schlug um sich und wollte sich in den Sand graben, aber Selim ließ es nicht zu. Das Monstrum rammte den stumpfen Kopf in eine Düne und wirbelte eine Staubwolke auf. Der Junge musste sich mit dem gesamten Körpergewicht auf den Speer legen, um ihn tief ins nackte Fleisch des freiliegenden Segments zu stoßen.

»Du bist genauso verwundet und erschöpft wie ich, nicht wahr, Shaitan?«, sagte er mit einer Stimme, die so dünn und trocken wie Papier war. *Beinahe zu Tode erschöpft.*

Selim wagte nicht loszulassen. Wenn er in den Sand fiel, würde der Wurm sofort umdrehen und ihn verschlingen. Er hatte keine andere Wahl, er musste die Bestie weiterhetzen. Das Martyrium schien kein Ende nehmen zu wollen.

Als das Tageslicht heller wurde, bemerkte er einen leichten Dunst am Horizont, einen fernen Sturm, der Sand und Staub aufwirbelte. Doch er war noch weit, und Selim hatte im Augenblick andere Sorgen.

Endlich hielt der Wurm an, nicht weit von einem Felsgrat entfernt, und wollte sich nicht weiterbewegen. Mit einem letzten Zucken ließ er den schlangengleichen Kopf auf eine Düne fallen und lag zitternd wie ein erlegter Drache da ... dann rührte er sich überhaupt nicht mehr.

Selim fühlte sich völlig entkräftet und befürchtete, dass es irgendein verzweifelter Trick war. Vielleicht wartete das Monstrum darauf, dass er jede Vorsicht vergaß, damit es ihn verschlingen konnte. War ein Sandwurm zu solchen Listen imstande? War er ein wahrer Shaitan? *Oder habe ich ihn zu Tode geritten?*

Selim sammelte seine Energie und richtete sich auf. Seine verkrampften Muskeln zitterten. Er konnte sich kaum noch bewegen. Seine Gelenke waren betäubt, seine Nerven kribbelten, als sie wieder erwachten und mit Blut versorgt wurden. Schließlich ging er das Wagnis ein und riss den Metallspeer aus dem rosafarbenen Fleisch zwischen den hornigen Segmenten.

Der Wurm zuckte nicht einmal.

Selim ließ sich vom Rücken gleiten und rannte sofort los, als seine Füße den Sand berührten. Seine Stiefel wirbelten kleine Staubwolken auf. Er floh über die gewellten Dünen zu den Felsen, die sich wie ein schwarzer Zackenkamm aus der goldenen Wüste erhoben. Sie verhießen Sicherheit.

Er blickte nicht ein einziges Mal zurück, sondern hetzte keuchend weiter. Jeder Atemzug brannte wie ein trockenes

Feuer in seiner Kehle. Seine Ohren warteten gespannt auf das Geräusch rieselnden Sandes, das Zischen, wenn sich das rachsüchtige Geschöpf näherte. Aber der Sandwurm rührte sich noch immer nicht.

Selims Verzweiflung verlieh ihm ungeahnte Kräfte, während er einen halben Kilometer weit lief und endlich die Felsen erreichte. Erst, nachdem er ein Stück hinaufgeklettert war, gönnte er sich eine Pause und brach zusammen. Er zog die Knie an die Brust und starrte ins Licht des Morgens und auf den Wurm.

Er rührte sich nicht mehr. *Spielt Shaitan mir einen Streich? Will Gott mich prüfen?*

Inzwischen hatte Selim großen Hunger. Er schrie in den Himmel: »Wenn du mich aus irgendeinem Grund gerettet hast, dann gib mir auch etwas zu essen!« In totaler Erschöpfung begann er zu kichern.

Man stellt keine Forderungen an Gott.

Dann erkannte er, dass es Nahrung gab, zumindest etwas in der Art. Bei seiner Flucht zu den Felsen hatte er eine ockerfarbene Gewürzfläche überquert, ein Vorkommen von Melange, wie es die Zensunni gelegentlich fanden, wenn sie sich weit in die Wüste hinauswagten. Sie sammelten die Substanz und benutzten sie als Nahrungszusatz und Stimulans. Naib Dhartha hatte in der Höhle einen kleinen Vorrat angelegt, aus dem sie hin und wieder ein starkes Gewürzbier brauten. Die Stammesmitglieder genossen es bei besonderen Gelegenheiten und handelten damit am Raumhafen von Arrakis City.

Selim hockte fast eine Stunde lang in seiner ungewissen Zuflucht und wartete darauf, dass sich das Monstrum bewegte. Nichts. Es wurde heißer, und die Wüste versank in träger Stille. Der ferne Sturm schien nicht näher zu kommen. Selim hatte das Gefühl, als würde die ganze Welt den Atem anhalten.

Dann fasste er neuen Mut – immerhin hatte er den Shaitan geritten! – und kletterte vom Felsgrat hinunter. Er hastete zur Stelle mit der Melange und schaute noch

einmal zur bedrohlichen Körpermasse auf dem Sand hinüber.

Als er im rostfarbenen Sand stand, schöpfte er das trockene rote Pulver mit den Händen auf und verschlang es. Er spuckte ein paar Sandkörner aus und spürte sofort die stimulierende Wirkung des rohen Gewürzes. Er hatte eine ungewöhnlich große Menge konsumiert, die ihn schwindeln ließ und ihm einen gewaltigen Energieschub verpasste.

Gesättigt betrachtete er den erschlafften Wurm aus der Ferne und stemmte die Hände in die Hüften. Dann wedelte er mit den Armen und schrie in die Stille: »Ich habe dich besiegt, Shaitan! Du wolltest mich fressen, alter Kriecher, aber dann habe ich dich bezwungen!« Er sprang auf und ab. »Hörst du mich?«

Aber er bemerkte nicht das geringste Zucken. Von der Melange berauscht fühlte er sich stark und marschierte zum langen gewundenen Körper zurück. Dann stand er nur wenige Schritte vor dem Kopf und starrte hinauf. Der gewaltige Rachen war mit glitzernden Dornen besetzt. Die langen Zähne wirkten im Verhältnis zur gewaltigen Größe des Geschöpfes wie winzige Härchen.

Nun machte sich der Staubsturm doch mit säuselnden heißen Brisen bemerkbar. Der Wind wirbelte Sandkörner auf, die er ihm wie kleine Geschosse ins Gesicht schleuderte. Böen sausten verstohlen und mit flüsterndem Heulen um den Kadaver des Wurmes herum. Es war, als wollte der Geist der Bestie ihn herausfordern. In Selims Blut pulsierte das Gewürz.

Wagemutig trat er direkt vor das Maul des Wurmes und sah sich in der gewaltigen Höhle des Rachens um. Das Höllenfeuer war erloschen, nicht einmal verglimmende Glut war zurückgeblieben.

Wieder schrie er: »Ich habe dich getötet, alter Kriecher. Ich bin der Wurmbezwinger!«

Der Sandwurm reagierte nicht auf diese Provokation.

Er blickte zu den leicht gekrümmten, dolchartigen Zähnen hinauf, die das Innere des weiten, stinkenden Mauls

säumten. Gott selbst schien ihn zur Tat zu drängen. Aber vielleicht handelte er auch nur aus eigenem Antrieb. Bevor er wieder zur Vernunft kam, setzte er sich in Bewegung, stieg über die Unterlippe des Wurmes und griff nach dem nächsten Zahn. Er packte ihn mit beiden Händen und spürte, wie hart er war. Das Material schien stabiler als Metall zu sein. Er zog und zerrte. Das Körpergewebe im Rachen war weich, als würde es sich bereits zersetzen. Mit einem unterdrückten Ächzen riss Selim den Zahn heraus. Er war so lang wie sein Unterarm und glänzte milchig weiß. Der Zahn würde ein ausgezeichnetes Messer abgeben.

Er taumelte wieder ins Freie, hielt seine Trophäe in der Hand und erkannte voller Entsetzen, was er getan hatte. Es war eine beispiellose Tat, soweit ihm bekannt war. Wer sonst hätte es je gewagt, nicht nur auf Shaitan zu reiten, sondern ihm sogar in den Rachen zu steigen? Er zitterte. Er konnte nicht fassen, was er gewagt hatte – und was er geschafft hatte! Kein anderer auf ganz Arrakis besaß einen Schatz wie dieses Zahnmesser!

Obwohl noch Hunderte der Kristallzähne wie Stalaktiten im Maul hingen, ein Vermögen, wenn er sie am Raumhafen von Arrakis City verkaufte (falls er jemals den Weg dorthin fand), fühlte er sich plötzlich schwach. Die Wirkung der Melange ließ allmählich nach.

Er kroch zurück auf den weichen Sand. Der Sturm hatte ihn fast erreicht, und er rief sich ins Gedächtnis, was er bei den Zensunni über das Überleben in der Wüste gelernt hatte. Er musste zu den Felsen zurückkehren und sich irgendeinen Unterschlupf suchen, sonst würde er bald den Elementen zum Opfer fallen.

Aber nun glaubte er nicht mehr, dass er in den Dünen sterben würde. *Ich habe jetzt eine Bestimmung, einen Auftrag Gottes ... wenn ich nur wüsste, welchen.*

Er wich zurück, dann rannte er zum Felsgrat, ohne den Zahn loszulassen. Der Wind drängte ihn weiter, als wollte er ihn auffordern, sich von dem Kadaver zu entfernen.

13

Menschen haben versucht, intelligente Maschinen als sekundäre Reflexsysteme zu entwickeln, und damit primäre Entscheidungen an mechanische Diener übertragen. Doch mit der Zeit blieben den Schöpfern kaum noch eigene Aufgaben. Allmählich fühlten sie sich entfremdet, entmenschlicht und sogar manipuliert. Schließlich wurden die Menschen selbst zu Robotern ohne Entscheidungsfreiheit, die kein Bewusstsein für ihre natürliche Existenz mehr hatten.

Tlaloc,
Schwächen des Imperiums

Agamemnon war nicht begierig darauf, Omnius gegenüberzutreten. Nach einem über tausend Jahre langen Leben hatte der Cymek-General gelernt, geduldig zu sein.

So geduldig wie eine Maschine.

Im Anschluss an ihr Geheimtreffen auf dem Trabanten der roten Zwergsonne hatten er und die anderen Titanen nach einer interstellaren Reise von zwei Monaten Dauer Corrin erreicht. Die Roboterflotte war nur wenige Tage zuvor eingetroffen und hatte die Bilder der Wächteraugen von der Schlacht übermittelt. Der Allgeist wusste bereits von der Niederlage. Nun blieb Omnius nur noch, die Verantwortlichen zu tadeln, insbesondere Agamemnon, der das Kommando innegehabt hatte.

Als der Cymek-General sein Schiff unter der grellen Riesensonne Corrins landete, griff er mit seinen Sensoren auf die Daten zu, die er über die Elektroden empfing. Omnius würde ihn erwarten, wie nach jeder Mission.

Vielleicht hatte der Allgeist sich inzwischen mit dem Fehlschlag abgefunden.

Doch Agamemnon wusste, dass es eine trügerische Hoffnung war. Der allgegenwärtige Computer reagierte nicht mit menschlichen Verhaltensweisen.

Bevor er das Schiff verließ, wählte der General einen zweckmäßigen mobilen Körper aus, kaum mehr als ein stromlinienförmiges Gefährt, das seinen Gehirnbehälter und die Lebenserhaltungssysteme transportierte. Der Cymek fuhr auf die gepflasterten Boulevards unter dem gnadenlosen roten Auge der gigantischen Sonne.

Vor Jahrtausenden hatte sich der Stern aufgebläht und die inneren Planeten des Systems verschluckt. Corrin war früher ein gefrorener Felsbrocken gewesen, aber dann war er durch die verstärkte Wärmestrahlung des Riesensterns bewohnbar geworden.

Nachdem die Eismeere getaut und die gefrorene Atmosphäre verdunstet waren, hatte das Alte Imperium in einer früheren, aktiveren Epoche eine Kolonie auf der Oberfläche errichtet. Das Ökosystem war von anderen Welten importiert worden, aber selbst nach tausend Jahren machte Corrin immer noch einen unfertigen Eindruck. Es fehlten viele ökologische Details, die für eine gedeihende Welt notwendig waren. Omnius und sein unabhängiger Roboter Erasmus mochten Corrin, weil der Planet so neu und geschichtlich unbelastet wirkte.

Agamemnon rollte über die Straßen, und die schwebenden Wächteraugen verfolgten ihn wie ein Rudel elektronischer Wachhunde. Mit den Bildschirmen und Lautsprechern, die über die ganze Stadt verteilt waren, hätte der Allgeist überall mit ihm in Verbindung treten können. Omnius bestand jedoch darauf, dass er den Cymek-General in einem prächtigen Pavillon empfing, der in menschlicher Sklavenarbeit errichtet worden war. Agamemnons Bußgang war ein Teil der Strafe für die Niederlage auf Salusa. Der mächtige Computer beherrschte die Kunst der Dominanz und der Demütigung.

Das bläuliche Elektrafluid umspülte sein Gehirn, als Agamemnon sich auf ein strenges Verhör gefasst machte. Sein

mobiler Körper fuhr unter hohen Bögen hindurch, die von verzierten Säulen aus weißem Metall getragen wurden. Der exzentrische Roboter Erasmus hatte pompöse Dekorationen aus den historischen Berichten über menschliche Imperien kopieren lassen. Das ehrfurchtgebietende Tor sollte die Besucher einschüchtern, obwohl der Titan bezweifelte, dass Omnius auf solche Wirkungen Wert legte.

Der Cymek-General hielt auf einem Hof an, der von Springbrunnen gesäumt wurde, die aus Öffnungen in den Wänden gespeist wurden. Zahme Spatzen flatterten über den Dächern und nisteten auf den Säulen. In Tontöpfen wuchsen Lilien, die ihre Blüten in einer scharlachroten Explosion zur Schau stellten.

»Ich bin eingetroffen, mein Gebieter«, gab Agamemnon über seinen Stimmsynthesizer bekannt – eine reine Formalität, da Omnius jede seiner Bewegungen beobachtet hatte, seit er dem Schiff entstiegen war. Er wartete.

Im hallenden Pavillon war Erasmus, der Roboter mit dem spiegelglatten Gesicht, nirgendwo zu sehen. Omnius wollte seinen General rügen, ohne dass die Angelegenheit von diesem neugierigen und lästigen Eigentbrötler verfolgt wurde. Obwohl Erasmus sich einbildete, menschliche Emotionen zu verstehen, bezweifelte Agamemnon, dass die Maschine auch nur einen Hauch von Mitgefühl aufbringen würde.

Omnius' Stimme hallte gleichzeitig aus einem Dutzend Lautsprechern in den Wänden – wie ein zorniger Gott. Zweifellos war dieser Effekt beabsichtigt. »Sie und Ihre Cymeks haben versagt, General.«

Agamemnon wusste bereits, wie sich dieses Gespräch entwickeln würde – genauso wie Omnius. Der Allgeist hatte es längst in mehreren Simulationen durchgespielt. Trotzdem ließ sich dieser Tanz nicht abkürzen.

»Wir haben hart gekämpft, aber wir konnten den Sieg nicht erringen, Omnius. Die Hrethgir organisierten eine überraschend hartnäckige Verteidigung und waren sogar bereit, ihre Stadt zu opfern, um die Schildgeneratoren

zu schützen. Wie ich schon viele Male gesagt habe, sind verzweifelte Menschen auf gefährliche Weise unberechenbar.«

Omnius antwortete ohne das geringste Zögern. »Sie haben wiederholt betont, dass Cymeks dem menschlichen Ungeziefer weit überlegen sind, weil sie die besten Eigenschaften von Maschinen und Menschen in sich vereinen. Wie ist es demnach möglich, dass Sie von solch untrainierten, unzivilisierten Kreaturen zurückgeschlagen wurden?«

»In diesem Fall befand ich mich Irrtum. Die Menschen haben unser wahres Ziel schneller erkannt, als wir erwarteten.«

»Sie haben nicht hart genug gekämpft«, erwiderte Omnius.

»Sechs Neo-Cymeks wurden zerstört. Die Kampfmaschine des Titanen Xerxes wurde beschädigt, und er konnte in letzter Sekunde mit einer Rettungskapsel entkommen.«

»Richtig, aber alle anderen Cymeks haben überlebt. Ein Verlust von lediglich einundzwanzig Prozent entspricht keinem Kampf mit vollem Einsatz.« Auf dem Hof flatterten zwitschernd Spatzen herum und ließen sich nicht von der Auseinandersetzung zwischen Omnius und seinem Offizier beirren. »Sie hätten bereit sein müssen, alle Cymeks zu opfern, um die Störschilde lahmzulegen.«

Agamemnon war froh, dass er kein Gesicht mehr besaß, dem der Computer menschliche Regungen hätte entnehmen können. »Mein Gebieter, Cymeks sind unersetzbare Individuen, im Gegensatz zu Ihren Robotern und Denkmaschinen. Meiner Einschätzung zufolge lohnte sich das Risiko nicht, Ihre unersetzbaren Titanen zu verlieren, nur um einen unbedeutenden Planeten, der mit ungezähmten Menschen infiziert ist, zu erobern.«

»Unbedeutend? Vor der Mission haben Sie betont, wie wichtig Salusa Secundus für die Liga der Edlen ist. Sie behaupteten, dass es den völligen Zusammenbruch der freien Menschheit zur Folge hätte, wenn diese Welt fällt. *Sie* hatten das Kommando.«

»Aber ist es die Liga wert, dafür die Vernichtung Ihrer letzten Titanen in Kauf zu nehmen? Wir haben Sie geschaffen und die Grundlage für die Synchronisierten Welten gelegt. Die Titanen sollten nicht als Kanonenfutter verheizt werden.« Agamemnon war neugierig, wie der Allgeist auf diese Argumentation reagieren würde. Vielleicht hatte Omnius geplant, die restriktive Programmierung Barbarossas zu umgehen, indem er sich auf die Hoffnung verlegte, die Titanen würden in einer Schlacht gegen die Menschen fallen.

»Darüber muss ich nachdenken«, sagte Omnius. Die Bildschirme an den Wänden des Pavillons projizierten Aufzeichnungen der Schlacht von Zimia. »Die Hrethgir waren schlauer, als Sie erwartet haben. Sie haben Ihren Plan durchschaut. Es war eine Fehleinschätzung, als Sie dachten, Ihre Cymeks würden sich mühelos durchsetzen können.«

»Ich habe die Sachlage falsch eingeschätzt«, räumte Agamemnon ein. »Die Menschen hatten einen fähigen Kommandanten. Seine unerwartete Entscheidung ermöglichte ihnen, erfolgreich Widerstand zu leisten. Zumindest haben wir jetzt die Schwächen ihrer Störschilde getestet.«

Agamemnons Erklärungen glitten zusehends in Rechtfertigungen und Entschuldigungen ab. Omnius analysierte und verwarf sie, worauf sich der Titan nackt und gedemütigt fühlte.

Im friedlichen Hof blühten Blumen und sangen Vögel. Plätscherndes Wasser ergänzte den musikalischen Hintergrund ... und Agamemnon ließ sich nichts von seinem Zorn anmerken. Keine Reaktion seines mechanischen Körpers deutete auf seine Aufgewühltheit hin. Vor tausend Jahren hatten er und seine Titanen diese verdammenswerten Denkmaschinen beherrscht. *Wir haben dich geschaffen, Omnius. Und eines Tages werden wir dich zerstören.*

Der Visionär Tlaloc und seine Rebellengruppe hatten nur wenige Jahre benötigt, um das verschlafene Alte Imperium zu erobern, doch Omnius und seine Maschinen waren ein viel stärkerer Gegner. Computer schliefen nie und waren

stets auf der Hut. Aber auch Maschinen machten Fehler. Agamemnon musste sie nur zu seinem Vorteil nutzen.

»Gibt es sonst noch etwas zu besprechen, mein Gebieter?«, sagte er unvermittelt. Weitere Argumentationen und Rechtfertigungen würden zu nichts führen. Maschinen strebten in erster Linie nach Effizienz.

»Nur meine nächsten Anweisungen, Agamemnon.« Die Omnius-Stimme bewegte sich von einem Lautsprecher zum nächsten und erweckte den Eindruck, als wäre er überall gleichzeitig. »Ich schicke Sie und Ihre Titanen zurück zur Erde. Sie werden Erasmus begleiten, der dort seine Studien menschlicher Gefangener fortsetzen möchte.«

»Wie Sie befehlen, Omnius.« Trotz seiner Überraschung zeigte Agamemnon keine Reaktion. *Zur Erde* ... eine sehr lange Reise. »Wir werden nach anderen Möglichkeiten suchen, den Schandfleck der freien Menschen auszulöschen. Die Titanen existieren nur zum Zweck, Ihnen zu dienen.«

Das war einer der wenigen Vorteile, die Agamemnons menschliche Seite hatte: Obwohl der Allgeist über Unmengen von Daten verfügte, wusste er nicht, wie man eine simple Lüge erkannte.

14

Aus einer bestimmten Perspektive erfordern Defensive und Offensive eine nahezu identische Taktik.

Xavier Harkonnen,
aus einer Ansprache an die Salusanische Miliz

Neue Verpflichtungen, neue Verantwortungen ... und viele Abschiede.

Der nahezu genesene Xavier Harkonnen stand mit Serena Butler im Raumhafen von Zimia, dessen hallende Räume und glatten Plazfliesenböden wie eine völlig sterile Umgebung wirkten. Selbst die Wärme, die Serena ausstrahlte, konnte sich nicht gegen die kalte Zweckmäßigkeit des Gebäudes durchsetzen. Durch die Glasfront ging der Blick auf den ebenen Platz, wo alle paar Minuten Shuttles starteten und landeten, wenn sie von den größeren Fernraumschiffen im Orbit kamen oder zu ihnen flogen.

In einem Flügel des Raumhafens hatten Arbeiter Teile eines Hangars eingerüstet, der während des Cymek-Angriffs beschädigt worden war. Mit Hilfe großer Kräne wurden behelfsmäßige Wände und Streben aufgestellt. Auf dem Landefeld hatte man die Explosionskrater planiert.

Xavier, der eine schmucke gold-schwarze Uniform der Armada trug, die seinen neuen Rang demonstrierte, schaute tief in Serenas ungewöhnliche lavendelblauen Augen. Er wusste, wie sie ihn sah. Seine Gesichtszüge waren nicht besonders ansprechend – die rötliche Haut, die spitze Nase, die üppigen Lippen –, aber im Großen und Ganzen fand sie ihn attraktiv, vor allem seine sanften braunen Augen und sein ansteckendes, wenn auch selten gezeigtes Lächeln.

»Ich wünschte, wir könnten mehr Zeit miteinander verbringen, Xavier.« Sie spielte mit einer weißen Rose an ihrem Revers. Der Lärm der anderen Menschen im Raumhafengebäude, der lauten Reparaturteams und schweren Maschinen hüllte sie ein.

Xavier bemerkte, dass Serenas jüngere Schwester Octa sie beobachtete. Das siebzehn Jahre alte, gertenschlanke Mädchen mit den langen rotblonden Haaren hatte schon immer für Xavier geschwärmt. Er fand sie durchaus nett, aber in letzter Zeit wünschte er sich, sie würde Serena und ihm etwas mehr Privatsphäre gönnen, vor allem jetzt, wo sie sich für längere Zeit trennen mussten.

»Ich auch. Also sollten wir diese Minuten genießen.« Er gab dem Drang nach, den sie beide verspürten, und beugte sich vor, um sie zu küssen, als würden seine Lippen mit magnetischer Kraft von ihren angezogen. Nach einem zaghaften Beginn wurde der Kuss intensiver. Schließlich zog sich Xavier zurück. Serena sah ihn enttäuscht an, aber sie gab nicht ihm die Schuld, sondern wusste, dass es an der Situation lag. Sie beide hatten wichtige Pflichten zu erfüllen, die viel Zeit und Energie erforderten.

In seiner neuen Stellung sollte Xavier mit einer Gruppe von Militärfachleuten auf eine Inspektionsreise gehen, um die planetare Verteidigung der Liga-Welten zu begutachten. Nach dem beinahe erfolgreichen Angriff der Cymeks vor zwei Monaten würde er sicherstellen, dass es nirgendwo Schwachstellen gab. Die Denkmaschinen würden den winzigsten Fehler gnadenlos ausnutzen, und die freie Menschheit konnte es sich nicht leisten, auch nur einen ihrer noch verbliebenen Stützpunkte zu verlieren.

Serena Butler würde sich unterdessen auf die Erweiterung des Einflusses der Liga konzentrieren. Nach dem großen Erfolg der Katastrophenmedizin mit den gezüchteten Ersatzorganen, die Tuk Keedair zur Verfügung gestellt hatte, setzte sich Serena nun leidenschaftlich dafür ein, die Dienste der Unverbündeten Planeten wie Tlulax stärker zu nutzen. Sie wollte, dass sie offiziell der Union der freien Menschen beitraten.

Inzwischen hatten sich weitere Fleischhändler auf Salusa eingefunden. Zuvor waren viele Adlige und Bürger der Liga den geheimnisvollen Außenseitern mit Skepsis begegnet, aber nachdem die Kriegsverletzten unter dem schrecklichen Verlust von Gliedmaßen und Organen litten, waren sie bereit, geklonten Ersatz zu akzeptieren. Die Tlulaxa hatten nie erklärt, wie sie diesen hohen Stand der Biotechnologie erreicht hatten, doch Serena wurde nicht müde, ihre Großzügigkeit und ihre Fähigkeiten zu preisen.

Zu einem anderen Zeitpunkt hätte man ihre Rede vor dem Parlament schnell vergessen, doch der Cymek-Angriff hatte anschaulich ihren Standpunkt unterstrichen, dass den Unverbündeten Planeten große Gefahr drohte. Was war, wenn die Maschinen als Nächstes das Thalim-System angriffen, sodass die Tlulaxa nicht mehr in der Lage waren, blinden Veteranen neue Augen und Amputierten neue Gliedmaßen zu geben?

Sie hatte zahllose Erkundungsberichte und diplomatische Dokumente studiert, um zu bestimmen, welche der blockfreien Planeten die besten Kandidaten für die Aufnahme in die Brüderschaft der Liga waren. Sie hatte sich die Vereinigung der zerstreuten Reste der Menschheit zum Ziel gesetzt, um sie stark genug zu machen, jede Aggression der Maschinen zurückschlagen zu können.

Trotz ihrer Jugend hatte sie bereits zwei erfolgreiche Hilfsaktionen geleitet, die erste im Alter von siebzehn Jahren. Einmal hatte sie Flüchtlinge von einer aufgegebenen Synchronisierten Welt mit Nahrungsmitteln und Medikamenten versorgt, und beim zweiten Mal hatte sie eine botanische Epidemie eingedämmt, der beinahe sämtliche Farmen auf Poritrin zum Opfer gefallen waren.

Weder sie noch Xavier hatten viel Zeit für private Dinge.

»Ich verspreche dir, es wieder gutzumachen, wenn du zurückkehrst«, sagte sie mit tanzenden Augen. »Ich werde dir ein Bankett aus Küssen servieren.«

Er gönnte sich ein seltenes Lachen. »Dann werde ich mit großem Hunger heimkehren!« Xavier nahm ihre Hand und

küsste sie galant. »Wenn wir das nächste Mal dinieren, werde ich mit Blumen kommen.« Er wusste, dass bis zu ihrem nächsten Rendezvous Monate vergehen konnten.

Sie schenkte ihm ein herzliches Lächeln. »Ich bin ganz vernarrt in Blumen.«

Er wollte Serena gerade an sich ziehen, als sie durch ein braunhäutiges Kind gestört wurden, das aus einer anderen Richtung zu ihnen lief – Xaviers acht Jahre alter Bruder Vergyl Tantor. Der Junge hatte schulfrei bekommen, damit er sich von ihm verabschieden konnte. Er löste sich von einem älteren Lehrer, der ihn begleitete, um seinem Idol in die Arme zu fallen und das Gesicht an sein frisches Uniformhemd zu drücken.

»Pass gut auf unser Haus auf, während ich fort bin, kleiner Bruder«, sagte Xavier und strich zärtlich mit den Fingerknöcheln über das drahtige Haar des Jungen. »Du bist jetzt für meine Wolfshunde verantwortlich, hast du verstanden?«

Die braunen Augen weiteten sich, dann nickte er ernst. »Ja.«

»Und gehorche deinen Eltern, sonst wirst du nie ein guter Offizier der Armada.«

»Das werde ich tun!«

Eine Durchsage forderte das Inspektionsteam auf, das Shuttle zu besteigen. Xavier versprach, Vergyl, Octa und Serena etwas mitzubringen. Während Octa ihn aus der Ferne beobachtete und voller Hoffnung lächelte, umarmte er seinen kleinen Bruder noch einmal, drückte Serenas Hand und marschierte dann mit den Offizieren und Ingenieuren davon.

Serena betrachtete durch die Fensterfront das wartende Militärshuttle, dann schaute sie auf den Jungen und dachte an ihren Geliebten. Xavier war erst sechs Jahre alt gewesen, als die Denkmaschinen seine leiblichen Eltern und seinen ältesten Bruder getötet hatten.

Gemäß interfamiliären Vereinbarungen und dem letzten Willen von Ulf und Katarina Harkonnen war der junge Xa-

vier als Pflegesohn des einflussreichen, aber kinderlosen Ehepaars Emil und Lucille Tantor aufgezogen worden. Die Adligen hatten zuvor Anordnungen getroffen, nach denen ihr Besitz von Verwandten aus der Familie Tantor verwaltet werden sollte, von entfernten Nichten und Neffen, die unter normalen Umständen nichts geerbt hätten. Doch als Emil Tantor den verwaisten Xavier aufgenommen hatte, war er sehr von ihm angetan gewesen und hatte ihn adoptiert, obwohl Xavier den Namen der Harkonnens und alle damit verbundenen Adelsrechte behalten hatte.

Nach der Adoption war Lucille Tantor überraschend schwanger geworden und hatte Vergyl auf die Welt gebracht, der zwölf Jahre jünger als Xavier war. Der Harkonnen-Erbe, der sich nicht um Familienpolitik kümmerte, konzentrierte sich auf seine militärische Ausbildung, da er der Liga-Armada beitreten wollte. Im Alter von achtzehn Jahren konnte Xavier seinen Anspruch auf den ursprünglichen Harkonnen-Besitz einlösen, und ein Jahr später war er Offizier der Salusanischen Miliz geworden. Seine tadellose Führung und schnelle Beförderung ließen jeden erkennen, dass Xavier ein aufgehender Stern in der militärischen Hierarchie war.

Nun beobachteten drei Menschen, die ihm viel bedeuteten, wie sich das Shuttle auf orangeroten Triebwerksabgasen in den Himmel erhob. Vergyl hielt Serenas Hand und versuchte sie zu trösten. »Xavier wird nichts passieren. Du kannst dich auf ihn verlassen.«

Es versetzte ihr einen Stich, dass ihr Geliebter sie allein gelassen hatte, doch sie lächelte dem Jungen mit den großen Augen freundlich zu. »Natürlich können wir das.«

Trotz allem hätte sie mit niemandem tauschen wollen. Die Liebe war etwas, das Menschen von Maschinen unterschied.

15

Die Antwort ist ein Spiegel der Frage.

Kogitorin Kwyna,
Archive der Stadt der Introspektion

Der behelfsmäßige Versammlungssaal für die Delegierten der Liga war ursprünglich das Haus des ersten Viceroys Bovko Manresa gewesen. Bevor das schwache Alte Imperium von den Titanen gestürzt worden war, hatte Manresa das Anwesen auf der damals isolierten Welt Salusa Secundus gebaut, um damit den Reichtum zu zelebrieren, den er durch seinen planetaren Immobilienhandel erworben hatte. Als später die Flüchtlinge eintrafen, die durch die grausame Herrschaft der Zwanzig Titanen vertrieben worden waren, war das große Haus zu einer Versammlungsstätte geworden, nachdem man Stühle und ein Rednerpult im Ballsaal aufgestellt hatte – genauso wie es heute geschehen war.

Vor Monaten, nur wenige Stunden nach dem Cymek-Angriff, hatte Viceroy Butler auf einem Trümmerhaufen unter der eingestürzten Kuppel des Parlamentsgebäudes gestanden. Während sich der giftige Staub auf den Straßen ablagerte und überall Feuer loderten, hatte er geschworen, das altehrwürdige Haus wiederaufzubauen, das der Liga über Jahrhunderte gute Dienste geleistet hatte.

Der Regierungssitz war mehr als nur ein Gebäude. Es war geweihter Boden, auf dem legendäre Politiker über großartige Ideen debattiert und Pläne gegen die Maschinenherrschaft geschmiedet hatten. Die Schäden am Dach und in den oberen Stockwerken waren gravierend, aber die tragenden Mauern standen noch. Genauso fest wie der menschliche Kampfgeist, den das Haus repräsentierte.

Es war ein eiskalter Morgen, und auf den Fensterscheiben schlug sich der Nebel nieder. Die Bäume auf den Hügeln hatten ihre hübsche Herbstfärbung in allen Schattierungen von Gelb, Orange und Braun angenommen. Serena und die Repräsentanten betraten den provisorischen Versammlungsort und zögerten, ihre Mäntel abzulegen.

Sie betrachtete die Wände des alten Ballsaals, die Porträts historischer Persönlichkeiten und die Darstellungen vergangener Siege. Sie fragte sich, was die Zukunft bringen und welche Rolle sie darin spielen würde. Sie wünschte sich so sehr, etwas tun zu können und den großen Kreuzzug der Menschheit zu unterstützen.

Die meiste Zeit ihres Lebens war sie eine Aktivistin gewesen, die keine Scheu hatte, mit anzupacken, um Menschen zu helfen, die Angriffen der Maschinen, Naturkatastrophen oder anderen Tragödien zum Opfer gefallen waren. Selbst in friedlichen Zeiten hatte sie sich den Erntearbeitern angeschlossen, um bei der Weinlese oder der Olivenernte auf dem Grundbesitz der Butlers mitzuhelfen.

Sie nahm in der ersten Reihe Platz, dann verfolgte sie, wie sich ihr Vater über das Holzparkett zum antiken Rednerpult begab. Ihm folgte ein Mönch in einem roten Samtgewand, der einen Behälter aus Plexiplaz trug, in dem sich ein lebendes, in Elektrafluid schwimmendes menschliches Gehirn befand. Der Mönch stellte den Behälter liebevoll auf einen verzierten Tisch neben dem Pult ab und blieb daneben stehen.

Serena konnte gut erkennen, wie sich das pinkgraue Gewebe leicht in der blassblauen Flüssigkeit bewegte, die es am Leben erhielt. Seit über tausend Jahren von den Sinneseindrücken und Ablenkungen der körperlichen Welt getrennt und durch ständige Kontemplation stimuliert, war das Gehirn der Kogitorin deutlich größer als ein normales geworden.

»Die Kogitorin Kwyna verlässt die Stadt der Introspektion nicht häufig«, sagte Viceroy Butler. Seine Stimme klang gleichzeitig formell und aufgeregt. »Aber in diesen Zeiten

benötigen wir die besten Ideen und Ratschläge. Wer könnte die Denkmaschinen besser verstehen als Kwyna?«

Diese körperlosen Philosophen traten so selten an die Öffentlichkeit, dass viele Vertreter der Liga gar nicht wussten, wie sie miteinander kommunizierten. Die Kogitoren nährten die Geheimnisse, von denen sie umgeben waren, indem sie nur wenig sagten und lieber ihre bedeutendsten Gedanken mitteilten, um ihre Kräfte zu schonen.

»Der Sekundant der Kogitoren wird für Kwyna sprechen«, sagte der Viceroy, »falls sie eine Erkenntnis hat, die sie uns anvertrauen möchte.«

Der rot gewandete Mönch nahm den versiegelten Deckel ab und legte die viskose Flüssigkeit frei. Er blinzelte hektisch mit den runden Augen und starrte in den Behälter. Dann schob er vorsichtig eine nackte Hand ins Becken. Er schloss die Augen, atmete tief durch und berührte zaghaft die verschlungenen Gehirnwindungen. Seine Stirn legte sich vor Konzentration in Falten, als das Elektrafluid in seine Poren drang und eine Verbindung zwischen der Kogitorin und dem Nervensystem des Sekundanten herstellte. Sie konnte nun auf ähnliche Weise über ihn verfügen, wie die Cymeks ihre mechanischen Körper benutzten.

»Ich verstehe nichts«, sagte der Mönch mit seltsam entrückter Stimme. Serena wusste, dass so das wichtigste Prinzip der Kogitoren lautete. Wenn die Gehirne Jahrhunderte in der Kontemplation verbrachten, schienen sie einen besonderen Sinn für das Nichts zu entwickeln.

Lange vor der Titanenherrschaft hatte eine Gruppe spiritueller Menschen Philosophie studiert und über esoterische Themen diskutiert. Doch dann hatten sie festgestellt, dass ihre Konzentrationsfähigkeit durch die Schwächen und Versuchungen des menschlichen Körpers beeinträchtigt wurde. In der Mußezeit des Alten Imperiums waren diese metaphysischen Gelehrten die Ersten gewesen, die ihre Gehirne an Lebenserhaltungssysteme anschlossen. Frei von biologischen Restriktionen hatten sie ihre gesamte Zeit mit Lernen und Denken verbracht. Jeder Kogitor wollte die Gesamtheit

der menschlichen Philosophie studieren, um dem Verständnis des Universums näher zu kommen. Sie lebten in Elfenbeintürmen und kümmerten sich kaum um die oberflächlichen Verhältnisse und Ereignisse der weltlichen Existenz.

Kwyna, die zweitausend Jahre alte Kogitorin, die in der salusanischen Stadt der Introspektion lebte, behauptete von sich, politisch neutral zu sein. »Ich bin zur Kommunikation bereit«, verkündete sie über den Mönch, der mit leerem Blick in den Saal starrte. »Sie können beginnen.«

Mit lebhaften blauen Augen blickte sich Viceroy Butler im vollen Ballsaal um und nahm sich die Zeit, einige Gesichter zu betrachten, darunter auch Serenas. »Meine Freunde, wir haben in der ständigen Gefahr der Vernichtung gelebt, und nun muss ich jeden Einzelnen von Ihnen auffordern, seine gesamte Zeit, Energie und finanziellen Mittel für unsere Sache einzusetzen.«

Er erinnerte an die mehreren zehntausend Salusaner, die beim Cymek-Angriff ums Leben gekommen waren, darunter auch einundfünfzig Delegierte. »Die Salusanische Miliz bleibt im Alarmzustand, und Botenschiffe wurden zu allen Liga-Welten geschickt, um sie vor der Bedrohung zu warnen. Wir können nur hoffen, dass keine anderen Planeten angegriffen wurden.«

Dann rief der Viceroy Tio Holtzman auf, der vor kurzem nach einer einmonatigen Reise von Poritrin eingetroffen war. »Weiser Holtzman, wir sind gespannt auf Ihre Einschätzung unseres neuen Verteidigungssystems.«

Holtzman war so schnell wie möglich aus seinen Laboratorien herbeigeeilt, um sein planetares Schutzsystem zu inspizieren und nach Möglichkeiten zu suchen, es durch Modifikationen zu verbessern. Der extravagante Aristokrat Niko Bludd finanzierte die Forschungen des Weisen auf Poritrin. Angesicht seiner Leistungen in der Vergangenheit hegten die Mitglieder der Liga stets die Hoffnung, das Holtzman ein neues Wunder aus dem Hut zauberte.

Der zierlich gebaute Wissenschaftler bewegte sich anmutig und entwickelte in seinen modischen Gewändern eine

enorme Bühnenpräsenz. Das eisengraue Haar, das ihm bis auf die Schultern reichte, umrahmte ein schmales Gesicht. Normalerweise besaß er ein unerschütterliches Selbstbewusstsein und sprach liebend gerne vor wichtigen Würdenträgern, aber nun wirkte er ungewöhnlich besorgt. In Wirklichkeit mochte der Erfinder nicht zugeben, dass er einen Fehler begangen hatte. Fraglos hatte sein Störfeld versagt. Die Cymeks hatten es mühelos durchdrungen. Was sollte er den Menschen sagen, die sich auf ihn verlassen hatten?

Als er das Rednerpodest erreicht hatte, räusperte er sich und blickte sich um. Er warf einen Seitenblick auf die beeindruckende Präsenz der Kogitorin und des daneben stehenden Mönches. Es handelte sich um eine äußerst heikle Angelegenheit. Wie konnte er die Schuld von sich weisen?

Der Wissenschaftler sammelte sich. »Wenn im Krieg eine Seite einen technischen Durchbruch erzielt, versucht die andere gleichzuziehen. Das haben wir vor kurzem mit meinem atmosphärischen Störschild erlebt. Wäre das System nicht installiert worden, hätte die Flotte der Denkmaschinen Salusa ungehindert in Schutt und Asche legen können. Bedauerlicherweise habe ich die besonderen Fähigkeiten der Cymeks nicht in die Rechnung einbezogen. Sie haben eine Lücke in der Abschirmung entdeckt und sie ausgenutzt.«

Niemand hatte ihm nachlässige Arbeit oder schlechte Planung vorgeworfen, aber Holtzman verspürte trotzdem das Bedürfnis, sich zu rechtfertigen, ohne unumwunden einen Fehler zugeben zu müssen. »Jetzt liegt es an uns, die Maschinen mit einem neuen Konzept zu übertrumpfen. Ich hoffe, dass diese Tragödie mich inspiriert und meine Kreativität herausfordert.« Dann zögerte er und wirkte auf liebenswürdige Weise beinahe ein wenig verlegen. »Daran werde ich arbeiten, sobald ich nach Poritrin zurückgekehrt bin. Ich hoffe, Ihnen schon bald eine Überraschung präsentieren zu können.«

Eine große Frau von klassischer Schönheit glitt zum Pult und zog die Aufmerksamkeit auf sich. »Ich hätte vielleicht einen Vorschlag.« Sie hatte blasse Augenbrauen, weißes Haar

und helle, leuchtende Haut, was ihr eine ätherische, aber gleichzeitig machtvolle Erscheinung verlieh.

»Hören wir, was die Frauen von Rossak zu sagen haben. Ich räume gerne das Feld für Zufa Cenva.« Mit offensichtlicher Erleichterung eilte Holtzman zu seinem Platz zurück.

Die blasse Frau hatte etwas Geheimnisvolles an sich. Sie trug schimmernden Schmuck auf einem schwarzen, durchscheinenden Gewand, das viel von ihrem vollkommenen Körper offenbarte. Zufa Cenva hielt kurz am Behälter der Kogitorin an und schaute auf das vergrößerte Gehirn. Sie runzelte die Stirn, als sie sich konzentrierte, und gleichzeitig schien das Gehirn zu vibrieren. Das Elektrafluid geriet in Bewegung, und Blasen bildeten sich. Alarmiert zog der unterwürfige Sekundant die Hand aus der Flüssigkeit.

Die große Frau entspannte sich zufrieden und trat auf das Podium. »Aufgrund der Eigenarten unserer Umwelt weisen viele Frauen, die auf Rossak geboren wurden, verstärkte telepathische Fähigkeiten auf.« Die mächtigen Zauberinnen aus dem dichten, nahezu unbewohnbaren Dschungel hatten ihre mentale Begabung in der Tat in politischen Einfluss umgesetzt. Die Männer von Rossak wiesen keine derartige Veranlagung zur Telepathie auf.

»Die Liga der Edlen wurde vor über tausend Jahren zu unserem gegenseitigen Schutz gegründet, zuerst gegen die Titanen und dann gegen Omnius. Seitdem haben wir uns verschanzt, um unsere Welten gegen feindliche Angriffe zu verteidigen.« Ihre Augen blitzten wie polierte Edelsteine. »Wir müssen diese Strategie neu überdenken. Vielleicht ist es für uns an der Zeit, gegenüber den Synchronisierten Welten in die Offensive zu gehen. Andernfalls werden Omnius und seine Trabanten uns niemals in Ruhe lassen.«

Ein leises Raunen ging durch die Repräsentanten der Liga, die ängstlich aufblickten, vor allem nach der Verwüstung, die vor kurzem über Zimia hereingebrochen war. Der Viceroy antwortete als Erster. »Dazu ist es etwas zu früh, Madame Cenva. Ich glaube kaum, dass wir über die nötigen Kapazitäten verfügen.«

»Wir haben nur mit Mühe den letzten Angriff überlebt!«, rief ein Mann. »Und da hatten wir es nur mit einer Hand voll Cymeks zu tun.«

Manion Butler machte einen tief besorgten Eindruck. »Ein Schlag gegen Omnius wäre ein Selbstmordkommando. Welche Waffen könnten wir gegen ihn einsetzen?«

Statt einer Antwort reckte die beeindruckende Frau die Schultern und breitete die Arme aus, während sie die Augen schloss und sich konzentrierte. Es war zwar bekannt, dass Zufa übersinnliche Fähigkeiten besaß, aber sie hatte sie noch nie vor dem Parlament demonstriert. Unter ihrer milchigen Haut schien ein heißes Licht zu strahlen. Die Luft im Saal war plötzlich mit statischer Elektrizität aufgeladen, sodass den Versammelten sämtliche Haare abstanden.

Entladungen zuckten an ihren Fingerspitzen, als würde sie aus eigener Kraft ein Gewitter entfachen. Auch ihr Haar wand sich schlangengleich. Als Zufa die Augen wieder öffnete, schien sie bereit zu sein, Energieblitze zu verschießen, als würde das Universum hinter ihren Pupillen leben.

Die Delegierten schnappten keuchend nach Luft. Serena spürte, dass es auf ihrer Haut und ihrer Schädeldecke kribbelte, als würden tausend Spinnen über ihr Gehirn herfallen. Auch die Kogitorin Kwyna regte sich in ihrem Konservierungsbehälter.

Endlich entspannte sich Zufa und drosselte die Kettenreaktion mentaler Energie. Die Zauberin stieß einen langen, kühlen Atemzug aus und lächelte selbstsicher in die verblüffte Versammlung. »Wir haben eine Waffe.«

16

Die Augen der üblichen Wahrnehmung sehen nicht weit. Zu oft treffen wir wichtige Entscheidungen auf der Grundlage oberflächlicher Informationen.

Norma Cenva,
aus den unveröffentlichten Labor-Notizbüchern

Nachdem sie den Repräsentanten der Liga ihre Botschaft übermittelt hatte, kehrte Zufa Cenva nach Rossak zurück. Sie war mehrere Wochen lang auf Reisen gewesen, und nun landete ihr Shuttle auf einem dichten Abschnitt des Dschungeldachs, das mit einem Polymer verstärkt worden war, um die Zweige und Blätter zu einer festen Masse zu verschmelzen. Damit die Bäume trotzdem genügend Feuchtigkeit und Luft erhielten, handelte es sich um ein poröses Polymer, das aus organischen Chemikalien des Dschungels synthetisiert worden war.

Giftstoffe in den Meeren machten das Plankton, die Fische, den Tang und alle anderen marinen Lebewesen für Menschen ungenießbar. Zerklüftete, sterile Lavaebenen mit Geysiren und Schwefelseen bedeckten einen großen Teil der Landmasse des Planeten. Da die Chemie der Pflanzen nicht auf Chlorophyll basierte, wies die Vegetation eine silbrig-purpurne Färbung auf. Hier gab es kein Grün.

In einer tektonisch stabilen Zone am Äquator hatten Grabenbrüche breite Täler in den Kontinentalplatten geschaffen, in denen das Wasser gefiltert wurde und die Luft atembar war. In diesen geschützten Ökosystemen hatten widerstandsfähige menschliche Siedler komplexe Höhlenstädte angelegt, die sich wie Termitenbauten in die schwarzen Felsen erstreckten. Die schrägen Klippen waren mit purpurn glänzenden Reben, hängenden Farnen und fleischigem Moos be-

wachsen. Von den wohnlich eingerichteten Kammern ging der Blick auf das dichte Blätterdach des Dschungels, das bis an die Felsen heranreichte. Die Menschen konnten von hier aus direkt auf die gummiartigen Äste treten und ins Unterholz hinabsteigen, wo essbare Pflanzen angebaut wurden.

Als sollte der Mangel an Leben anderswo auf Rossak ausgeglichen werden, wimmelte es in den Bruchtälern von aggressiven Lebewesen – Pilzen, Flechten, Beeren, Blumen, orchideenartigen Parasiten und Insekten. Die Männer von Rossak, denen die telepathischen Fähigkeiten der Frauen fehlten, hatten sich darauf verlegt, Drogen, Medikamente und gelegentlich auch Gifte aus der Vorratskammer der Natur zu extrahieren und zu verfeinern. Die Umwelt des Planeten war wie eine Büchse der Pandora, die nur einen winzigen Spalt weit geöffnet worden war ...

Nun beobachtete die große, hellhäutige Zauberin, wie ihr viel jüngerer Geliebter Aurelius Venport über eine Hängebrücke zwischen den offenen Klippen und den purpurnen Baumwipfeln lief. Seine patrizischen Züge waren attraktiv, sein dunkles Haar gelockt, sein Gesicht lang und hager. Hinter ihm trottete auf kurzen Beinen Zufas fünfzehnjährige Tochter her, die einer früheren Verbindung entstammte und eine einzige Enttäuschung für die Mutter darstellte.

Zwei Unangepasste. Kein Wunder, dass sie sich so gut verstehen.

Vor der Verführung Aurelius Venports hatte die führende Zauberin in ihren fruchtbarsten Phasen eheliche Beziehungen zu vier anderen Männern aufgenommen, die sie nach ihrer Abstammung ausgewählt hatte. Nach generationenlanger Forschung, schrecklichen Fehlgeburten und mangelhaften Nachkommen hatten die Frauen von Rossak detaillierte genetische Informationen über verschiedene Familien gesammelt. Aufgrund der toxischen und teratogenen Umwelteinflüsse standen die Chancen schlecht, dass ein Kind gesund auf die Welt kam. Aber auf jedes totgeborene Monstrum oder unbegabte männliche Kind konnte eine wunderbare blasshäutige Zauberin kommen. Für die Frauen war

jede Empfängnis wie ein Roulettespiel. Die Genetik war keine exakte Wissenschaft.

Zufa jedoch hatte sorgfältige Vorarbeit geleistet und die Abstammungslinien mehrfach überprüft. Nur einer ihrer Zeugungsversuche hatte ein lebensfähiges Kind hervorgebracht – Norma, eine Zwergin, kaum größer als einen Meter zwanzig, mit grobschlächtigen Zügen, mausbraunem Haar und einem langweiligen, lebensfremden Charakter.

Viele Rossakgeborene hatten körperliche Missbildungen, und selbst die oberflächlich Gesunden besaßen nur selten die starken mentalen Fähigkeiten der Elite der Zauberinnen. Trotzdem empfand Zufa es als schwere, sogar peinliche Enttäuschung, dass ausgerechnet ihre Tochter überhaupt keine telepathische Begabung besaß. Die größte lebende Zauberin hätte in der Lage sein sollen, ihre überragenden Eigenschaften weiterzugeben. Sie wünschte sich verzweifelt eine Tochter, die den Kampf gegen die Maschinen fortsetzte. Doch Norma schien nicht das geringste Potenzial zu haben. Und obwohl Aurelius Venport tadellose genetische Voraussetzungen mitbrachte, hatte Zufa bislang noch kein von ihm empfangenes Baby lebend auf die Welt bringen können.

Wie oft muss ich es noch versuchen, bevor ich ihn durch einen anderen Samenspender ersetze? Noch einmal, beschloss sie. Noch einmal wollte sie von ihm schwanger werden, und zwar innerhalb der nächsten Monate. Das wäre Venports letzte Chance.

Außerdem war Zufa enttäuscht von Normas unabhängigem und trotzigem Geist. Zu häufig ließ sich das Mädchen von obskuren mathematischen Tangenten mitreißen, die niemand nachvollziehen konnte. Norma schien in einer ganz eigenen Welt zu leben.

Meine Tochter, aus dir hätte so viel mehr werden können!

Niemand trug eine größere Last der Verantwortung als der kleine Clan der Zauberinnen auf diesem Planeten, und Zufas Last war die schwerste von allen. Wenn sie sich nur auf alle anderen verlassen könnte, vor allem angesichts der neuen Bedrohung durch die Cymeks.

Da sich Norma nie am mentalen Kampf beteiligen konnte, musste Zufa auf ihre Töchter im Geiste zurückgreifen, die wenigen jungen Frauen, die den Hauptgewinn der ›genetischen Lotterie‹ gezogen hatten und über besondere geistige Fähigkeiten verfügten. Zufa würde sie ausbilden und dazu ermutigen, den Feind auszulöschen.

Von ihrem Aussichtspunkt in den Klippen sah sie, wie ihr Liebhaber und die kleine Norma das andere Ende der Hängebrücke erreichten und sich über ein gewundenes Netz aus Strickleitern an den Abstieg zum dunklen Dschungelboden machten. Wie zwei unbekümmerte Außenseiter waren sich Aurelius und Norma emotional immer näher gekommen und benutzten sich gegenseitig als Krücke.

Sie kümmerten sich nur um ihre persönlichen Sorgen, die nichts mit dem großen Kampf zu tun hatten, und vermutlich hatten sie nicht einmal bemerkt, dass Zufa mit dem Shuttle zurückgekehrt war. Zweifellos würden die beiden Stunden damit verbringen, im Dschungel nach neuen Wirkstoffen zu suchen, die Aurelius für seine geschäftlichen Unternehmungen nutzen konnte.

Die Zauberin schüttelte den Kopf, da sie ihn einfach nicht verstand. Die Drogen, die von den Männern entwickelt wurden, hatten kaum mehr Nutzen als Normas theoretische Mathematik. Aurelius war zugegebenermaßen ein hochintelligenter und fähiger Geschäftsmann, aber was nützten ihm beträchtliche Gewinne, wenn die Menschheit zur Sklaverei verurteilt war?

Sie wusste, dass sie und ihre Zauberinnen den wahren Kampf ausfechten mussten. Also würde sie die Mächtigsten unter den jungen Frauen auswählen, die sie rekrutiert hatte, um sie in der vernichtenden Technik zu unterweisen, die sie gegen die Cymeks einsetzen wollte.

* * *

Während er sich mit Norma durch das Dickicht einen Weg bahnte, schluckte Aurelius Kapseln mit einem konzentrier-

ten Anregungsmittel, das seine Chemie-Experten aus den streng riechenden Pheromonen eines felsblockgroßen Grabkäfers synthetisiert hatten. Er fühlte sich sogleich stärker, hatte eine schärfere Wahrnehmung und schnellere Reflexe. Nichts so Beeindruckendes wie die telepathischen Kräfte der kühlen Zufa, aber deutlich besser als seine natürlichen Fähigkeiten.

Eines Tages würde ihm der Durchbruch gelingen, und dann würde er der mächtigen Zauberin die Spielregeln diktieren. Vielleicht würde er es gemeinsam mit Norma schaffen.

Aurelius hegte eine wohlwollende Sympathie für die ernste Mutter des Mädchens. Er bemühte sich, Zufas Launen und ihre Arroganz zu tolerieren. Die Frauen von Rossak gönnten sich nur selten den Luxus einer romantischen Liebe.

Obwohl Aurelius genau wusste, dass Zufa ihn wegen seiner Zuchtqualitäten ausgewählt hatte, durchschaute er die stoische und herrische Maske der Frau. Normalerweise gab sie sich Mühe, ihre Schwächen zu verbergen, doch gelegentlich ließ die mächtige Zauberin ihre Zweifel durchblicken, wenn sie sich Sorgen machte, ob sie die Verantwortung erfüllen konnte, die sie sich selbst aufgebürdet hatte. Als Aurelius einmal erwähnt hatte, dass er wusste, wie stark sie zu sein versuchte, war Zufa zornig geworden. »Irgendwer muss stark sein«, hatte sie nur gesagt.

Da er keine telepathische Verbindung aufnehmen konnte, hatte Zufa nur wenig Interesse, sich mit ihm zu unterhalten. Vielleicht mochte sie sein Geschick als Geschäftsmann, Investor und Politiker anerkennen, aber sie schätzte keine seiner Fähigkeiten so hoch wie ihre eigenen ein. Die Zauberin wollte ihm häufig einreden, dass er ein Versager war, aber ihr Spott feuerte seinen Ehrgeiz nur umso mehr an, vor allem sein Bestreben, eine Droge zu finden, die ihm telepathische Kräfte verlieh, die ihren ebenbürtig waren.

Es gab andere Mittel der Kriegsführung.

Der silbrig-purpurne Dschungel war eine Goldmine, in der sich Mittel zur Heilung von Krankheiten, zur Erweite-

rung des Geistes und zur Verbesserung menschlicher Fähigkeiten verbargen. Die Möglichkeiten waren überwältigend, aber Aurelius hatte sich vorgenommen, alles zu untersuchen, um es weiterzuentwickeln und zu vermarkten. Die Erzeugnisse von Rossak hatten ihm bereits die Basis für großen Reichtum verschafft. Einige Zauberinnen brachten ihm sogar widerstrebend Respekt entgegen – nur nicht seine Partnerin.

Als visionärer Unternehmer war er es gewohnt, Alternativen zu erkunden. Genauso wie die Pfade durch einen dichten Dschungel konnten viele Wege ans selbe Ziel führen. Dazu war es manchmal nötig, mit der Machete vorzugehen.

Bislang jedoch hatte er keine Spur einer solchen Droge gefunden.

Bei einer anderen Unternehmung hatte er voller Stolz Normas exotische mathematische Arbeit in wissenschaftlichen Kreisen vertrieben. Obwohl er ihre Theoreme nicht verstand, hatte er es im Gefühl, dass sie einer bedeutenden Sache auf der Spur war. Vielleicht hatte sie sogar schon etwas entdeckt, sodass nur noch die Augen eines Experten nötig waren, um es zu erkennen. Venport mochte das ernsthafte Mädchen und verhielt sich Norma gegenüber wie ein Bruder. Für ihn war sie ein Mathematikgenie – was zählte da ihre Körpergröße oder ihr Aussehen? Er war willens, ihr eine Chance zu geben, auch wenn ihre Mutter es niemals tun würde.

Neben ihm studierte Norma die Form eines breiten purpurnen Blattes und maß die Größen- und Winkelverhältnisse der Ränder und Adern mit einem Lichtzirkel aus. Ihre tiefe Konzentration verlieh ihren schlichten Gesichtszügen einen wehmütigen Ausdruck.

Norma schaute sich zu ihm um und sagte mit überraschend reifer Stimme: »Dieses Blatt wurde von der Erdmutter Gaia oder dem Höchsten Schöpfergott – oder wie immer man ihn nennen will – konstruiert.« Mit pummeligen Fingern hielt sie das fleischige Blatt hoch und ließ Licht hindurchscheinen, sodass der kunstvolle Zellenaufbau erkenn-

bar wurde. »Muster innerhalb von Mustern, die durch komplizierte Beziehungen zusammenhängen.«

Auf den berauschten, euphorischen Aurelius übte das Muster eine geradezu hypnotische Wirkung aus. »Gott ist in allem«, sagte er. Das Stimulans schien seine Synapsen unter Strom zu setzen. Er betrachtete blinzelnd das erleuchtete Gewebe des Blattes, während sie ihm die innere Struktur zeigte.

»Gott ist der Mathematiker des Universums. Seit Urzeiten ist ein bestimmtes Zahlenverhältnis bekannt, das als Goldener Schnitt bezeichnet wird, eine harmonisch wirkende Relation von Form und Struktur, die sich in diesem Blatt, in Muscheln und den Lebewesen vieler Planeten wiederfindet. Das ist ein winziger Teil des Schlüssels, der seit der Zeit der Ägypter und Griechen auf der Erde bekannt ist. Sie haben den Goldenen Schnitt in ihrer Architektur und ihren Pyramiden angewandt, er taucht im pythagoreischen Pentagramm und in der Fibonacci-Sequenz auf.« Sie warf das Blatt fort. »Doch es gibt noch viel mehr.«

Venport nickte und steckte eine befeuchtete Fingerspitze in einen Beutel mit schwarzem Pulver an seinem Gürtel. Er rieb sich das Pulver auf die empfindliche Schleimhaut unter der Zunge und spürte, wie eine neue Droge seine Wahrnehmung beeinflusste und sich mit der Restwirkung der vorigen vermischte. Norma redete weiter. Obwohl er ihren logischen Ableitungen nicht folgen konnte, war er überzeugt, dass es sich um bahnbrechende Erkenntnisse handelte.

»Gib mir ein anschauliches Beispiel«, sagte er schleppend. »Etwas Praktisches, das ich verstehen kann.«

Er hatte sich daran gewöhnt, dass Norma in abstrakten Formeln sprach. Auch wenn sie von der klassischen Geometrie ausging, beschäftigte sie sich mit wesentlich komplexeren Dingen. »Ich kann mir Berechnungen vorstellen, die bis ins Unendliche reichen«, sagte sie wie in Trance. »Ich muss sie gar nicht aufschreiben.«

Und dazu braucht sie nicht einmal bewusstseinserweiternde Drogen, staunte Aurelius.

»In diesem Moment stelle ich mir eine riesige effiziente Struktur vor, die sich innerhalb eines vernünftigen Kostenrahmens realisieren ließe. Mehrere Kilometer lang – und nach dem Prinzip des Goldenen Schnitts konstruiert.«

»Aber wer würde etwas so Großes brauchen?«

»Ich kann nicht in die Zukunft schauen, Aurelius«, neckte Norma ihn. Dann drangen sie tiefer in den unheimlichen Dschungel vor. Sie waren neugierig und gespannt, was sie entdecken würden. Normas Gesicht strahlte vor Energie. »Aber da könnte noch etwas sein ... etwas, woran ich noch gar nicht gedacht habe.«

17

Sorgsame Vorbereitungen und eine gute Verteidigung sind keine Garanten für den Sieg. Doch die Vernachlässigung dieser Vorsichtsmaßnahmen hat mit großer Gewissheit die Niederlage zur Folge.

Strategie-Handbuch der Liga-Armada

Seit vier Monaten waren Tercero Xavier Harkonnen und seine sechs Inspektionsschiffe der Armada auf einer festgelegten Route unterwegs. Sie hatten immer wieder Station gemacht, um die militärischen Einrichtungen und Verteidigungsmaßnahmen der Liga-Welten zu begutachten. Nachdem es viele Jahre höchstens zu vereinzelten Geplänkeln gekommen war, wusste niemand, wo Omnius beim nächsten Mal zuschlagen würde.

Xavier war nie von der schweren Entscheidung abgerückt, die er während des Cymek-Angriffs in Zimia getroffen hatte. Der Viceroy hatte ihn für seine Nervenstärke und Entschlossenheit belobigt; dennoch war Manion Butler so klug gewesen, den jungen Offizier während des Wiederaufbaus fortzuschicken, damit die Salusaner Zeit fanden, ihre Wunden verheilen zu lassen, ohne sich nach einem Sündenbock umzuschauen.

Xavier duldete keine Einwände von geizigen Adligen, die nicht bereit waren, die nötigen Mittel zur Verfügung zu stellen. Es durften weder Kosten noch Mühen gescheut werden. Jede freie Welt, die einem Angriff der Maschinen zum Opfer fiel, war ein großer Verlust für die gesamte Menschheit.

Die Inspektionsschiffe flogen von den Minen von Hagal zu den breiten Flussebenen von Poritrin, dann begaben sie sich nach Seneca, wo das Wasser so verseucht und der Re-

gen so aggressiv war, dass selbst die Denkmaschinen kurz nach einer Eroberung versagen würden.

Dann folgten die Liga-Planeten Relicon, Kirana III und Richese, eine florierende High-Tech-Industriewelt, die vielen anderen Aristokraten der Liga Unbehagen bereitete. Theoretisch arbeiteten die ausgeklügelten Fabrikationsanlagen ohne Computer oder Künstliche Intelligenzen, aber es kam immer wieder zu Zweifeln und Fragen.

Schließlich erreichte Xaviers Team die letzte Station der Rundreise, Giedi Primus. Bald würde er heimkehren und Serena wiedersehen, und dann konnten sie die Versprechen einlösen, die sie sich gegenseitig gegeben hatten ...

Alle anderen Welten der Liga hatten Störschilde installiert. Dass sie für Cymeks durchlässig waren, machte Holtzmans geniale Erfindung nicht vollkommen nutzlos, da die kostspieligen Barrieren immer noch einen wirksamen Schutz vor einer Invasion der Denkmaschinen boten. Außerdem hatten alle Welten der Menschheit schon vor langer Zeit enorme Vorräte an Atomwaffen angelegt, als letztes Mittel der Verteidigung. Mit den nuklearen Sprengköpfen konnte ein fest entschlossener Führer seinen Planeten in eine Schlackenhalde verwandeln, bevor die Welt an Omnius fiel.

Obwohl die Denkmaschinen ebenfalls über Atomwaffen verfügten, war Omnius zu der Erkenntnis gelangt, dass sie eine ineffiziente und unselektive Methode der Herrschaftsausübung darstellten. Und die folgende radioaktive Verseuchung war ein schwieriges Problem. Doch da der Allgeist über unbegrenzte Mittel und einen großen Vorrat an Geduld verfügte, hatte er solche Waffen gar nicht nötig.

Als Xavier nun am Raumhafen von Giedi City aus seinem Inspektionsschiff stieg, blinzelte er im hellen Sonnenlicht. Die gepflegte Metropole breitete sich vor ihm aus, die Wohnanlagen und Industriekomplexe, die sauberen Parks und Kanäle. Überall waren helle und frische Farben, Blumen blühten in geschmackvoll angelegten Beeten. Doch mit seinen neuen Tlulaxa-Lungen konnte er nur einen Hauch

der stärksten Düfte wahrnehmen, obwohl er mehrmals tief einatmete.

Es wäre eine schöne Welt, um sich eines Tages hier mit Serena niederzulassen, sagte er sich wehmütig, während er in der flimmernden Luft des abkühlenden Triebwerks stand. Wenn er sie heiratete, wäre es vielleicht ein angemessenes Ziel für ihre Flitterwochen. Im Verlauf der gegenwärtigen Inspektionstour hatte er ständig die Augen offen gehalten, um einen geeigneten Platz zu finden.

Nach vier Monaten im Weltraum vermisste er Serena sehr. Er wusste, dass sie füreinander bestimmt waren. Sein Leben verlief auf einem geraden, genau abgesteckten Pfad. Wenn er nach Salusa zurückkehrte, so schwor er sich, würde er ihre Verlobung offiziell machen. Er sah keinen Grund, warum er noch länger damit warten sollte.

Viceroy Butler behandelte ihn bereits wie einen Sohn, und der junge Offizier hatte auch den Segen seines Adoptivvaters Emil Tantor erhalten. Soweit Xavier es beurteilen konnte, sah die gesamte Liga darin eine ideale Verbindung zweier Adelshäuser.

Er lächelte, als er an Serenas Gesicht dachte, an ihre betörenden lavendelblauen Augen ... dann sah er, wie sich Magnus Sumi über das Landefeld den Inspektionsschiffen näherte. Der gewählte Gouverneur wurde von einem Dutzend Mitglieder der Bürgerwehr von Giedi Primus begleitet.

Der Magnus war ein dürrer Mann im fortgeschrittenen mittleren Alter mit blasser Haut und graublondem Haar, das ihm bis auf die Schultern hing. Sumi hob die Hand. »Ah, Tercero Harkonnen! Wir heißen die Liga-Armada willkommen und sind gespannt, wie Giedi Primus seine Verteidigung gegen die Denkmaschinen verbessern kann.«

Xavier antwortete mit einer steifen Verbeugung. »Ihre Kooperationsbereitschaft erfreut mich, Eminenz. Gegen Omnius dürfen wir kein minderwertiges Material oder behelfsmäßige Systeme einsetzen, mit denen die Bevölkerung nur unzureichend geschützt wäre.«

Nach der Schlacht von Zimia hatte Xaviers Ingenieurkorps einen Forderungskatalog aufgestellt, wie die Verteidigung in der gesamten Liga organisiert werden sollte. Die Adligen hatten tief in ihre Geldbeutel gegriffen, höhere Steuerabgaben für ihre Untertanen veranlasst und das nötige Geld für die Verteidigungsmaßnahmen ausgegeben. Bei jedem Halt, auf jedem Planeten hatte Xavier Gruppen aus Ingenieuren und Militärs dorthin geschickt, wo sie seiner Ansicht nach am dringendsten gebraucht wurden.

Doch schon bald würde er den Heimflug antreten. Je näher der Zeitpunkt rückte, desto häufiger dachte er an Serena.

Mit gut gepflegten Uniformen und Waffen hatte die Bürgerwehr rund um die Inspektionsschiffe Stellung bezogen. Magnus Sumi winkte Xavier, dass er ihm folgen sollte. »Ich freue mich schon darauf, alles bei einem üppigen Bankett zu besprechen, Tercero Harkonnen. Ich habe zwölf Gänge bestellt, dazu Tänzer, Musiker und unsere besten Poeten. Wir können uns in meiner Residenz entspannen, während wir über Pläne diskutieren. Ich bin mir sicher, dass sie von Ihrer Reise erschöpft sind. Wie lange beabsichtigen Sie bei uns zu bleiben?«

Xavier konnte ihm lediglich mit einem verkrampften Lächeln antworten, weil er daran denken musste, wie weit er von Salusa Secundus entfernt war. Nach dem Aufbruch von Giedi Primus würden die Schiffe selbst mit Höchstgeschwindigkeit noch einen ganzen Monat lang unterwegs sein. Je schneller er diesen Planeten verließ, desto früher konnte er Serena wieder in die Arme schließen.

»Eminenz, dies ist die letzte Station unserer langen Rundreise. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, würde ich lieber weniger Zeit mit Festivitäten und mehr mit der eigentlichen Inspektion verbringen.« Er deutete auf sein Schiff. »Wir haben einen Zeitplan einzuhalten. Ich fürchte, dass ich nur zwei Tage für Giedi Primus erübrigen kann. Es wäre das Beste, wenn wir uns ganz auf die Arbeit konzentrieren.«

Der Magnus war sichtlich geknickt. »Ja, ich schätze, nach dem Schaden, der auf Salusa Secundus angerichtet wurde, gibt es ohnehin keinen Grund zum Feiern.«

* * *

Zwei Tage lang unterzog Xavier die planetare Verteidigung einer schnellen, beinahe oberflächlichen Überprüfung. Er stellte fest, dass Giedi Primus eine florierende Welt mit vielen Ressourcen war. Vielleicht war der Planet sogar ein geeigneter Ort, um sich dort eines Tages niederzulassen und ein eigenes Anwesen einzurichten.

Sein Urteil war recht positiv, aber er sprach gleichzeitig eine Warnung aus. »Giedi Primus ist zweifellos ein Planet, den die Denkmaschinen gerne erobern würden, Eminenz.« Er studierte die Pläne der Stadt und die Verteilung der Bodenschätze auf den Hauptkontinenten. »Bei einem Angriff würden die Cymeks sicherlich darauf achten, dass die Industrieanlagen intakt bleiben, damit die Roboter sie später nutzen können. Omnius predigt Effizienz.«

Magnus Sumi war offensichtlich stolz auf diese Einschätzung. Er zeigte auf die Substationen in den Diagrammen. »Wir werden sekundäre Feldgeneratoren an verschiedenen strategisch wichtigen Punkten installieren.« Während er sprach, wurden die Stellen auf dem Bildschirm hell unterlegt. »Wir haben bereits eine komplette, redundante Sendestation auf einer unbewohnten Insel im nördlichen Meer gebaut, die die gesamte Polregion abdecken kann. Wir hoffen, dass wir sie in spätestens einem Monat in Betrieb nehmen können.«

Xavier nickte geistesabwesend, nachdem er sich monatelang mit den immer gleichen Details beschäftigt hatte. »Es freut mich, das zu hören, obwohl ich bezweifle, dass ein sekundärer Sendekomplex notwendig ist.«

»Wir möchten uns sicher fühlen, Tercero.«

Die beiden Männer blickten zu den silbrigen Türmen mit den Parabolgittern auf, die in den Himmel über Giedi

City stießen, dann sah sich Xavier die Plastonwälle an, die schwereren Fahrzeugen den Zugang versperrten. Er bezweifelte nicht, dass einem Cymek ohne große Mühe der Durchbruch gelingen würde.

»Eminenz, ich schlage vor, dass Sie hier mehr Truppen stationieren und weitere Hindernisse aufbauen. Verstärken Sie die planetengestützte Raketenabwehr, damit sie gegen Eindringlinge aus dem Weltraum geschützt sind. Auf Salusa bestand die Strategie der Cymeks darin, sich ganz auf die Zerstörung der Türme zu konzentrieren, und das könnten sie auch hier versuchen.« Er klopfte mit den Fingerknöcheln gegen den schweren Paristahl-Stützpfeiler des Turms. »Diese Schilde sind Ihre erste und letzte Verteidigungsstaffel, Ihre wirksamste Abwehr gegen die Denkmaschinen. Vernachlässigen Sie sie nicht.«

»Das haben wir nicht vor. Unsere Munitionsfabriken produzieren schwere Artillerie und gepanzerte Bodenfahrzeuge. Wir wollen diesen Komplex baldmöglichst mit einer starken Militärpräsenz schützen.«

Die noch nicht ganz fertig gestellte sekundäre Generatorenstation war zu isoliert, um sie vor einem massiven Angriff schützen zu können. Aber ihre Existenz schien den Magnus und die Bevölkerung zu beruhigen.

»Sehr gut«, sagte Xavier, dann blickte er auf das Chronometer an seinem Handgelenk. Alles lief wie am Schnürchen, also konnten seine Inspektionsschiffe vielleicht noch vor Sonnenuntergang starten ...

Der Magnus fuhr mit unsicherer Stimme fort: »Tercero, machen Sie sich Sorgen wegen unserer unzureichenden Weltraumstreitkräfte? Die Bürgerwehr hat nur ein paar größere Schiffe im Orbit stationiert, die einen Angriff der Maschinenflotte zurückschlagen könnten, und wir besitzen nur sehr wenige Wachschiffe und Kundschafter. Ich gebe zu, dass dort unsere große Schwachstelle liegt. Was ist, wenn Omnius uns direkt aus dem Orbit angreift?«

»Sie haben Raketenabwehrstellungen am Boden, die sich stets als zuverlässig erwiesen haben.« Ungeduldig schaute

Xavier in den klaren Himmel hinauf. »Ich glaube, Sie sollten sich darauf konzentrieren, die Schildgeneratoren an der Planetenoberfläche zu verteidigen. Selbst eine umfangreiche Aufstockung mit Armada-Kriegsschiffen kann die Wirksamkeit der Störfelder nicht übertreffen. Als die Roboterflotte vor Salusa erkannte, dass sie die Schildgeneratoren nicht zerstören konnte, hat sie sich zurückgezogen.«

»Aber was ist, wenn Giedi Primus aus dem Orbit belagert wird?«

»Ihre Welt verfügt über genügend Kapazitäten, um eine Blockade lange genug zu überstehen, bis eine Entsatzflotte der Liga eintrifft.« Da es ihn zum Raumhafen drängte, beschloss Xavier, den Gouverneur zu beschwichtigen. »Trotzdem werde ich empfehlen, dass ein oder zwei Zerstörer der Javelin-Klasse zur Verteidigung von Giedi Primus abgestellt werden.«

* * *

An jenem Abend gab der Magnus ein Abschiedsbankett, mit dem er sich für die Dienste der Armada erkenntlich zeigen wollte. »Eines Tages«, sagte er, »haben wir Ihnen vielleicht unser Leben zu verdanken.«

Xavier entschuldigte sich nach der ersten Hälfte der Mahlzeit. Das Essen und der Wein schienen überhaupt keinen Geschmack zu haben. »Ich bedaure sehr, Eminenz, aber meine Schiffe dürfen das optimale Startfenster nicht verpassen.« Er verbeugte sich am Ausgang, dann eilte er zu seinem Schiff. Einige seiner Leute wären gerne länger geblieben, aber die meisten wollten genauso schnell nach Hause fliegen wie er. Auch sie hatten Frauen und Familien, und diese Soldaten hatten sich einen Urlaub redlich verdient.

Am Ende seiner Inspektionsreise ließ Xavier diese hübsche Welt hinter sich. Er war überzeugt, alles Nötige für Giedi Primus getan zu haben.

Und war sich nicht im Geringsten der Schwachpunkte bewusst, die ihm entgangen waren ...

18

Als wir zu Sklaven der Maschinen wurden, haben wir ihnen technisches Wissen übertragen – ohne die geeigneten Wertesysteme mitzuliefern.

Primero Faykan Butler,
Erinnerungen an den Djihad

Die *Dream Voyager* näherte sich der Erde, der ursprünglichen Heimat der Menschheit, die nun zum Zentrum der Synchronisierten Welten geworden war. Obwohl er weiterhin wachsam blieb, erlaubte Seurat seinem menschlichen Mitreisenden, das Schiff als Pilot zu übernehmen. »Ich habe Gefallen an solchen Risiken.«

Vorian Atreides schnaufte und betrachtete das ausdruckslose, völlig glatte Gesicht der intelligenten Maschine. »Ich habe mich als rundum kompetenter Pilot bewährt – vielleicht als Bester von allen Trustees.«

»Für einen Menschen magst du gar nicht so schlecht sein – wenn man deine trägen Reflexe und die Schwächen deines organischen Körpers außer Acht lässt.«

»Immerhin sind meine Witze besser als deine.« Vor übernahm die Kontrollen des schwarz-silbernen Schiffes. Er demonstrierte sein Können, als er Asteroidentrümmern auswich, während er in einer Kurve um den schweren Jupiter beschleunigte. Warnlampen blinkten auf der Konsole.

»Vorian, du überschreitest die akzeptablen Parameter. Wenn wir uns nicht mehr aus dem Schwerkraftfeld Jupiters lösen können, werden wir verglühen.« Der Roboter griff nach den Schaltern, mit denen er die Schiffssteuerung wieder auf seine Instrumente legen konnte. »Du darfst die Omnius-Aktualisierungen, die wir mitführen, nicht gefährden ...«

Vorian lachte über seinen erfolgreichen Trick. »Hab ich dich erwischt, alter Blechgeist! Als du nicht aufgepasst hast, habe ich die Werte für die Alarmauslösung verändert. Wenn du einen Blick auf deine untrüglichen Instrumente wirfst, wirst du feststellen, dass wir noch jede Menge Luft haben.«

Sie lösten sich mühelos aus dem Griff des Gasgiganten. »Du hast Recht, Vorian, aber warum hast du so etwas Unverfrorenes getan?«

»Weil ich sehen wollte, ob sich auch ein Roboter in die Hose machen kann.« Vor legte den endgültigen Annäherungsvektor fest, der ihn durch die maschinenbetriebenen Überwachungsstationen und Satelliten im Orbit um die Erde hindurchführte. »Du wirst nie verstehen, wie man jemandem einen Streich spielt.«

»Also gut, Vorian. Ich werde es versuchen – und üben.«

Vor sagte sich, dass er es eines Tages möglicherweise bereuen mochte, Seurat in dieser Art von Humor unterrichtet zu haben.

»Zufällig habe ich mehr als nur Metall in meinem Gehirn, genauso wie alle Denkmaschinen. Unsere Neurelektronik besteht aus den exotischsten Legierungen, einem Netzwerk aus optischen Fasern, komplexen Polymeren, Gelschaltkreisen und ...«

»Ich werde dich trotzdem alter Blechgeist nennen. Nur weil es dich ärgert.«

»Ich werde die menschliche Unvernunft niemals verstehen.«

Um den Schein zu wahren, übernahm Seurat wieder das Kommando über die *Dream Voyager*, als sie auf dem emsigen Raumhafen landeten. »Wir haben das Ende einer weiteren erfolgreichen Reise erreicht, Vorian Atreides.«

Grinsend fuhr sich der junge Mann mit den Fingern durch das lange schwarze Haar. »Wir sind im Kreis geflogen, Seurat. Ein Kreis hat kein Ende.«

»Der Terra-Omnius ist der Anfang und das Ende.«

»Du nimmst die Dinge zu wörtlich. Deshalb schlage ich dich so häufig in Strategiespielen.«

»Nur in dreiundvierzig Prozent, junger Mann«, stellte Seurat richtig. Er ließ die Ausstiegsrampe ausfahren.

»Knapp die Hälfte.« Vorian begab sich zur Schleuse, weil es ihn nach draußen und an die frische Luft drängte. »Gar nicht so schlecht für jemanden, der für Krankheiten, Ablenkungen und zahllose andere Schwächen anfällig ist. Ich werde immer besser, wie auch du erkennen müsstest, wenn du gelegentlich einen Blick auf den statistischen Trend werfen würdest.« Er stürmte auf das Landefeld aus gehärtetem Plaston hinaus.

Laderoboter sausten zwischen größeren KI-Einheiten hindurch, die sich auf Gleitfeldern bewegten. Kleine Drohnen krochen in die Maschinenschächte und Triebwerksdüsen, und Wartungsroboter ermittelten, wo Reparaturen nötig waren. Gleichzeitig wurden Raumschiffe betankt, um sie auf Missionen vorzubereiten, die Omnius in seiner unendlichen Intelligenz angeordnet hatte.

Als Vorian blinzelnd im Sonnenlicht stand, marschierte ein riesiger Cymek auf gelenkigen Beinen auf ihn zu. Das Innenleben der Hybrid-Maschine war deutlich zu erkennen – die Hydraulik, die Sensoren, die blauen Funken, wenn Nervenimpulse vom Elektrafluid an die Kontakte übertragen wurden. Im Zentrum des künstlichen Körpers hing der geschützte Gehirnbehälter, in dem sich der Geist eines uralten menschlichen Generals befand.

Der Cymek drehte die Sensorenstaffeln, als wollte er ihn ins Visier nehmen, dann hielt er genau auf Vor zu und hob die vorderen Greifarme. Schwere Zangen klackten.

Vorian winkte und lief ihm entgegen. »Vater!«

Da die Cymeks ständig ihre Körper wechselten, je nach den Anforderungen, die ihre verschiedenen Aktivitäten stellten, waren sie nur schwer voneinander zu unterscheiden. Doch Vors Vater kam jedes Mal zu ihm, wenn die *Dream Voyager* von einer Update-Mission zurückkehrte.

Viele Menschensklaven lebten auf den Synchronisierten Welten und dienten dem Allgeist. Omnius gab jedem eine offizielle Funktion, obwohl nur wenige ein so angenehmes

Leben wie Vorian führten. Trustees wie er benötigten eine besondere Ausbildung und wurden an strengen Elite-Schulen unterrichtet, damit sie unter der Maschinenherrschaft als Vorarbeiter und in anderen wichtigen Positionen einsetzbar waren.

Vor hatte über die Ruhmestaten der Titanen gelesen und kannte die Geschichten der großen Eroberungen seines Vaters. Nachdem er unter den Fittichen des Allgeistes aufgewachsen und von seinem Cymek-Vater ausgebildet worden war, hatte der junge Mann niemals die Ordnung der Welt oder seine Loyalität gegenüber Omnius in Frage gestellt.

Da er die moderate Persönlichkeit des Robotercaptains kannte, hatte Agamemnon erheblichen Einfluss ausgeübt, damit sein Sohn einen Posten an Bord von Seurats Update-Schiff erhielt, was selbst für einen Trustee eine beneidenswerte Aufgabe war. Der unabhängige Roboter hatte nichts gegen die Gesellschaft des jungen Mannes, und es schien sogar, dass er Vors unvorhersagbares Verhalten als Vorteil betrachtete. Gelegentlich war Vor von Omnius höchstpersönlich aufgefordert worden, an Rollenspielsimulationen teilzunehmen, damit er die Möglichkeiten der ungezähmten Menschen besser verstand.

Nun lief Vor ohne Furcht über das Landefeld zum schwer bewaffneten Cymek, der ihn haushoch überragte. Der junge Mann schaute liebevoll auf den Gehirnbehälter, der so angebracht war, dass sich das seltsame mechanische Gesicht seines uralten Vaters auf der Unterseite befand.

»Willkommen daheim.« Agamemnon ließ seine Stimme tief und väterlich klingen. »Seurat hat seinen Bericht bereits übermittelt. Du hast mich wieder einmal stolz gemacht. Du bist unseren Anforderungen wieder einen Schritt näher gekommen.« Er drehte die Sensorenstaffel und schwenkte in eine andere Richtung. Vorian lief neben den gepanzerten Beinen her, als Agamemnon sich vom Schiff entfernte.

»Wenn nur mein empfindlicher Körper lange genug leben würde, um alle Ziele zu erreichen«, sagte Vor wehmütig.

»Ich kann es gar nicht erwarten, endlich für die Umwandlung in einen Neo-Cymek auserwählt zu werden.«

»Du bist erst zwanzig, Vorian. Noch viel zu jung, um sich Gedanken über die Sterblichkeit zu machen.«

Am Himmel setzten Frachtschlepper zur Landung an und balancierten auf gelbweißen Flammen, mit denen ihr Sturz abgebremst wurde. Mit menschlichen Arbeitern besetzte Ladewagen rollten zu den gelandeten Schiffen und verteilten die Fracht nach strikten Anweisungen. Vor warf einen Blick auf die Sklaven, dachte aber nicht weiter über ihre Situation nach. Jeder hatte seine eigenen Pflichten, jeder Mensch und jede Maschine waren Rädchen im Getriebe der Synchronisierten Welten. Vor jedoch war den anderen überlegen, weil er die Chance hatte, eines Tages wie sein Vater werden zu können. Ein Cymek.

Sie kamen an Lagerhäusern mit Computerüberwachungssystemen vorbei, in denen Treibstoff und Versorgungsgüter aufbewahrt wurden. Das menschliche Personal verteilte Nahrungsmittel und Material an die Sklaven in der Stadt. Inspektoren – zum Teil Roboter, zum Teil Menschen – führten Qualitäts- und Inventarkontrollen durch, die in Omnius' längerfristige Pläne einflossen.

Vor verstand das Leben der ungebildeten Arbeiter nicht, die am Raumhafen schwere Kisten entluden. Die Sklaven erfüllten Aufgaben, die eine simple Lademaschine viel schneller und effizienter durchgeführt hätte. Aber er freute sich, dass selbst diese Menschen eine Arbeit hatten, mit der sie sich ihren Lebensunterhalt verdienen konnten.

»Seurat hat mir von Salusa Secundus erzählt, Vater.« Er musste lange Schritte machen, um mit dem Tempo des Cymeks mithalten zu können. »Es tut mir Leid, dass dein Angriff erfolglos war.«

»Es war nur ein Test«, sagte Agamemnon. »Die ungezähmten Menschen besitzen ein neues Verteidigungssystem, dessen Leistungsfähigkeit wir jetzt geprüft haben.«

Vor strahlte. »Ich bin überzeugt, dass du es schaffen wirst, alle Hrethgir in die Herrschaft Omnius' einzuglie-

dern. Wie in den Ausführungen deiner Memoiren, als die Titanen alles erobert haben.«

Der General zögerte. Seine optische Fasern entdeckten zahlreiche Wächteraugen, die ihnen folgten. »Natürlich wünsche ich mir die alten Zeiten nicht zurück«, versicherte er. »Du hast wieder in meinen Erinnerungen gelesen?«

»Deine Geschichten werden mir niemals langweilig, Vater. Die Ära der Titanen, der große Tlaloc, die Ersten Hrethgir-Rebellionen ... alles ist so faszinierend.« Es war ein ganz besonderes Gefühl für Vor, diesen großen Cymek zu begleiten. Er war stets auf der Hut, so weit es seine Stellung ihm erlaubte, um Wege zu finden, wie er dazulernen konnte. Er wollte die Erwartungen erfüllen, die in ihn gesetzt wurden ... und noch viel mehr. »Ich würde gerne mehr über dieses neue Verteidigungssystem der Hrethgir erfahren, Vater. Vielleicht kann ich dir helfen, eine Methode zu finden, wie es sich überlisten lässt.«

»Omnius analysiert derzeit die Daten und wird entscheiden, was unternommen werden soll. Ich bin erst vor kurzem auf der Erde eingetroffen.«

Da menschlicher Ehrgeiz nach wir vor eine treibende Kraft für die Cymeks war, hatten sie monumentale Bauprojekte in die Wege geleitet, gigantische Gebäude und Monumente, die an die vergangenen Epochen der Menschheit erinnern und die Ära der Titanen rühmen sollten. Versklavte Künstler und Architekten mussten neue Entwürfe ausarbeiten, die von den Cymeks genehmigt oder modifiziert wurden.

In der Nähe errichteten Maschinen einen Wolkenkratzer, indem sie die vorgefertigten Stockwerke übereinander montierten. Eigentlich hatten die Denkmaschinen kaum Expansionsbedarf. Manchmal hatte Vor den Eindruck, dass diese extravaganten Bauvorhaben lediglich der Beschäftigung der Sklaven dienten ...

Er hatte seine Mutter nie kennen gelernt und nur so viel verstanden, dass Agamemnon vor Ewigkeiten, bevor sich die Titanen in Cymeks umwandeln ließen, einen Sperma-

vorrat angelegt hatte, mit dem er Vorian gezeugt hatte. Im Laufe der Jahrhunderte hätte der General mit geeigneten Leihmüttern unzählige Nachkommen erschaffen können.

Obwohl er nie etwas von Geschwistern erfahren hatte, vermutete Vorian, dass irgendwo welche lebten. Er fragte sich, wie es wäre, ihnen zu begegnen, aber in einer Maschinengesellschaft waren emotionale Bindungen unpraktisch. Er hoffte nur, dass Agamemnon nicht restlos von seinen Geschwistern enttäuscht gewesen war.

Wenn sein Vater, wie häufig, auf einer Mission war, versuchte Vor immer wieder, mit den verbliebenen Titanen zu reden, weil er sich für die Ereignisse in Agamemnons berühmten und umfangreichen Memoiren interessierte. Er nutzte seine verantwortungsvolle Position dazu, sich weiterzubilden. Einige der originalen Cymeks – insbesondere Ajax – waren arrogant und betrachteten Vorians Fragen als Belästigung. Andere, darunter Juno und Barbarossa, fanden ihn amüsant. Alle sprachen mit großer Leidenschaft von Tlaloc, dem ersten der großen Titanen, der den Funken der Rebellion entzündet hatte.

»Ich wünschte, ich hätte Tlaloc kennen lernen können«, sagte Vor, um das Gespräch in Gang zu halten. Agamemnon sprach sehr gerne über seine Tage des Ruhms.

»Ja, Tlaloc war ein Träumer mit Ideen, von denen ich nie zuvor gehört hatte«, sinnierte der Cymek. »Zeitweise war er etwas naiv und begriff einfach nicht, welche praktischen Auswirkungen seine Vorstellungen haben würden. Aber ich wies ihn darauf hin. Deshalb waren wir so ein großartiges Team.«

Agamemnon schien schneller zu marschieren, wenn er über die Titanen sprach. Allmählich zehrte das Tempo an Vorians Kräften, und er schnappte keuchend nach Luft.

»Tlaloc benannte sich nach einem uralten Regengott. Unter den Titanen war Tlaloc der Visionär, während ich die Rolle des militärischen Führers übernahm. Juno kümmerte sich um Strategien und Intrigen. Dante verfolgte die Statistiken, die Bürokratie und die Bevölkerungsentwicklung. Bar-

barossas Aufgabe war die Umprogrammierung der Denkmaschinen, um zu gewährleisten, dass sie dieselben Ziele wie wir verfolgten. Er stattete sie mit Ehrgeiz aus.«

»Und das war gut so«, sagte Vorian.

Agamemnon zögerte, aber wegen der Wächteraugen erhob er keine Einwände. »Als wir die Erde besuchten, erkannte Tlaloc, dass die Menschheit stagnierte, dass sie völlig von den Maschinen abhängig geworden war und nur noch in Apathie versinken konnte. Die Menschen hatten keine Ziele, keinen Antrieb, keine Leidenschaft mehr. Als sie die Chance hatten, ihrer Kreativität freien Lauf zu lassen, waren sie zu träge geworden, selbst für künstlerische Arbeit.« Sein Stimmsynthesizer gab ein angewidertes Geräusch von sich.

»Aber Tlaloc war anders«, griff Vor das Stichwort auf.

Nun klang die Stimme des Cymeks gefühlvoller. »Tlaloc wuchs im Thalim-System auf. Er stammte von einer äußeren Kolonialwelt, wo das Leben schwer war, wo Arbeit mit Schweiß, Blut und Schwielen verbunden war. Er musste sich nach oben kämpfen. Auf der Erde sah er, dass der menschliche Ehrgeiz nahezu ausgestorben war – *und die Menschen hatten es nicht einmal bemerkt!*«

Agamemnon hob einen kräftigen Metallarm. »Er hielt Reden, mit denen er die Menschen wachrütteln wollte, damit sie erkannten, was mit ihnen geschah. Ein paar hörten ihm neugierig zu, aber er war für sie nur ein unterhaltsames Kuriosum. Bald wandte sich das gelangweilte Publikum wieder seinem eintönigen, hedonistischen Zeitvertreib zu.«

»Aber du nicht, Vater.«

»Ich war mit meinem ereignislosen Leben unzufrieden. Ich war Juno bereits begegnet, und wir hatten gemeinsame Träume. Tlaloc brachte sie in eine konkrete Form. Nachdem Juno und ich zu ihm gestoßen waren, lösten wir Ereignisse aus, die schließlich den Sturz des Alten Imperiums zur Folge hatten.«

Vater und Sohn erreichten den Zentralkomplex, in dem der Terra-Omnius seinen Sitz hatte. Trotzdem war der All-

geist in mehrfacher Redundanz über viele Knoten des Netzwerks aus Bunkern und hohen Türmen über den gesamten Planeten verteilt. Vorian folgte dem Cymek in das Hauptgebäude und fieberte aufgeregt dem Kommenden entgegen. Diesem Ritual hatten sie sich schon viele Male unterzogen.

Die Laufmaschine schritt durch große Säle und betrat eine Wartungsstation. Sie war voller Schläuche mit Schmiermitteln, überall standen blubbernde Nährstoffbehälter und blinkende Analysesysteme. Vor holte eine Werkzeugtasche, schaltete Saugschläuche und Hochdruck-Wasserspritzen ein und suchte weiche Tücher und Reinigungsmittel zusammen. In seinen Augen war diese Tätigkeit seine wichtigste Aufgabe als Trustee.

Im Zentrum des sterilen Raums hielt Agamemnon unter einer Hebevorrichtung an. Eine magnetische Klammer senkte sich herab und schloss sich um den Konservierungsbehälter, in dem sich sein uraltes Gehirn befand. Neurale Interfaces wurden getrennt, und Kabel mit Elektroden zogen sich zurück. Der Behälter wurde angehoben, während das Lebenserhaltungssystem von Batterien weiterbetrieben wurde.

Vorian schleppte eine komplette Ausrüstung heran. »Ich weiß, dass du nichts davon spürst, Vater, aber ich stelle mir gerne vor, dass du dich danach wohler fühlst.« Er reinigte die Kontakte mit Luft- und Wasserstrahlen und polierte alle Oberflächen mit einem weichen Tuch. Der Cymek-General murmelte seinen Dank.

Vor schloss die Reinigungsarbeiten ab, dann verband er den Gehirnbehälter mit Kabeln und Drähten, die zu den Diagnoseinstrumenten führten. »Alle Funktionen optimal, Vater.«

»Bei deiner aufmerksamen Wartung ist es kein Wunder. Vielen Dank, mein Sohn. Bei dir bin ich in guten Händen.«

»Diese Arbeit ist mir eine Ehre.«

Mit schnurrender künstlicher Stimme sagte Agamemnon: »Eines Tages, Vorian, wenn du mir weiterhin so gute Dienste leistest, werde ich dich für die größte Belohnung vor-

schlagen. Ich werde Omnius bitten, dich in einen Cymek zu konvertieren, genauso wie es mit mir geschehen ist.«

Bei der Erwähnung dieser wunderbaren Aussicht polierte Vorian den Behälter gleich noch einmal, dann blickte er liebevoll auf die cremefarbenen Konturen des Gehirns, das sich darin befand. Er versuchte seine Verlegenheit und Aufgeregtheit zu verbergen, doch ihm traten Tränen in die Augen. »Das ist das Höchste, was ein Mensch sich erhoffen kann.«

19

Menschen mit ihren empfindlichen organischen Körpern lassen sich so leicht auslöschen. Ist es überhaupt eine Herausforderung, ihnen wehzutun oder Schaden zufügen?

Erasmus,
aus den ungeordneten Labordateien

Der Roboter blickte mit Hunderten kritischer optischer Fasern in den Himmel der Erde und war keineswegs zufrieden. Erasmus stand auf einem hohen Glockenturm seiner Villa und starrte durch die gekrümmte Panzerplazscheibe. Die Landschaft dieser Welt mit ihren Ozeanen und Wäldern und Städten, die auf den Ruinen anderer Städte erbaut worden waren, hatte bereits den Aufstieg und Niedergang zahlloser Zivilisationen erlebt. Diese historischen Dimensionen ließen seine eigenen Leistungen so klein und gekünstelt wirken.

Deshalb musste er sich viel mehr Mühe geben.

Weder Omnius noch seine untergeordneten Architekturroboter hatten ein Verständnis für wahre Schönheit. Auf Erasmus wirkten die Gebäude und der Grundriss der wiedererrichteten Stadt viel zu rechtwinklig mit viel zu abrupten Übergängen. Eine Stadt war etwas anderes als ein effizienter Schaltplan. Unter seiner mehrschichtigen Analyse sah die Metropole wie ein kunstvoller Mechanismus aus, der nach Kriterien der Zweckmäßigkeit angelegt worden war. Er war von klaren Linien und systematischer Effizienz geprägt, die eine sachliche Schönheit besaß ... aber darüber hinaus gab es keinerlei Finesse.

Es war enttäuschend, wenn sich der allwissende Allgeist weigerte, sein Potenzial auszunutzen. Manchmal hatten

die phantastisch unrealistischen Ambitionen der Menschen etwas für sich.

Omnius sträubte sich dagegen, die anmutige Schönheit der menschlichen Architektur des Goldenen Zeitalters anzuerkennen. Obwohl diese trotzige Haltung unlogisch war. Zugegebenermaßen erkannte Erasmus eine gewisse Anmut in stromlinienförmigen Maschinen, und er mochte auch seine eigene Körpergestalt mit dem platingrauen Hautfilm und die Glattheit seines Spiegelgesichts, das er mimisch verformen konnte. Aber er sah keinen Sinn darin, sich auf Hässlichkeit zu verlegen, nur um den Schönheitsidealen eines Feindes zu trotzen.

Wie konnte ein Computergeist, der sich über Hunderte von Planeten erstreckte, auch nur den Hauch von Engstirnigkeit entwickeln? Für Erasmus, der in ausgiebigen Kontemplationen ein objektives und gereiftes Verständnis erlangt hatte, deutete Omnius' Haltung auf einen Mangel an gründlicher Überlegung hin.

Er gab einen seufzenden Laut von sich, den er sich von Menschen abgeschaut hatte, und übermittelte einen Gedankenbefehl, der bewirkte, dass sich Projektionsschirme über die Fenster des Glockenturms schoben. Gemäß seiner Stimmung ließ er sich künstliche idyllische Landschaften anderer Planeten zeigen. Sie waren so friedlich und beruhigend.

Dann trat er vor einen Kleidungsautomaten, wählte ein Muster aus und wartete, während das gewünschte Gewand für ihn angefertigt wurde. Der traditionelle Kittel eines Malers. Als das Kleidungsstück bereit war, zog er es sich über den schlanken Körper und ging zu einer Staffelei, wo er sich bereits eine leere Leinwand, eine Palette mit Farben und feine Pinsel zurechtgelegt hatte.

Ein Gedanke genügte, um die Projektion zu vergrößerten Abbildungen berühmter Kunstwerke wechseln zu lassen. Jedes Fenster zeigte nun einen anderen großen Meister. Er wählte »Hütten in Cordeville« aus, das ein antiker Künstler der Erde namens Vincent van Gogh geschaffen hatte. Es war

ein kühner, farbenfroher Entwurf, jedoch ohne Feinheit ausgeführt. Die Linienführung wirkte unbeholfen, und die dicken Pigmentkleckse und verschmierten Farben hatten etwas Kindliches. Doch als er das Gemälde als Ganzes betrachtete, schien es eine urtümliche Energie auszustrahlen, eine undefinierbare primitive Kraft.

Nachdem er sich eine Zeit lang darauf konzentriert hatte, glaubte Erasmus, ein gewisses Verständnis für van Goghs Technik gewonnen zu haben. Aber auf die Frage, *warum* jemand ein solches Bild geschaffen hatte, fand er keine Antwort.

Obwohl er nie zuvor gemalt hatte, fertigte er eine exakte Kopie des Kunstwerks an. Er benutzte die gleichen Pigmente und imitierte jeden Pinselstrich. Als er fertig war, musterte Erasmus sein Werk. »Die Kopie ist das aufrichtigste Kompliment.«

Der nächste Wandbildschirm erstrahlte in blassgrauem Licht. Omnius hatte ihn beobachtet, wie immer. Erasmus würde zweifellos seine Aktivitäten rechtfertigen müssen, da der Allgeist nie verstehen würde, was den unabhängigen Roboter bewegte.

Erneut musterte er das Gemälde. Warum war es so schwierig, Kreativität zu verstehen? Sollte er einfach ein paar Komponenten nach zufälligem Muster verändern, um ein eigenständiges Kunstwerk zu schaffen? Als sich der Roboter überzeugt hatte, dass das Bild fehlerfrei war, dass er nirgendwo von den Vorgaben abgewichen war, wartete er auf eine plötzliche Erkenntnis.

Langsam verstand er, dass dieses von ihm geschaffene Werk keine Kunst im eigentlichen Sinne war. Eine Druckerpresse war genauso wenig künstlerisch tätig, wenn sie Literatur vervielfältigte. Er hatte die antike Komposition lediglich in allen Details *kopiert*. Er hatte nichts hinzugefügt, hatte nichts Neues geschaffen. Und er brannte darauf, den Unterschied zu verstehen.

Frustriert versuchte Erasmus es mit einem anderen Ansatz. Mit unerbittlicher Stimme rief er drei Sklaven herbei

und befahl ihnen, seine Malerausrüstung in eins seiner Labors zu tragen. »Ich beabsichtige, ein neues Kunstwerk zu schaffen, meine eigene Kreation. Ein Stillleben sozusagen. Ihr drei werdet einen bedeutenden Anteil am Schaffensprozess haben. Freut euch über diese Auszeichnung.«

In der sterilen Umgebung des Labors und mit Hilfe seiner persönlichen Roboterwachen nahm Erasmus nun eine Vivisektion der drei Sklaven vor, ohne sich um ihre Schmerzensschreie zu kümmern. »Ich will die Angelegenheit auf Herz und Nieren prüfen«, sagte er. »Ich will den Fluss des Lebens spüren.«

Mit blutbefleckten Metallhänden studierte er herausgerissene Organe, drückte sie zusammen, beobachtete den fließenden Saft und die zerreißenden Zellgewebe. Er führte eine oberflächliche Analyse durch, die eine schlechte Mechanik und ein ineffektives Zirkulationssystem ergab. Der Aufbau war unnötig komplex und musste irgendwann versagen.

Dann spürte Erasmus eine vibrierende Energie, eine ungewohnte Impulsivität, und schuf eine Bildvorlage. Ein neues Werk, das völlig einzigartig war! Es war sein eigenes Arrangement, und er würde die Abbildung durch verschiedene Filter trüben und einige absichtliche Fehler einbauen, um sich der menschlichen Unvollkommenheit und Ungewissheit anzunähern.

Endlich schien er auf der richtigen Spur zu sein.

Auf seinen Befehl hin brachten die Wachroboter einen Kübel mit frischem menschlichem Blut herein. Erasmus nahm die interessant angeordneten Organe – die sich immer noch warm anfühlten – vom Tisch und wies zwei Reinigungsdrohnen an, das Innere der Spenderkörper zu säubern. Während er sein Vorgehen kontemplierte, warf er ein Organ nach dem anderen ins Blut und beobachtete, wie sie in der Flüssigkeit schwammen – Augen, Lebern, Nieren, Herzen.

Er bedachte jeden Arbeitsschritt und folgte jeder Idee, die sein kreativer Drang ihm eingab. Jede unlogische Laune.

Erasmus fügte seinem blutigen Werk weitere Ingredienzen hinzu. Als er an die Biographie des Künstlers van Gogh dachte, schnitt er einer Leiche ein Ohr ab und warf es ebenfalls in den Bottich.

Schließlich trat er mit tropfenden Händen zurück. Ein wunderschönes Arrangement – das er mit eigener Kreativität geschaffen hatte. Er kannte keinen berühmten menschlichen Künstler, der jemals mit einem solchen Stillleben gearbeitet hatte. Es gab niemanden, der jemals etwas Ähnliches getan hatte.

Erasmus reinigte seine glatten Metallhände und widmete sich einer jungfräulichen Leinwand. Er zeichnete eins der drei Herzen und bildete die Kammern und die Aorta gewissenhaft ab. Aber er wollte kein realistisches Bild einer Sektion anfertigen. Unzufrieden verschmierte er ein paar Linien, um dem Ganzen einen künstlerischen Hauch zu verleihen. Wahre Kunst erforderte einen bestimmten Grad der Ungewissheit, genauso wie ein Gourmetkoch sein Gericht mit geeigneten Gewürzen verfeinerte.

Das musste das Geheimnis der Kreativität sein. Während er malte, versuchte Erasmus die Kommunikation zwischen seinem Gehirn und seinen mechanischen Händen zu visualisieren, wie die Gedankenimpulse seine Finger in Bewegung setzten.

»Und das definieren die Menschen als Kunst?«, fragte Omnius von einem Wandbildschirm.

Ausnahmsweise ließ sich Erasmus nicht auf eine Diskussion mit dem Allgeist ein. Omnius' Skepsis war berechtigt. Erasmus hatte keine wahre Kreativität entfaltet. Sicher, er hatte ein einzigartiges bildliches Arrangement geschaffen, aber in der Kunst der Menschen war das Gesamtwerk stets mehr als die Summe der Bestandteile. Wenn er seinen Opfern die Organe herausriss, sie in Blut tauchte und malte, brachte es ihn dem Verständnis menschlicher Inspiration kein Stück näher. Selbst wenn er die Details veränderte, blieb er unpräzise und phantasielos.

Doch es war vielleicht ein Schritt in die richtige Richtung.

Erasmus konnte keine logische Schlussfolgerung aus diesem Gedanken ziehen, und allmählich verstand er auch den Grund. In diesem Prozess spielte die Reflexion keine Rolle. Kreativität und präzise Analye schlossen sich gegenseitig aus.

Frustriert packte der Roboter das makabre Gemälde mit kräftigen Händen, zerbrach den Rahmen und riss die Leinwand in Fetzen. Er würde sich viel mehr Mühe geben müssen, er würde noch viel besser werden müssen. Erasmus verlieh seinem metallischen Polymergesicht eine stilisierte Mimik der Nachdenklichkeit. Er war seinem Ziel, die Menschen zu verstehen, trotz eines Jahrhunderts intensiver Forschungen und Überlegungen nicht näher gekommen.

Mit langsamen Schritten suchte Erasmus seine private Zuflucht auf, einen botanischen Garten, in dem er klassische Musik hören konnte, die durch die Zellstrukturen gewisser Pflanzen übertragen wurde. »Rhapsody in Blue« von einem Komponisten der Alten Erde.

Im kontemplativen Garten saß der betrübte Roboter im rötlichen Sonnenlicht und fühlte die Wärme auf seiner Metallhaut. Das war ebenfalls etwas, das Menschen genossen, aber auch dafür wusste er keinen Grund. Selbst mit Unterstützung seines Moduls zur sensorischen Verstärkung empfand er nicht mehr als *Hitze*.

Und Maschinen, die sich überhitzten, mussten irgendwann versagen.

20

Das Gewebe des Universums ist gewaltig und komplex, die Muster sind unendlich. Obwohl die Kettfäden aus Tragödien geknüpft sind, gelingt es der Menschheit in ihrem unerschütterlichen Optimismus immer wieder, Schmuckfäden aus Glück und Liebe einzuweben.

Kogitorin Kwyna,
Archive der Stadt der Introspektion

Nach dem langen Weltraumaufenthalt konnte Xavier nur noch an die Heimkehr denken – und wie er Serena Butler in die Arme schließen würde.

Seinen Urlaub verbrachte er im Tantor-Anwesen, wo ihn seine Adoptiveltern und ihr euphorischer Sohn Vergyl willkommen hießen. Die Tantors waren ein stilles älteres Ehepaar, sanfte und intelligente Menschen mit dunkler Haut und Haaren in der Farbe von dichtem Rauch. Xavier schien aus dem gleichen Holz geschnitzt zu sein, da er ähnliche Interessen hatte und hohe moralische Maßstäbe setzte. Er war in diesem warmen und geräumigen Herrenhaus aufgewachsen, das er immer noch als sein Heim betrachtete. Obwohl er offiziell die Besitztümer der Harkonnens geerbt hatte – Bergwerke und Fabriken auf drei Planeten –, standen ihm nach wie vor mehrere Räume im Tantor-Anwesen zur freien Verfügung.

Als er seine vertraute Suite betrat, wurde er von zwei zotteligen grauen Wolfshunden mit erwartungsvollem Schwanzwedeln begrüßt. Er ließ seine Taschen fallen und raufte sich mit den Hunden. Die Tiere waren größer als sein kleiner Bruder, aber sehr verspielt und erfreut, ihn wiederzusehen.

An jenem Abend tat sich die Familie an der Spezialität des Hauskochs gütlich – Geflügel mit Salbei gewürzt und in Honig geröstet, mit Nusssplittern und Oliven aus den eigenen Hainen der Tantors. Doch zu seinem Bedauern entgingen ihm nun die feineren Nuancen des Geschmacks, nachdem er den ätzenden Gasangriff der Cymeks durchgemacht hatte. Der Koch warf ihm einen erschrockenen Blick zu, als er Unmengen von Salz und Soße über die Mahlzeit schüttete, damit er überhaupt etwas schmeckte.

Wieder etwas, das die Denkmaschinen ihm geraubt hatten.

Anschließend saß Xavier in einem schweren Eichenstuhl vor einem knisternden Kaminfeuer und nippte an einem Rotwein von den Weinbergen der Tantors. Doch auch das Getränk war für ihn nahezu geschmacklos. Er genoss es, sich fern von militärischen Vorschriften zu Hause zu entspannen. Er hatte fast ein halbes Jahr an Bord der leistungsfähigen, aber sehr spartanisch eingerichteten Armada-Schiffe verbracht, und diese Nacht würde er wie ein Baby in seinem eigenen Bett schlafen.

Einer der Wolfshunde hatte seine Schnauze auf Xaviers Füße gelegt und schnarchte laut. Emil Tantor, der nur noch einen grauen Haarkranz um den kahlen Schädel hatte, saß seinem Adoptivsohn gegenüber. Er fragte Xavier nach der militärischen Stärke der Synchronisierten Welten und den Kapazitäten der Armada aus. »Wie stehen die Chancen, dass der Krieg nach dem Angriff auf Zimia eskaliert? Können wir jemals mehr bewirken, als sie nur zurückzuschlagen?«

Xavier trank seinen Wein aus, goss sich ein neues Glas ein und füllte das des alten Mannes. Dann lehnte er sich wieder zurück – ohne dabei den grauen Hund aufzuwecken. »Die Lage ist ernst, Vater.« Da er sich kaum an seine leiblichen Eltern erinnerte, hatte er den Herrn des Tantor-Anwesen stets als Vater bezeichnet. »Andererseits war die Lage schon immer ernst, seit der Ära der Titanen. Vielleicht hatten wir es in den Tagen des Alten Imperiums zu bequem.

Wir haben vergessen, wie man aus eigener Kraft etwas bewirkt, wie man seine Möglichkeiten verwirklicht, und in den letzten tausend Jahren haben wir den Preis dafür bezahlt. Wir waren leichte Beute – zuerst für machtgierige Menschen, dann für seelenlose Maschinen.«

Emil Tantor nahm einen Schluck Wein und starrte ins Feuer. »Also gibt es noch Hoffnung? Wir brauchen etwas, woran wir uns festhalten können.«

Xaviers Lippen verzogen sich zu einem sanften Lächeln. »Wir sind Menschen, Vater. Solange wir daran festhalten, gibt es immer Hoffnung.«

* * *

Am nächsten Tag schickte Xavier eine Nachricht zum Haus der Butlers und bat um Erlaubnis, die Tochter des Viceroys bei der jährlichen Borstenrücken-Jagd begleiten zu dürfen, die in zwei Tagen stattfinden sollte. Serena hatte bestimmt längst erfahren, dass Xavier zurückgekehrt war. Die Ankunft seiner Inspektionsschiffe hatte großen Rummel verursacht, und Manion Butler hatte seine Nachricht zweifellos schon erwartet.

Trotz allem ging es in der salusanischen Gesellschaft sehr formell und extravagant zu. Wer um die schöne Tochter des Viceroys werben wollte, musste gewissen Anforderungen genügen.

Am späten Vormittag pochte ein Bote an die Türen des Herrenhauses der Tantors. Vergyl stand erwartungsvoll neben seinem großen Bruder und grinste, als er Xaviers Gesichtsausdruck sah. »Was ist? Kann ich mitkommen? Hat der Viceroy Ja gesagt?«

Xavier setzte eine ernste Miene auf. »Wie könnte er den Mann abweisen, der Salusa Secundus vor den Cymeks gerettet hat? Vergiss das nie, Vergyl, wenn du jemals die Gunst einer jungen Dame gewinnen willst.«

»Ich muss einen ganzen Planeten retten, um eine Freundin zu kriegen?« Der Junge schien skeptisch zu sein, ob-

wohl er es nicht wagte, offen an Xaviers Worten zu zweifeln.

»Für eine so großartige Frau wie Serena wäre nichts Geringeres angemessen.« Er ging ins große Haus, um die Tantors über seine Pläne zu informieren.

Am nächsten Morgen legte Xavier seine beste Reitkleidung an und ritt im Sonnenaufgang zum Anwesen der Butlers. Er hatte sich den schokoladenbraunen salusanischen Hengst seines Vaters ausgeborgt, ein schönes Tier mit geflochtener Mähne, schlankem Kopf, großen Ohren und hellen Augen. Sein Gang war fließend und ohne das Rucken mangelhaft trainierter Pferde. Auf einem grasbewachsenen Hügel stand eine Ansammlung hübscher weiß getünchter Gebäude – das Haupthaus, Ställe, Unterkünfte für die Diener und Lagerschuppen, die den Lattenzaun säumten. Als sein Pferd hinauflief, öffnete sich hinter ihm der wunderbare Ausblick auf die weißen Türme von Zimia.

Ein Schotterweg führte bis zur Hügelkuppe hinauf. Der zermahlene Kalkstein knirschte unter den Hufen des Hengstes, während Xavier die frische Luft tief einatmete. Er spürte die Feuchtigkeit und Kühle des Frühlingsanfangs, sah neue Blätter an den Bäumen und die ersten Blüten von Wildblumen. Doch jeder Atemzug, den er in seine neuen Lungen sog, schmeckte fad.

Weinstöcke säumten den Hügel wie grüner Cordsamt. Die Reben wurden sorgsam gepflegt und gewässert und waren an Drähten zwischen Pfählen befestigt, damit sie leichter abgeerntet werden konnten. Knorrige Olivenbäume umgaben das Haupthaus, und ihre hängenden Äste waren mit weißen Blüten überladen. In jedem Jahr war die erste Trauben- und Olivenernte der Anlass für ein großes Fest in jedem salusanischen Haushalt. Die Weingüter konkurrierten darum, wer die besten Jahrgänge produzierte.

Als Xavier durch das Tor auf den Hof ritt, sah er, dass sich bereits weitere Reiter in Jagdkleidung versammelt hatten. Bellende Hunde sprangen um die Beine des Hengstes herum, doch das edle Tier stand in majestätischer Haltung

da und missachtete die Hunde, als wären es ungezogene kleine Jungen.

Die Helfer griffen die Leinen und zerrten die Hunde zurück. Mehrere kleine Jadgpferde sprangen genauso ungeduldig wie die Hunde herum. Zwei Jäger pfiffen laut, dann stimmten weitere ein. Sie waren bereit, mit dem Vergnügen zu beginnen.

Manion Butler kam aus den Ställen und rief seine Leute zusammen, wie ein militärischer Befehlshaber, der seine Truppen zum Kampf sammelte. Er bemerkte den jungen Offizier und hob die Hand zum Gruß.

Dann sah Xavier, wie Serena auf einer grauen Stute mit prächtigem Sattel herausritt. Sie trug hohe Stiefel, Reiterhosen und eine schwarze Jacke. Ihre Augen versprühten Funken, als sich ihre Blicke trafen.

Sie galoppierte zu Xavier herüber, und ein Lächeln umspielte ihre Mundwinkel. Trotz der bellenden Hunde, der unruhigen Pferde und aufgeregt rufenden Reiter hatte Xavier nur den Wunsch, sie zu küssen. Er musste sich zusammenreißen. Serena hingegen blieb völlig kühl und streckte ihm eine Hand entgegen. Er griff nach dem Handschuh und hielt ihre Fingerspitzen.

Er wünschte sich, er würde wie die Zauberinnen von Rossak über telepathische Fähigkeiten verfügen, damit er ihr eine Gedankenbotschaft schicken konnte. Doch ihrem amüsierten Gesichtsausdruck entnahm er, dass Serena genau wusste, was in ihm vorging – und dass es ihr genauso ging.

»Die Reise durch den Weltraum war sehr lang«, sagte er. »Ich habe die ganze Zeit an dich gedacht.«

»Die *ganze* Zeit? Du hättest dich gelegentlich auf deine Pflichten konzentrieren sollen.« Sie sah ihn mit einem spöttischen Lächeln an. »Vielleicht finden wir während der heutigen Jagd etwas Zeit für uns. Dann kannst du mir erzählen, wovon du geträumt hast.«

Sie drängte ihre Stute, zu ihrem wartenden Vater hinüberzutraben. Sie und Xavier waren sich der vielen Augen bewusst, die sie beobachteten, also hielten sie einen angemes-

senen Abstand. Er ritt vor und griff nach der Hand ihres Vaters. »Ich danke Ihnen, dass Sie mir erlaubt haben, an dieser Jagd teilzunehmen, Viceroy.«

Manion Butlers rötliches Gesicht verzog sich zu einem Grinsen. »Es freut mich, dass Sie zu uns stoßen konnten, Tercero Harkonnen. Ich bin überzeugt, dass wir in diesem Jahr einen Borstenrücken erlegen können. In den Wäldern halten sich definitiv ein paar Tiere auf. Und ich sehne mich nach einem saftigen Filet. Und vor allem nach Borstenrücken-Schinken. Ein unvergleichlicher Genuss.«

Mit verspielt funkelnden Augen erwiderte Serena: »Wenn du weniger bellende Hunde und laute Reiter versammelt hättest, die durchs Gebüsch krachen, wären diese scheuen Tiere möglicherweise leichter zu jagen, Vater.«

Manion lächelte nur, als wäre sie immer noch sein niedliches kleines Mädchen. Er warf Xavier einen Blick zu und sagte: »Ich freue mich, dass Sie hier sind, um meine Tochter zu beschützen, junger Mann.«

Dann hob der Viceroy die Hand. Hörner erklangen, und im Stall wurde ein Gong angeschlagen. Die Hunde bellten und sammelten sich vor dem Zaun. Dahinter führte der Pfad an den blühenden Olivenhainen vorbei in den dichten salusanischen Wald. Zwei Jungen öffneten das Tor und freuten sich auf ihre erste Borstenrücken-Jagd.

Die Gruppe stürmte wie ein wilder Haufen los. Zuerst drängten sich die Hunde durchs Tor, dann folgten die großen Pferde mit den professionellen Jägern. Manion Butler ritt mit ihnen und stieß in ein antikes Horn, das seiner Familie gehörte, seit Bovko Manresa die erste Siedlung auf Salusa gegründet hatte.

Dann kamen die kleineren Pferde, die der Hauptgruppe hinterhereilten. Diese Helfer würden Lager errichten und das von den Jägern erlegte Wild häuten. Sie sollten auch das Fest vorbereiten, wenn die Gesellschaft zum Anwesen zurückkehrte.

Die Jäger hatten sich bereits aufgefächert, und jeder Anführer stieß an einer anderen Stelle in den Wald vor. Ohne

Eile trotteten Xavier und Serena auf die dunkelgrünen Bäume zu. Ein junger Mann aus der Nachhut blickte sich zu ihnen um und zwinkerte Xavier zu, als wüsste er, dass das junge Paar gar nicht beabsichtigte, sich aktiv an der Jagd zu beteiligen.

Xavier trieb seinen Hengst an. Serena ritt neben ihm, während sie sich ihren Weg durch die Bäume suchten, bis sie einen schlammigen Bach erreichten, der von der Frühlingsschmelze gespeist wurde. Sie lächelten sich verstohlen an, als sie auf das ferne Bellen der Hunde und das gelegentliche Hornsignal ihres Vaters lauschten.

Der Wald der Butlers nahm eine Fläche von mehreren hundert Hektar ein und war von zahllosen Wildwechseln durchzogen. Zum größten Teil hatte man ihn im ursprünglichen Zustand belassen, mit Wiesen und sprudelnden Bächen, nistenden Vögeln und farbenfrohen Blumen zwischen den letzten Resten des winterlichen Schnees.

Xavier war einfach nur glücklich, mit Serena allein sein zu können. Während sie Seite an Seite ritten, berührten sich immer wieder ihre Arme und Schultern. Er hielt grüne Zweige fest, damit sie ihr nicht ins Gesicht schlugen, und Serena zeigte ihm Vögel und kleine Tiere, deren Namen sie ihm nannte.

Unter seiner bequemen Jagdkleidung trug Xavier einen Zierdolch, eine Reitpeitsche und eine Chandler-Pistole, die ummantelte Kristallsplitter verschoss. Serena hatte ebenfalls ein Messer und eine kleine Pistole dabei. Doch keiner von ihnen erwartete, irgendein Tier zur Strecke zu bringen. Bei dieser Jagd ging es nur um sie beide, und beide wussten das.

Serena suchte sich zielstrebig einen Weg durch den Wald, als hätte sie während Xaviers Mission das Gelände erkundet, um nach Stellen zu suchen, wo sie miteinander allein sein konnten. Schließlich führte sie ihn durch dunkle Kiefern auf eine Wiese mit hohem Gras, sternförmigen Blumen und Schilf, das ihr bis über den Kopf reichte. Hier gab es einen spiegelglatten Teich, einen seichten alten See, der von

der Schneeschmelze und einer unterirdischen Quelle gespeist wurde.

»Im Wasser sind Blasen«, sagte sie. »Sie kitzeln auf der Haut.«

»Heißt das, du würdest gerne schwimmen gehen?« Bei dieser Aussicht schnürte es Xavier die Kehle zu.

»Es dürfte kalt sein, aber die Quelle versorgt den See mit natürlicher Wärme. Ich bin bereit, es zu riskieren.« Lächelnd stieg Serena ab und ließ ihre Stute grasen. Sie hörte etwas im Teich platschen, aber das Schilf versperrte die Sicht.

»Klingt, als gäbe es hier viele Fische«, sagte Xavier. Er sprang von seinem Hengst, tätschelte ihm den Hals und ließ ihn in der Nähe der grauen Stute am saftigen Gras schnuppern.

Serena zog ihre Reitstiefel und Strümpfe aus, dann krempelte sie die Hosen bis zu den Knien hoch und watete barfuß in die Binsen. »Ich werde das Wasser testen.« Sie schob das Schilfrohr zur Seite.

Xavier überprüfte die Riemen am Sattel seines Pferdes. Er öffnete eine Ledertasche und holte eine Flasche mit frischem Zitruswasser heraus. Dann folgte er Serena und stellte sich vor, wie es wäre, neben ihr zu schwimmen, wie sie beide sich ganz allein nackt in diesem einsamen Waldsee tummelten, sich küssten ...

Plötzlich stürmte ein gewaltiger Borstenrücken durch das Schilf, sodass Wasser und Schlamm aus dem Loch spritzten, in dem er sich gesuhlt hatte. Serena stieß einen Schrei aus, eher zur Warnung als vor Schreck, und fiel rückwärts in den Matsch.

Der Borstenrücken scharrte schnaufend im Wasser. Aus der kantigen Schnauze ragten lange Stoßzähne, mit denen er zur Nahrungssuche den Boden aufwühlen und seine Feinde übel zurichten konnte. Das Tier hatte weit auseinander stehende schwarze Augen. Es grunzte laut, als wollte es sich bereitmachen, Feuer zu speien. In den Geschichten über große Borstenrücken-Jagden waren viele Menschen,

Jagdhunde und Pferde ums Leben gekommen – aber heutzutage gab es nur noch wenige von diesen Tieren.

»Ins Wasser, Serena!«

Der Borstenrücken drehte den Kopf, als er den Ruf hörte. Serena tat genau das, was Xavier ihr gesagt hatte. Sie kämpfte sich durch das Schilf und warf sich ins Wasser. Sie machte ein paar Schwimmzüge, weil sie wusste, das der Eber sie in Ruhe lassen würde, wenn sie sich weit genug ins tiefe Wasser wagte.

Das Tier stürmte durch die Binsen. Die Pferde wieherten und zogen sich im Galopp an den Rand der Wiese zurück.

»Pass auf, Xavier!« Serena stand jetzt hüfttief im Wasser und zog ihr Jagdmesser, obwohl sie ihm damit nicht helfen konnte.

Xavier wappnete sich, den Dolch in der einen Hand und die Chandler-Pistole in der anderen. Ohne zu zögern, zielte er und schoss dem Borstenrücken dreimal mitten ins Gesicht. Die scharfen Projektile zerrissen die Wangen und die Stirn des Tieres. Der dritte Schuss ließ einen Stoßzahn zersplittern. Doch der Eber stürmte weiter in Xaviers Richtung, als könnte nichts seine Stampede aufhalten.

Xavier feuerte noch zweimal. Das Geschöpf blutete und war tödlich verwundet – aber selbst der drohende Tod konnte die Wucht seines Ansturms nicht bremsen. Als die Bestie ihn fast erreicht hatte, sprang Xavier zur Seite und zielte mit dem scharfen Messer auf die Kehle. Der Schnitt öffnete gleichzeitig die Halsschlagader und die Drosselvene. Der Borstenrücken drehte sich um seine Achse und bespritzte Xavier mit Blut, obwohl sein Herz jeden Augenblick zu versagen drohte.

Das Gewicht der stürzenden Bestie warf Xavier zu Boden, doch er wehrte sie ab und wich den Hieben der scharfen Stoßzähne aus. Als das Tier erlegt war, rappelte er sich auf und entfernte sich wankend, während er vor Schock zitterte. Seine Jagdkleidung war mit dem Blut des Tieres besudelt.

Dann lief er ins niedergetrampelte Schilf am Ufer des Sees. »Serena!«

»Mir ist nichts passiert«, rief sie und watete ihm entgegen.

Er betrachtete sein Spiegelbild im Wasser und sah sein besudeltes Gesicht und Hemd. Er hoffte, dass kein eigenes Blut darunter war. Mit den Händen spritzte er sich kühles Wasser auf die Haut, dann tauchte er den Kopf ein, um sich die Haare zu waschen. Die Hände rieb er sich mit Sand ab.

Serena kam in triefender Kleidung zu ihm. Das nasse Haar klebte ihr am Kopf. Mit einem Zipfel ihrer Reitjacke wischte sie ihm weiteres Blut ab. Dann öffnete sie sein Hemd, um auch seine Brust zu säubern.

»Ich habe keinen einzigen Kratzer«, sagte er, ohne sich sicher zu sein, ob es stimmte. An seinem Hals brannte es, als hätte er sich die Haut aufgeschürft, und im Brustkorb hatte er nach dem Zusammenstoß mit dem angreifenden Eber leichte Schmerzen. Er hielt ihren Arm fest und zog sie näher heran. »Bist du auch wirklich nicht verletzt? Keine Schnitte, keine Knochenbrüche?«

»Das fragst du *mich*?«, erwiderte sie mit gespieltem Erstaunen. »*Ich* habe mich nicht todesmutig dem Eber in den Weg gestellt.«

Serena küsste ihn. Ihre Lippen waren kalt vom Wasser, aber er presste seine dagegen, bis sie durch die Berührung belebt wurden und sich ihr Mund leicht öffnete. Sie spürten gegenseitig ihren warmen Atem, als der Kuss inniger wurde. Er führte sie vom Seeufer fort, durch das Schilf und auf das weiche Wiesengras, weit weg vom toten Borstenrücken.

Das junge Paar strich sich das feuchte Haar aus den Augen und küsste sich erneut. Die Begegnung mit dem Tod hatte ihnen ein intensives Lebensgefühl verliehen. Xaviers Haut glühte, und sein Herz raste, obwohl die Gefahr überstanden war. Doch nun fand seine Erregung neue Nahrung. Er wünschte sich, er könnte den verführerischen Duft ihres Parfüms besser genießen, aber er nahm nur einen verlockenden Hauch wahr.

Serenas durchnässte Kleidung wurde kalt, und Xavier bemerkte, dass sie an den nackten Armen eine Gänsehaut bekam. Ihm fiel nichts Besseres ein, als ihr die feuchten Sachen auszuziehen. »Komm, ich will dich wärmen.«

Sie half ihm, die schwarze Reitjacke und ihre Bluse zu öffnen, während sie an seinem blutbesudelten Hemd zerrte. »Ich will mich nur vergewissern, dass du nicht verletzt bist«, sagte Serena. »Ich weiß nicht, was ich gemacht hätte, wenn du getötet worden wärst.« Ihre Worte kamen schnell und rau zwischen den Küssen.

»Es ist schon etwas mehr als ein wilder Eber nötig, um mich von dir fernzuhalten.«

Sie riss ihm das Hemd über die Schultern herunter und hantierte mit seinen Manschetten, damit sie es ihm ganz ausziehen konnte. Die Wiese war weich und saftig. Die Pferde grasten geduldig, während sich Xavier und Serena ohne Hemmung liebten, ihren aufgestauten Leidenschaften freien Lauf ließen und sich zunächst flüsternd und bald schreiend versicherten, wie sehr sie sich liebten.

Der Rest der Jagdgesellschaft schien weit entfernt, obwohl Xavier einen Borstenrücken erlegt und zum abendlichen Festessen eine dramatische Geschichte zu erzählen hatte. Natürlich würde er gewisse Details unerwähnt lassen ...

In diesem Moment existierte der Krieg gegen die Denkmaschinen nicht mehr. In dieser kurzen und berauschenden Stunde waren sie einfach nur zwei Menschen, die miteinander allein waren und sich liebten.

21

In der Wissenschaft steckt eine gewisse Hybris – der Glaube, unser Leben würde besser werden, je weiter wir die Technik entwickeln und je mehr wir wissen.

Tlaloc, *Zeit der Titanen*

Alles, was sich vorstellen lässt, kann auch Wirklichkeit werden ... sofern genügend Schöpferkraft gegeben ist.

Tio Holtzman hatte diesen Satz mehr als hundertmal bei Ansprachen vor der Ratsversammlung von Poritrin gesagt. Seine Ideen und Leistungen regten zu großen Träumen an und nährten das Vertrauen in die technischen Fähigkeiten der Menschheit im Kampf gegen die Denkmaschinen.

Dieses Mantra hatten sich auch sein Förderer Lord Niko Bludd und die Repräsentanten der Liga zu Eigen gemacht. Zu einem frühen Zeitpunkt seiner Karriere hatte Holtzman erkannt, dass es nicht immer die besten Wissenschaftler waren, die mit Auszeichnungen und Subventionen überhäuft wurden. Stattdessen waren es die besten Showstars und die geschicktesten Politiker.

Auf jeden Fall war der Weise Holtzman ein recht guter Wissenschaftler. Er besaß ein außergewöhnliches technisches Verständnis und hatte große Erfolge mit seinen Erfindungen und Waffensystemen erzielt, die allesamt gute Dienste gegen Omnius leisteten. Aber er hatte mehr öffentliche Aufmerksamkeit erregt, als seine Erfindungen rechtfertigten. Mit seinem Talent als Redner und durch die Betonung einiger Details hatte er sich einen Ruhmessockel errichtet. Er hatte sich zum Helden von Poritrin stilisiert, statt als namenloser Erfinder in der Versenkung zu verschwinden. Seine Fähigkeit, die Zuhörer zu fesseln, ihnen

das Gefühl großer Möglichkeiten zu geben, übertraf seine wissenschaftliche Qualifikation bei weitem.

Um seinen eigenen Mythos aufrechtzuerhalten, suchte Holtzman ständig nach neuen Ideen. Das erforderte jedoch Inspiration und längere Phasen des ungestörten Nachdenkens. Er spielte mit Möglichkeiten, die er wie Kieselsteine an einem steilen Berghang hinunterrollen ließ. Manchmal blieben die Steine irgendwo liegen und verursachten ein wenig Lärm, ohne dass sie sonst etwas bewirkten. Doch gelegentlich brachten sie eine Lawine ins Rollen.

Alles, was sich vorstellen lässt, kann auch Wirklichkeit werden.

Doch als Erstes musste jemand darauf kommen, es sich vorzustellen. Ein schöpferischer Geist musste es in einer Vision sehen.

Nach seiner Rückkehr aus der verwüsteten Hauptstadt von Salusa Secundus hatte er sich eine Privatkabine an Bord eines luxuriösen Schwebers gebucht. Diese leisen Zeppeline starteten im Delta vor der Stadt Starda und trieben auf warmen Luftströmungen ins Landesinnere, über die scheinbar endlosen Ebenen von Poritrin hinweg.

Holtzman stand auf dem offenen Deck des Schwebers und schaute auf die von Flüssen und Seen durchzogenen Grasebenen, die wie ein grünes und braunes Meer wogten. Unter ihm flogen Vögel wie Fischschwärme dahin. Das Luftschiff bewegte sich ohne Eile vorwärts.

Er blickte zum Horizont. Unendliche Weiten, unbegrenzte Möglichkeiten. Hypnotisch, meditativ ... inspirierend. Bei solchen Gelegenheiten öffnete sich sein Geist, und er konnte verrückte Ideen verfolgen, wie ein Raubtier, das seine Beute bis zur Erschöpfung hetzte.

Der Schweber überquerte geometrische Muster, die wie Tätowierungen des Landes waren, sorgfältig aufgeteilte Flächen für den arbeitsintensiven Anbau von Zuckerrohr. Auf anderen Feldern wuchsen Getreide und Faserpflanzen, aus denen Kleidung hergestellt wurde. Armeen menschlicher Sklaven bestellten die Äcker wie ein Heer von Ameisen.

Da die Bewohner von Poritrin vorwiegend einer bukolischen Variante der Nava-Christenheit angehörten, hatten sie computergesteuerte Erntemaschinen für ungesetzlich erklärt und ihre Gesellschaft auf bescheidenere Grundlagen gestellt. Ohne hochgezüchtete Technik war ein viel größerer Anteil körperlicher Arbeit nötig. Vor langer Zeit war Sajak Bludd der erste Aristokrat der Liga gewesen, der die Sklaverei eingeführt hatte, um eine großmaßstäbliche Landwirtschaft zu ermöglichen.

Dieser Lord von Poritrin hatte seine Entscheidung damit gerechtfertigt, dass er nur Gruppen aussuchte, die der Menschheit etwas schuldig waren, in erster Linie buddhislamische Feiglinge, die geflohen waren, statt gegen die Unterdrückung durch die Titanen und die Denkmaschinen zu kämpfen. Wenn sie nicht zu viel Angst gehabt hätten, die Menschheit zu verteidigen, so hatte Sajak Bludd argumentiert, hätten sie im Krieg das Zünglein an der Waage vielleicht in die andere Richtung ausschlagen lassen. Dass sie auf den Feldern arbeiteten, war ein geringer Preis, den ihre Nachkommen zahlen mussten ...

Holtzman spazierte über das Deck des Schwebers und kaufte sich von einem Bediensteten ein Glas Zuckersaft, um daran zu nippen, während er nachdachte. Er schaute wieder auf das Meer aus Gras und brach seine mentale Exkursion ab. Keine Ablenkungen ... aber bisher auch keine Inspirationen. Der große Wissenschaftler unternahm häufig solche Reisen, um seine Gedanken zu sammeln, um einfach nur zu schauen und zu denken – und zu *arbeiten*, obwohl sich alle anderen Passagiere anscheinend im Urlaub befanden.

Nach Holtzmans früheren Durchbrüchen ließ Niko Bludd ihm jede Freiheit, alles an innovativen Verteidigungs- und Waffensystemen zu entwickeln, was ihm in den Sinn kam. Bedauerlicherweise war der Wissenschaftler im Verlauf des vergangenen Jahres zur immer festeren Überzeugung gelangt, dass ihm die Ideen ausgingen.

Ein Genie ohne kreative Impulse war kein Genie. Natürlich konnte der Weise noch eine Weile von seinen Errun-

genschaften zehren. Trotzdem musste er regelmäßig neue Erfindungen vorweisen, sonst würde selbst Lord Bludd allmählich an ihm zweifeln.

So weit durfte Holtzman es nicht kommen lassen. Sein Stolz verbot es.

Es war ihm peinlich gewesen, wie mühelos die Cymeks seinen Störschild auf Salusa Secundus durchdrungen hatten. Wie hatte er – und alle anderen Ingenieure und Techniker, die an diesem Projekt beteiligt waren – die Tatsache ignorieren können, dass Cymeks einen menschlichen Geist und keine KI-Gelschaltkreise besaßen? Es war ein katastrophaler Fehler gewesen.

Trotzdem wurde weiterhin unerschütterliches Vertrauen und große Hoffnung in ihn gesetzt – nicht zu vergessen die bedeutenden Finanzmittel –, wodurch er sich einem lähmenden Druck ausgesetzt fühlte. Man würde niemals zulassen, dass er sich jetzt zur Ruhe setzte. Er musste eine andere Lösung finden, etwas Neues aus dem Hut zaubern.

In seinen Laboratorien auf den Klippen über Starda war er ständig auf der Suche; er las Dissertationen und theoretische Artikel, die ihm übermittelt wurden, und durchkämmte sie nach auswertbaren Möglichkeiten. Viele der Arbeiten waren esoterisch und überstiegen sein Begriffsvermögen, aber gelegentlich regte eine Idee seine Phantasie an.

Holtzman hatte auf diesem Flug über die Ebenen von Poritrin zahlreiche Aufzeichnungen mitgenommen. Ein ehrgeiziger und faszinierender Artikel war von einer unbekannten Theoretikerin namens Norma Cenva verfasst worden, die von Rossak stammte. Sie besaß keine Referenzen, soweit er feststellen konnte, aber ihre Arbeit war erstaunlich. Sie betrachtete die einfachsten Dinge in einem völlig neuen Licht. Sein Gefühl, sein wissenschaftlicher Instinkt sagten ihm, dass sie etwas Besonderes war. Dabei blieb sie so bescheiden ...

Als die Sterne am Himmelsgewölbe über Poritrin sichtbar wurden, saß er allein mit einem warmen fruchtigen Getränk in seiner Kabine. Er starrte auf Normas Berechnungen und

ging sie immer wieder im Geiste durch, während er nach Fehlern Ausschau hielt und die Implikationen zu verstehen versuchte. Diese unbekannte junge Mathematikerin schien ohne jede Anmaßung zu sein. Es war, als würde sie neue Ideen aus dem Ärmel schütteln, um sie jemandem anzuvertrauen, den sie als ihren intellektuellen Kameraden betrachtete. Er war verblüfft über einige ihrer Ableitungen und erkannte, dass seine Zweifel eher auf seine eigene Unfähigkeit als auf ihre Postulate zurückzuführen waren. Norma Cenva schien göttlich inspiriert zu sein.

Genau das, was er brauchte.

Unruhig grübelte Holtzman bis in die späte Nacht. Als es dämmerte, konnte er sich endlich entspannen und schlief ein, nachdem sein Entschluss feststand. Das fliegende Schiff wiegte sich in der sanften Brise und setzte seine Reise über die flache Landschaft fort. Er nickte mit einem Lächeln auf dem Gesicht ein.

Bald würde er Norma persönlich kennen lernen. Vielleicht waren einige ihrer Ideen für technische Systeme brauchbar, die er gegen die Denkmaschinen einsetzen wollte.

* * *

Am Nachmittag schrieb der Weise eine persönliche Einladung an Norma Cenva und schickte sie per Liga-Kurier nach Rossak. Diese junge Frau, die vom Rest des Universums isoliert im Dschungel aufgewachsen war, mochte seine Rettung sein ... wenn er die Angelegenheit mit dem nötigen Fingerspitzengefühl anging.

22

Gelegenheiten sind ein tückisches Gemüse mit winzigen Früchten, die schwer zu erkennen und noch schwerer zu ernten sind.

Anonym

Norma Cenva kam sich wie ein Eindringling vor, als sie im Arbeitszimmer ihrer Mutter stand. Von hier aus konnte man über das Blätterdach der purpurnen Bäume schauen. Draußen fiel ein saurer, dunstiger Regen. Einige der Tropfen enthielten Verunreinigungen und giftige Substanzen von fernen aktiven Vulkanen. Am Horizont sah sie dunkle Wolken, die näher kamen. Bald würde es in Strömen regnen.

Warum hatte Aurelius Venport sie hierher geschickt? Was sollte sie hier finden?

Ihre strenge Mutter hatte diesen Raum mit den weiß gekalkten Wänden asketisch eingerichtet. In einer Nische lag die Kleidung, die die Zauberin zu besonderen Anlässen trug. Für Norma waren diese Sachen viel zu groß und extravagant. Zufa Cenva war auf einschüchternde Weise schön, ihre leuchtende Reinheit ließ sie so vollkommen – und genauso hart – wie eine klassische Skulptur erscheinen. Selbst ohne telepathische Fähigkeiten könnte sie Männer wie Insekten zum Honig locken.

Aber die führende Zauberin hatte nur einen oberflächlichen Liebreiz, unter dem sich eine Unversöhnlichkeit gegenüber ihren Untergebenen verbarg, die sie niemals vor Norma zeigte. Es war nicht so, dass Zufa ihrer Tochter nicht vertraute. Sie hatte nur entschieden, dass ihre offiziellen Angelegenheiten das Mädchen nichts angingen. Genauso wie ihre telepathischen Gefährtinnen hatte sie sich die Geheimniskrämerei zum Prinzip gemacht.

Doch Aurelius hatte hier etwas entdeckt. »Es wird dir gefallen, wenn du es findest«, hatte er lächelnd zu ihr gesagt. »Ich vermute, dass deine Mutter dir irgendwann davon erzählen wird ... aber ich glaube nicht, dass es für sie eine große Priorität besitzt.«

Ich hatte für sie noch nie eine große Priorität. Neugierig, aber sorgsam darauf bedacht, nicht erwischt zu werden, setzte Norma ihre Suche fort.

Ihr Blick fiel auf ein Notizbuch aus Faserpapier, das auf dem Schreibtisch lag. Das dicke Buch hatte einen braunen Einband mit unentzifferbaren Schriftzeichen, die genauso obskur wie die mathematische Formelsprache waren, die Norma entwickelt hatte. Als sie einmal die Zauberinnen bei einem Gespräch über ihre komplizierten Pläne belauscht hatte, war der Begriff »Azhar« gefallen, mit dem sie offenbar ihre Geheimsprache bezeichneten.

Seit der Rückkehr von Salusa Secundus hatte sich ihre Mutter noch distanzierter und unnahbarer als gewöhnlich verhalten. Nach dem Cymek-Angriff schien sie das Bedürfnis nach größeren Unternehmungen zu verspüren. Als Norma sie nach der Entwicklung des Krieges fragte, hatte Zufa sie lediglich mit gerunzelter Stirn angeblickt. »Wir kümmern uns darum.«

Die führende Zauberin verbrachte die meiste Zeit in der isolierten Gesellschaft einer kabbalistischen Frauenclique, in der flüsternd Geheimnisse ausgetauscht wurden. Zufa hatte eine neue Leidenschaft, eine neue Idee, die sie gegen die Denkmaschinen einsetzen wollte. Wenn ihre Mutter irgendeine Möglichkeit gesehen hätte, wie Norma etwas dazu beitragen konnte, hätte sie das kleinwüchsige Mädchen in ihren Dienst gezwungen. Stattdessen hatte Zufa ihre Tochter vollständig abgeschrieben, ohne ihr auch nur eine Chance zu geben.

Die talentiertesten Frauen, insgesamt etwa dreihundert, hatten sich eine abgeschiedene Zone im tiefen Dschungel geschaffen, zu dem nicht einmal die pharmazeutischen Prospektoren Zutritt hatten, die für Aurelius Venport arbei-

teten. Jeder, der sich in die Nähe dieses Bereichs wagte, wurde von seltsamen schimmernden Barrieren aufgehalten.

Die stets wachsame Norma hatte unerklärliche Explosionen und Brände bemerkt, wo Zufas handverlesene Zauberinnen ihr wochenlanges intensives Training durchführten. Ihre Mutter kam nur noch selten in ihre Felsenwohnung ...

Nun entdeckte Norma unter dem braunen Notizbuch zwei Blätter aus gutem weißem Papier. Es war das pergamentartige bleiche Material, das häufig von Kurieren der Liga verwendet wurde. Das musste es sein, worauf Aurelius sie hinweisen wollte.

Sie zog einen kleinen Hocker zum Tisch und stieg hinauf. Sie konnte den Briefkopf auf dem oben liegenden Pergament erkennen – es war ein offizielles Schreiben von Poritrin. Neugierig und besorgt, dass ihre Mutter vielleicht früher aus dem Dschungel zurückkehrte, nahm sie die Blätter und las erstaunt die schwarzen, hochoffiziell wirkenden Schriftzeichen: »WEISER TIO HOLTZMAN«.

Aus welchen Grund hatte der große Erfinder ihrer Mutter einen Brief geschrieben? Das Mädchen beugte sich vor und las die Anredezeile: »Sehr geehrte Norma Cenva.« Mit gerunzelter Stirn überflog sie das Schreiben, dann las sie es noch einmal gründlich durch, während ihre Begeisterung – und ihre Wut – immer größer wurden. *Tio Holtzman möchte, dass ich nach Poritrin komme und bei ihm in die Lehre gehe! Er hält mich für brillant? Das kann ich nicht glauben.*

Ihre eigene Mutter hatte ihr diesen Brief vorenthalten oder zumindest die Übergabe hinausgezögert! Zufa hatte nichts zu ihr gesagt. Wahrscheinlich glaubte sie einfach nicht, dass der Weise wirklich an ihrer Tochter interessiert sein könnte. Zum Glück hatte Aurelius ihr davon erzählt.

Norma eilte in das Geschäftsviertel der Felsenstadt. Sie fand Venport in einem kleinen Teeladen, wo er gerade eine Besprechung mit einem zwielichtigen Händler abschloss. Als sich der dunkelhäutige Mann erhob und ging, kam sie in ihrem typischen ungelenken Gang herüber und setzte sich zu ihm an den Tisch.

Venport begrüßte sie mit einem warmen Lächeln. »Du wirkst aufgeregt, Norma. Hast du zufällig den Brief vom Weisen Holtzman gefunden?«

Sie schob ihm das Dokument über den Tisch zu. »Meine Mutter wollte verhindern, dass ich von seinem Angebot erfahre!«

»Zufa ist eine unerträgliche Frau, ich weiß, aber du musst versuchen, sie zu verstehen. Da keiner von uns beiden zu den Dingen imstande ist, die ihr am meisten bedeuten, missachtet sie unsere Fähigkeiten. Sie ist sich durchaus deiner mathematischen Talente bewusst, Norma, und sie weiß auch, dass ich ein guter Geschäftsmann bin, aber das alles zählt für sie nicht.«

Norma wand sich auf dem Stuhl, weil sie sich weigerte, die Angelegenheit aus der Perspektive ihrer Mutter zu sehen. »Aber warum hat sie dann diesen Brief versteckt?«

Venport lachte. »Es war ihr vermutlich peinlich, dass du so viel Aufmerksamkeit erregt hast.« Er drückte ihre Hand. »Mach dir keine Sorgen, ich werde eingreifen, falls deine Mutter versucht, diese Sache zu blockieren. Im Augenblick ist sie so sehr mit den anderen Zauberinnen beschäftigt, dass sie wahrscheinlich gar keine Einwände erheben würde, wenn ich mich um den nötigen Papierkram kümmerte.«

»Das würdest du tun? Sollte meine Mutter nicht ...?«

»Ich werde mich um alles kümmern. Und um sie.« Er umarmte Norma. »Ich glaube an deine Fähigkeiten.«

In Zufas Namen sandte Aurelius Venport ein offizielles Antwortschreiben an den berühmten Erfinder und erklärte das Einverständnis der Betroffenen, Norma nach Poritrin zu schicken. Dort sollte die junge Frau bei ihm studieren und ihm bei seiner Arbeit assistieren. Für Norma war es die große Chance ihres Lebens.

Ihre Mutter würde vielleicht gar nicht bemerken, dass sie fort war.

23

Unser Zuhause kann überall sein, denn es ist ein Teil von uns.

Zensunni-Sprichwort

Selbst in der Einöde und im Flüstern des Wüstenwindes hielt Selims Glückssträhne an. Das Überleben wurde zu einem wundersamen Spiel.

Er ließ den toten Sandwurm hinter sich und wollte nach einer kleinen Höhle oder einem Spalt in den Felsen suchen, wo er sich vor dem nahenden Sturm schützen konnte. Selims Durst wurde allmählich unerträglich, und er hielt nach Anzeichen menschlicher Besiedlung Ausschau, obwohl er bezweifelte, das sich jemals irgendwer so weit draußen in der trockenen Wildnis aufgehalten hatte.

Zumindest niemand, der es überlebt hatte.

Nachdem sie von Planet zu Planet gewandert waren, hatten sich die Zensunni auf Arrakis niedergelassen, wo sie sich in weit auseinander liegenden Siedlungen zerstreut hatten. Mehrere Generationen lang hatte das Volk eine karge Existenz in der Wüste gefristet, aber die Menschen wagten sich nur selten aus ihren geschützten Lebensbereichen heraus, aus Furcht vor den riesigen Würmern.

Der wilde Sandwurm hatte Selim weit vom Raumhafen fortgebracht, weit fort von den lebenswichtigen Vorräten, die selbst die sparsamen Zensunni benötigten. Seine Überlebenschancen schienen sehr gering zu sein.

Als er dann auf eine uralte botanische Teststation stieß, die sich in den Felsen verbarg, konnte Selim sein Glück kaum fassen. Zweifellos war es ein weiteres Zeichen Gottes. Ein Wunder!

Er stand vor dem kuppelförmigen Bau, der von lange vergessenen Ökologen errichtet worden war, die Arrakis studiert und für mangelhaft befunden hatten. Vielleicht hatten hier ein paar Wissenschaftler des Alten Imperiums gelebt und während der Sturmjahreszeit Daten aufgezeichnet. Es gab noch ein paar gut getarnte Nebengebäude, die man in den Fels hineintrieben hatte und die nun halb von Sand bedeckt und erodiert waren.

Als der heulende Sturm ihm scharfe Körner ins Gesicht wehte, suchte Selim die verlassene Station ab. Er sah verbogene Wetterfahnen, verbeulte Windkollektoren und andere Messgeräte, die schon lange nicht mehr funktionierten. Aber das Wichtigste, was er fand, war eine Einstiegsluke.

Nach dem Wurmritt waren seine Hände wund und seine Arme schmerzten, trotzdem schlug er gegen die Tür und suchte nach einer Möglichkeit, wie er hineinkommen konnte. Er schaufelte Sand zur Seite und forschte nach irgendeinem manuellen Mechanismus, da die Batterien schon seit Jahrhunderten leer sein mussten. Er wollte sich in Sicherheit bringen, bevor der Sturm mit voller Gewalt über ihn hereinbrach.

Selim hatte bereits von solchen Stationen gehört. Ein paar waren entdeckt und von Trupps der Zensunni geplündert worden. Diese selbstständig arbeitenden Einrichtungen waren in den Ruhmestagen der Menschheit auf Arrakis errichtet worden, bevor die Denkmaschinen die Herrschaft übernommen hatten, bevor die buddhislamischen Vertriebenen sich hierher geflüchtet hatten. Diese automatische Station war mindestens tausend Jahre alt, vielleicht sogar noch älter. Doch in der Wüste, wo sich die Umwelt auch in Äonen kaum änderte, lief die Zeit in einem langsameren Tempo ab.

Endlich entdeckte Selim den Mechanismus für die Luke. Wie er befürchtet hatte, war die Energieversorgung erschöpft und gab nur noch einen Funken ab, mit dem sich die Tür knarrend einen winzigen Spalt öffnete.

Der Wind heulte. Sandwolken hingen wie Nebel über dem Horizont und verdunkelten die Sonne. Staub brannte auf seinem ungeschützten Gesicht, und Selim wusste, dass er bald die Auswirkungen eines tödlichen Sandstrahlgebläses zu spüren bekam.

Seine Verzweiflung wuchs; er rammte seinen Sandwurmzahn in den Spalt und benutzte ihn als Hebel. Die Öffnung erweiterte sich ein wenig, aber es war noch nicht genug. Kalte, abgestandene Luft schlug ihm entgegen. Er ignorierte seine schmerzenden Armmuskeln und stemmte die Füße gegen den Fels, um sein gesamtes Körpergewicht auf den Hebel legen zu können.

Mit einem letzten widerwilligen Ächzen öffnete sich die Luke ein weiteres Stück. Selim lachte und warf den gekrümmten Wurmzahn ins Innere. Er hörte, wie er mit metallischem Klirren auf dem Boden landete. Dann zwängte er sich durch den Eingang. Drinnen klang das Dröhnen des Sandsturms gedämpfter, aber es wurde immer lauter. Der Sturm war genau über ihm.

Behindert von Sand und Wind packte Selim die Luke und versuchte sie wieder zu schließen. Der hereinwehende Sand fiel durch ein Gitter im Boden und landete in einem Sammelbehälter. Er musste sich beeilen. Dann ließ der Wind für eine Sekunde etwas nach, aber das genügte ihm. Er konnte die Tür schließen und sperrte sich damit ein. Er war den Naturgewalten entkommen.

In Sicherheit ... Er konnte es kaum fassen. Er lachte über sein Glück, dann murmelte er ein Dankgebet – und es kam mehr von Herzen als je zuvor in seinem Leben. Wie konnte er diesen Segen in Frage stellen?

Im nachlassenden Schein des Tageslichts blickte er sich um. Erfreulicherweise war die verlassene Station mit Plazfenstern ausgestattet. Sie waren nach der langen Zeit zerkratzt und stumpf geworden, aber sie genügten noch dem Zweck, ein wenig Licht ins Innere zu lassen.

Der Raum war wie eine Schatzhöhle. Im Halbdunkel fand er einige alte Leuchtstreifen, die er dazu bringen konnte,

Licht abzugeben. Dann durchstöberte er Schränke und Lagernischen. Das meiste war unbrauchbar – unlesbare Datenträger, tote Computeraufzeichnungssysteme, seltsame Instrumente mit den Namen archaischer Produktionsfirmen. Dennoch fand er Kapseln mit gut konservierter Nahrung, die trotz der Jahrhunderte seit Verlassen dieser Station noch nicht zu Staub zerfallen waren.

Er brach eine Kapsel auf und verzehrte den Inhalt. Trotz des ungewöhnlichen Geschmacks war er köstlich, und er spürte, wie neue Energie seinen ermatteten Körper durchströmte. In anderen Behältern befanden sich konzentrierte Säfte, die für ihn wie Ambrosia waren. Doch sein kostbarster Fund war destilliertes Wasser – mehrere hundert Literjons! Anscheinend war es im Laufe der Jahrhunderte von automatischen Extraktoren gesammelt worden, die die Wissenschaftler zurückgelassen hatten.

Dieses Wasser war ein Vermögen, das alles überstieg, was Selim für möglich gehalten hätte. Die trübe Brühe, die er angeblich dem Stamm gestohlen hatte, konnte er damit tausendfach zurückzahlen. Er konnte als Held zu den Zensunni zurückkehren. Naib Dhartha musste ihm verzeihen. Aber wieso eigentlich? Selim hatte das Verbrechen doch gar nicht begangen.

Während sich Selim gesättigt und zufrieden setzte, schwor er sich, Dhartha niemals die Genugtuung seiner Rückkehr zu gönnen. Ebrahim hatte ihre Freundschaft verraten, und der korrupte Naib hatte ein falsches Urteil über ihn gesprochen. Sein eigenes Volk hatte ihn in die Verbannung geschickt, und niemand rechnete damit, dass er überlebte. Nachdem er nun eine Möglichkeit gefunden hatte, am Leben zu bleiben – warum sollte Selim jemals zurückkehren und alles wieder aufgeben?

Zwei Nächte schlief er durch. Am Morgen des dritten Tages erwachte er und öffnete weitere Kisten und Schränke. Er entdeckte Werkzeug, Seile, widerstandsfähigen Stoff und Baumaterial. Die Möglichkeiten begeisterten ihn. Selim lachte leise.

Ich lebe!

Während er geschlafen hatte, war der Sturm vorbeigezogen, hatte erfolglos wie ein hungriges Raubtier an den Wänden des Unterschlupfes gekratzt. Nur ein kleines Häufchen Sand war durch die Luke gerieselt. Durch das größte Fenster der Station blickte Selim über das Wüstenmeer, das er auf dem Rücken des Sandwurms überquert hatte. Die Dünen wirkten frisch und makellos. Jeder Hinweis auf den toten Wurm war ausradiert worden. Nur ein einzelner junger Mann war übrig geblieben.

Er stellte sich vor, dass ihm eine lange Reise bevorstand, und dachte, dass er eine ganz besondere Bestimmung haben musste. Warum sonst hätte Gott sich solche Mühen gemacht, dem armen kleinen Selim das Leben zu retten?

Wie lautet dein Auftrag für mich?

Lächelnd schaute er in die Wüste hinaus und fragte sich, wie er dieses Land erneut durchqueren sollte. Der Anblick gab ihm das Gefühl einer mächtigen Einsamkeit. In der Ferne erkannte er ein paar Felsen, die von den ewigen Winden modelliert worden waren. Hier und dort wuchsen ein paar zähe Pflanzen. Kleine Tiere huschten in ihre Löcher. Eine Düne ging in die nächste über, eine Abfolge, die sich durch die Unermesslichkeit des Wüstenmeeres fortsetzte.

Gebannt von seinen Erinnerungen und im erhebenden Gefühl der Unbesiegbarkeit entschied Selim, was er früher oder später würde tun müssen. Beim ersten Mal hatte er einfach nur unglaubliches Glück gehabt, aber jetzt verstand er mehr davon.

Er musste wieder auf einem Sandwurm reiten. Und beim nächsten Mal würde es kein Zufall sein.

24

Eine der Fragen, die Butlers Djihad gewaltsam beantwortete, lautete, ob der menschliche Körper lediglich eine Maschine ist, die durch eine von Menschen gemachte *Maschine dupliziert werden kann. Der Ausgang des Krieges hat diese Frage beantwortet.*

Dr. Rajid Suk,
Posttraumatische Analyse der menschlichen Spezies

In einer neuen Kampfmaschine, die Furcht und Schrecken unter den Menschen von Giedi Primus verbreiten sollte, stapfte Agamemnon auf gepanzerten Beinen durch die zertrümmerten Industrieanlagen und brennenden Ruinen der Stadt. Die Hrethgir hatten keine Chance gegen ihn.

Giedi Primus zu erobern war ein leichtes Spiel gewesen.

Die maschinellen Invasionstruppen rückten weiter vor, visierten Wohnkomplexe an und setzten sie in Brand, verkohlten Parks zu schwarzen Flächen. Gemäß Omnius' Anweisungen ließen die Neo-Cymeks und Kampfroboter die Industrie von Giedi Primus im Wesentlichen intakt.

Agamemnon hatte geschworen, dass Giedi Primus die schändliche Niederlage auf Salusa wettmachen sollte. Die Aktion wurde von fliegenden Wächteraugen beobachtet, die das Gemetzel aufzeichneten und dokumentierten, wie effizient die zwei Titanen diese militärische Operation leiteten.

In Begleitung seines Kameraden Barbarossa scannte Agamemnon die Topographie der Metropole und lokalisierte die prächtige Residenz des Magnus. Es war ein angemessenes Gebäude, um darin das neue Zentrum der Synchronisierten Verwaltung unterzubringen, eine symbolische Un-

terwerfung und eine Beleidigung der besiegten Bevölkerung.

Die Kampfmaschine des Cymek-Generals war das monströseste lauffähige System, das er jemals entworfen hatte. Elektrische Ladungen rasten durch die künstlichen Muskeln, spannten stabile Kabel und bewegten die waffengespickten Gliedmaßen. Er bewegte die Klauen aus Flussmetall und zerquetschte Wohngebäude, während er sich vorstellte, es wären die Schädel von Feinden. Barbarossa, der ihm in ähnlich furchterregender Gestalt folgte, lachte über die effektvolle Darbietung.

Die Cymeks marschierten auf mehrfachen Gliedmaßen voran und krachten durch die trümmerübersäten Straßen. Nichts konnte die ehemaligen Herrscher der Galaxis aufhalten. Der Kampf erinnerte sie an die Zeit vor tausend Jahren, als zwanzig Titanen das Alte Imperium erobert hatten, indem sie über die Leichen ihrer Gegner hinweggetrampelt waren.

So gefiel es ihnen. Und es machte ihnen Appetit auf mehr.

* * *

Vor dem Angriff hatte Agamemnon die Verteidigungssysteme von Giedi Primus studiert. Dazu benutzte er die Aufnahmen von spionierenden Wächteraugen, die das System wie winzige Meteoriten durchflogen hatten. Auf der Basis dieser Daten hatten der Cymek-General eine brillante Taktik entwickelt, die eine kleine Schwachstelle in der planetaren Abwehr ausnutzte. Omnius war bereit gewesen, den nötigen Preis zu zahlen, um eine Liga-Welt zu übernehmen. Und es hatte nicht ein einziges Opfer in den eigenen Reihen gegeben, weder unter den Titanen noch unter den geringeren Neo-Cymeks. Sie hatten nur einen einzigen Roboterkreuzer verloren. In Agamemnons Augen ein akzeptabler Preis.

Die Menschen hatten hier die gleichen Störfelder wie auf Salusa installiert und die Sendetürme auf Giedi City konzentriert. Die Feldgeneratoren wurden von Kindjal-Kampf-

jägern bewacht, dazu waren angeblich undurchdringliche Wälle angelegt worden, hinter denen sich schwer gepanzerte Bodenfahrzeuge verschanzt hatten. Die ungezähmten Menschen hatten auf Salusa Secundus ihre Lektion gelernt. Aber es war nicht genug gewesen, um sie vor der Auslöschung zu bewahren.

Die Weltraumverteidung von Giedi Primus war mit einem Schlag der unaufhaltsamen Maschinenflotte hinweggefegt worden. Die Verluste unter den Robotern waren kaum der Rede wert. Als Agamemnon mit den Cymek-Schiffen und Kreuzern folgte, die geopfert werden konnten, hatten die Menschen auf der Planetenoberfläche nichts mehr gegen sie ausrichten können.

Die Invasion hatte damit begonnen, dass der riesige Robotkreuzer über Giedi Primus in Stellung gegangen war. Seine Frachträume waren mit Sprengstoff gefüllt. Dutzende weiterer Robotkreuzer hatten sich mit der Eleganz schlanker, stromlinienförmiger Maschinen bewegt und sich für den Angriff bereitgemacht. Gelenkt von einer intelligenten Denkmaschine hatte das gewaltige Raumschiff die Triebwerke gezündet und war mit voller Beschleunigung auf sein Ziel zugerast.

»Ziel ist angesteuert«, hatte das Robotergehirn des Kriegsschiffes gemeldet und Bilder an die wartenden Kämpfer übermittelt. Gleichzeitig stürzten dreißig Köderschiffe der Planetenoberfläche entgegen, die ebenfalls angreifen sollten, aber in erster Linie als Ziele für die bodengestützte Raketenverteidigung gedacht waren. Der Plan beruhte nicht auf Finesse, sondern auf dem Einsatz roher Gewalt und einer großen zahlenmäßigen Überlegenheit. Trotzdem musste er funktionieren.

Mit Höchstgeschwindigkeit war das Opferschiff wie ein weißglühender Komet in die Atmosphäre von Giedi Primus eingedrungen, so schnell, dass die Raketenabwehr der Menschen nicht darauf reagieren konnte. Die anderen Kreuzer näherten sich dem unsichtbaren Störfeld. Grelle Explosionen und weißgraue Wolken markierten die Stellen, wo die

Boden-Luft-Raketen ihr Ziel gefunden hatten. Gleichzeitig verringerte sich die Zahl der Abschüsse und der Abstand. Die Menschen konnten die Invasion niemals aufhalten.

Das zum Untergang verdammte Roboterschiff schickte die letzten Bilder an die Wächteraugen, damit Omnius eine vollständige Dokumentation der Eroberung von Giedi Primus erhielt. In jeder Nanosekunde – bis es durch das Störfeldnetz stieß und das steuernde KI-Gehirn ausgelöscht wurde. Die Sendung ging in statisches Rauschen über, dann wurde nur noch eine leere Trägerwelle empfangen.

Doch das führungslose Schiff stürzte weiter der Oberfläche entgegen. Selbst ohne Gehirn raste der Kreuzer wie eine asteroidengroße Bombe auf sein Ziel zu.

Kindjals nahmen das mit Sprengstoff beladene Schiff unter Feuer, aber es war zu groß, um sich vom Kurs abbringen zu lassen. Die Schüsse der Verteidiger bewirkten kaum mehr als Schrotladungen.

Das riesige Schiff schlug genau in die Türme mit den Feldgeneratoren am Rand von Giedi City. Ein Krater mit einem Durchmesser von einem halben Kilometer verwandelte sich in Feuer, Rauch und Dampf. Die Sender, die überraschten Verteidiger und die Wohngebiete in der Nähe wurden dem Erdboden gleichgemacht.

Die Schockwelle hatte über mehrere Kilometer hinweg Gebäude zum Einsturz gebracht und Fenster zerbersten lassen. Holtzmans Störschild war mit einem Schlag neutralisiert worden, und die Bürgerwehr von Giedi Primus hatte schwere Verluste hinnehmen müssen.

Danach hatten die Cymeks und Roboter mit voller Gewalt zugeschlagen.

* * *

»Barbarossa, mein Freund, wollen wir jetzt unseren großen Auftritt inszenieren?«, fragte Agamemnon, als sie die Residenz des Magnus erreichten.

»Wie damals, als wir Tlaloc in die heiligen Hallen des Alten Imperiums gefolgt sind«, stimmte sein Kamerad zu.

»Es ist lange her, dass wir einen solchen Triumph feiern konnten.«

Sie führten die begeisterten Neo-Cymeks durch die verwüstete Stadt. Die überraschten menschlichen Bewohner waren zu schockiert, um sich zum Kampf zu sammeln. Hinter den Cymek-Eroberern marschierten Robotertruppen, die das Gelände sichern sollten.

Obwohl sich ein Teil der Bevölkerung von Giedi Primus in den Untergrund flüchten würde, konnte es nicht lange dauern, bis der offene Widerstand gebrochen war. Dennoch mochte es Jahre dauern, um auch die letzten Zellen erbitterten Widerstands auszurotten. Zweifellos würden sich die Maschinen jahrzehntelang mit Guerillas auseinander setzen müssen, mit hartnäckigen Überlebenden der Bürgerwehr, die glaubten, dass die Invasoren nach ein paar Mückenstichen ihre Sachen packten und wieder verschwanden. Der Untergrundkampf war ein sinnloses Unterfangen, aber Agamemnon zweifelte nicht, dass einige Menschen sich trotzdem dazu entschließen würden.

Er fragte sich, ob er Ajax holen sollte, um die Aufräumarbeiten zu leiten. Der brutale Cymek hatte großen Gefallen an der Jagd auf Menschen, wie er mit Erfolg während der Hrethgir-Rebellionen auf Walgis bewiesen hatte. Sobald sie eine Kopie des Allgeistes in der Asche von Giedi City installiert hatten, würde Agamemnon der neuen Inkarnation von Omnius einen entsprechenden Vorschlag unterbreiten.

Agamemnon und Barbarossa rissen die Vorderseite der Magnus-Residenz auf und schufen sich einen Eingang, der groß genug für ihre künstlichen Körper war. Ihnen folgten Kampfroboter, die viel kleiner als die Cymeks waren und das Gebäude stürmten. Wenige Augenblicke später brachten die Maschinen Magnus Sumi zu den beiden Titanen.

»Im Namen von Omnius beanspruchen wir die Herrschaft über diesen Planeten«, erklärte Barbarossa. »Giedi Primus ist nun eine Synchronisierte Welt. Wir benötigen Ihre Kooperation, um unseren Sieg zu konsolidieren.«

Magnus Sumi zitterte vor Furcht, aber trotzdem spuckte er auf den Boden, wo die schweren Kampf-Cymeks seine sorgsam verlegten Kacheln zertreten hatten.

»Verbeugen Sie sich vor uns«, sagte Barbarossa.

Der Magnus lachte. »Sie haben den Verstand verloren. Ich werde niemals ...«

Agamemnon holte mit einem Metallarm aus. Er hatte noch kein richtiges Gefühl für diesen neuen Körper und war sich seiner Kraft gar nicht bewusst. Er wollte dem Gouverneur eigentlich nur in einer instinktiven Zornesreaktion ins Gesicht schlagen. Stattdessen fiel der Schlag so kräftig aus, dass er den Rumpf des Mannes in zwei Hälften zerriss. Die Teile des Körpers prallten in einer blutigen Explosion gegen die Wand.

»Oh. Na gut. Unsere Frage war ohnehin rein formell.« Agamemnon blickte mit seinen optischen Fasern auf seinen Kameraden. »Du kannst mit deiner Arbeit beginnen, Barbarossa. Diese Roboter werden dir helfen.«

Der Programmierungsexperte der Titanen nahm die Systeme der Gouverneursresidenz auseinander und installierte neue Leitungen und Maschinen. Er stellte neue Verbindungen her und schloss einen leistungsfähigen Gelprozessor mit leeren Speichern an, in die er die neueste Version von Omnius lud.

Der Vorgang beanspruchte mehrere Stunden, in denen sich die Invasionstruppen der Denkmaschinen durch die Stadt bewegten, um Feuer zu löschen und beschädigte Industriegebäude zu sichern, die für Agamemnon eine bedeutende Rolle bei der Eingliederung des Planeten in die Synchronisierten Welten spielten.

Die brennenden Wohnkomplexe der Menschen wurden jedoch nicht gelöscht. Die Bevölkerung sollte sich aus eigener Kraft retten. Das Elend würde ihnen helfen, die Ausweglosigkeit ihrer Lage zu erkennen.

Überall flogen Wächteraugen herum und zeichneten alles auf. Wenigstens konnten sie diesmal einen Sieg melden. Agamemnon ließ sich nichts von seiner Ungeduld oder Un-

zufriedenheit anmerken, weil er wusste, dass jeder Widerstand gegen den Allgeist sinnlos war. *Vorläufig.* Dazu musste er den richtigen Ort und die richtige Zeit abwarten.

Wenn die neue Inkarnation von Omnius aktiviert war, würde sie den scheinbar loyalen Titanen keine Anerkennung für ihren Sieg zuteil werden lassen und auch nicht den Verlust des großen Roboterschiffs beklagen. Es war eine tadellos durchgeführte militärische Operation, mit der die Synchronisierten Welten durch ein Juwel erweitert wurden. Ein psychologischer und strategischer Erfolg.

Als der umfangreiche Download beendet war, aktivierte Agamemnon die neue Kopie des über viele Welten verbreiteten Allgeistes. Die Systeme erwachten zum Leben, und der allwissende Computer begutachtete seine neue Umgebung.

»Willkommen, Lord Omnius«, sagte Agamemnon zu den Kommunikationseinheiten in der Wand. »Ich schenke Ihnen einen weiteren Planeten.«

25

Wir sind am glücklichsten, wenn wir unsere Zukunft planen, wenn wir unsere Phantasie und unseren Optimismus ohne Einschränkung spielen lassen können. Doch leider ist das Universum nicht immer mit unseren Plänen einverstanden.

Äbtissin Livia Butler,
aus den privaten Tagebüchern

Obwohl ihre Heirat längst beschlossene Sache war, ließen Serena und Xavier das extravagante Verlobungsbankett, das Viceroy Manion Butler in seinem Herrenhaus veranstaltete, glücklich über sich ergehen.

Emil und Lucille Tantor hatten Körbe mit Äpfeln und Birnen aus ihren Obstgärten und große Krüge mit gewürztem Olivenöl mitgebracht. Damit konnten die Gäste die frisch gebackenen Verlobungsbrötchen tränken. Manion Butler ließ knusprig gebratenes Rindfleisch, pikantes Geflügel und gefüllte Fische auffahren. Serena steuerte farbenfrohen Blumenschmuck aus ihren weitläufigen Gärten bei, die sie seit ihrer Kindheit pflegte.

Berühmte salusanische Künstler führten auf dem Hof Volkstänze mit Bändern vor. Die Frauen hatten ihr Haar mit juwelenbesetzten Kämmen festgesteckt und weiße Kleider angelegt, die mit Stickereien verziert waren. Die langen Röcke wirbelten um ihre Hüften, während die schmucken Männer sie wie balzende Pfauen umtanzten. Dazu ertönte von gefühlvollen Balisets begleitete Blasmusik.

Xavier und Serena trugen eindrucksvolle Trachten, die einem stolzen Offizier und der begabten Tochter des Viceroys der Liga angemessen waren. Sie waren ständig zwischen den Gästen unterwegs und achteten darauf, jeden Re-

präsentanten mit Namen anzusprechen. Das Paar wurde mit hervorragenden Weinen in staubigen Flaschen beschenkt, die von den Nachkommen jedes Haushalts mitgebracht wurden. Xavier, der keinen Unterschied zwischen den Jahrgängen schmeckte, passte auf, sich nicht zu sehr zu betrinken, zumal er bereits von der Aussicht auf seine bevorstehende Hochzeit berauscht war.

Serenas zwei Jahre jüngere Schwester Octa schien ähnlich aufgeregt zu sein. In ihr langes kastanienbraunes Haar hatte sie frische Kornblumen geflochten, und ihre Augen waren vor Erstaunen weit aufgerissen. Sie war entzückt vom Kavalier ihrer Schwester und phantasierte von einem hübschen jungen Offizier, der eines Tages ihr Ehemann werden sollte.

Es grenzte an ein Wunder, dass Serenas zurückgezogen lebende Mutter Livia gekommen war, um das Festwochenende auf dem Anwesen der Butlers zu verbringen. Manions Frau verließ nur selten die Stadt der Introspektion, eine Zuflucht, in der sie sich den Sorgen und Albträumen der Welt entziehen konnte. Das philosophische Refugium, das von einer Stiftung der Butlers verwaltet wurde, war ursprünglich als Einrichtung zum Studium des Zen Hekiganshu von III Delta Pavonis, der Tawrah und des Talmudischen Zabur und des Obeah-Rituals gegründet worden. Doch unter der Schirmherrschaft der Butlers war die Stadt allmählich zu etwas erblüht, das es seit Jahrtausenden nicht mehr gegeben hatte.

Xavier hatte Serenas Mutter nicht häufig gesehen und in den letzten Jahren noch weniger. Mit ihrer gebräunten Haut und der schlanken Figur war Livia Butler eine ansehnliche Schönheit. Sie freute sich aufrichtig über die Verlobung ihrer Tochter und schien großen Spaß daran zu haben, mit ihrem jovialen Gatten zu tanzen oder neben ihm am Banketttisch zu sitzen. Sie wirkte ganz und gar nicht wie eine Frau, die der weltlichen Existenz entflohen war.

Vor Jahren hatten viele Adelsfamilien Livia und Manion Butler um ihre solide Ehe beneidet. Serena war ihr ältestes

Kind, aber es gab noch ein Zwillingspärchen, das zwei Jahre jünger war – die stille und schüchterne Octa und einen empfindsamen und intelligenten Jungen namens Fredo. Während Serena eine politische Ausbildung erhielt, wurden die Zwillinge gemeinsam aufgezogen, doch keiner der beiden hatte die ausgeprägten Ambitionen ihrer älteren Schwester.

Fredo war schon immer von Musikinstrumenten und Volksliedern fasziniert gewesen, von den Traditionen der bedeutendsten Planeten des ehemaligen Imperiums. Er hatte eine honigsüße Stimme und ließ sich zum Musiker und Poeten ausbilden, während Octa sich für Malerei und Bildhauerei interessierte. In der salusanischen Gesellschaft wurde Künstlern und kreativen Menschen viel Respekt entgegengebracht. Sie wurden genauso bewundert wie Politiker.

Doch im Alter von vierzehn Jahren war Fredo an einer tückischen Krankheit gestorben. Seine Haut war mit roten Flecken übersät gewesen, und über Monate war er immer magerer geworden, bis seine Muskeln völlig eingeschrumpft waren. Sein Blut gerann nicht mehr, und er konnte nicht einmal die dünnste Brühe im Magen behalten. Die salusanischen Ärzte hatten so etwas noch nie erlebt. Verzweifelt hatte Viceroy Butler die Liga um Hilfe gebeten.

Die Männer von Rossak hatten mehrere Medikamente, die sich noch im Experimentierstadium befanden, aus dem Dschungel ihres Planeten geschickt, mit denen sich Fredos unbekannte Krankheit möglicherweise therapieren ließ. Livia hatte darauf bestanden, alles auszuprobieren. Bedauerlicherweise reagierte der junge Mann sehr negativ auf das dritte Medikament von Rossak. Es löste eine Allergie aus, die seine Kehle anschwellen ließ. Fredo erlitt einen Krampfanfall und hörte auf zu atmen.

Octa hatte den Tod ihres Bruders betrauert und fürchtete nun auch um ihr Leben. Denn man stellte fest, dass Fredos Krankheit genetisch bedingt war, was bedeutete, dass auch für sie und ihre ältere Schwester das Risiko bestand, ein ähnliches Ende zu nehmen. Octa lebte sehr gesundheitsbe-

wusst und verbrachte jeden Tag mit der Furcht, dass sie genauso schrecklich wie ihr Bruder sterben würde.

Die stets zuversichtliche und optimistische Serena versuchte ihre Schwester immer wieder zu trösten. An ihrer Schulter konnte sie sich jederzeit ausweinen. Obwohl die Schwestern keinerlei Symptome der geheimnisvollen Krankheit zeigten, hatten Octas Träume jeden Glanz verloren. Sie gab ihre Kunst auf und führte ein stilleres, nachdenklicheres Leben. Sie war kaum mehr als ein zartes Mädchen und hoffte auf einen wundersamen Funken, der ihr neuen Antrieb gab.

Trotz der brillanten politischen Karriere ihres Ehemannes, der von Jahr zu Jahr größere Erfolge feierte, hatte sich die einst temperamentvolle Livia aus der Öffentlichkeit zurückgezogen, um sich auf philosophische und religiöse Fragen zu konzentrieren. Sie hatte der imposanten Festung des Geistes größere Geldsummen gespendet, mit denen zusätzliche Meditationsklausen, Tempel und Bibliotheken errichtet worden waren. Nachdem sie in vielen schlaflosen Nächten tiefgründige Diskussionen mit der Kogitorin Kwyna geführt hatte, wurde Livia zur Äbtissin der Einrichtung.

Nach der Familientragödie hatte sich Manion Butler in die Arbeit für die Liga gestürzt, während Serena eine größere Verantwortung auf ihren Schultern lasten spürte und sich höhere Ziele setzte. Obwohl sie nichts mehr für ihren Bruder tun konnte, wollte sie etwas gegen das Leid anderer Menschen unternehmen, wo sich auch nur eine Möglichkeit dazu bot. Sie stürzte sich auf die Politik, engagierte sich für die Abschaffung der Sklaverei, die auf vielen Welten der Liga immer noch praktiziert wurde, und schwor sich, nach einem Weg zu suchen, wie die Herrschaft der Denkmaschinen beendet werden konnte. Niemand hatte ihr je den Vorwurf gemacht, es würde ihr an einer Vision oder genügend Energie mangeln ...

Auch nachdem sie getrennt lebten, waren Manion und Livia Butler wichtige Stützen der salusanischen Gesellschaft

geblieben. Sie waren stolz auf die Leistungen des anderen – ohne geschieden zu sein, ohne dass ihre Gefühle füreinander nachgelassen hätten. Sie hatten sich lediglich in unterschiedliche Richtungen entwickelt. Xavier wusste, dass Serenas Mutter gelegentlich nach Hause kam, um ein paar Nächte mit ihrem Mann zu verbringen und am Wochenende ihre Töchter zu sehen. Doch anschließend kehrte sie jedes Mal in die Stadt der Introspektion zurück.

Serenas Verlobung war bedeutend genug, um ihre Mutter wieder in die Öffentlichkeit zu locken. Nachdem Xavier viermal hintereinander mit seiner künftigen Braut getanzt hatte, bestand Äbtissin Livia darauf, mit ihrem künftigen Schwiegersohn zu tanzen.

Später, während einer längeren Akustikpassage mit den »Balladen vom Langen Marsch«, die von einer salusanischen Kapelle gespielt wurden, zogen sich Xavier und Serena ins Herrenhaus zurück. Livia weinte hemmungslos, als sie sich erinnerte, dass Fredo ebenfalls Musiker hatte werden wollen. Manion saß neben seiner Frau und hielt sie im Arm.

Obwohl das Fest zu ihren Ehren stattfand, hatten Xavier und Serena allmählich genug vom Trubel, vom Begrüßen der Gäste und vom Einsammeln der Geschenke. Sie lachten über jede halbwegs geistreiche Bemerkung, um keinen Vertreter der großen Familien zu beleidigen. Nun sehnten sich die beiden danach, wenigstens ein paar Augenblicke miteinander allein sein zu können.

Irgendwann schlichen sie sich fort und eilten durch die Korridore des Hauses, an warmen Küchen und muffigen Speisekammern vorbei, bis sie eine kleine Nische außerhalb des Wintersonnenzimmers erreichten. Im Winter zeichnete der schräg einfallende Sonnenschein bronze getönte Regenbogen in diesen Raum. Hier nahm die Familie Butler während der kalten Jahreszeit traditionell ihr Frühstück ein; hier konnten sie plaudern und den Sonnenaufgang beobachten. Serena verband angenehme Erinnerungen mit diesem Zimmer.

Sie zwängte sich mit Xavier in die Nische. Leuchtstreifen erhellten den eigentlichen Raum, doch es gab noch etliche Schatten. Serena zog ihn an sich und küsste ihn. Er legte eine Hand hinter ihren Kopf und streichelte ihr Haar, dann beugte er sich herab und erwiderte ihren Kuss mit hungriger Leidenschaft.

Als sie eilige Schritte im Korridor hörten, verstummten die Liebenden und amüsierten sich lautlos über ihr geheimes Rendezvous. Doch die muntere Octa spürte sie problemlos auf. Sie errötete verlegen und wandte den Blick ab. »Ihr müsst wieder in den Bankettsaal kommen. Vater macht sich bereit, das Dessert zu servieren. Und ein Bote hat sich angekündigt.«

»Ein Bote?« Plötzlich klang Xavier wieder militärisch offiziell. »Von wem?«

»Er ist per Raumschiff nach Zimia gekommen und hat nach einer Audienz mit dem Parlament verlangt. Doch da die meisten Edlen Gäste eurer Verlobungsfeier sind, hat er sich auf den Weg zum Hügel gemacht.«

Xavier bot beiden Schwestern seine Arme an, um sie zu führen. »Lasst uns gemeinsam zurückgehen, damit wir uns anhören können, was der Bote zu melden hat.« Er zwang sich zu einem lockeren Tonfall. »Außerdem habe ich heute noch nicht genug gegessen. Ich könnte eine Schüssel mit gerösteter Vanille und einen ganzen Teller mit kandierten Eiern verdrücken.«

Octa kicherte, doch Serena warf ihm einen ernsten Blick zu. »Ich schätze, ich werde mich damit abfinden müssen, eines Tages an der Seite eines völlig verfetteten Ehemannes zu leben.«

Sie traten in den großen Saal, wo sich die Gäste an einem langen Tisch versammelt hatten, um die gelungene Anordnung der Desserts zu preisen, die viel zu schön aussahen, um gegessen zu werden. Manion und Livia Butler standen nebeneinander und ließen die Gäste auf das junge Paar anstoßen.

Xavier nippte höflich von seinem Weinglas und bemerkte, dass der Viceroy leicht besorgt wirkte. Jeder versuchte

zu verdrängen, dass der Bote möglicherweise schlechte Nachrichten brachte, doch als ein Pochen an der Tür ertönte, erstarrte plötzlich jede Aktivität. Manion Butler öffnete persönlich die schwere Holztür und winkte dem Mann, einzutreten.

Es war kein offizieller Kurier. Seine Augen blickten gehetzt, und seine Offiziersuniform war in Unordnung, als wären ihm alle Formalitäten gleichgültig geworden. Xavier erkannte die Abzeichen der Bürgerwehr von Giedi Primus. Wie an allen Uniformen der Liga-Welten steckte auch an seinem Revers das goldene Siegel der freien Menschheit.

»Ich habe eine ernste Mitteilung zu machen, Viceroy Butler. Ich bin mit den schnellsten Schiffen direkt hierher gekommen.«

»Was gibt es, junger Mann?« Manions Stimme klang zutiefst besorgt.

»Giedi Primus ist an die Denkmaschinen gefallen!« Der Offizier hob die Stimme, als die Gäste mit Bestürzung reagierten. »Die Roboter und Cymeks haben eine Schwachstelle unserer Verteidigung ausgenutzt und die Generatoren für die Störfelder vernichtet. Viele Menschen wurden getötet und die Überlebenden versklavt. Ein neuer Omnius-Allgeist wurde bereits aktiviert.«

Die Anwesenden klagten laut über diese erschreckende Niederlage. Xavier drückte Serenas Hand so fest, dass er befürchtete, ihr wehzutun. Er spürte eine unendlich schwere Last, als hätte sich sein Inneres in kalten Stein verwandelt.

Er war erst vor kurzem auf Giedi Primus gewesen und hatte persönlich die Verteidigungseinrichtungen inspiziert. Er hatte sich nur darauf gefreut, dass seine Rundreise bald vorbei sein würde und er zu Serena zurückkehren konnte. Hatte er etwas Wichtiges übersehen? Er presste die Augenlider fest zusammen, als die Fragen und fassungslosen Bemerkungen ihn umschwirrten. War er schuld an allem? Hatte er einen Fehler begangen? Lag es nur an der Ungeduld eines verliebten jungen Mannes, dass ein ganzer Planet gefallen war?

Manion Butler stützte sich mit beiden Händen auf dem Tisch ab. Livia fasste ihn an den Schultern, um ihm weiteren Halt zu geben. Sie schloss die Augen und bewegte die Lippen, als würde sie ein Gebet sprechen.

Der Viceroy ergriff das Wort. »Wieder ist ein freier Planet an die Synchronisierten Welten verloren gegangen, eine unserer wichtigsten Festungen.« Er richtete sich auf und atmete zitternd ein. »Wir müssen unverzüglich den Kriegsrat einberufen und alle Repräsentanten versammeln.« Mit einem bedeutungsvollen Seitenblick auf Serena fügte er hinzu: »Außerdem wollen wir jeden hinzubitten, der für die Unverbündeten Planeten sprechen kann und uns bei diesem Kampf unterstützen möchte.«

26

Alles im Universum enthält Mängel, uns selbst eingeschlossen. Nicht einmal Gott strebt mit Seinen Schöpfungen nach Vollkommenheit. Nur die Menschheit ist von dieser dummen Arroganz besessen.

Kogitorin Kwyna,
Archive der Stadt der Introspektion

Ihre Schreie hallten durch die stille Felsenstadt über dem purpurnen Dschungel. In ihrem Privatzimmer lag Zufa Cenva schweißüberströmt auf einer Pritsche. Sie schrie vor Schmerz, biss die Zähne zusammen, blickte mit glasigen Augen.

Sie war allein. Niemand wagte es, sich der Zauberin von Rossak zu nähern, während sie im Fieberwahn tobte.

Eine Metalltür ratterte unter einem Ansturm unsichtbarer telekinetischer Gewalten. Die Regale an den Wänden wurden durch Zufas parapsychische Ausbrüche erschüttert, sodass sich Töpfe und andere Haushaltsgegenstände über den Boden verteilten.

Ihr langes weißes Haar war zerrauft und zuckte wie ein lebendes Schlangennest. Ihre bleichen Hände krallten sich an den Seiten der Pritsche fest. Wenn eine Frau es gewagt hätte, sich ihr zu nähern, um sie zu trösten, hätte Zufa ihr das Gesicht zerkratzt und sie mit mentaler Energie gegen die weiß getünchten Wände geschleudert.

Wieder schrie sie. Die führende Zauberin hatte schon mehrere Fehlgeburten erlebt, doch es war noch nie so qualvoll gewesen. Sie verfluchte den nichtsnutzigen Aurelius Venport.

Zufas Wirbelsäule erzitterte, als hätte man ihr einen elektrischen Schlag versetzt. Kostbare Gegenstände schwebten

wie an unsichtbaren Fäden durch die Luft, bis sie an den Wänden zerschmettert wurden. Ein ausgehöhlter Eisenkürbis mit Trockenblumen ging in weißen Flammen auf, die Funken und Rauch versprühten.

Zufa keuchte, als sich ihr Körper verkrampfte, und presste ihre Unterleibsmuskeln zusammen. Es schien, als wollte das ungeborene Kind sie umbringen, sie mit in den Tod reißen, bevor sie es aus ihrer Gebärmutter drücken konnte.

Ein weiterer Fehlschlag! Dabei wünschte sie sich so verzweifelt eine wahre Tochter, eine Nachfolgerin, die ihre Zauberinnen auf einen höheren mentalen Energiezustand führte. Der genetische Index hatte sie erneut in die Irre geführt. Dieser verfluchte Venport! Sie hätte ihm schon längst den Laufpass geben sollen.

In ihrem Schmerz und ihrer Verzweiflung wollte Zufa den Mann töten, der sie mit diesem Kind befruchtet hatte, auch wenn sie selbst auf diese Schwangerschaft gedrängt hatte. Sie hatte die genetischen Berechnungen mit größter Sorgfalt durchgeführt und mehrfach überprüft. Eine Verbindung mit Venport hätte nur überragende Nachkommen hervorbringen dürfen.

Und nicht so etwas!

Telepathische Ausbrüche hallten durch die Korridore und ließen die Frauen von Rossak panisch flüchten. Dann sah sie Aurelius Venport persönlich im Türrahmen stehen. Seine Miene drückte tiefste Bestürzung aus.

Aber Zufa wusste, dass er ein Lügner war.

Ungeachtet jeder Gefahr betrat Venport das Schlafzimmer und strahlte Geduld, Besorgnis und Verständnis aus. Die mentale Energie seiner Liebhaberin tobte sich am Mobiliar aus. Im kindischen Versuch, ihn zu kränken, zertrümmerte sie einen Satz winziger Hohlnuss-Skulpturen, die er ihr während ihrer Kennenlern- und genetischen Testphase geschenkt hatte.

Trotzdem wagte er sich weiter vor, als wäre er gegen ihre Ausbrüche immun. Im Gang hinter ihm mahnten gedämpfte

Stimmen zur Vorsicht, aber er hörte nicht darauf. Er trat an ihre Pritsche und lächelte sie mitfühlend an.

Venport ging neben dem Bett in die Knie und streichelte ihre schwitzende Hand. Er flüsterte ihr beschwichtigende Sinnlosigkeiten ins Ohr. Sie verstand seine Worte nicht, aber sie griff nach seinen Fingern, so fest, dass sie erwartete, seine Knochen brechen zu hören. Doch er blieb bei ihr und ließ sich nicht im Geringsten von ihr einschüchtern.

Zufa warf ihm Anschuldigungen an den Kopf, dass er sie betrogen hätte. »Ich spüre deine Gedanken! Ich weiß, dass du nur an dich selbst denkst!«

Ihr Phantasie brütete Intrigen aus, die sie seiner Hinterhältigkeit zuschrieb. Wenn die große Zufa Cenva nicht mehr da war, um ihn zu beschützen, wer würde dann diesen Mann als Haustier übernehmen? Wer würde sich um ihn kümmern? Sie bezweifelte, dass er selbst dazu in der Lage war.

Dann dachte sie mit größerer Furcht: *Oder doch?*

Venport hatte Norma auf eine lange Reise nach Poritrin geschickt und hinter Zufas Rücken alles in die Wege geleitet, als ob ein Mann wie Tio Holtzman tatsächlich daran interessiert wäre, mit ihrer Tochter zu arbeiten. Welchen Plan verfolgte er? Sie knirschte mit den Zähnen und wollte beweisen, dass sie seine Absichten durchschaute. Abgehackt keuchend stieß sie ihre Drohungen aus. »Du kannst ... mich nicht ... sterben lassen ... Verräter! ... Niemand würde ... dich nehmen wollen!«

Stattdessen schaute er sie gönnerhaft an. »Du hast mir viele Male gesagt, dass ich einer guten genetischen Linie entstamme, meine Liebe. Aber ich begehre keine andere der Zauberinnen. Ich möchte bei dir bleiben.« Er senkte die Stimme und sah sie mit einem Blick voller Liebe an, den sie sich nicht erklären konnte. »Ich verstehe dich besser als du dich selbst, Zufa Cenva. Ständig drängst und forderst du mehr, als irgendein Mensch zu geben imstande ist. Niemand – nicht einmal du – kann jederzeit vollkommen sein.«

Mit einem letzten, langgezogenen Schrei stieß sie den deformierten Fötus aus, die monströse Abnormität. Als Venport das frische Blut sah, rief er nach Hilfe, worauf zwei tapfere Hebammen ins Zimmer eilten. Eine legte ein Laken über den Fötus, wie ein Leichentuch, während die zweite Frau schmerzlindernde Salben aus Dschungelsporen auf Zufas Haut rieb. Venport ließ die besten Mittel aus seinen Vorräten kommen.

Schließlich hob er den sich windenden Fötus auf und hielt das unfertige, blutige Ding in den Händen. Es hatte eine dunkle, seltsam gesprenkelte Haut, die den Eindruck erweckte, als wäre der gesamte Körper, dem jegliche Gliedmaßen fehlten, mit Augen übersät. Er sah, wie das Wesen noch ein letztes Mal zuckte, dann rührte es sich nicht mehr.

Er hüllte es ins Laken und versuchte, die Tränen in seinen Augen zu ignorieren. Mit steinerner Miene reichte Venport das missgebildete Wesen an eine Hebamme weiter, ohne ein Wort zu sagen. Man würde es in den Dschungel hinausbringen, um es spurlos verschwinden zu lassen.

Die erschöpfte Zauberin lehnte sich zitternd zurück. Allmählich kehrten ihr Realitätssinn und die Verzweiflung zurück. Diese Fehlgeburt hatte ihr eine tiefe Wunde zugefügt, eine tiefe Trauer, die kaum noch etwas mit der Enttäuschung über einen fehlgeschlagenen Zuchtversuch zu tun hatte. Ihr Blick wurde wieder klar, und sie bemerkte die psychokinetische Verwüstung, die sie im Zimmer angerichtet hatte. Es war ein Zeichen der Schwäche, des Kontrollverlustes.

Dies war ihre dritte schreckliche Fehlgeburt, die aus der Verbindung mit Venport hervorgegangen war. Enttäuschung und Wut kochten in ihr. »Ich habe dich wegen deiner Abstammung ausgewählt, Aurelius«, murmelte sie mit trockenen Lippen. »Was ist schief gegangen?«

Er sah sie mit ausdrucksloser Miene an, als hätte er jeden Rest von Leidenschaft verloren. »Die Genetik ist keine exakte Wissenschaft.«

Zufa schloss die Augen. »Misserfolge, immer nur Misserfolge.« Sie war die größte Zauberin von Rossak, und doch hatte sie so viele Enttäuschungen hinnehmen müssen. Sie seufzte angewidert und dachte an ihre zu klein geratene Tochter. Sie wollte nicht glauben, dass dieser hässliche Zwerg das Beste war, das sie hervorbringen könne.

Venport schüttelte den Kopf und war nun ungewöhnlich ernst und ungeduldig, nachdem die Gefahr überstanden war. »Du hast große Erfolge erzielt, Zufa. Du bist nur nicht in der Lage, sie anzuerkennen.«

Sie zwang sich dazu, sich auszuruhen, um sich zu erholen. Irgendwann würde Zufa es erneut versuchen müssen, aber mit jemand anderem.

27

Zu gründlich organisierte Forschung engt ein und wird garantiert nichts Neues hervorbringen.

Tio Holtzman,
aus einem Brief an Lord Niko Bludd

Als sie am Ende ihrer ersten langen Weltraumreise auf Poritrin eintraf, fühlte sich Norma Cenva deplatziert. Ihr kleiner Wuchs zog einige Blicke an, war aber nicht so ungewöhnlich, dass die Leute sie mitleidig anstarrten. Auf den Unverbündeten Planeten lebten viele unterschiedliche Menschenrassen, von denen einige kleinwüchsig waren. Außerdem war ihr die Meinung anderer ohnehin gleichgültig. Der Einzige, den sie beeindrucken wollte, war Tio Holtzman.

Bevor Norma von Rossak abgeflogen war, hatte ihre unnahbare Mutter mit einer Mischung aus Verwirrung und Missachtung auf sie herabgesehen. Zufa hatte sich eingeredet, dass der brillante Weise etwas verwechselt oder Normas theoretische Aufsätze falsch verstanden haben musste. Sie erwartete, dass ihre Tochter schon nach kurzer Zeit zurückkehrte.

Aurelius Venport hatte alle Vorbereitungen getroffen und aus seinem eigenen Vermögen eine bessere Kabine bezahlt, als Holtzman ihr angeboten hatte. Während ihre Mutter die Ausbildung der jungen Zauberinnen fortgesetzt hatte, war Venport mit Norma zur Transferstation im Orbit um Rossak geflogen. Er hatte ihr einen hübschen Strauß versteinerter Blumen geschenkt und sie in die Arme geschlossen, bevor sie in das Raumschiff gestiegen war. Mit einem ironischen Lächeln hatte er zu ihr gesagt: »Versager wie wir müssen zusammenhalten.«

Norma musste während der langen Reise nach Poritrin immer wieder an diese lieb gemeinte, aber beunruhigende Bemerkung denken ...

Als das Shuttle im Flussdelta von Starda landete, steckte Norma vorsichtig die versteinerten Blumen in ihr mausbraunes Haar. Das kleine Schmuckstück stand im Kontrast zur Schlichtheit ihres breiten Gesichts, ihres Kopfes und der runden Nase. Sie trug eine weite Bluse und bequeme Hosen, die aus Farnfasern gewebt waren.

Sie hatte nur eine kleine Reisetasche dabei, als sie ins Gedränge der anderen Passagiere an der Ausstiegsluke des Shuttles geriet. Schließlich lief Norma aufgeregt die Rampe hinunter und konnte es gar nicht erwarten, dem Wissenschaftler zu begegnen, den sie so sehr bewunderte, dem Denker, der sie tatsächlich ernst nahm. Sie hatte viele Geschichten über die mathematischen Fähigkeiten des Weisen Holtzman gehört, und sie würde sich sehr anstrengen müssen, um etwas beizutragen, woran der große Mann nicht längst gedacht hatte. Sie hoffte, dass sie ihn nicht enttäuschte.

Sie betrachtete die Menge der Wartenden und erkannte ihn sofort. Ein glattrasierter Mann mit schulterlangem grauem Haar, der mittleren Alters zu sein schien. Seine Kleidung war tadellos und mit modischen Mustern und Abzeichen geschmückt.

Er begrüßte sie mit strahlendem Lächeln und offenen Armen, von denen die weiten Ärmel seines weißen Gewandes herabhingen. »Willkommen auf Poritrin, Miss Cenva.« Holtzman legte ihr zur Begrüßung beide Hände auf die Schultern. Falls er über Normas Statur und ihre wenig ansprechende Erscheinung enttäuscht war, ließ er es sich nicht anmerken. »Ich hoffe sehr, dass Sie nicht vergessen haben, Ihre Phantasie mitzubringen.« Er deutete auf eine Tür. »Wir haben viel Arbeit vor uns.«

Er führte sie durch die Menschenmassen auf dem Starda-Raumhafen, fort von den neugierigen Blicken, und nahm sie in seiner privaten Barke mit, die hoch über dem idyllischen Isana-Fluss dahinschwebte.

»Poritrin ist eine friedliche Welt, wo ich meine Gedanken schweifen lassen und mich mit vielen Fragen beschäftigen kann, die zur Rettung der Menschheit beitragen könnten.« Holtzman lächelte sie voller Stolz an. »Das Gleiche erwarte ich von Ihnen.«

»Ich werde mein Bestes tun, Weiser Holtzman.«

»Was könnte ich mehr verlangen?«

Am Himmel von Poritrin hing ein Wolkenschleier, der sich im Nachmittagssonnenlicht zitronengelb gefärbt hatte. Die Barke trieb über das Muster der vielfach verzweigten Flussläufe hinweg, die Inseln und Sandbänke umschlossen. Traditionelle Boote fuhren auf dem Hauptstrom und brachten Getreide und andere Waren in die Stadt, wo sie verteilt oder exportiert wurden. Die fruchtbare Welt Poritrin ernährte viele andere Planeten, die weniger begünstigt waren. Dafür konnten Rohstoffe, Geräte, Fertigprodukte und menschliche Sklaven gekauft werden, die das Arbeiterheer ergänzten.

Einige der größten Gebäude auf dem Raumhafen waren in Wirklichkeit Boote, die auf Pontons schwammen und an den Sandsteinklippen verankert waren. Die Dächer bestanden aus mehrschichtigen Ziegeln aus silberblauem Metall, das in Bergwerken weit im Norden hergestellt wurde.

Holtzman deutete auf eine hohe Felsformation über den dichter besiedelten Stadtteilen von Starda, denen der Einfluss der klassischen navachristlichen Architektur anzusehen war. »Da oben befinden sich meine Laboratorien. Gebäude und Vorratslager, Quartiere für meine Sklaven und Rechner sowie mein eigenes Heim. Alles wurde auf den zwei Felstürmen errichtet.«

Der schwebende Transporter umkreiste die auffällige Formation, die wie zwei zum Schwur erhobene Finger das Flussbett überragten. Norma erkannte Plazfenster, mit Markisen überdachte Balkons und eine Fußgängerbrücke, die eine Kuppel auf der einen Spitze mit einem kegelförmigen Turm und Nebengebäuden auf der anderen verband.

Holtzman beobachtete zufrieden ihre erstaunte Reaktion. »Wir haben Privatzimmer für Sie herrichten lassen, Norma,

dazu ein Privatlabor und ein Assistententeam, das die Berechnungen durchführen soll, die sich aus Ihren Theorien ergeben. Ich erwarte, dass Sie den Leuten jede Menge Arbeit verschaffen.«

Norma sah ihn verdutzt an. »Andere sollen die Berechnungen durchführen?«

»Natürlich!« Holtzman strich sich das eisengraue Haar aus dem Gesicht und rückte sein weißes Gewand zurecht. »Sie sind eine *Denkerin*, genauso wie ich. Wir erwarten von Ihnen, dass Sie Ideen entwickeln und sich nicht mit der Ausführung aufhalten. Sie sollten Ihre Zeit nicht mit langweiliger Arithmetik vergeuden. Dazu ist jeder halbwegs begabte Student in der Lage. Dazu sind Sklaven da.«

Als die Barke auf einer Fläche aus glasierten Kacheln niederging, traten Diener vor, die Norma ihr Gepäck abnahmen und den beiden kühle Getränke anboten. Wie ein aufgeregter kleiner Junge führte Holtzman sie in seine beeindruckenden Labors. In den großen Räumen gab es Wasseruhren und magnetische Skulpturen, in denen Kugeln ohne mechanische Stützen auf elektrischen Bahnen kreisten. Skizzen und halb vollendete Zeichnungen füllten die elektrostatischen Tafeln und waren von langen Berechnungen umgeben, die sich ins Nichts schlängelten.

Als Norma sich umschaute, erkannte sie, das Holtzman mehr Ideen verworfen hatte, als sie in ihrem Leben jemals entwickelt hatte. Doch einige der verstreuten Papiere und geometrischen Skizzen wirkten schon recht alt. Die Tinte war zum Teil bereits verblasst, und das Papier hatte sich an den Rändern eingerollt.

Holtzman ließ seine weiten Ärmel herumwirbeln und tat damit all die faszinierenden Dinge ab. »Nur nutzloses Spielzeug, das lediglich meinem Vergnügen dient.« Er stieß mit dem Finger gegen eine der schwebenden silbernen Kugeln, wodurch die anderen Modellplaneten auf gefährliche Bahnen gelenkt wurden und sich wie außer Kontrolle geratene Himmelskörper aufführten. »Manchmal spiele ich damit herum, um mich inspirieren zu lassen, aber meistens regen sie

mich nur zu Ideen für weitere Spielzeuge an – und nicht zu Massenvernichtungswaffen, die wir benötigen, um uns von der Tyrannei der Maschinen zu befreien.«

Mit gedankenverlorenem Stirnrunzeln fuhr er fort: »Meine Arbeit wird dadurch behindert, dass ich keine hoch entwickelten Computer benutzen darf. Um die komplizierten Berechnungen auszuführen, die zur Prüfung einer Theorie nötig sind, bleibt mir also nichts anderes übrig, als mich auf die geistigen Fähigkeiten von Menschen zu verlassen und zu hoffen, dass sie nicht zu viele Fehler machen. Kommen Sie, ich zeige Ihnen die Rechner.«

Er führte sie in einen hell erleuchteten Saal mit hohen Fenstern. Hier waren zahllose identische Sitzbänke und Tische in regelmäßigem Muster aufgestellt worden. Arbeiter beugten sich über die Schreibunterlagen und benutzten manuelle Rechenwerkzeuge. Ihrer schlichten Kleidung und dem abgestumpften Gesichtsausdruck entnahm Norma, dass diese Männer und Frauen zu den vielen Sklaven gehörten, die es auf Poritrin gab.

»Das ist die einzige Möglichkeit, wie wir die Fähigkeiten einer Denkmaschine imitieren können«, erklärte Holtzman. »Ein Computer kann Milliarden von Rechenvorgängen durchführen. Wir haben es schwieriger, aber wenn genügend Spezialisten zusammenarbeiten, kommen auch wir auf Milliarden Rechenvorgänge. Nur dass es länger dauert.«

Er strebte in einem der schmalen Gänge zwischen den Rechnern hindurch, die hektisch Zahlen und mathematische Symbole auf flache Tafeln kritzelten, die Ergebnisse überprüften und sie dann an ihren Nachbarn weiterreichten.

»Selbst die kompliziertesten Kalkulationen lassen sich in eine Serie von trivialen Schritten zerlegen. Jeder dieser Sklaven wurde dazu ausgebildet, bestimmte Gleichungen zu lösen, die nach dem Fließbandprinzip weitergereicht werden. Im Kollektiv ist der menschliche Geist zu bemerkenswerten Leistungen in der Lage.« Holtzman überblickte den Raum, als würde er erwarten, von seinen Rechnern mit Ju-

bel begrüßt zu werden. Doch stattdessen starrten sie mit müden Augen auf ihre Arbeit und gingen eine Gleichung nach der anderen durch, ohne dass sie etwas vom größeren Zusammenhang der Mathematik ahnten.

Norma hatte Mitleid mit ihnen, da sie selbst so häufig gedemütigt und ignoriert worden war. Intellektuell wusste sie, dass die menschliche Sklaverei auf vielen Welten der Liga akzeptiert wurde und auf den von Maschinen beherrschten Planeten gang und gäbe war. Allerdings vermutete sie, dass diese Menschen lieber geistige Arbeit verrichteten, als auf den landwirtschaftlichen Anbauflächen zu schuften.

Mit großzügiger Geste sagte der Wissenschaftler: »Jeder Rechner steht zu Ihrer freien Verfügung, Norma, wann immer Sie eine Theorie entwickeln, die der Verifikation bedarf. Im nächsten Schritt müssen natürlich Prototypen für weitere Tests gebaut werden. Wir haben zahlreiche Labors und Prüfbahnen, aber zuerst muss die wichtigste Arbeit geleistet werden.« Er tippte sich mit einem Finger gegen die Stirn. »Hier oben!«

Holtzman sah sie mit einem schiefen Grinsen an und senkte die Stimme. »Fehler sind natürlich möglich, selbst auf unserem Arbeitsniveau. Wenn es dazu kommt, können wir nur hoffen, dass Lord Niko Bludd gnädig genug ist, uns weiterhin zu beschäftigen.«

28

Nur Menschen mit beschränktem Geist erkennen nicht, dass der Begriff »unmöglich« durch »Mangel an Phantasie und Ehrgeiz« definiert ist.

Serena Butler

Im vorderen Salon des Herrenhauses der Familie Butler rutschte Xavier Harkonnen unbehaglich auf einem grünen Brokatsofa hin und her. Seine Dienstuniform war nicht dazu gedacht, es sich auf feinen Möbeln bequem zu machen. In Gold gerahmte Gemälde von Vorfahren der Butlers zierten die Wände, darunter auch eins, das wie eine Karikatur wirkte und einen Gentleman mit gewichstem Schnauzbart und Dreispitz auf dem Kopf zeigte.

In seinem dicht gepackten Dienstplan hatte er eine Lücke gefunden, in der er hergeeilt war, um Serena zu sehen, und die Diener hatten ihn gebeten, auf sie zu warten. Errötend betrat Octa den Salon und brachte ihm ein kühles Getränk. Nachdem er sie bisher immer nur als Serenas kleine Schwester betrachtet hatte, wurde ihm mit einem Mal überrascht bewusst, dass sie in Wirklichkeit eine hübsche junge Frau war. Nach Serenas Verlobung mochte Octa nun von ihrer eigenen Hochzeit träumen, falls es ihr jemals gelang, ihre Schwärmerei für Xavier zu überwinden.

»Serena hat nicht mit dir gerechnet, aber sie wird gleich hier sein.« Octa wandte den Blick ab. »Sie befindet sich in einer Konferenz mit offiziell aussehenden Männern und Frauen. Assistenten haben elektronische Geräte mitgebracht, einige tragen Uniformen der Miliz. Irgendwas mit ihrer Parlamentsarbeit, vermute ich.«

Xavier lächelte ihr matt zu. »Wir beide verfolgen viele

Projekte gleichzeitig, aber in Zeiten wie diesen kann man wohl nichts anderes erwarten.«

Während Octa sich damit beschäftigte, Bücher und Statuetten auf einem Regal zurechtzurücken, dachte Xavier an die Parlamentssitzung, die er vor zwei Tagen beobachtet hatte. Erregt über den tragischen Fall von Giedi Primus hatte Serena versucht, die Vertreter der stärksten Mitgliedswelten zusammenzurufen, um eine Rettungsaktion in die Wege zu leiten. Stets wollte sie etwas *tun* – und das war einer der Gründe, warum Xavier sie so sehr liebte. Andere nahmen die Niederlage hin und verzehrten sich vor Angst, dass Omnius weitere Planeten angreifen könnte, doch Serena wollte sofort aktiv werden und die Welt retten. Jede Welt.

In ihrem langen Kleid war sie vorgetreten und hatte im behelfsmäßigen Parlamentsgebäude eine leidenschaftliche Rede gehalten. »Wir dürfen Giedi Primus nicht einfach aufgeben! Die Denkmaschinen haben die Störfelder überwunden, den Magnus getötet, die Menschen versklavt, und jeden Tag wird ihre Macht größer. Es muss noch Überlebende der Bürgerwehr geben, die aus dem Untergrund gegen die Maschinen kämpfen. Und wir wissen, dass eine weitere Schildgeneratorenstation kurz vor der Fertigstellung stand. Vielleicht können wir sie in Betrieb nehmen! Wir müssen zurückschlagen, bevor die Denkmaschinen ihre eigene Infrastruktur etablieren können. Wenn wir warten, wird die Festung uneinnehmbar!«

»Soweit wir wissen, ist sie bereits uneinnehmbar«, brummte der Repräsentant der Vertree-Industriekolonie.

Der Vertreter von Zanbar fügte hinzu: »Es wäre Selbstmord, die Armada nach Giedi Primus zu schicken. Ohne die Störschilde gibt es gar keine Verteidigung mehr, und die Maschinen wären uns im direkten Kampf haushoch überlegen.«

Serena hatte mit dem ausgestreckten Finger ins nervöse Publikum gezeigt. »Nicht zwangsläufig. Wenn wir ein Kommando einschleusen, das die Arbeit an der sekundären Stör-

feldstation abschließt und einen neuen Schild projiziert, während die Maschinen abgeschnitten von ...«

Die Mitglieder der Liga hatten laut über diesen Vorschlag gelacht. Als Xavier ihre todunglückliche Miene sah, tat Serena ihm unendlich Leid. Aber sie hatte nicht verstanden, wie schwierig ihr naiver Vorschlag umzusetzen wäre. Es war praktisch unmöglich, den Verteidigungsschild von Giedi Primus sozusagen vor der Nase der Maschinen in Betrieb zu nehmen. Während seiner Inspektion des Planeten hatte Xavier erfahren, dass die Ingenieure Tage oder Wochen für diese Aufgabe benötigen würden – unter den günstigsten Bedingungen.

Doch Serena wollte nicht aufgeben. Sie konnte nicht anders, wenn sie an das Leid der vielen betroffenen Menschen dachte.

Die Abstimmung hatte eine klare Mehrheit gegen ihren Vorschlag ergeben. »Wir können es uns nicht leisten, Mittel, Munition und Personal für eine unratsame Mission zur Verfügung zu stellen, für einen Planeten, den wir bereits verloren haben. Giedi Primus ist nun eine Welt der Denkmaschinen.« Die Aristokraten hatten befürchtet, dass die Verteidigung ihrer eigenen Welten ins Hintertreffen geriet.

Mit solchen Arbeiten war Xavier die meiste Zeit beschäftigt. Als Offizier der Armada traf er sich ständig mit Militärvertretern und Parlamentariern einschließlich Viceroy Butler. Xavier wollte unbedingt herausfinden, welcher Fehler in der Verteidigung für den Fall von Giedi Primus verantwortlich war – und ob er selbst Schuld daran trug.

Armada-Taktiker waren die Aufzeichnungen der Inspektion durchgegangen und hatten ihm versichert, dass er nichts hätte tun können, das die Niederlage verhindert hätte. Es sei denn, er hätte gewaltige Kampfschifffflotten über jeder Liga-Welt stationiert. Wenn Omnius bereit war, einen Teil seiner Roboterschiffe zu opfern, um den Holtzman-Schild auszuschalten, war kein Planet mehr sicher. Doch diese Informationen konnten Xaviers Stimmung nicht bessern.

Auf Poritrin arbeitete Tio Holtzman an einer Modifikation der Störschilde. Lord Bludd hatte mit großer Zuversicht sein Vertrauen in den Weisen ausgesprochen, vor allem, nachdem der Erfinder sich nun eine Mathematikerin zur Unterstützung geholt hatte, die Tochter der Zauberin Zufa Cenva. Xavier hoffte, dass es bald ein Ergebnis gab, das die Situation entscheidend veränderte ...

Serena wirkte gehetzt, aber genauso schön wie immer, als sie den Salon betrat und ihn in die Arme schloss. »Ich wusste nicht, dass du vorbeikommen würdest.« Octa stahl sich durch eine Nebentür hinaus.

Xavier schaute auf die kunstvolle Uhr auf dem Kaminsims. »Ich wollte dich überraschen, aber ich muss mich bald zum Dienst zurückmelden. Ich habe heute Nachmittag eine längere Konferenz.«

Sie nickte besorgt. »Seit dem Angriff auf Giedi Primus sind wir alle zu Gefangenen unseres Terminkalenders geworden. Ich glaube, ich weiß schon gar nicht mehr, an wie vielen Komitees ich beteiligt bin.«

»Hättest du mich vielleicht zu diesem geheimnisvollen Treffen einladen sollen?«, fragte er lächelnd.

Ihr Lachen klang gezwungen. »Aha? Gibt dir die Liga-Armada nicht genug Arbeit, sodass du auch noch an meinen langweiligen Konferenzen teilnehmen möchtest? Vielleicht sollte ich mal mit deinem neuen Vorgesetzten sprechen.«

»Nein, vielen Dank, meine Liebe. Ich würde lieber gegen zehn Cymeks kämpfen, als dich von etwas abzubringen, das du dir in den Kopf gesetzt hast.« Serena beantwortete seinen Kuss mit überraschender Leidenschaft. Er trat zurück, atmete tief und zog seine Uniform glatt. »Ich muss jetzt gehen.«

»Kann ich dich dafür mit einem Abendessen entschädigen? Später, nur wir zwei, ganz allein?« Ihre Augen funkelten. »Das bedeutet mir sehr viel, vor allem jetzt.«

»Ich werde da sein.«

* * *

Serena stieß einen erleichterten Seufzer aus, als sie Xaviers Misstrauen zerstreut hatte, und kehrte ins Wintersonnenzimmer zurück, wo sich ihr Team versammelt hatte. Sie wischte sich ein paar Schweißtropfen von der Stirn. Mehrere Gesichter wandten sich ihr zu, und sie hob beschwichtigend die Hand.

Das Vormittagssonnenlicht strömte über die Stühle, die gefliesten Anrichten und den Frühstückstisch, der nun mit Plänen, Karten und Tabellen übersät war. »Wir müssen uns wieder an die Arbeit machen«, sagte der grauhaarige Veteran Ort Wibsen. »Uns bleibt nicht viel Zeit, wenn Sie diese Aktion durchführen wollen.«

»Das ist meine Absicht, Commander Wibsen. Wer daran irgendwelche Zweifel hegt, hätte sich schon vor Tagen aus diesem Team verabschieden sollen.«

Serenas Vater glaubte, dass sie den Vormittag in diesem hellen Zimmer mit Lesen verbrachte, aber seit Wochen hatte sie an Plänen gearbeitet ... Sie hatte Freiwillige um sich versammelt, Experten angesprochen und die nötige Ausrüstung aufgetrieben. Niemand konnte Serena Butler davon abhalten, ihre ganze Energie in humanitäre Aufgaben zu investieren.

»Ich habe versucht, den Dienstweg einzuhalten und die Liga zu bewegen, etwas zu unternehmen«, sagte sie. »Aber manchmal müssen die Leute gezwungen werden, die richtige Entscheidung zu treffen. Man muss sie geschickt führen, wie einen widerspenstigen salusanischen Hengst.«

Nachdem sie im Parlament wegen ihrer »Dummheit und Naivität« ausgelacht worden war, hatte sie den Saal verlassen, aber sich keineswegs geschlagen gegeben. Sie hatte beschlossen, ihre Taktik zu ändern, auch wenn sie dazu selbst eine Mission organisieren und finanzieren musste.

Wenn Xavier von ihrem Plan erfuhr, nachdem es zu spät war, die Aktion aufzuhalten, hoffte sie, dass er stolz auf sie war.

Nun musterte sie das Team, das sie aus vernachlässigten Armada-Experten für Kommandounternehmen zusammen-

gestellt hatte – Captains, Versorgungsspezialisten und sogar Undercoveragenten. Zehn Männer und Frauen erwiderten ihren Blick. Sie drückte eine Taste auf der Fernbedienung, damit sich die Jalousien der Dachfenster schlossen. Es wurde dunkler im Raum, obwohl immer noch genügend gedämpftes Sonnenlicht durch die Lamellen drang.

»Wenn wir Giedi Primus zurückerobern können, zählt unser Sieg viel mehr als die Besetzung durch die Maschinen«, sagte Serena. »Damit demonstrieren wir, dass sie unsere Welten nicht dauerhaft annektieren können.«

Wibsen machte den Eindruck, dass er jeden Tag im Kampf stand, obwohl er schon vor über zehn Jahren aus dem aktiven Dienst ausgeschieden war. »Wir alle freuen uns darauf, eine Aufgabe in Angriff nehmen zu können, die sichtbare Resultate erbringen wird. Ich brenne darauf, endlich etwas gegen die verdammten Maschinen unternehmen zu können.«

Ort Wibsen war ein alter Weltraumkommandant, den man gezwungen hatte, in den Ruhestand zu gehen – angeblich wegen seines Alters. Doch die wahren Gründe waren vermutlich seine ungeschliffene Persönlichkeit, seine Neigung, Vorgesetzten zu widersprechen, und seine zahlreichen Verweise, weil er immer wieder die Dienstvorschriften ignoriert hatte. Trotz seines missmutigen Charakters war er genau der richtige Mann, den Serena als Leiter einer Mission benötigte, die alle anderen Liga-Mitglieder für verrückt oder zumindest unratsam hielten.

»Dann erhalten Sie jetzt die Gelegenheit dazu, Commander«, sagte sie.

Pinquer Jibb, der lockenköpfige und immer noch ausgezehrt wirkende Bote, der von Giedi Primus entkommen war und die schreckliche Neuigkeit überbracht hatte, saß stocksteif da und blickte sich im Zimmer um. »Ich habe Ihnen sämtliche Hintergrundinformationen zur Verfügung gestellt, die Sie benötigen. Ich habe detaillierte Berichte geschrieben. Die zweite Schildgeneratorstation war beinahe fertig, als die Maschinen den Planeten angriffen. Wir müssen uns

nur einschleusen und sie in Betrieb nehmen.« Seine gehetzten Augen flammten auf. »Viele Mitglieder der Bürgerwehr von Giedi Primus müssen überlebt haben. Sie werden alles tun, um den Kampf hinter den feindlichen Linien fortzusetzen, aber das genügt nicht, wenn wir ihnen nicht helfen.«

»Wenn wir das Störfeld wieder aktivieren können, lassen sich die Cymeks und Roboter auf der Oberfläche durch einen abgestimmten Angriff der Armada ausschalten.« Sie schaute alle Anwesenden der Reihe nach an. »Glauben Sie, dass wir dazu in der Lage sind?«

Brigit Paterson, eine Frau mit sehr männlichen Zügen, runzelte die Stirn. »Was veranlasst Sie zur Annahme, dass die Armada diesen Kampf unterstützen wird? Wenn meine Ingenieure ihre Arbeit erledigt haben, wie wollen Sie dann dafür sorgen, dass die Flotte uns heraushaut?«

Serena antwortete mit einem grimmigen Lächeln. »Überlassen Sie das mir.«

Die Tochter des Viceroys war von den besten Lehrern der besten Schulen unterrichtet und als künftige Verantwortungsträgerin erzogen worden. Wenn es so viel zu tun gab, konnte sie nicht einfach in einem luxuriösen Haus herumsitzen und die Macht und das Vermögen der Butlers ungenutzt lassen.

Nun stand ihr die erste Prüfung bevor, ob sie wirklich dazu geeignet war, eine Führungsrolle zu übernehmen.

»Commander Wibsen, haben Sie die Informationen, um die ich Sie gebeten hatte?«

Mit seinem wettergegerbten Gesicht und der rauen Stimme wirkte der Veteran wie ein Mann, der es gewohnt war, im Freien zu arbeiten, und nicht wie ein Stratege. Doch es gab niemanden in Zimia, der sich besser mit der Planung militärischer Aktionen auskannte als er.

»Manches davon klingt gut, manches schlecht. Nachdem die Regierung in Giedi City eliminiert wurde, befindet sich die Roboterflotte nach wie vor im Orbit. Die Aufräumarbeiten am Boden werden von einem Titanen und mehreren Neo-Cymeks geleitet.« Wibsen hustete, verzog das Gesicht

und justierte den Pharma-Injektor nach, den man ihm ins Brustbein implantiert hatte.

»Omnius kann jederzeit weitere Maschinen schicken und mit den Industrieanlagen auf Giedi Primus sogar vor Ort Verstärkung produzieren«, sagte Pinquer Jibb in eindringlichem Tonfall. »Es sei denn, wir könnten rechtzeitig den Schild reaktivieren.«

»Dann sollten wir genau das versuchen«, sagte Serena. »Die Bürgerwehr war über den gesamten besiedelten Kontinent verstreut, und viele der Außenregimenter scheinen in den Untergrund gegangen zu sein, um eine fünfte Kolonne zu bilden. Wenn wir Kontakt mit ihnen aufnehmen und sie organisieren können, gelingt es uns vielleicht, den Maschinen entscheidende Schläge zuzufügen.«

»Dabei kann ich helfen«, sagte Jibb. »Das ist unsere einzige Chance.«

»Trotzdem ist es ein tollkühner Plan«, sagte Wibsen. »Aber was soll's? Ich habe nicht gesagt, dass ich es deswegen nicht machen will.«

»Ist das Schiff bereit?«, fragte Serena ungeduldig.

»Ja, aber es fehlt noch dies und jenes an allen Ecken und Enden, wenn Sie mich fragen.«

Brigit Paterson wandte sich an Serena. »Ich habe detaillierte Landkarten, Lagepläne und Grundrisse von allem, was auf Giedi Primus und in Giedi City von Bedeutung ist, einschließlich genauer Schaltpläne der sekundären Schildgeneratorstation.« Sie reichte ihr einen Stapel aus dünnen Folien, die eng mit Informationen beschrieben waren. »Pinquer sagt, dass sie auf dem neuesten Stand sind.«

Serena hatte immer wieder mit Einsatz und Leidenschaft bewiesen, dass sie die Fähigkeit besaß, Teile zu einem Ganzen zusammenzufügen. Vor zwei Jahren hatte sie ein Rettungsteam nach Caladan geführt, einem Unverbündeten Planeten, zu dem Tausende Vertriebene von den Synchronisierten Welten geflüchtet waren. Während ihres jüngsten Kreuzzuges im vergangenen Jahr hatte sie drei Raumtransporter mit medizinischen Hilfsgütern nach Tlulax geschickt,

einer isolierten Welt, deren Bewohner unter einer mysteriösen Krankheit litten. Nachdem die Fleischhändler von Tlulax nun Ersatzorgane aus ihren biologischen Tanks geliefert hatten - und nebenbei ihrem Xavier das Leben gerettet hatten -, fand sie, dass sich ihre Investition ausgezahlt hatte.

Nun hatte Serena sich an verschiedene Leute gewandt, die ihr einen Gefallen schuldig waren, und eine Mission zusammengestellt, die eine gewisse Ähnlichkeit zu ihren früheren Hilfsaktionen hatte. Sie erwartete einen weiteren Erfolg, obwohl die Risiken wesentlich größer waren.

Mit glückseliger Zuversicht blickte sie sich erneut am Tisch um. Sie stellte sich den Erfolg der Mission vor. Elf Menschen, die bereit waren, sich gegen eine Eroberungsmacht und beträchtliche Schwierigkeiten zu stellen. »Für uns gibt es keine höhere Priorität.«

Ort Wibsen hatte auf inoffiziellen Kanälen Erkundigungen eingezogen und einen schnellen Blockadebrecher organisiert. Patersons Ingenieure hatten das Schiff mit Material beladen, das aus dem Ausschuss der Waffenfabriken stammte. Mit ihrem Privatvermögen und mit Hilfe gefälschter Dokumente hatte Serena die Finanzen beschafft, die der alte Commander benötigte. Sie wollte alles Menschenmögliche unternehmen, damit ihre tollkühne Mission ein Erfolg wurde.

»Jeder Bürger der Liga hat mindestens einen Angehörigen an die Denkmaschinen verloren«, sagte Serena, »und nun werden wir etwas dagegen unternehmen.«

»Dann sollten wir uns an die Arbeit machen«, erwiderte Pinquer Jibb. »Es wird Zeit, in die Offensive zu gehen.«

* * *

An diesem Abend saßen sich Serena und Xavier allein im großen Speisesaal gegenüber. Diener in rot-goldenen Jacken und schwarzen Hosen eilten hin und her.

Als er sich die saftigen Filets von junger Ente auf den Teller legte, sprach Xavier aufgeregt von den neuen Plänen

zur Mobilisierung der Armada und zum Schutz der Liga-Welten.

»Reden wir heute Abend nicht von dienstlichen Angelegenheiten.« Mit einem reizenden Lächeln erhob sich Serena von ihrem Platz und glitt um den Tisch herum. Sie setzte sich genau neben ihn und war ihm sehr nahe. »Ich möchte jeden Augenblick mit dir genießen, Xavier«, sagte sie, ohne etwas von ihren eigenen Plänen zu verraten.

Er erwiderte ihr Lächeln. »Nach dem Giftgas kann ich nicht mehr allzu viel genießen. Aber du, Serena, bist köstlicher als das delikateste Festmahl oder das süßeste Parfüm.«

Sie streichelte seine Wange. »Ich glaube, wir sollten den Dienern sagen, dass sie sich in ihre Quartiere zurückziehen können. Mein Vater hält sich in der Stadt auf, und meine Schwester ist ausgegangen. Wir sollten die Zeit, die wir miteinander allein sein können, nicht vergeuden.«

Er legte eine Hand auf ihren Arm, dann zog er sie an sich und grinste. »Ich habe sowieso keinen Hunger.«

»Aber ich.« Leidenschaftlich küsste sie sein Ohr, dann seine Wange, und schließlich fand sie seinen Mund. Seine Finger strichen durch ihr Haar und legten sich um ihren Hinterkopf, bis er ihren Kuss erwiderte.

Sie ließen die Reste der Mahlzeit auf dem Tisch stehen. Sie nahm seine Hand und führte ihn zu ihren Zimmern. Die Tür war schwer und ließ sich leicht verschließen. Sie hatte bereits ein Feuer im Kamin entfacht, wodurch der Raum in einen warmen, orangeroten Schein getaucht wurde. Sie küssten sich wieder und wieder und öffneten Bänder, Knöpfe und Klammern, ohne sich voneinander zu lösen.

Serena konnte ihr Begehren kaum zügeln. Sie wollte nicht nur seine intimsten Berührungen spüren, sondern jede Empfindung in ihr Gedächtnis gravieren. Er wusste nicht, dass sie beabsichtigte, sich anschließend davonzustehlen, und sie wollte die Erinnerung an diese Nacht mitnehmen, zum Ausgleich für die längere Zeit, in der sie sich nicht sehen würden.

Seine Finger waren wie Feuer, als sie über ihren nackten Rücken glitten. Sie vergaß alles andere und lebte nur noch für diesen Augenblick, als sie ihm das Hemd auszog.

* * *

Während die Nerven ihres Körpers noch in der Erinnerung an die Berührungen ihres Geliebten glühten, verließ Serena die Schlafsuite. Sie machte sich auf den Weg durch die stille Nacht, um sich mit ihrem Team zu treffen. Sie hatten sich auf einem privaten Landeplatz am Rand des Raumhafens von Zimia verabredet.

Sie brannte darauf, dass es endlich losging, und ihr Optimismus löschte alle Bedenken aus. Serena stieß zu ihrem zehnköpfigen freiwilligen Kommandoteam. Wenig später brachen sie mit einem schnellen, wolkengrauen Blockadebrecher auf, der jede Menge Werkzeug, Waffen und Hoffnung an Bord hatte.

29

Die Religion hat immer wieder Imperien zum Einsturz gebracht, indem sie sie von innen verfaulen ließ.

Iblis Ginjo,
frühe Pläne für den Djihad

Der eroberte Planet Erde schien ein Müllplatz für grandiose Monumente zu sein, die zum Ruhm fiktiver Taten der Titanen errichtet worden waren.

Der Vorarbeiter ging auf einer Plattform an der höchsten Spitze eines Baugerüsts für ein weiteres derartiges Projekt auf und ab, das die stolze Phantasie der Cymeks entworfen hatte. Seine Leute waren gute Arbeiter und ihm treu ergeben – doch die Arbeit selbst schien so sinnlos zu sein. Wenn dieser kunstvolle Sockel fertig gestellt und mit Bogen abgestützt war, sollte darauf die gigantische Statue der idealisierten früheren menschlichen Gestalt des Titanen Ajax entstehen.

Iblis Ginjo gehörte zu den erfolgreichsten Trustees auf der Erde und nahm seine Aufgabe sehr ernst. Er beobachtete die Mengen der Sklaven, die tief unter ihm hin und her eilten. Es war ihm gelungen, sie für diese Arbeit zu engagieren und sie durch gut gewählte Formulierungen und Belohnungen zu motivieren ... auch wenn Iblis selbst nicht einsah, warum so viel Loyalität und Mühe an einen brutalen Tyrannen wie Ajax vergeudet werden sollte.

Nichtsdestoweniger hatte jeder seinen Anteil an der gewaltigen Maschine der Zivilisation. Iblis musste dafür sorgen, dass es keine Ausfälle gab, zumindest nicht während seiner Schicht.

Es bestand kein zwingender Grund, dass der Vorarbeiter sich hier aufhielt. Es hätte genügt, wenn seine untergebenen

Trustees in der heißen Sonne schwitzten und die Arbeiten überwachten. Doch Iblis ging lieber nach draußen, als sich um seine anderen Pflichten zu kümmern. Wenn die Sklaven sahen, dass er sie beobachtete, schienen sie etwas mehr als sonst zu leisten. Er empfand Stolz auf das, was sie bewirken konnten, wenn sie richtig geführt wurden. Und sie waren wirklich daran interessiert, ihn zufrieden zu stellen.

Andernfalls würde er endlose Stunden damit verbringen, neue Sklaven einzuweisen und sie den Arbeitsgruppen zuzuordnen. Häufig benötigten die ungezähmten Neulinge eine spezielle Ausbildung, oder sie leisteten großen Widerstand. Solche Probleme störten den reibungslosen Fluss der täglichen Arbeit.

Erasmus, der exzentrische unabhängige Roboter, hatte vor kurzem die Anweisung erteilt, alle gefangenen Hrethgir, die vom jüngst eroberten Planeten Giedi Primus stammten, genauestens zu inspizieren, insbesondere solche Menschen, die sich durch Eigenständigkeit und Führungsqualitäten auszeichneten. Iblis würde nach einem geeigneten Kandidaten Ausschau halten ... ohne allzu viel Aufmerksamkeit auf sich selbst zu lenken.

Er glaubte nicht aus eigener Überzeugung an Omnius' Ziele, aber als Vorarbeiter erhielt er gewisse leistungsabhängige Anerkennungen. Obwohl solche Vergünstigungen das Leben angenehmer machten, verteilte er den größten Teil der Belohnungen unter seinen Leuten.

Mit dem breiten Gesicht und dichten Haar, das ihm in die Stirn fiel, war Iblis eine starke, sehr männliche Erscheinung. Er holte mehr Arbeit aus den Sklaven heraus als jeder andere, er kannte die besten Mittel und Anreize, den Vorteil sanfter Versprechen gegenüber harten Drohungen. Essen, Urlaub, sexuelle Dienste der reproduktiven Sklaven – alles, was nötig war, um die Arbeiter zu motivieren. Man hatte ihn sogar aufgefordert, an der Schule der Trustees über seine Methoden zu referieren, aber sie erfreuten sich unter den anderen privilegierten Menschen keiner allzu großen Beliebtheit.

Die meisten Kolonnenführer setzten Drohungen und Strafen ein, doch davon hielt Iblis gar nichts. Seine gegenwärtige Stellung hatte er hauptsächlich durch die Macht seiner Persönlichkeit und die Treue seiner Sklaven erreicht. Selbst schwierige Menschen beugten sich irgendwann seinem Willen. Die Maschinen hatten seine angeborenen Talente erkannt, sodass Omnius ihm freie Hand ließ.

Mit einem Blick konnte Iblis rund um das Forum ein halbes Dutzend Monolithen erkennen. Auf jedem Sockel erhob sich die riesige Statue eines der Zwanzig Titanen, beginnend mit Tlaloc, gefolgt von Agamemnon, Juno, Barbarossa, Tamerlan und Alexander. Ein kolossales Abbild von Ajax würde bald diesen Sockel zieren – nicht, weil Ajax so bedeutend war, sondern weil er der Ungeduldigste war. Dante und Xerxes konnten warten.

Iblis konnte sich nicht spontan an die Namen der übrigen Titanen erinnern, doch bei der Arbeit an den jeweiligen Statuen lernte er mehr über sie, als ihm lieb war. Die Arbeit nahm kein Ende. Iblis war in den letzten fünf Jahren persönlich an jeder Einzelnen der pompösen Skulpturen beteiligt gewesen, zuerst als Arbeitssklave und später in leitender Position.

Es war Spätsommer und wärmer als sonst zu dieser Jahreszeit. Windhosen tanzten auf den Dächern rund um das Forum. Direkt unter ihm auf dem staubigen Boden trugen die Bauarbeiter schlichte Kleidung in mattem Braun, Grau oder Schwarz – widerstandsfähige Stoffe, die nur selten gewaschen oder geflickt werden mussten.

Unter Iblis' Plattform schrie ein Gruppenleiter Befehle. Überwachungsroboter bewegten sich zwischen den schuftenden Sklaven, machten aber keine Anstalten, ihnen zu helfen. Wächteraugen schwebten über ihren Köpfen und zeichneten alles für Omnius auf. Iblis nahm sie kaum noch bewusst wahr. Menschen waren fleißig, erfinderisch und – im Gegensatz zu Maschinen – flexibel, solange sie Anreize und Belohnungen erhielten und richtig motiviert wurden. Die Denkmaschinen verstanden nichts von diesen Feinhei-

ten, aber Iblis wusste, dass jede noch so kleine Zuwendung, die er seinen Arbeitern zuteil werden ließ, eine Investition war, die zehnfachen Profit einbrachte.

Gemäß ihrer Traditionen sangen die Sklaven häufig Arbeiterlieder und unterhielten sich mit ausgelassenen Wettkämpfen. Nun jedoch verhielten sie sich still und ächzten nur, wenn sie schwere Steinblöcke auf den Sockel wuchteten. In ihren Wohnkomplexen dagegen beklagten sie sich häufig über die Zwangsarbeit. Die Cymeks wollten, dass der Sockel so schnell wie möglich fertig wurde, damit die Statue von Ajax, die an einem anderen Ort von anderen Arbeitern angefertigt wurde, aufgestellt werden konnte. Jedes Teilstück des Bauprojekts folgte einem strengen Zeitplan, und für Verzögerungen oder Schlamperei gab es keine Entschuldigung.

Im Augenblick war Iblis froh, dass seine Leute in Frieden arbeiten konnten, ohne dass Ajax sie mit einschüchterndem Blick beobachtete. Iblis wusste nicht, wo sich der Titan im Augenblick aufhielt, aber er konnte nur hoffen, dass er sich heute andere Opfer suchte. Iblis musste seine Pflichten erfüllen und den Zeitplan einhalten.

Seiner Meinung nach waren die Monolithen sinnlos – die riesigen Obelisken, Säulen, Statuen und protzigen Fassaden für leere Gebäude ohne jeden Nutzen. Aber es war nicht seine Aufgabe, diese zeitintensiven Projekte in Frage zu stellen. Iblis wusste genau, dass die Monumente ein wichtiges psychologisches Bedürfnis der besiegten Titanen befriedigten. Außerdem konnten die Sklaven mit solcher Arbeit beschäftigt werden, und es gab ein sichtbares Ergebnis ihrer Mühen.

In den Jahrhunderten nach dem demütigenden Sturz durch Omnius hatten die Titanen ständig danach gestrebt, ihre verlorene Macht zurückzugewinnen. Iblis war der Ansicht, dass die Cymeks übers Ziel hinausschossen, wenn sie zyklopische Statuen und Pyramiden errichten ließen, nur um sich bedeutender fühlen zu können. Sie stolzierten in beeindruckenden, aber altmodischen Maschi-

nenkörpern herum und prahlten mit ihren militärischen Erfolgen.

Iblis hatte sich schon häufig gefragt, wie viel davon tatsächlich stimmte. Aber wie konnte man jemanden in Frage stellen, der die Geschichte schrieb? Die wilden Menschen auf den rebellischen Liga-Welten hatten wahrscheinlich eine andere Sichtweise auf diese Eroberungen.

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und roch den groben Staub, der von der Baustelle unter ihm aufstieg. Er schaute auf den elektronischen Notizblock in seiner Hand und verglich den Fortschritt mit dem vorgegebenen Zeitplan. Alles lief wie erwartet.

Mit scharfen Augen entdeckte er einen Mann, der sich gegen eine schattige Wand lehnte und sich eine ungenehmigte Pause gönnte. Lächelnd richtete Iblis eine »Aufmunterungsimpulswaffe« auf ihn und streifte das linke Bein des Mannes mit einem Energiestrahl. Der Sklave schlug nach der heißen Stelle auf seiner Haut und blickte sofort zu Iblis auf.

»Wollen Sie mir Schwierigkeiten machen?«, rief Iblis hinunter. »Was wäre, wenn Ajax mitbekommen würde, dass Sie ein Nickerchen machen? Wen würde er zuerst erschießen – Sie oder mich?«

Beschämt kehrte der Mann in die Menge der schwitzenden Arbeiter zurück, um sich nun besondere Mühe zu geben.

Manche Vorarbeiter hielten es für notwendig, Sklaven zu töten, um für die anderen ein Exempel zu statuieren, aber Iblis hatte noch nie auf solche Maßnahmen zurückgegriffen, und er schwor sich, dass er es nie tun würde. Er war überzeugt, dass er dadurch seine natürliche Autorität verlieren würde. Er musste den Leuten nur zeigen, dass er von ihnen enttäuscht war, und schon kehrten sie mit neuer Energie an die Arbeit zurück.

Alle paar Tage hielt er bewegende improvisierte Ansprachen. Bei diesen Gelegenheiten gab es Wasser und Ruhepausen für die Sklaven. Ihr anschließender Arbeitseinsatz

machte die verlorene Zeit mehr als wett. Die Art, wie er seine Worte formulierte, rief oft Jubel und Begeisterung hervor, und nur wenige wagemutige Sklaven stellten Fragen, warum sie wegen eines weiteren Monuments so viel Enthusiasmus aufbringen sollten. Das besondere Talent des Vorarbeiters lag darin, die Menschen zu *überzeugen*.

Iblis hasste die Maschinenherrscher, aber er verbarg seine Gefühle so gut, dass seine Vorgesetzten ihm wirklich vertrauten. Er ließ sich für einen Moment von der Phantasie mitreißen, den Computer-Allgeist zu zerstören und sich selbst an seine Stelle zu setzen. Dann wäre er viel mehr als ein einfacher Trustee. Iblis Ginjo, der Allwissende, der Herrscher des Universums!

Er riss sich zusammen und verdrängte diesen dummen Tagtraum. Die Wirklichkeit war ein strenger Lehrer, wie der Anblick eines Cymeks an einem schönen Tag. Wenn Iblis den Sockel nicht rechtzeitig fertig stellte, würde sich Ajax eine besonders extravagante Bestrafung für sie alle ausdenken.

Der Vorarbeiter wagte es nicht, hinter den Zeitplan zurückzufallen.

30

Jeder von uns beeinflusst die Handlungen der Menschen, die wir kennen.

Xavier Harkonnen

Seit Tagen war Tercero Xavier Harkonnen bis spät in die Nacht aufgeblieben, um an den Verteidigungsplänen der Liga zu arbeiten. Seit der wunderbaren Nacht mit Serena – ein strahlender Ausblick auf ihre gemeinsame Zukunft – widmete er sich ganz der Aufgabe, die freie Menschheit zu beschützen.

Auf Salusa nahm er an Übungsflügen teil, bildete neue Kämpfer aus, stellte neue Wachschiffe in Dienst, die die erste Verteidigungsstaffel am Rand des Systems verstärken sollten, und erweiterte das Satellitennetzwerk, damit das Frühwarnsystem schneller auf Angriffe aus dem Weltraum reagierte. Ingenieure und Wissenschaftler zerlegten und studierten die Kampfmaschinen, die die Cymeks in den Ruinen von Zimia zurückgelassen hatten, um nach Mängeln oder Schwächen zu suchen. Mit jedem Atemzug seiner Ersatzlungen wuchs sein Zorn auf die Denkmaschinen.

Er sehnte sich danach, mehr Zeit mit Serena zu verbringen, und träumte davon, wohin sie nach der Hochzeit reisen würden. Doch seine Wut und seine Schuldgefühle wegen Giedi Primus trieben ihn dazu, sich tiefer in seine Arbeit zu vergraben. Wenn er sich dort voll und ganz auf seine Aufgabe konzentriert hätte, statt sich wie ein liebeskranker Schuljunge zu verhalten, wären ihm vielleicht die Mängel am Verteidigungssystem aufgefallen, und der Magnus hätte sich besser vorbereiten können. Wenn er ihn nur dazu ermutigt hätte, die Arbeiten am sekundären Schildgenerator

zu forcieren, wäre möglicherweise alles ganz anders gekommen. Aber dazu war es jetzt zu spät.

Scheinbar unbedeutende Fehler konnten immense Auswirkungen haben. Xavier versprach sich, dass er nie wieder seine Pflichten vernachlässigen würde, aus welchem Grund auch immer. Und wenn das hieß, weniger Zeit mit Serena zu verbringen, würde sie das sicherlich verstehen.

Eilig einberufene Sitzungen führten zu einer Neuordnung der militärischen Struktur der Armada, die auch die unterschiedlichen Verteidigungssysteme der planetaren Milizen betrafen. Die besonderen Bedingungen und die strategische Bedeutung sämtlicher Liga-Welten wurden detailliert diskutiert. Die Rekrutierung neuer Truppen nahm ein ungekanntes Ausmaß an. Fabriken machten Überstunden, um Raumschiffe und Waffen zu produzieren.

Xavier hoffte, dass diese Bemühungen genügten.

In seinem Büro im obersten Stockwerk des Armada-Hauptquartiers waren die Wände mit elektronischen Sternkarten bedeckt. Gedruckte Karten und Berichte lagen auf allen Arbeitsflächen. Für jede Entscheidung benötigte er die Zustimmung des Oberkommandierenden, der wiederum die wichtigsten Aspekte mit Viceroy Butler absprechen musste.

Wenn Xavier tatsächlich einmal schlief, dann tat er es in seinem Büro oder in den unterirdischen Räumen. Tagelang ließ er sich nicht auf dem Anwesen der Tantors blicken, obwohl seine Mutter häufig den jungen Vergyl zu ihm schickte, um ihm Mahlzeiten zu bringen, die speziell für ihn zubereitet worden waren.

Seltsamerweise hörte er nichts mehr von Serena und ging davon aus, dass die Tochter des Viceroys mit eigenen Aufgaben beschäftigt war. Sie beide waren sich sehr ähnlich, was das Pflichtbewusstsein betraf ... und die Unabhängigkeit.

Da er fest entschlossen war, die Liga-Verteidigung auf Vordermann zu bringen, putschte Xavier sich mit stimulierenden Kapseln und Getränken auf. Er bemerkte nur selten,

ob es gerade Tag oder Nacht war, wenn er zum nächsten Termin hetzte. Nun schaute er durch das Fenster seines Büros auf die ruhigen Straßen und die in der Dunkelheit funkelnde Beleuchtung der Stadt. Wie lange war es schon Nacht? Die Stunden gingen nahtlos ineinander über und rissen ihn wie ein Steinchen in einem Erdrutsch mit sich.

Wie viel konnte ein Mann allein letztlich bewirken? Waren einige Liga-Welten längst zum Untergang verdammt, ganz gleich, was er tat? Durch die große Entfernung zwischen den Planeten und die zeitraubende Raumfahrt gestaltete sich die Kommunikation schleppend. Und wenn eine Nachricht Salusa Secundus erreichte, war sie häufig gar nicht mehr aktuell.

Seine Abhängigkeit von Aufputschmitteln machte ihn unruhig und gereizt. Er war hellwach, aber so erschöpft, dass er sich kaum noch konzentrieren konnte. Er stieß einen schweren Seufzer aus und starrte ins Leere. Im Büro hatte sein Adjutant Cuarto Jaymes Powder eine Ecke eines Tisches freigeräumt und den Kopf auf das blank polierte Holz gelegt.

Als die Tür geöffnet wurde, rührte sich Powder nicht, sondern schlief wie ein Toter weiter. Xavier bemerkte überrascht, dass Viceroy Butler eintrat, der ebenfalls zutiefst erschöpft wirkte. »Wir müssen alles umsetzen, was Sie vorbereitet haben, Xavier. Geld spielt keine Rolle. Um die Moral zu heben, müssen wir dem Volk zeigen, dass wir etwas *tun*.«

»Ich weiß, aber wir brauchen mehr als nur eine Lösung, Viceroy. Drängen Sie Lord Bludd, dass der Weise Holtzman alle Ideen präsentiert, an denen er arbeitet.« Er rieb sich die Augen. »Wenn er noch nichts Konkretes vorzuweisen hat, brauchen wir zumindest ein paar Möglichkeiten.«

»Darüber haben wir erst gestern Abend gesprochen, Xavier, und zwar ausführlich.« Der Viceroy warf ihm einen seltsamen Blick zu. »Erinnern Sie sich nicht mehr? Er hat ein paar Prototypen, die er in Kürze vorführen kann.«

»Ja ... natürlich. Ich wollte Sie nur daran erinnern.«

Xavier ging zu einem interaktiven Informationsbildschirm, einem Hochsicherheitssystem, das mit den Risiken eines Computers spielte. Das elektronische System konnte Daten verarbeiten und aufbereiten, aber es besaß kein eigenes Bewusstsein. Viele Aristokraten – insbesondere Bludd von Poritrin – verteufelten sogar primitive Computer wie dieses System, aber in schwierigen Zeiten waren Datenverarbeitungsgeräte unumgänglich.

Xavier bewegte die Hand über den Bildschirm und nahm einige Veränderungen an seinem Bericht für das Parlament vor, einschließlich eines Kompendiums mit planetenspezifischen Auswertungen. Dann druckte er das Dokument aus, von denen Kopien an alle Liga-Welten geschickt würden. Schließlich reichte er dem Viceroy einen beträchtlichen Papierstapel, der die Empfehlungen überflog und mit einer verschnörkelten Unterschrift sein Einverständnis erklärte. Dann verließ Serenas Vater eilig das Büro, ohne die Tür hinter sich zu schließen.

Cuarto Powder rührte sich und hob den Kopf mit verschlafenem Blick von der Tischplatte. Ohne ein Wort setzte sich Xavier an seinen eigenen Schreibtisch. Auf der anderen Seite des Raumes blitzte der Datenbildschirm hell auf, als die Techniker Testsignale ins System eingaben, um zu gewährleisten, dass es keine Anzeichen von Künstlicher Intelligenz aufwies.

Sein Adjutant setzte den unterbrochenen Schlaf fort, und auch Xavier nickte ein. Sein überbeanspruchtes Unterbewusstsein träumte, dass Serena vermisst wurde, zusammen mit einem Raumschiff und einem Militärkommando. Es erschien ihm sehr surreal, aber durchaus möglich ... dann wurde ihm unvermittelt klar, dass er gar nicht mehr schlief.

Powder stand mit einem anderen Offizier neben seinem Schreibtisch und hörte sich die unangenehmen Neuigkeiten an. »Sie hat einen Blockadebrecher mitgenommen, Sir! Der mit kostspieliger Technik und zusätzlicher Bewaffnung verbessert wurde. Sie hat eine Gruppe von Spezialisten mitge-

nommen. Angeführt wird sie von einem alten Veteranen namens Ort Wibsen.«

Xavier bemühte sich, seine Verwirrung und Erschöpfung abzuschütteln. Er rieb sich die brennenden Augen und stellte anschließend überrascht fest, dass Serenas Schwester Octa mit weit aufgerissenen Augen hinter den Männern stand. In einer bleichen Hand hielt sie ein glänzendes schwarzes Diamanthalsband, das sie ihm nun reichte.

»Serena sagte, ich sollte fünf Tage warten und es Ihnen dann geben.« Octa wirkte ätherisch und zerbrechlich. Sie trat zu ihm, schaute ihm aber nicht in die Augen.

Xavier suchte nach einer Antwort und nahm das Halsband an. Als er die schwarzen Diamanten berührte, aktivierte der Schweißfilm auf seiner Haut einen winzigen Projektor, der ein kleines Hologramm von Serena zeigte. Er starrte sie an und empfand Erstaunen und Besorgnis. Das Bild schien ihn direkt anzusehen.

»Xavier, mein Geliebter, ich bin nach Giedi Primus geflogen. Die Liga hätte monatelang über den Plan diskutiert, während das eroberte Volk leiden muss. Das kann ich nicht zulassen.« Ihr Lächeln drückte Mitgefühl, aber auch Hoffnung aus. »Ich habe ein Team aus den besten Ingenieuren, Einzelkämpfern und Undercoveragenten zusammengestellt. Wir haben die nötige Ausrüstung und das Fachwissen, um uns einzuschleusen und die sekundäre Schildgeneratorstation zu aktivieren. Wir werden die Anlage fertig stellen und in Betrieb nehmen. Damit können wir den Planeten von den Schiffen der Denkmaschinen abschneiden, während die gelandeten Einheiten auf der Oberfläche festsitzen. Du musst die Armada anrücken lassen und Giedi Primus zurückerobern. Wir zählen auf dich. Denk daran, welchen Dienst wir der Menschheit erweisen können!«

Xavier konnte nicht glauben, was er gehört hatte. Serenas Bild sprach weiter. »Ich werde dort auf dich warten, Xavier. Ich weiß, dass du mich nicht im Stich lassen wirst.«

Xavier ballte die Hände zu Fäusten, bis die Knöchel weiß hervortraten. Wenn irgendwer eine solche Überraschungs-

aktion organisieren konnte, dann war es Serena Butler. Es war tollkühn, aber immerhin versuchte sie etwas zu tun. Und sie wusste, dass alle anderen durch ihre Entscheidung zum Reagieren gezwungen wurden.

Octa weinte leise. Viceroy Butler stürmte in das Büro und war empört über die Neuigkeit.

»Das sieht ihr ähnlich«, sagte Xavier. »Jetzt müssen wir uns sammeln und reagieren. Uns bleibt keine andere Wahl.«

31

Krieg ist eine Verhaltensweise.

General Agamemnon,
aus den *Memoiren*

In einer Arena unter dem heißen Sonnenlicht der äquatorialen Zone der Erde bereitete sich Agamemnon auf den Kampf gegen Omnius' Gladiatorroboter vor. Der Allgeist betrachtete die Schauwettkämpfe als Herausforderung für die unterworfenen Titanen, als Möglichkeit, mit der sie ihr verletztes Selbstbewusstsein abreagieren konnten. Für Agamemnon war es jedoch eine Gelegenheit, seinem wahren Feind einen schweren Schlag zu versetzen.

Vor zweihundertdreißig Jahren hatten menschliche Sklaven unter der Leitung von Robotern dieses halbkreisförmige, offene Kolosseum errichtet. Der Allgeist nutzte die Schaukämpfe, um die Eigenschaften verschiedener Robotermodelle zu testen. Hier konnten gepanzerte Fahrzeuge und intelligente Artilleriesysteme unter kontrollierten Bedingungen in den Einsatz geschickt werden.

Vor langer Zeit hatte Barbarossa der Künstlichen Intelligenz, aus der sich Omnius entwickelt hatte, Kampfgeist und das Streben nach Eroberung einprogrammiert. Auch nach tausend Jahren hatte der Computer-Allgeist nicht den Gefallen am Triumph verloren.

Manchmal maßen sich Menschen und Maschinen bei diesen inszenierten Auseinandersetzungen. Nach dem Zufallsprinzip ausgesuchte Sklaven wurden Knüppel, Sprengsätze oder Schneidstrahler in die Hand gedrückt und in die Arena geworfen, wo sie sich Kampfrobotern stellen mussten. Die irrationale Gewalt verzweifelter Menschen blieb eine ständige Herausforderung für den berechnenden Geist von Om-

nius. Bei anderen Gelegenheiten zog es der allgegenwärtige Computer vor, den Cymeks seine Überlegenheit zu demonstrieren.

Zur Vorbereitung auf den nächsten Gladiatorenkampf hatte Agamemnon beträchtliche Mühen auf die Konstruktion seines neuen Maschinenkörpers verwendet. Manchmal stellte Omnius schnittige und hochgezüchtete Modelle gegen die Titanen auf, und manchmal setzte er absurde Monstrositäten ein, die in einem echten Kampf nie eine Chance gehabt hätten. Letztlich war alles nur Show.

Als Barbarossa vor einigen Monaten einen besonders triumphalen Sieg gegen Omnius errungen hatte, hatte der Cymek als Belohnung die Erlaubnis eingefordert, die ungezähmten Menschen angreifen zu dürfen. Während der Schlag gegen Salusa Secundus erfolglos gewesen war, hatten die Titanen im zweiten Versuch Giedi Primus erobert. Zur Zeit überwachte Barbarossa Dutzende von Neo-Cymeks, die die Bevölkerung des Planeten unterwerfen sollten. Nach langer Zeit hatte wieder ein Titan die Oberherrschaft über eine Welt. Immerhin war es ein Schritt in die richtige Richtung ...

Falls er heute in der Arena siegreich war, wollte Agamemnon seine eigenen Pläne umsetzen.

Sirenen heulten auf, um das Ereignis anzukündigen, und Agamemnon stapfte auf widerstandsfähigen Laufbeinen herein, zwischen den korinthischen Säulen des Herausforderertors hindurch. Er spürte die vibrierende Kraft seiner verstärkten Mobilitätssysteme, die Energieimpulse, die durch seine neurelektrischen Leitungen rasten.

Der Kern seines gigantischen Gladiatorenkörpers bestand aus zwei verstärkten Kugeln – die eine war mit einer halb durchsichtigen Panzerung überzogen, die andere bestand aus einer transparenten Glaslegierung. In der durchsichtigen Kugel schwamm die grauweiße Masse seines menschlichen Gehirns im blassblauen Elektrafluid. Schwache Photonenentladungen zuckten über die Gehirnwindungen, als der Cymek-Körper kampfbereit vortrat.

Rund um die Doppelkugel brummten klobige Motoren unter den Schutzhauben. Sie betrieben die Hydraulik der vier mit Greifklauen versehenen Beine. Jede Gliedmaße endete in einer Masse aus verformbarem Metallpolymer, das die Gestalt verschiedener Waffen annehmen konnte.

Agamemnon hatte diese Kampfmaschine unter der ständigen Beobachtung von summenden Wächteraugen konstruiert, die jede seiner Bewegungen aufgezeichnet hatten. Angeblich speicherte Omnius solche Informationen in einem isolierten Teil seines Allgeistes, damit er sich keinen unfairen Vorteil verschaffte. Zumindest behauptete Omnius das.

Während Agamemnon wartete, trat sein Gegner vor, der direkt vom Allgeist gesteuert wurde. Omnius hatte eine Art mittelalterliche Ritterrüstung ausgewählt. Zwei massive Beine mit Füßen, die breit wie Gebäudefundamente waren, und Arme, die in Panzerhandschuhen endeten, die so dick wie der Rumpf waren. Die Körperproportionen waren grotesk übertrieben, wie bei einem Monstrum aus dem Albtraum eines Kindes. Stacheln ragten aus den Handrücken des Goliaths, und elektrische Entladungen zuckten zwischen den Fingern der Fäuste hin und her.

Agamemnon rückte auf gepanzerten Füßen vor, während er die krebsartigen Vordergliedmaßen erhob und dem Morphmetall die Form von Klauen gab. Selbst wenn er den heutigen Wettkampf gewann, wäre es keine Schlappe für den Allgeist. Er ließ sich nicht einmal durch eine vernichtende Niederlage demütigen.

Andererseits bestand durchaus die Möglichkeit, dass Omnius versehentlich den Gehirnbehälter des Titanen zerstörte. Im Kampf kam es ständig zu unvorhersehbaren Situationen, und vielleicht hoffte Omnius auf einen solchen Fall, da seine Programmierung ihn daran hinderte, einen Titanen vorsätzlich zu töten. Für Agamemnon ging es bei diesem Kampf ums Ganze.

Einige robotische Beobachter verfolgen das Geschehen von der Tribüne mit leistungsfähigen optischen Fasern, aber

sie verhielten sich still. Agamemnon benötigte ohnehin keinen Applaus. Die übrigen Steinbänke im Kolosseum blieben leer und warfen das Tageslicht des klaren Himmels zurück. Das große Stadion, das an eine offene, hallende Grabkammer erinnerte, bot genügend Platz für die Auseinandersetzung zweier gigantischer Gegner.

Es gab keine Ankündigung des Kampfes, keine Informationen wurden von den Lautsprechern übertragen. Agamemnon ging als Erster zum Angriff über.

Der Titan hob die Greifarme, härtete sie mit einem elastischen Diamantfilm und marschierte vor. Mit überraschender Beweglichkeit zog Omnius' Goliath ein gewaltiges Bein zurück und wich dadurch der Attacke aus.

Agamemnon holte mit der anderen Vordergliedmaße aus, die mit einer schweren Keule ausgestattet war, die lähmende und vernichtende Energie verschoss. Sie schlug in die empfindlichen Systeme des Omnius-Kriegers, der sichtbar erzitterte.

Plötzlich wirbelte der Goliath herum und ließ eine gepanzerte Faust gegen den vielgliedrigen Arm des Cymeks krachen. Nicht einmal der Diamantfilm hielt einem solchen Schlag stand, der die Gliedmaße aus dem flexiblen Gelenk riss. Der Cymek hakte den Schaden ab und wich auf den Laufbeinen zurück, während er den unbrauchbar gewordenen Arm abstieß. Er fuhr einen Ersatzarm aus, an dessen Ende glitzernde Diamantklingen rotierten.

Agamemnon sägte sich durch den gepanzerten Torso seines Gegners und zertrennte einige neurelektrische Verbindungen. Grünliche Schmierflüssigkeit spritzte aus zerschnittenen Schläuchen. Der Goliath schlug mit der anderen stachelbewehrten Faust zu, doch Agamemnon machte einen Satz zur Seite, um seinen verletzlichen Gehirnbehälter vor Schaden zu bewahren.

Als dieser Schlag völlig ins Leere ging, geriet der Gladiatorroboter aus dem Gleichgewicht. Agamemnon hob den Arm mit den Diamantklingen und führte einen Hieb gegen die Armgelenke des Goliaths. Zu seiner Überraschung traf

er eine Schwachstelle, sodass der rechte Arm seines Gegners nutzlos an einem Gewirr aus neurelektrischen Fasern und Schläuchen herabbaumelte.

Um den Schaden zu begutachten, zog Omnius seinen schwerfälligen Kämpfer zwei Schritte zurück. Agamemnon nutzte diesen Vorteil aus und verfolgte ihn. Dann ließ er seine erste Überraschung los.

In der unscheinbaren Verkleidung der Motoren öffnete sich eine Klappe, aus der acht verstärkte Faserleitungen hervorschossen, an deren Enden sich magnetische Klammern befanden. Sie schlängelten sich wie aufgescheuchte Vipern aus ihrem Versteck und schlugen gegen den wankenden Goliath. Als die Klammern den Kontakt herstellten, setzte Agamemnon eine gewaltige Energieladung frei. Blitze flammten über die gesamte Oberfläche des Gladiatorroboters.

Der Cymek-General erwartete, dass dieser heimtückische Angriff seinen Gegner völlig außer Gefecht setzte, aber Omnius schien seinen Kämpfer gut abgeschirmt zu haben. Agamemnon entließ einen weiteren lähmenden Impuls, aber Omnius' Roboter war immer noch nicht geschlagen. Stattdessen schien sich die Maschine wie im Zorn aufzuraffen und legte ihre gesamte Kraft hinter den nächsten Schlag mit der gepanzerten Faust.

Der Handschuh traf ins Ziel und krachte gegen die transparente Kugel, in der sich das konservierte Gehirn befand. Aus den Stacheln schoss eine elektrische Ladung, die das Panzerglas des Gehirnbehälters zerriss. Durch die Risse strömte das Elektrafluid wie blaues Blut. Die Elektroden verloren den Kontakt, und das Gehirn rutschte aus der Halterung, bis es nackt in der freien, heißen Luft hing.

Das hätte Agamemnons Tod sein können.

Doch der Cymek-General hatte für einen weiteren Trick gesorgt. Das Gehirn im durchsichtigen Behälter war nur eine Attrappe, eine künstliche Nachbildung. In Wirklichkeit befand sich Agamemnons Denkorgan in der undurchsichtigen, durch Metallwände geschützten Kugel, aus der er seine

Kampfmaschine steuerte. Und es war sicher und unversehrt.

Trotzdem war er überrascht und wütend. Omnius hatte seine Bereitschaft demonstriert, dem mächtigsten und begabtesten der Titanen lebensgefährlich zu verletzen. Der Siegeswille des Allgeistes schien so stark zu werden, dass er seine restriktive Programmierung überwinden konnte. Oder hatte Omnius die ganze Zeit von Agamemnons List gewusst? Auf jeden Fall holte er sofort zum Gegenschlag aus.

Noch während er so schnell wie möglich auf den Laufbeinen zurückwich, stieß er die beschädigte Kugel mit dem falschen Gehirn ab – und schleuderte sie auf den Goliath.

Dann duckte er sich mit seinem speziell konstruierten Körper und schützte den Gehirnbehälter mit den stabilen Laufbeinen, wie eine Schildkröte, die sich unter ihren Panzer zurückzog.

Als die Kugel mit dem falschen Gehirn den beschädigen Gladiator traf, detonierte sie. Die Gehirnattrappe war aus Hochenergieschaum modelliert worden. Flammen umloderten Agamemnon und verkohlten den Boden. Die Explosion warf den Goliath-Roboter zu Boden, enthauptete ihn und zerfetzte seinen Rumpf. Die Schockwelle war so stark, dass sie einen Teil der Wand des Kolosseums zum Einsturz brachte.

Agamemnon hatte überlebt – und Omnius' Gladiator war besiegt.

»Ausgezeichnet, General!« Die Stimme des Computers hallte aus den Lautsprechern im intakt gebliebenen Teil der Arena. Er klang zufrieden. »Ein sehr erfrischendes und vergnügliches Manöver.«

Agamemnon fragte sich immer noch, ob Omnius gewusst hatte, dass das sichtbare Gehirn nur Tarnung gewesen war. Oder ob der Allgeist eine Möglichkeit gefunden hatte, Barbarossas Grundprogrammierung zu umgehen. Jetzt konnte er sich nicht mehr sicher sein, dass der Allgeist ihm im Kampf keinen ernsthaften Schaden zufügte. Vielleicht wollte Omnius auch nur dafür sorgen, dass die ehrgeizigen Ti-

tanen – und im Besonderen Agamemnon – nicht zu viel Selbstbewusstsein entwickelten.

Nur Omnius wusste, wie es sich wirklich verhielt.

Im Rauch der Flammen, die von den Trümmern der Goliath-Maschine aufstiegen, richtete Agamemnon triumphierend seine Kampfgestalt auf. »Ich habe dich besiegt, Omnius. Ich fordere meine Belohnung ein.«

»Selbstverständlich, General«, antwortete der gut gelaunt. »Sie müssen Ihren Wunsch nicht einmal aussprechen. Ja, ich erlaube Ihnen und Ihren Cymeks, weitere Angriffe gegen die Hrethgir zu lancieren. Gehen Sie und amüsieren Sie sich.«

32

Die Überlebenden lernen sich anzupassen.

Zufa Cenva,
aus einem Vortrag vor den Zauberinnen

In der ordentlichen Kabine der *Dream Voyager* waren Vorian Atreides und Seurat wieder einmal zwischen den Sternen unterwegs. Auf sämtlichen Synchronisierten Welten tauschten sie die Updates gegen die Kopien des Allgeistes aus, um die verschiedenen Omnius-Versionen aufeinander abzustimmen. Dann reisten sie mit neuen Daten ab, die auf das weitverzweigte Datennetz verteilt werden sollten. Vor mochte seine Arbeit als Trustee.

Im Weltraum war ein Tag wie der andere. Das ungewöhnliche Paar erfüllte zuverlässig alle Aufgaben. Seurat und der kleine Kader aus Wartungsdrohnen sorgte für sterile Sauberkeit und effiziente Funktion der Systeme, während Vor gelegentlich Flecken von Lebensmitteln oder Getränken hinterließ.

Wie häufig stand Vor an einer interaktiven Konsole im engen hinteren Abteil und recherchierte in der Datenbank des Schiffes, um an weitere Informationen über ihre Ziele zu gelangen. Während seines Trainings mit den anderen privilegierten Menschen auf der Erde hatte er gelernt, dass es von Vorteil war, sich weiterzubilden. Das Beispiel seines Vaters – der sich von einem Unbekannten bis zum Größten der Titanen hinaufgearbeitet hatte, zum Eroberer des Alten Imperiums – zeigte ihm, wie viel selbst ein gewöhnlicher Mensch erreichen konnte.

Überrascht stellte er fest, dass die gewohnte Route der *Dream Voyager* geändert worden war. »Seurat! Warum hast du mir nicht gesagt, dass es einen neuen Planeten gibt? Ich

habe noch nie von ... Giedi Primus im System Ophiuchi B gehört. Bislang war er als eindeutige Liga-Welt klassifiziert.«

»Omnius hat diese Kursänderung programmiert, bevor wir von der Erde aufbrachen. Er rechnete damit, dass dein Vater den Planeten erobert haben würde, wenn wir ihn erreichen. Omnius ist zuversichtlich, dass Agamemnon nach dem Fehlschlag auf Salusa Secundus wieder einen Erfolg erzielen wird.«

Vor war stolz, dass sein Vater eine weitere aufsässige Welt für die Denkmaschinen zähmen würde. »Wenn wir eintreffen, werden die Kämpfer bestimmt längst abgezogen sein und die Roboter mit den Aufräumarbeiten begonnen haben.«

»Wir werden es sehen, wenn wir dort sind«, sagte Seurat. »Bis dahin sind es noch ein paar Monate.«

* * *

Bei vielen Gelegenheiten beschäftigten sie sich mit traditionellen Spielen der Menschen wie Poker oder Backgammon, die in den umfangreichen Datenbanken gespeichert waren. Oder Vorian erfand ein neues Spiel mit absurden Regeln, um ständig gegen Seurat zu gewinnen, bis der autonome Roboter gelernt hatte, selber die Regeln zu manipulieren.

Die beiden waren ungefähr gleich stark, obwohl sie über sehr unterschiedliche Fähigkeiten verfügten. Während Seurat äußerst verzwickte Strategien entwickelte und viele Züge im Voraus berechnen konnte, setzte Vor häufig unerwartete Manöver ein, die ihm überraschend den Sieg brachten. Seurat hatte Schwierigkeiten, das unberechenbare Verhalten des Menschen zu verstehen. »Ich kann die logischen Konsequenzen eines Ereignisses verfolgen, aber ich begreife nicht, wie du impulsive und unlogische Verhaltensweisen für eine effektive Strategie nutzen kannst. Es gibt keine kausale Verbindung.«

Vor lächelte. »Es würde mir gar nicht gefallen, wenn du eine ›irrationale‹ Reaktion berechnest, alter Blechgeist. Überlass es den Experten, zum Beispiel mir.«

Der Sohn des Agamemnon war außerdem sehr geschickt als militärischer Stratege und Taktiker, eine Fähigkeit, die er während seines Studiums der großen Schlachten der alten menschlichen Geschichte erworben hatte, die sein Vater in seinen Memoiren zusammengefasst hatte. Der Cymek-General machte kein Geheimnis daraus, dass er die Hoffnung hegte, aus seinem Sohn würde sich eines Tages ein militärisches Genie entwickeln.

Immer wenn Seurat bei einem Spiel ins Hintertreffen geriet, setzte er seine nervtötende Angewohnheit ein, Vor mit Witzen oder Anekdoten abzulenken. Er baute immer neue Abweichungen ein, um das Interesse des forschen jungen Mannes zu wecken. Während der gesamten Zeit, die der Maschinencaptain mit seinem menschlichen Copiloten verbrachte, hatte Seurat Daten gesammelt und verarbeitet und sie für die spätere Verwendung abgespeichert. Der Roboter war immer besser darin geworden, Themen zur Sprache zu bringen, die Vor faszinierten und seine Gedanken in andere Bahnen lenkten.

Seurat plapperte unablässig über das legendäre Leben des Agamemnon und fügte Einzelheiten hinzu, die Vor aus den Memoiren unbekannt waren – große Schlachten, die die Titanen gewonnen hatten, Planeten, die sie zu Synchronisierten Welten gemacht hatten, und die Kampfmaschinen, die Agamemnon als Körper in Gladiatorenwettkämpfen benutzt hatte. Einmal erfand der Robotercaptain eine groteske Geschichte, wie der große General bei einer Gelegenheit buchstäblich seinen Verstand verloren hatte. Der geschützte Gehirnbehälter des Cymeks war versehentlich vom Aktionskörper getrennt worden und einen Hügel hinuntergerollt, worauf die Maschine, von einer automatischen Programmierung gelenkt, umhergetappt war, bis sie das Gehirn wiedergefunden hatte.

Doch vor kurzem war Vor auf Informationen gestoßen, die viel beunruhigender waren als alles, was der Roboter ihm hätte offenbaren können. Zwischen den Spielen und Wettkämpfen durchforstete er häufig die freien Datenban-

ken, las seine Lieblingspassagen aus Agamemnons Memoiren und versuchte Sinn in Omnius' detaillierte Dateien zu bringen. Auf einer dieser Exkursionen hatte Vor festgestellt, dass sein Vater im Laufe der Jahrhunderte zwölf weitere Söhne gezeugt hatte. Vorian war nie davon ausgegangen, dass er der Einzige war – aber ein Dutzend unbekannte Brüder? Es war verständlich, dass der große Titan Nachkommen in die Welt setzen wollte, die seines Erbes würdig waren.

Doch am schlimmsten war Vors Entdeckung, dass sich jeder dieser Söhne als Enttäuschung erwiesen hatte. Agamemnon mochte keine Versager und hatte alle seine Nachkommen getötet, obwohl sie genauso wie Vor privilegierte Trustees gewesen waren. Der letzte von ihnen war vor knapp einem Jahrhundert liquidiert worden. Jetzt setzte Agamemnon seine ganze Hoffnung in Vor, aber er war nicht zwangsläufig seine einzige Wahl. Sein Vater musste noch genügend Sperma eingelagert haben ... und somit war Vor genauso ersetzbar wie die anderen.

Nach dieser Entdeckung ließ sich Vor nicht mehr durch Seurats Ablenkungsversuche beirren.

Nun saß Vor am Tisch, betrachtete ein projiziertes Spielfeld und dachte über seinen nächsten Zug nach. Er wusste, dass Seurat nicht erraten konnte, was in seinem unberechenbaren menschlichen Geist vorging. Trotz seiner immensen Leistungsfähigkeit konnte der Roboter nur objektive Daten erfassen und hatte keinen Sinn für Feinheiten.

Der Trustee lächelte, nur ein wenig, was Seurat jedoch nicht entging. »Du willst mich mit einem Trick überlisten? Irgendeine geheime menschliche Fähigkeit einsetzen?«

Vor lächelte weiter und starrte auf das Spielfeld. Es war ein Mehrfachspiel, das sich in einem dreidimensionalen Bildschirm drehte, der in den Tisch eingelassen war. Jeder Spieler suchte sich aus einer großen Auswahl von Spielen eine Situation aus, von der er sich den größten Vorteil versprach. Die Lage hatte sich zugespitzt, und wer den nächsten Punkt machte, hatte die Partie gewonnen.

Die verschiedenen Spiele wurden zufällig ausgewählt, und Vor blieben jedes Mal nur wenige Sekunden für einen Zug. Er verfolgte die Veränderungen der Grafik, während sich die einzelnen Felder aufbauten und schließlich weiterdrehten. Das uralte terranische Go-Spiel erschien auf dem Bildschirm, doch hier gab es nichts, wovon er profitieren konnte. Als Nächstes folgte ein Maschinenspiel, das ein viel besseres Gedächtnis erforderte, als Vor besaß. Er ließ es vorbeiziehen. Dann kamen zwei weitere Spiele, die er nicht mochte, und schließlich ein Pokerblatt.

Er verließ sich ganz auf sein Glück und versuchte es mit einem Bluff, den der Roboter niemals durchschauen würde, weil ihm diese Strategie unbegreiflich war. Vors Gesicht war keine Regung zu entnehmen, bis er lachen musste, als er die Verwirrung auf Seurats Gesicht sah.

»Du hast verloren«, sagte Vor. »Und zwar haushoch.« Er verschränkte die Arme über der Brust und fühlte sich gut, nachdem der Roboter schließlich gepasst hatte. »Es geht nicht nur um den Punktestand, sondern um die Art und Weise, wie du zu gewinnen versucht hast.«

Seurat erwiderte, dass er kein weiteres Spiel machen wollte. Vor lachte ihn aus. »Du schmollst, alter Blechgeist!«

»Ich überdenke meine Taktik.«

Vor beugte sich über den Tisch und klopfte seinem Gegner auf die metallglatte Schulter, als wollte er ihn trösten. »Warum bleibst du nicht einfach hier und übst noch ein wenig, während ich das Schiff steuere? Bis nach Giedi Primus ist es noch sehr weit.«

33

Es gibt so vieles zu bedauern, und auch ich habe meinen Anteil daran.

Serena Butler,
aus den unveröffentlichten Memoiren

Der wolkengraue Blockadebrecher war nicht nur schnell und vor dem trüben Himmel von Giedi Primus schwer zu erkennen, er verfügte außerdem über die modernsten Tarnvorrichtungen aller Schiffe der Liga-Flotte. Serena hoffte, dass Ort Wibsens Raffinesse genügte, um ihr Team zur abgelegenen Insel im nördlichen Meer zu bringen, wo sie mit ihrer Arbeit beginnen wollten.

Pinquer Jibb hatte die Lagepläne und Zugangscodes für den sekundären Schildprojektionsturm beschafft, und sie konnten nur hoffen, dass die Anlagen unbeschädigt waren. Doch selbst mit Unterstützung hervorragender militärischer Berater und Ingenieure würde es zu keinem Zeitpunkt dieser Mission einfach oder problemlos werden.

Nach der langen Anreise von Salusa flogen sie nun lautlos durch den dunklen Himmel und musterten die Planetenoberfläche. Nicht benötigte Teile der Energieversorgung waren abgeschaltet worden, sodass ganze Städte in Finsternis versunken waren. Schließlich konnten die Maschinen einfach ihre Optik justieren, um auch im Dunkeln etwas zu sehen.

Serena wusste nicht, wie viele ausgebildete Mitglieder der Bürgerwehr überlebt hatten. Sie hoffte, dass einige nach der Maschineninvasion in den Untergrund gegangen waren, wie der verzweifelte Kurier Jibb angekündigt hatte. Sobald dieses Kommando den Störschild reaktiviert hatte, wurde die Bürgerwehr zu einem wichtigen Faktor bei der Zurück-

eroberung des Planeten. Sie zählte darauf, dass Xavier im richtigen Moment mit seinen Armada-Schiffen eintraf. Sie wusste, dass er sämtliche Fäden ziehen würde, die dazu nötig waren.

Serena saß im Passagierabteil des Blockadebrechers und brannte darauf, endlich anfangen zu können. Inzwischen würde ihr Vater auf Salusa erfahren haben, wohin sie aufgebrochen war, und sie hoffte, das Xavier bereits mit der Streitmacht der Liga in Richtung Giedi Primus abgeflogen war. Wenn er ihr keine Rückendeckung gab, war die Mission zum Scheitern verurteilt, und sie und ihr Team wären verloren.

Xavier war zweifellos wütend auf sie, bestimmt auch besorgt um sie, weil sie sich auf ein solches Risiko eingelassen hatte. Aber wenn sie damit etwas erreichte, wäre die Mühe gerechtfertigt.

Jetzt musste sie sich ganz auf ihre Aufgabe konzentrieren.

Der alte Wibsen hockte vornüber gebeugt im Cockpit und suchte die nördlichen Regionen ab, um die genaue Position der unvollendeten Sendestation zu ermitteln. Serena hatte Xaviers Bericht nur allgemeine Angaben entnehmen können. Sie wusste, dass die Maschinen sich nicht um irgendwelche abgelegenen arktischen Inseln kümmern würden, wenn ihr vordringlichstes Ziel die Unterwerfung der Bevölkerung von Giedi Primus darstellte. Wenn sie keine Aufmerksamkeit auf sich lenkten, konnten Brigit Patersons Ingenieure die Arbeiten möglicherweise ohne jede Störung abschließen.

Der Veteran studierte eine Instrumentenkonsole und kratzte sich die stoppelige Wange. Nach seiner erzwungenen Pensionierung hatte Wibsen keinen Wert mehr auf eine tadellose militärische Erscheinung gelegt. Und nun, am Ende ihrer Weltraumreise, wirkte er ungepflegter als je zuvor. Aber Serena hatte ihn nicht wegen seiner modischen oder hygienischen Prinzipien rekrutiert.

Er beobachtete die Lichtpunkte und -streifen auf einem Ortungsbildschirm. »Da ist es. Das muss die Insel sein.« Mit

einem zufriedenen Brummen drückte er Kontaktflächen, um einen sicheren Kurs durch das elektronische Sensorennetz der Maschinen zu fliegen. »Die Tarnbeschichtung auf unserer Außenhülle müsste eigentlich genügen, uns unbemerkt durch ihre Überwachung zu schleusen. Mit sechzig oder siebzig Prozent Wahrscheinlichkeit, würde ich sagen.«

Serena musste sich mit diesen Tatsachen abfinden. »Das ist mehr als die Überlebenschance der Menschen auf Giedi Primus.«

»Im Moment«, sagte Wibsen.

Brigit Paterson betrat das Cockpit und verlor nicht das Gleichgewicht, als das Schiff von einer Bö durchgeschüttelt wurde. »Die meisten Offiziere der Armada würden sich nie auf ein solches Risiko einlassen. Sie würden Giedi Primus so lange abschreiben, bis sich ihnen eine völlig risikofreie Möglichkeit bietet.«

»Dann müssen wir ihnen eben zeigen, wie man so etwas macht«, sagte Wibsen. Serena wünschte sich, Xavier wäre bei ihr, damit sie gemeinsame Entscheidungen treffen konnten.

Der Blockadebrecher glitt in einem günstigen Winkel durch die trübe Atmosphäre und näherte sich dem kalten, bleigrauen Meer. »Es wird Zeit zum Abtauchen«, kündigte der Veteran an. »Halten Sie sich fest.«

Das Schiff glitt wie ein heißes Bügeleisen ins tiefe Wasser. Dampf kochte auf, doch dann blieb kaum eine Welle zurück. In der Deckung des Ozeans schwamm das Schiff weiter nach Norden auf die Koordinaten der Felsinsel zu, wo der nervöse Magnus Sumi den Ersatzsendeturm hatte errichten lassen.

»Ich würde sagen, dass wir jetzt auf jeden Fall außerhalb des Erfassungsbereichs ihrer Sensoren sind«, sagte Serena. »Also können wir eine Weile durchatmen.«

Wibsen hob eine Augenbraue. »Ich hatte noch nicht mal angefangen zu schwitzen.«

Wie zur Strafe für diese Bemerkung musste er einen plötzlichen Hustenkrampf unterdrücken, während er den Blocka-

debrecher durch die düsteren Unterwasserströmungen navigierte. Wibsen verfluchte seine angegriffene Gesundheit und den implantierten Pharma-Injektor in seiner Brust.

»Commander, bringen Sie diese Mission nicht durch trotzigen Stolz in Gefahr«, tadelte Serena ihn.

Das Schiff kippte leicht zur Seite und knirschte. Hinter einer Wand war ein Sprudeln zu hören. »Verdammte Wasserturbulenzen!« Mit gerötetem Gesicht brachte Wibsen den Blockadebrecher wieder unter Kontrolle, dann drehte er sich zu Serena um. »Im Augenblick bin ich nur der Chauffeur. Ich werde erst durchatmen, wenn ich Sie sicher abgesetzt habe.«

Das Gefährt kreuzte eine Stunde lang unter der Wasseroberfläche, tief genug, um nicht mit den treibenden Eisbrocken aus der Polarregion zu kollidieren. Und schließlich steuerten sie auf eine geschützte Bucht zu. Auf den Cockpitbildschirmen sah die Insel karg und felsig aus. Sie bestand nur aus Klippen und Eis. »Sieht nicht gerade wie ein Urlaubsparadies aus, wenn Sie mich fragen«, sagte Wibsen.

»Magnus Sumi hat diese Insel nicht wegen ihrer Schönheit ausgesucht«, warf Brigit Paterson ein. »Von hier aus ist eine einfache und wirksame polare Projektion möglich. Damit deckt dieser Sender alle bewohnten Landmassen ab.«

Wibsen brachte den Blockadebrecher an die Oberfläche. »Trotzdem ist es eine hässliche Insel.« Als sie in den tiefen natürlichen Hafen trieben, der von hohen Felsen umschlossen war, hustete er wieder, aber lauter und ungesunder als zuvor. »Ausgerechnet jetzt!« Er schien sich mehr Sorgen wegen des ungünstigen Zeitpunkts als um seine Gesundheit zu machen. »Der Autopilot hält den Kurs. Jibb soll herkommen und eine Weile übernehmen. Schließlich ist er hier zu Hause.«

Pinquer Jibb betrachtete den Komplex auf der Insel und schien enttäuscht, dass die Bürgerwehr noch nicht daran weitergearbeitet hatte. Er übernahm die Steuerung und legte am verlassenen Kai mit den Ladedocks an. Nachdem das Schiff gesichert war, öffnete er die Luken.

Das Dunkelrot der Dämmerung breitete sich wie eine Schürfwunde am Himmel aus. Serena trat in warmer Kleidung mit den anderen hinaus und atmete die beißend kalte, aber erfrischende Luft ein. Die Felsinsel wirkte unfreundlich und schien völlig verlassen zu sein.

Ein angenehmerer Anblick waren jedoch die silbernen Türme mit den Parabolgittern. Eis und Reif hatten das Metall überzogen, aber die Denkmaschinen hatten sich offenbar nicht an der Anlage zu schaffen gemacht.

»Wenn wir die Generatoren einschalten, wissen die Roboter nicht, wie ihnen geschieht«, sagte Wibsen, als er hinaus sprang. Er schien sich einigermaßen von seinem Anfall erholt zu haben und blies eine weiße Wolke in seine Hände.

Serena wandte den Blick nicht von den Türmen ab. Ihr Gesicht strahlte vor Hoffnung und Entschlossenheit. Brigit Paterson nickte. »Trotzdem steht uns noch jede Menge Arbeit bevor.«

34

In Zeiten des Krieges behauptet jeder, einen Beitrag zum Ganzen zu leisten. Bei manchen sind es Lippenbekenntnisse, andere stellen Geldmittel zur Verfügung, doch nur wenige sind bereit, alles zu opfern. Das ist meiner Ansicht nach der Hauptgrund, warum es uns nicht gelungen ist, die Denkmaschinen zu besiegen.

Zufa Cenva, *Die Rossak-Waffe*

Beim Anblick der vierzehn stärksten und engagiertesten jungen Zauberinnen, die Rossak jemals hervorgebracht hatte, wurde Zufa Cenva bewusst, dass diese Frauen nicht die einzige Hoffnung der Menschheit darstellten. Sie waren nicht die einzige Waffe gegen die schrecklichen Cymeks, sie würden nicht den schwersten Schlag führen, zu dem die Liga fähig war. Aber sie würden im Krieg eine entscheidende Rolle spielen.

Zufa stand im Unterholz und betrachtete ihre Lehrlinge voller Stolz und Liebe. Auf den Welten der Liga war niemand zuversichtlicher, dass die Menschheit den Sieg davontragen würde. Ihr Herz schien überzuquellen, als sie sah, wie die Schülerinnen ihre gesamte Energie auf das ultimate Ziel konzentrierten. Wenn nur alle so entschlossen wären! Dann würden sie in kürzester Zeit den Sieg über die Denkmaschinen erlangen.

Wie in den Monaten zuvor führte Zufa ihre Elitegruppe in den Dschungel, wo die jungen Frauen ihre Fähigkeiten trainieren und ihre geistigen Kräfte sammeln konnten. Jede Einzelne war so etwas wie ein parapsychischer Atomsprengkopf. Zufa, die von Natur aus über viel größere Macht als alle anderen verfügte, hatte ihre Methoden verfeinert und

sie bis an ihre Grenzen getrieben. Sie hatte ihnen geduldig beigebracht, wie sie ihre telepathischen Fähigkeiten freisetzen konnten – und wie sie sie unter Kontrolle behielten. Die Frauen hatten bewundernswerte Leistungen vollbracht und Zufas hoch gesteckte Erwartungen noch übertroffen.

Aber nun mussten sie ihre Mühen auf ein konkretes Ziel richten.

Sie setzte sich auf einen umgestürzten Baumstamm mit silbriger Rinde, der mit einem dicken Pilzkissen überwachsen war. Das beinahe geschlossene Blätterdach tauchte den Boden in tiefen Schatten. Das purpurne Laub filterte das ätzende Regenwasser, sodass die Tropfen, die schließlich in den weichen Humus fielen, sauber und trinkbar waren. Große Insekten und stachelige Nagetiere gruben sich durch den Boden, ohne die Zauberinnen zu beachten, die sich bereitmachten.

»Konzentriert euch. Entspannt euch ... aber seid darauf vorbereitet, eure gesamte Kraft zu bündeln, wenn ich den Befehl dazu gebe.« Zufa betrachtete die Frauen, die allesamt groß und blass waren und durchscheinende Haut und strahlend weißes Haar hatten. Sie wirkten wie Engel, ätherische Wesen, die in die Welt geschickt worden waren, um die Menschheit im Kampf gegen die Denkmaschinen zu unterstützen. Konnte es einen anderen Grund geben, warum Gott sie mit solchen mentalen Kräften ausgestattet hatte?

Ihr Blick wanderte von einem entschlossenen Gesicht zum nächsten: die kühne, impulsive Silin ... die kreative Camio, die immer neue Angriffsmethoden improvisierte ... Tirbes, die gerade erst ihr Potenzial entdeckte ... die stets unbestechliche Rucia ... Heoma, diejenige mit der größten ungebändigten Kraft ... und neun weitere. Wenn Zufa eine Freiwillige benötigte, wusste sie, dass alle ihre auserwählten Zauberinnen um diese Ehre konkurrieren würden.

Es war ihre Aufgabe, die Frau auszusuchen, die zur ersten Märtyrerin dieser Gruppe werden sollte. Xavier Harkonnen wurde bereits ungeduldig und wollte den Aufbruch nach Giedi Primus nicht länger hinauszögern.

Sie liebte ihre Lehrlinge, als wären sie ihre Kinder ... und in gewisser Weise waren sie das sogar. Sie lernten von Zufa und entwickelten sich unter ihrer Anleitung weiter. Die jungen Frauen unterschieden sich so sehr von Norma, ihrer eigenen Tochter ...

Die Gruppe der Zauberinnen wirkte äußerlich gefasst und ruhig, doch in ihnen brodelte es. Sie hatten die Augen halb geschlossen. Ihre Nasenflügel bebten, während sie atmeten, sie zählten ihre Herzschläge und setzten Biofeedback-Techniken ein, um ihre Körperfunktionen zu beeinflussen.

»Baut die Kraft in eurem Geist auf. Spürt, wie sie sich sammelt, wie statische Elektrizität vor einem Gewitter.« Zufa sah, wie es in ihren Gesichtern zuckte, während sie sich konzentrierten.

»Jetzt steigert die Kraft nach und nach. Stellt euch vor, wie sie euer Gehirn erfüllt, aber verliert nicht die Kontrolle. Einen Schritt nach dem anderen. Spürt die enorme Energie, aber lasst sie noch nicht frei. Ihr müsst euch beherrschen.«

Im Dämmerlicht des Pilzdschungels spürte Zufa, wie sich die knisternde Energie aufbaute. Sie lächelte.

Sie lehnte sich auf dem Baumstamm zurück und fühlte sich erschöpft, ohne dass sie sich etwas anmerken ließ. Ihre gerade überstandene Fehlgeburt, bei der sie Aurelius Venports monströses Kind ausgestoßen hatte, war eine große Anstrengung für sie gewesen. Aber es gab noch so viel zu tun, das sie nicht hinausschieben oder delegieren konnte. Die Liga-Welten verließen sich auf sie, vor allem jetzt.

Alle setzten große Erwartungen in die mächtigste der Zauberinnen, doch Zufa Cenva hatte sich eine noch viel schwerere Last aufgebürdet. Immer wieder wurden ihre Pläne und Träume behindert, wenn die Menschen nicht bereit waren, die erforderlichen Mühen auf sich zu nehmen oder die nötigen Risiken einzugehen. Diese eifrigen und talentierten Lehrlinge jedoch schienen anders zu sein, und sie beruhigte sich mit dem Gedanken, dass sie ihre Ansprüche erfüllen würden. Wenn sie andere Menschen beurteilte, stellte sie zu häufig Mängel fest.

»Noch etwas mehr«, sagte sie. »Verstärkt eure Kraft. Seht, wie groß sie werden kann, aber bleibt stets vorsichtig. Wenn ihr jetzt einen Fehler macht, könntet ihr uns alle auslöschen – und die Menschheit kann es sich nicht leisten, uns zu verlieren.«

Die parapsychische Energie intensivierte sich. Das bleiche Haar der Zauberinnen erhob sich, als würde die Schwerkraft nachlassen. »Gut. Sehr gut. Macht weiter.« Sie war begeistert von ihrer Leistung.

Zufa war nie daran interessiert gewesen, sich selbst in den Mittelpunkt zu stellen. Sie war eine strenge und schwierige Lehrerin, die wenig Geduld oder Mitgefühl für Versager aufbrachte. Die führende Zauberin brauchte weder Reichtum wie Aurelius Venport noch Auszeichnungen wie Tio Holtzman oder auch nur etwas Aufmerksamkeit wie Norma, die den Weisen unbedingt dazu überreden wollte, sie zu seiner Schülerin zu machen. Wenn Zufa Cenva ungeduldig war, hatte sie einen guten Grund. Die Lage war äußerst kritisch.

Im Unterholz raschelte es, als Insekten und andere kleine Tiere vor den pulsierenden Energiewellen flüchteten, die sich allmählich zum Crescendo steigerten. Blätter und Zweige erzitterten, als würden auch sie sich von ihren Stämmen lösen und durch den Dschungel fliehen wollen. Zufa musterte ihre Schülerinnen durch zusammengekniffene Lider.

Jetzt erreichten sie die gefährlichste Phase. Die mentale Energie hatte so sehr zugenommen, dass ihre Körper strahlten. Zufa musste ihre eigenen Fähigkeiten bemühen, um eine schützende Barriere gegen den kollektiven Druck aufzubauen. Ein Ausrutscher, und alles wäre verloren.

Aber sie wusste, dass diesen eifrigen Lehrlingen niemals ein solcher Fehler unterlaufen würde. Trotzdem litt Zufa, während sie die jungen Frauen beobachtete.

Eine von ihnen, Heoma, entwickelte deutlich mehr Kraft als ihre Gefährtinnen. Sie hatte ein viel höheres Energieniveau aufgebaut, das sie dennoch perfekt unter Kontrolle

behielt. Die zerstörerische Macht hätte mühelos ihre Gehirnzellen verbrennen können, aber Heomas Aufmerksamkeit ließ keinen Augenblick nach. Sie starrte mit blicklosen Augen, während ihr Haar wie von einem Sturm gepeitscht wurde.

Plötzlich stürzte aus dem dichten Geäst hoch über ihren Köpfen ein Slarpon, ein schweres, mit Schuppen gepanzertes Geschöpf mit nadelscharfen Zähnen. Es landete krachend zwischen den jungen Frauen. Offenbar war es durch die mentale Energieballung aus seinem Raubtierversteck aufgescheucht und in Raserei versetzt worden. Es schlug um sich, schnappte mit kräftigen Kiefern und scharrte mit dicken Tatzen.

Erschrocken zuckte Tirbes zusammen – und Zufa spürte, dass die Energie unkontrolliert wie ein Feuerstrahl ausbrechen wollte. »Nein!«, rief sie und setzte ihre eigene Macht ein, um den Fehler der Schülerin auszugleichen. »Beherrschung!«

Heoma blieb völlig ruhig, als sie auf den Slarpon zeigte und ihn wie einen Fleck von einer Magnettafel wegzuwischen schien. Sie zeichnete eine Linie aus vernichtender parapsychischer Energie auf den Schuppenpanzer des Raubtieres. Der Slarpon wurde in weiß glühende Flammen gehüllt und schlug um sich. Seine Haut platzte und verwehte zu Asche, seine Knochen wurden zu Kohle, bis das Feuer in seinen leeren Augenhöhlen verglomm.

Heomas Gefährtinnen versuchten, ihre mentalen Kräfte wieder zu bündeln. Aber sie waren in einem kritischen Moment abgelenkt worden, sodass ihre fragilen telepathischen Barrieren nachzugeben drohten. Mit übermenschlicher Anstrengung bildeten Heoma und Zufa unerschütterliche Ruhepunkte inmitten der hektischen Bemühungen der anderen. Die kollektive psychische Macht brodelte und schwappte gefährlich hin und her.

»Zieht euch zurück«, sagte Zufa mit zitternden Lippen. »Verringert die Energie. Lasst sie in euch zurückfließen. Ihr müsst sie bewahren und in euren Geist einsickern lassen.

Euer Geist ist wie eine Batterie, in der ihr diese Energie wieder speichern könnt.«

Sie atmete tief durch und sah, dass alle ihre parapsychischen Kriegerinnen dasselbe taten. Langsam baute sich die knisternde Spannung der Luft ab, als sie ihre Aktivität dämpften.

»Genug für heute. Das war eure bislang beste Leistung.« Zufa öffnete die Augen und sah, dass alle Schülerinnen sie anstarrten, Tirbes mit bleicher und erschrockener Miene, die anderen erstaunt, wie knapp sie einer Katastrophe entronnen waren. Heoma war eine Insel für sich und wirkte völlig unerschüttert.

Im weiten Umkreis war das Unterholz versengt. Zufa betrachtete das geschwärzte Laub, die abgebrochenen Zweige und die ausgedörrten Flechten. Hätte ihre Konzentration nur noch ein winziges Stück mehr nachgelassen, wären sie alle in einem telepathischen Feuerball verglüht.

Aber sie hatten überlebt. Der Test war erfolgreich verlaufen.

Als sich die Anspannung endlich verflüchtigt hatte, gönnte sich Zufa ein Lächeln. »Ich bin stolz auf euch alle«, sagte sie ehrlich. »Ihr ... meine Waffen ... werdet einsatzbereit sein, wenn die Armada eintrifft.«

35

Mathematische Antworten lassen sich nicht immer numerisch ausdrücken. Wie berechnet man den Wert der Menschheit oder den eines einzelnen Menschenlebens?

Kogitorin Kwyna,
Archive der Stadt der Introspektion

In Tio Holtzmans extravagantem Haus hoch auf den Felsen verbrachte Norma Cenva drei aufregende Tage damit, sich in ihren ausgedehnten Labors einzurichten. Es gab für sie so viel zu tun, so viel zu lernen. Doch das Beste war, dass sich der Weise ihre Ideen anhören wollte. Mehr hätte sie sich nicht wünschen können.

Die ruhige Welt Poritrin war völlig anders als der dichte, gefährliche Dschungel und die Lavaschluchten von Rossak. Sie brannte darauf, die Straßen und Kanäle von Starda zu erkunden, auf die sie von ihren Fenstern hinabschauen konnte.

Behutsam fragte sie Holtzman um Erlaubnis, zum Fluss gehen zu dürfen, wo sie viele Menschen bei irgendwelchen Arbeiten beobachtet hatte. Sie hatte ein schlechtes Gewissen, weil sie ihn um so etwas bat, statt unermüdlich an Möglichkeiten zu arbeiten, die im Kampf gegen die Denkmaschinen eingesetzt werden konnten. »Mein Geist ist etwas müde, Weiser, und ich bin sehr neugierig.«

Doch der Wissenschaftler begegnete ihr gar nicht mit Skepsis, sondern war sofort von dieser Idee angetan, als wäre er froh, einen Grund gefunden zu haben, sie begleiten zu können. »Vergessen Sie nicht, dass wir für das *Denken* bezahlt werden, Norma. Und das können wir überall tun.« Er schob ein Blatt mit Skizzen und scheinbar sinnlosem Ge-

kritzel zur Seite. »Vielleicht wird eine kleine Besichtigungstour Sie zu einem genialen Einfall anregen. Man weiß nie, wann oder wo einen die Inspiration trifft.«

Er führte sie eine steile Treppe hinab, die an einer Steilwand über dem Isana-Fluss verlief. An der Seite des Mannes, der sie ein gutes Stück überragte, atmete Norma tief den säuerlichen, torfigen Geruch des Flusses ein, der Schlick und Vegetationsreste aus dem Hochland anschwemmte. Zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte sie sich von ihren Zukunftsaussichten berauscht. Der Weise war aufrichtig an ihren Ideen interessiert, und er ging auf ihre Vorschläge ein, im Gegensatz zur ständigen Verachtung, die ihre Mutter ihr entgegengebracht hatte.

Norma sprach einen Gedanken an, der ihr an diesem Morgen gekommen war. »Weiser Holtzman, ich habe mich mit Ihrem Störschild beschäftigt. Ich glaube, ich verstehe, wie er funktioniert, und ich habe mich gefragt, ob es möglich wäre, ihn irgendwie ... zu erweitern.«

Der Wissenschaftler zeigte zurückhaltendes Interesse, als würde er befürchten, sie könnte Kritik an seiner Erfindung üben. »Ihn erweitern? Er reicht bereits bis über die Atmosphäre eines Planeten hinaus.«

»Ich habe an eine ganz andere Anwendungsmöglichkeit gedacht. Ihr Störfeld ist eine ausschließlich defensive Einrichtung. Was wäre, wenn wir das Prinzip für eine Offensivwaffe verwenden würden?« Sie beobachtete seine Miene und bemerkte Verblüffung, aber eine grundsätzliche Bereitschaft, ihr zuzuhören.

»Eine Waffe? Wie wollen Sie das bewerkstelligen?«

Die Worte sprudelten nur so aus Norma heraus. »Wir könnten zum Beispiel einen ... Projektor bauen. Der das Feld in eine Festung der Denkmaschinen sendet und ihre Gelschaltkreise zerstört. Fast so wie beim elektromagnetischen Impuls einer Atomexplosion.«

Holtzmans Augen leuchteten auf, als er begriff. »Ach so, jetzt verstehe ich! Die Reichweite wäre sehr begrenzt und der Energiebedarf enorm. Aber vielleicht ... könnte es

funktionieren. Zumindest ließen sich die Denkmaschinen in einem nicht unbeträchtlichen Radius auslöschen.« Er tippte sich gegen das Kinn. »Ein Projektor ... gut, sehr gut!«

Sie gingen am Ufer entlang, bis sie eine übel riechende Schlammebene mit trüben Tümpeln erreichten. Gruppen von Sklaven in halb zerrissener Kleidung stapften in den Schlamm, einige barfuß, andere mit Stiefeln, die ihnen bis zu den Oberschenkeln reichten. In regelmäßigen Abständen standen Metallfässer auf Pontons. Die Arbeiter traten an die Fässer und nahmen jeweils eine Hand voll des feuchten Inhalts heraus, den sie entlang der Markierungen verteilten, die sich durch den weichen Schlamm zogen.

»Was machen diese Leute?«, fragte Norma. Es sah aus, als wollten sie die Schlammebene mit irgendeinem Muster schmücken.

Holtzman schaute blinzelnd hinüber, als hätte er sich noch nie mit solchen Fragen beschäftigt. »Ach so! Sie pflanzen junge Muscheln. Sie werden aus Eiern herangezüchtet, die man aus dem Flusswasser filtert. In jedem Frühling setzen die Sklaven Hunderttausende aus, vielleicht sogar Millionen. Ich kann es nicht genau sagen.« Er zuckte die Achseln. »Später steigt der Wasserspiegel an, und die Muschelbänke werden überflutet. Wenn sich der Fluss im Herbst wieder zurückzieht, graben Erntemannschaften die Muscheln aus, die dann so groß wie eine Hand sind.« Er hob die Hand. »Sie ergeben ein köstliches Gericht, wenn sie mit Butter und Pilzen gebraten werden.«

Stirnrunzelnd beobachtete sie die Menschen bei der Knochenarbeit und staunte über die Massen, die durch den Schlamm wateten. Die Vorstellung, dass Leute zur Arbeit gezwungen wurden, war ihr fremd und unangenehm, selbst wenn sie an Holtzmans Rechner dachte.

Der Wissenschaftler wollte sich dem Gestank nicht weiter nähern, obwohl Norma sichtlich neugierig war. »Es ist klüger, ein wenig auf Abstand zu bleiben.«

»Weiser, kommt es Ihnen nicht etwas ... scheinheilig vor, dass wir dafür kämpfen, die Menschen von der Herrschaft

der Maschinen zu befreien, während wir gleichzeitig auf einigen Liga-Welten unsere eigenen Sklaven halten?«

Er sah sie verdutzt an. »Aber wie sollte sonst die Arbeit auf Poritrin erledigt werden, wenn wir keine hoch entwickelten Maschinen haben?« Als er daraufhin Normas besorgten Gesichtsausdruck bemerkte, schien er nach einer Weile zu verstehen, was sie beschäftigte. »Ach so, ich hatte völlig vergessen, dass auf Rossak keine Sklaven gehalten werden! So ist es doch, nicht wahr?«

Sie wollte die Lebensweise ihres Gastgebers nicht zu sehr kritisieren. »Dazu besteht für uns kein Grund, Weiser. Die Bevölkerung von Rossak ist klein, und es gibt genügend Freiwillige, die in den Dschungeln nach Nahrung suchen.«

»Ich verstehe. Nun, die Wirtschaft von Poritrin gründet darauf, dass ständig Hände und Muskeln in Bewegung sind. Vor langer Zeit ließ unsere Regierung alle Maschinen verbieten, die in irgendeiner Weise computergesteuert sind. Darin sind wir vielleicht etwas radikaler als andere Liga-Welten. Also blieb uns nur noch die Möglichkeit, menschliche Arbeitskraft einzusetzen.« Er lächelte und deutete auf die Sklaven. »Es ist eigentlich gar nicht so schlimm, Norma. Wir geben ihnen Essen und Kleidung. Und vergessen Sie nicht, dass wir sie von zurückgebliebenen Welten holen, wo sie unter erbärmlichen Bedingungen vegetieren und an Krankheiten oder Unterernährung sterben würden. Für sie ist Poritrin das Paradies.«

»Sie stammen alle von Unverbündeten Planeten?«

»Aus den Relikten der Kolonien religiöser Fanatiker, die vor dem Alten Imperium geflohen waren. Nur buddhislamische Gruppen. Alle sind in die Barbarei zurückgefallen, sie leben unzivilisiert, wie Tiere. Hier bei uns erhalten alle Sklaven wenigstens eine rudimentäre Ausbildung, auf jeden Fall die, die für mich arbeiten.«

Norma schirmte die Augen vor dem Sonnenlicht ab, das auf den Wasserflächen glitzerte, und betrachtete skeptisch die gebeugten Gestalten auf den Schlammfeldern. Ob die

Sklaven ihr Schicksal genauso positiv beurteilten wie der Wissenschaftler?

Holtzmans Miene verhärtete sich. »Außerdem sind diese Feiglinge der Menschheit etwas schuldig, weil sie nicht wie wir gegen die Denkmaschinen gekämpft haben. Ist es zu viel verlangt, wenn ihre Nachkommen aufgefordert werden, für die Überlebenden und Veteranen zu arbeiten, die die Maschinen in Schach gehalten haben – und es immer noch tun? Diese Menschen haben vor langer Zeit ihr Recht auf Freiheit verwirkt, als sie die übrige Menschheit im Stich ließen.«

Sein Tonfall klang gar nicht zornig, sondern eher beiläufig, als würde er weit über diesen Dingen stehen. »Wir haben wichtigere Arbeit zu erledigen, Norma. Auch wir beide haben eine Schuld abzutragen. Die Liga der Edlen setzt große Erwartungen in uns.«

* * *

An diesem Abend hielt sich Norma am kühlen Metall eines geschmiedeten Geländers fest und blickte von ihrem Balkonfenster auf die funkelnden Lichter der Stadt. Die Boote auf dem Isana sahen wie schwimmende Leuchtkäfer aus. In der zunehmenden Dunkelheit trieben brennende Flöße wie mobile Lagerfeuer vom Sklavenviertel in die Sümpfe. Sie flammten auf, erreichten ihren Höhepunkt und verglommen, als die Flöße allmählich versanken.

Eine Melodie summend kam Holtzman zu ihr und bot ihr eine Tasse Gewürztee an. Norma fragte ihn nach der Bedeutung der Flöße. Er schaute blinzelnd auf die treibenden Feuer und brauchte eine Weile, bis er verstand, was die Sklaven taten. »Ach, das müssen Krematiönsflöße sein. Der Isana trägt die Leichen aus der Stadt und verteilt die Asche im Meer. Eine sehr effiziente Methode.«

»Aber warum sind es so viele?« Norma zeigte auf die mehreren Dutzend flackernden Lichter. »Sterben jeden Tag so viele Sklaven?«

Holtzman runzelte die Stirn. »Ich habe etwas von einer Epidemie gehört, die unter den Arbeitern grassiert. Höchst bedauerlich. Wir müssen große Anstrengungen unternehmen, um die Verluste zu ersetzen.« Doch dann hellte sich seine Miene wieder auf. »Aber das ist nichts, worüber Sie sich Sorgen machen müssen. Wirklich nicht. Wir haben hervorragend ausgestattete medizinische Einrichtungen. Sämtliche freien Bürger von Starda können behandelt werden, falls die Seuche auf uns übergreift.«

»Aber was ist mit den Sklaven?«

Seine Antwort war nicht das, was sie erwartet hatte. »Lord Bludd hat bereits Ersatz angefordert. Wir benötigen ständig gesunde Kandidaten. Die Fleischhändler von Tlulax kommen gerne der Aufgabe nach, neue Männer und Frauen von den Randwelten zu beschaffen. Das Leben auf Poritrin geht weiter.« Er tätschelte Normas Schulter, als wäre sie ein Kind, das getröstet werden wollte.

Vom Balkon aus versuchte sie die treibenden Feuer zu zählen, gab es jedoch bald auf. Der Tee schmeckte kalt und bitter.

Hinter ihr redete Holtzman unbeirrt weiter. »Ihre Idee, mein Störfeldsystem als Waffe zu benutzen, gefällt mir sehr. Ich habe bereits darüber nachgedacht, wie man einen transportablen Feldgenerator konstruieren könnte, der sich am Boden einsetzen ließe.«

»Ich verstehe«, sagte sie zögernd. »Ich werde mir noch mehr Mühe geben, Ihnen neue Ideen zu liefern.«

Auch nachdem er gegangen war, konnte Norma den Blick nicht von den brennenden Flößen losreißen. Sie hatte gesehen, wie die Sklaven im Schlamm Muscheln ausbrachten und in den Labors unablässig Gleichungen lösten. Und nun starben sie scharenweise an einem tödlichen Fieber ... doch sie ließen sich problemlos ersetzen.

Die Liga der Edlen kämpfte verzweifelt darum, nicht von den Denkmaschinen versklavt zu werden. Norma schüttelte den Kopf über diese Scheinheiligkeit.

36

Alle Menschen sind nicht *gleich geschaffen, und das ist die Wurzel sozialer Unruhen.*

Tlaloc, *Zeit der Titanen*

Die Sklavenjäger der Tlulaxa fielen keineswegs wie ein militärisches Überfallkommando über Harmonthep her, sondern eher wie eine erschöpfte Karawane.

Tuk Keedair befand sich an Bord des Flaggschiffs der kleinen Flotte, aber er überließ die Navigations- und Waffensysteme dem Neuling Ryx Hannem. Der junge Mann war noch nicht durch das Sklavengeschäft abgestumpft und würde alles tun, um einen guten Eindruck auf Keedair zu machen. Der Veteran des Fleischhandels wollte sehen, aus welchem Holz sein Novize geschnitzt war.

Keedair hatte eine platte Nase, die er sich in seiner Jugend zweimal gebrochen hatte. Es gefiel ihm, wie der Knorpel wieder zusammengewachsen war, weil es seinem wölfischen Gesicht einen verwegenen Ausdruck verlieh. Im rechten Ohr trug er einen dreieckigen Goldring, in den geheimnisvolle Schriftzeichen graviert waren, die er bisher niemandem übersetzt hatte. Ein dicker schwarzer, von grauen Strähnen durchzogener Zopf hing ihm links über die Schulter – ein Zeichen, auf das er stolz sein konnte, da ein Fleischhändler sich traditionsgemäß nach jedem erfolglosen Geschäftsjahr den Zopf abschneiden musste. Und Keedair hatte sehr langes Haar.

»Haben wir schon die Koordinaten?«, fragte Hannem, der nervös auf seine Instrumente und dann durch die Schutzscheibe des Cockpits nach draußen blickte. »Wo sollten wir anfangen, Herr?«

»Harmonthep gehört zu den Unverbündeten Planeten, mein Junge, und die buddhislamischen Wilden drucken

keine Landkarten. Wir suchen einfach nach irgendeinem Dorf und beginnen dann mit der Ernte. Hier führt niemand Volkszählungen durch.«

Hannem suchte die Oberfläche nach Dörfern ab. Die Flotte der Tlulaxa-Schiffe kreuzte über einem wasserreichen grünen Kontinent. Weder Berge noch Hügel überrragten die Landschaft aus Seen, Sümpfen und Flussläufen. Der Planet schien wenig Lust zu verspüren, seine Landmassen über die Höhe des Meeresspiegel hinaus zu erheben. Selbst die Ozeane waren seicht.

Nach ein paar weiteren Flügen würde sich Keedair vielleicht einen längeren Urlaub auf Tlulax gönnen, der isolierten Heimatwelt seines Volkes. Es war ein schöner Planet, um sich zu entspannen, auch wenn er davon überzeugt war, schon bald wieder unruhig zu werden. Als »Händler für menschliche Ressourcen« hatte Keedair kein festes Zuhause.

Die biologische Industrie der Tlulaxa hatte einen ständigen Bedarf an frischem Rohmaterial, das aus neuen Individuen gewonnen wurde, aus bisher ungenutzten genetischen Linien. Durch die strenge Geheimhaltung ihrer Aktivitäten auf Tlulax war es ihnen gelungen, ihre ahnungslosen Kunden aus der Liga zu täuschen. Wenn der Preis stimmte und große Not herrschte, schluckten die Edlen problemlos die Geschichten von hoch entwickelten Biotanks, in denen lebensfähige Ersatzorgane herangezüchtet wurden. Die fleißigen Forscher hofften, ihre Klontanks irgendwann so modifizieren zu können, dass sie tatsächlich solche Produkte hervorbrachten, aber die dazu notwendige Technologie war noch gar nicht vorhanden.

Es war wesentlich einfacher, sich aus den Scharen vergessener Menschengruppen zu bedienen, die auf abgelegenen Planeten lebten. Niemand würde die Entführungen bemerken, und die Gefangenen wurden sorgsam nach ihren genetischen Eigenschaften katalogisiert.

Doch der plötzliche Mangel an lebensfähigen Sklaven auf Poritrin hatte Keedairs geschäftliche Orientierung kurzfris-

tig geändert. Solange die Epidemie grassierte, war es profitabler, einfach nur Gefangene zu liefern, lebende Körper, die keine Weiterverarbeitung erforderten ...

Als die Sklavenhändler sich dem Sumpflabyrinth näherten, rief Keedair eine topographische Darstellung auf den Bildschirm seiner Konsole. »Folgen Sie dem breiten Fluss dort drüben im Tiefflug. Nach meiner Erfahrung findet man häufig Ansiedlungen, wo Nebenflüsse einmünden.«

Als das Schiff nach unten stieß, entdeckte er dunkle Gestalten, die sich im Wasser bewegten, schlangenähnliche Tiere, die sich durch bambusartiges Schilf wanden. An den Spitzen der Triebe befanden sich große rote Blüten, die sich wie fleischige Mäuler öffneten und schlossen. Keedair war froh, dass er sich nicht allzu lange auf dieser hässlichen Welt aufhalten musste.

»Ich habe etwas entdeckt, Herr!« Hannem projizierte eine vergrößerte Darstellung auf den Monitor und zeigte auf eine Ansammlung von Hütten, die auf Pfählen im Sumpf errichtet worden waren.

»Sehr gut.« Keedair nahm Kontakt mit den Schiffen auf, die ihnen folgten. »Wir müssen nur die Früchte ernten, wie aus dem Garten eines Edlen.«

Das Dorf machte keinen sehr soliden Eindruck. Die runden Hütten bestanden aus Schilf und Schlamm. Ein paar Antennen, Spiegel und Windkollektoren waren zu erkennen, obwohl die Anhänger des Buddhislams nur wenig hoch entwickelte Technik benutzten. Er bezweifelte, dass die Erträge aus diesem Dorf ihre Frachträume füllen würden, aber er war stets optimistisch. In letzter Zeit waren die Geschäfte gut gelaufen.

Drei Angriffseinheiten flankierten Keedairs Führungsschiff, während die Transporter für die menschliche Fracht die Nachhut bildeten. Ryx Hannem blickte sich unbehaglich um, als sie sich dem Dorf näherten. »Sind wir auch wirklich ausreichend bewaffnet, Herr? Ich habe noch nie zuvor an einem solchen Überfall teilgenommen.«

Keedair hob eine Augenbraue. »Wir haben es mit Zensunni zu tun, Junge, mit überzeugten Pazifisten. Als die Denkmaschinen kamen, hatten diese Feiglinge nicht den Mumm, gegen sie zu kämpfen. Ich bezweifle, dass wir auch nur einen einzigen Kratzer abbekommen. Glauben Sie mir, sie werden sich höchstens mit Zähneknirschen und verzweifelt erhobenen Händen wehren. Es ist ein armseliges Volk.«

Er öffnete die Komverbindung und sprach zu seiner Erntemannschaft. »Schießen Sie die Pfähle unter den drei Hütten in der ersten Reihe weg, damit sie ins Wasser stürzen. Das wird die Leute nach draußen treiben. Dann setzen wir die Betäubungswaffen ein.« Seine Stimme klang ruhig und sogar etwas gelangweilt. »Uns bleibt genügend Zeit, die brauchbaren Exemplare einzusammeln. Wenn es Verletzte gibt, können wir sie für die Organbanken verwenden, aber intakte Körper sind mir lieber.«

Hannem blickte ihn voller Verehrung an. Erneut sprach Keedair über den Komkanal. »Jeder wird am Gewinn beteiligt, und für jedes lebensfähige junge männliche und fruchtbare weibliche Exemplar gibt es einen Extrabonus.«

Die Piloten stießen Jubelschreie aus, dann stürzten sich die vier Angriffsschiffe auf das wehrlose Sumpfdorf. Der junge Hannem hielt sich zurück und überließ den erfahreneren Sklavenjägern die Hauptarbeit. Mit Laserstrahlen kappten sie die Pfähle, worauf die Hütten ins Wasser kippten.

»Worauf warten Sie? Eröffnen Sie das Feuer, Junge!«, sagte Keedair.

Hannem aktivierte die Waffen, zerstörte einen dicken Pfosten und streifte eine Hüttenwand, worauf das Schilf in Flammen aufging.

»Seien Sie etwas vorsichtiger«, sagte Keedair und bemühte sich, seine Ungeduld zu kaschieren. »Wir wollen den Dorfbewohnern keinen Schaden zufügen. Wir hatten bisher nicht einmal die Gelegenheit, sie uns genauer anzusehen.«

Wie er vorausgesagt hatte, strömten die armseligen Zensunni aus den Hütten. Einige hetzten die Leitern hinunter,

um in die Boote zu springen, die an den Pfählen ihrer Behausungen festgemacht waren.

Am Rand des Dorfes landeten zwei Frachtschiffe zischend im Sumpfwasser, das von den aufgeheizten Außenhüllen gekocht wurde und verdampfte. Pontons wurden ausgefahren, damit die Schiffe auf der Oberfläche schwammen, und Laderampen senkten sich auf grasbewachsene Hügel, die nach festem Untergrund aussahen.

Keedair wies Hannem an, in der Nähe der aufgescheuchten Menschen zu landen. Einige sprangen ins hüfttiefe Wasser, während die Frauen ihre Kinder ins Schilfdickicht zerrten und die jungen Männer Speere erhoben, die bestenfalls zum Fischfang taugten.

Die ersten Angriffsschiffe landeten vorsichtig auf breiten Landetellern, die tief im Schlamm versanken. Als Keedair schließlich auf einem Hügel aus zertrampeltem Gras stand, mit einem Lähmstrahler in den Händen, hatten sich seine Männer längst ins Getümmel gestürzt und suchten sich sorgfältig ihre Ziele aus.

Die gesunden Männer waren die erste Wahl, weil sie auf dem Markt von Poritrin am meisten einbrachten und weil sie den meisten Ärger verursachen konnten, wenn sie die Gelegenheit dazu erhielten.

Keedair reichte dem grinsenden, aber eingeschüchterten Ryx Hannem seine Betäubungswaffe. »Sie sollten lieber mitmachen, Junge, wenn Sie etwas von der Beute abhaben wollen.«

* * *

Der kleine Ishmael ruderte sein Boot zuversichtlich durch das Labyrinth der Wasserläufe. Das Schilf war höher als sein Kopf, selbst wenn er sich im schwankenden kleinen Boot hinstellte. Die roten Blüten auf den Stängeln machten schmatzende Geräusche, wenn sie vorbeifliegende Mücken fingen.

Der achtjährige Junge hatte sich nun schon eine ganze Weile allein durchgeschlagen. Seine Großmutter mütterli-

cherseits hatte ihn nach dem Tod seiner Eltern aufgezogen und ihm viel beigebracht. Ishmael wusste, wo er nach verborgenen Gelegen aus Qaraa-Eiern graben musste, die selbst die Riesenaale niemals fanden.

Er hatte eine Menge Salatblätter gefunden und zwei Fische gefangen, darunter das Exemplar einer ihm bislang unbekannten Art. Sein Fangkorb ruckte hin und her, als die giftigen Tiere an der Wand hinaufzukriechen versuchten und die Dornen an den schwarzen Beinen durch die winzigen Löcher stachen. An diesem Tag hatte er achtzehn Milchkäfer gefangen, jeder einzelne so groß wie seine Hand. Für heute hatte seine Familie genug zu essen.

Doch als er sich dem Dorf näherte, hörte Ishmael laute Rufe und Schreie, dazu summende Geräusche. Statische Entladungen. Ishmael paddelte schnell, aber vorsichtig weiter. Das Boot glitt rasch durch das braune Wasser, aber das Schilf war so hoch, dass er immer noch nichts erkennen konnte.

Als er in einen Flussarm einbog, sah er die Sklavenjägerschiffe – die größte Angst seines Stammes und der Grund, warum sie ihr Dorf an einer so abgelegenen Stelle errichtet hatten. Mehrere Hütten waren eingestürzt, einige brannten!

Der Junge hätte sich am liebsten schreiend in den Kampf gestürzt, aber sein Verstand riet ihm zur Flucht. Ishmael beobachtete, wie die Sklavenhändler von Tlulax ihre Betäubungsprojektoren auf die Dorfbewohner richteten und einen nach dem anderen fällten. Einige Leute versuchten sich im Innern der Hütten zu verstecken, aber die Angreifer schlugen alles kurz und klein.

Die Zensunni hatten keine Schlösser an ihren Türen und keine Räume mit unzerstörbaren Wänden. Sie lebten friedlich, wie es der Buddhislam vorschrieb. Nie hatte es einen Krieg zwischen irgendwelchen Dörfern auf Harmonthep gegeben, zumindest hatte Ishmael noch nie von einem solchen Vorfall gehört.

Sein Herz pochte wild. Ein solcher Lärm würde die Riesenaale anlocken, obwohl die Raubtiere tagsüber normaler-

weise träge waren. Wenn die Sklavenhändler die betäubten Dorfbewohner nicht schnell aus dem Wasser holten, wurden sie zum Festmahl für die Aale ...

So heimlich wie möglich steuerte Ishmael sein Boot näher an eins der Raumschiffe heran. Er sah, wie seine Kusine Taina betäubt zu Boden ging und dann von einem der dreckig aussehenden Männer gepackt wurde, der ihren reglosen Körper auf ein großes Metallfloß hievte.

Ishmael wusste nicht, was er tun sollte. Er hörte ein lautes Rauschen in den Ohren – sein strömendes Blut, sein keuchender Atem.

Dann drängte sich sein Großvater Weyop in die Mitte der Hütten und stellte sich dem Chaos. Der alte Häuptling trug einen dünnen Bronzegong an einer Stange, das Symbol seines Amtes als Sprecher des Dorfes. Ishmaels Großvater wirkte überhaupt nicht verängstigt, und der Junge reagierte sofort mit großer Erleichterung. Er vertraute dem weisen Mann, der immer einen Weg fand, Meinungsverschiedenheiten zu schlichten. Weyop würde das Dorf retten.

Doch tief in seinem Herzen spürte Ishmael eine schreckliche Angst, weil er wusste, dass sich dieser Konflikt nicht so einfach lösen ließ.

* * *

Ryx Hannem erwies sich als recht guter Schütze. Nachdem der Neuling sein erstes Opfer betäubt hatte, machte er mit zunehmender Begeisterung weiter. Keedair versuchte mitzuzählen, um die Ausbeute abzuschätzen, aber er wusste, dass es erst dann ein genaues Ergebnis gab, wenn die bewusstlosen Gefangenen zum Transport in die Stasistanks verladen worden waren.

Er schüttelte den Kopf, als er sah, wie die Zensunni jammerten und flehten – wahrscheinlich ähnlich wie die Bevölkerung von Giedi Primus, als sie vor kurzem von den Denkmaschinen erobert worden war. Keedair hatte Geschäftspartner in Giedi City, aber er bezweifelte, dass er sie jemals lebend wiedersehen würde.

Nein, er sah sich außerstande, für diese Zensunni-Feiglinge Mitleid aufzubringen.

Hannem machte ihn auf einen alten Mann aufmerksam, der vorgetreten war. »Was glauben Sie, was er vorhat, Herr?« Der alte Mann schlug regelmäßig gegen einen Metallgong, der an einem langen Stab hing. Hannem hob seine Waffe. »Soll ich ihn erledigen?«

Keedair schüttelte den Kopf. »Zu alt. Für ihn sollten wir keine Betäubungsenergie verschwenden.«

Zwei erfahrene Sklavenhändler dachten genauso. Sie zerbrachen den Stab des Stammesführers und stießen ihn ins Wasser. Sie lachten, als er in einer Mischung aus seinem einheimischen Dialekt und Galach fluchte – der Sprache, die auf den Planeten der Menschen als Lingua franca diente. Der gedemütigte alte Mann schwamm ans Ufer.

Die übrigen Dorfbewohner jammerten und weinten, aber die meisten der jungen und gesunden Exemplare lagen bereits betäubt auf den Flößen. Alte Frauen und dreckige Kinder schrien, leisteten jedoch keinen Widerstand. Keedair warf Ryx Hannem einen vielsagenden Blick zu.

Plötzlich sprang hinter ihnen ein Junge aus einem schmalen Boot, das im Schilf versteckt war. Er warf mit Stöcken nach ihnen und rief etwas. Keedair verstand nur, dass es um seinen Großvater ging. Er duckte sich und wurde knapp von einem Stein verfehlt.

Dann holte der Junge einen Korb aus seinem Boot und warf ihn nach Hannem. Das Flechtwerk zerriss und entließ einen Schwarm aus großen Insekten mit stachelbewehrten Beinen, die sich wütend auf Hannems Kopf und Oberkörper stürzten. Der Copilot stieß einen Schrei aus und wehrte sich gegen die beißenden Tiere. Er schlug nach ihnen, aber es waren zu viele, die an ihm herumkrochen. Aus ihren zerquetschten Körpern drang eine zähe, milchige Flüssigkeit, die wie Eiter aussah.

Keedair griff sich Hannems Betäubungsprojektor und richtete ihn auf den wilden Jungen. Dann verpasste er auch seinem Copiloten eine Betäubungsladung. Es war eine Notlö-

sung, da nicht nur Hannem, sondern auch die aggressiven Giftinsekten ausgeschaltet wurden. Im Frachtschiff würden sie den verletzten Sklavenhändler zusammen mit den Gefangenen in einen Stasistank legen. Keedair wusste nicht, ob Hannem sterben würde oder nur für den Rest seines Lebens unter Albträumen zu leiden hatte.

Er rief den anderen Tlulaxa zu, dass sie die restlichen Bewusstlosen einsammeln sollten. Wie es aussah, würden sie das zweite Frachtschiff doch benötigen. *Kein schlechter Tag*, dachte er. Er betrachtete den reglosen Körper des Jungen, der sie angegriffen hatte. Dieser kleine Zensunni hatte zweifellos einen ungestümen und aufsässigen Charakter. Er würde seinen späteren Herrn ganz schön auf Trab halten.

Aber das war nicht Keedairs Problem. Damit würden sich seine Kunden auf Poritrin auseinander setzen müssen. Trotz des Drecks und der Betäubung machte der Junge einen gesunden Eindruck, obwohl er vielleicht noch etwas zu jung war, um als Sklave verkauft werden zu können. Keedair beschloss jedoch, ihn trotzdem mitzunehmen. Er hatte ihm großen Ärger bereitet und musste vielleicht bestraft werden, vor allem, wenn Hannem tatsächlich sterben sollte.

Der Dorfälteste stand triefnass am Flussufer und rief den Sklavenhändlern buddhislamische Sutras zu, um sie zu bewegen, von ihrem falschen Tun abzulassen. Einige Körper schwammen mit dem Gesicht nach unten im Wasser, andere Menschen bemühten sich verzweifelt, sie mit langen Stöcken ans Ufer zu ziehen, während sie die ganze Zeit jammerten.

Keedair sah, wie schlangenartige schwarze Gestalten durch die schmalen Flussläufe schwammen, offenbar durch den Lärm angelockt. Ein Tier hob den Kopf aus dem Wasser und entblößte scharfe Zähne. Der Anblick des bösartigen Tieres ließ Keedair erschaudern. Wer wusste, welche Bestien sich im Schilf noch verbargen?

Er wollte so schnell wie möglich aus diesem stinkenden Sumpf verschwinden und drängte seine Mannschaft zur

Eile. Die neuen Sklaven wurden in die Schiffe verladen. Keedair war froh, dass er bald in sein sauberes Schiff zurückkehren konnte. Doch der Profit, den diese Aktion abwerfen würde, machte sämtliche Unannehmlichkeiten wett.

Schließlich war die Arbeit erledigt, und er bestieg sein Schiff, fuhr die Maschinen hoch und zog die verschlammten Stabilisatoren ein. Als er in den dunstigen Himmel startete, blickte Tuk Keedair noch einmal auf die Sümpfe und sah, wie sich die Riesenaale über die ins Wasser gefallenen Dorfbewohner hermachten.

37

Der Geist beherrscht das Universum. Wir müssen nur dafür sorgen, dass es der menschliche Geist ist und nicht die maschinelle Variante.

Primero Faykan Butler,
Erinnerungen an den Djihad

Zufa Cenva wählte ihre begabteste Schülerin als erste Waffe gegen die Cymeks auf Giedi Primus aus. Die Zauberin Heoma war stark und engagiert und schien bereit, ihre Berufung zu erfüllen.

Von der Klippenstadt auf Rossak aus koordinierte Zufa die Aktion mit der Liga-Armada. Die führende Zauberin biss sich auf die Unterlippe und blinzelte ihre Tränen des Stolzes aus den Augen.

Serena Butlers überraschende und leichtfertige Mission hatte der Armada den nötigen Anstoß gegeben, in die Offensive zu gehen. Während die anderen debattierten und mit den Säbeln rasselten, hatte Xavier Harkonnen einen gut organisierten Angriffsplan vorbereitet. Dann hatte er seinen Befehlshaber überzeugt, dass er die Speerspitze der Streitmacht übernahm. Nun stand die Kampfflotte aus Ballista-Kriegsschiffen und Javelin-Zerstörern hoch über Rossak und war bereit, von den Orbitalstationen abzufliegen.

Der erste Vergeltungsschlag gegen die Maschineninvasoren musste ein dramatischer und klarer Sieg werden, mehr als ein lokales Geplänkel. Jeder Planet hatte Auswirkungen auf die anderen, die wie die Glieder einer Kette zusammenhingen. Tercero Harkonnen würde eine Angriffsabteilung der Armada anführen, die mit Tio Holtzmans brandneuen transportablen Störprojektoren ausgerüstet war und wichtige Stellungen der Roboter ausschalten sollte.

Doch mit den Cymeks, deren menschliche Gehirne nicht durch die Störimpulse beeinträchtigt wurden, sollte sich eine Zauberin auseinander setzen. Heoma hatte sofort begeistert über diese Gelegenheit reagiert und ihre Rolle ohne Zögern akzeptiert.

Sie war eine schlanke junge Frau, dreiundzwanzig Jahre alt, mit elfenbeinweißem Haar, Mandelaugen und unauffälligen Gesichtszügen, die im krassen Gegensatz zu ihrer Kraft und der Unruhe ihres mächtigen Geistes standen. Aber für Zufa war sie mehr als jemand mit besonderen mentalen Gaben; für sie war Heoma ein geliebter Mensch – wie sie sich ihre eigene Tochter gewünscht hätte. Heoma war die älteste von fünf Schwestern; drei von ihnen waren bereits in der Ausbildung zur Zauberin.

Zufa stand vor ihrem liebsten Schützling und legte die Hände auf die knochigen Schultern der jungen Frau. »Du verstehst, wie viel hiervon abhängt. Ich weiß, dass du weder die Menschheit noch mich enttäuschen wirst.«

»Ich werde deine Erwartungen erfüllen«, versprach Heoma. »Vielleicht sogar noch mehr.«

Zufas Brust schwoll vor Stolz. Als Heoma in tadellos aufrechter Haltung das Shuttle betrat, rief die führende Zauberin ihr nach: »Du wirst nicht allein sein. Wir alle sind im Geist bei dir.«

Während der letzten Vorbereitungen hatte Zufa mit ernster Miene und harten Worten zu den stärksten Männern von Rossak gesprochen und sie dafür getadelt, dass sie unfähig waren, eine nützliche Rolle im bedeutenden Kampf zu spielen. Ihr Mangel an telepathischen Fähigkeiten schloss nicht aus, dass sie sich auf andere Weise beteiligten. Für den Angriff auf Giedi Primus war auch ihre Hilfe nötig. Mit steinernem Blick hatte die statuengleiche Zauberin sie beschämt, bis sechs von ihnen bereit waren, Heoma als Leibwächter zu begleiten.

Die Rossak-Männer hatten persönlich Vorräte an stimulierenden und schmerzstillenden Mittel mitgenommen, die Aurelius Venport zur Verfügung gestellt hatte. Sie hatten

sich einer strengen Waffenausbildung unterzogen und Unterricht im Nahkampf erhalten. Wenn es die Situation erforderte, würden sie zu fanatischen Kriegern werden und sich ohne Rücksicht auf ihre eigene Sicherheit in den Kampf stürzen. Ihr einziges Ziel würde darin bestehen, die Waffe der Zauberinnen nahe genug an die Cymeks heranzubringen. Venport hatte sorgfältig einen Drogencocktail zusammengestellt, der dafür sorgte, dass auf die Männer Verlass war, auch in den schrecklichsten Situationen.

Als Zufa verfolgte, wie sich das Shuttle in weitem Bogen den wartenden Kriegsschiffen näherte, waren ihre Gedanken in Aufruhr. Sie empfand aufgeregte Vorfreude und tiefes Bedauern. Sie versuchte, diese Empfindungen hinter einen Schutzschild aus Zuversicht und Pflichtgefühl zu verdrängen.

Aurelius Venport trat schweigend an ihre Seite, als wüsste auch er nicht, was er sagen sollte. Der Mann war immerhin so sensibel, dass er bemerkte, wie traurig Zufa über den Abschied von ihrer besten Schülerin war. »Alles wird gut.«

»Nein. Aber sie wird es schaffen.«

Venport sah sie voller Wärme und Verständnis an und durchdrang damit Zufas abweisende Haltung. »Ich weiß, am liebsten wärst du selber die erste Waffe gewesen, meine Liebe. Heoma ist zweifellos talentiert, aber *du* bist ohne Frage begabter als alle anderen. Vergiss nicht, dass du dich noch von deiner Fehlgeburt erholen musst und dass eine solche Schwäche den Erfolg der Mission gefährdet hätte.«

»Und ich muss mich der höheren Pflicht beugen, andere auszubilden.« Zufa beobachtete, wie das Shuttle in den dünnen Wolken verschwand. »Ich muss hierbleiben und meine mir zugedachte Aufgabe erfüllen.«

»Komisch. Dasselbe habe ich über meine Arbeit gedacht.«

Die Zauberin erinnerte sich, wie leicht die Leibwächter zu beeinflussen gewesen waren, und betrachtete ihren Partner mit unverhohlener Verachtung. Seine Augen blickten klar und ohne die Spuren verderbender Drogen, aber sie ärgerte sich über sein unabhängiges Naturell. »Warum hast du

dich nicht als Freiwilliger für diese Operation gemeldet, Aurelius? Behagt es dir nicht, etwas Selbstloses zu tun, das außerhalb deiner persönlichen Ziele liegt?«

»Ich verhalte mich auf meine Art patriotisch.« Venport beantwortete ihre Miene mit einem ironischen Lächeln. »Aber ich erwarte nicht, dass du das erkennst.«

Darauf hatte sie keine Antwort, sodass sie beide noch lange in den leeren Himmel starrten, obwohl das Shuttle die Station im Orbit längst erreicht hatte.

38

Ich glaube nicht, dass es so etwas wie einen »hoffnungslosen Fall« gibt - höchstens für jene, die nicht genügend treue Anhänger überzeugen können.

Serena Butler,
aus einer Rede vor dem Parlament der Liga

Trotz der optimistischen Verlautbarung des Magnus Sumi stand die sekundäre Störschild-Sendestation auf Giedi Primus keineswegs kurz vor der Fertigstellung.

Nachdem Serenas Geheimteam auf der felsigen, windigen Insel im nördlichen Meer gelandet war, verbrachte es einen ganzen Tag damit, die Ausrüstung und Vorräte auszuladen, die Türen der Baracken aufzubrechen und die Energiegeneratoren in Betrieb zu nehmen. Die Türme mit den Störfeldsendern ragten wie eisüberzogene Skelette in den Himmel. Aber keins der Systeme war einsatzbereit.

Brigit Paterson hatte den Zustand der Anlage inspiziert und kehrte mit gefrorenem Gesicht und tief gerunzelter Stirn zu Serena zurück. »Die einzige erfreuliche Mitteilung, die ich machen kann, lautet: Es ist zumindest nicht unmöglich, die Arbeit fertig zu stellen.« Die Ingenieurin hob die breiten Schultern. »Das Grundgerüst und sämtliche schweren Elemente sind installiert, aber die meisten Komponenten sind noch gar nicht verbunden. Alle Einzelsysteme müssen noch angeschlossen werden, und die Kabel wurden noch gar nicht bis nach ganz oben verlegt.« Sie zeigte auf die vereisten Metallträger, die im Wind ächzten.

Serena beneidete den Freiwilligen nicht, der dort hinaufklettern und die Verbindungen herstellen würde. »Wir wissen nicht genau, wann Xavier uns mit der Armada zu Hilfe kommt, aber wenn wir bis zur Ankunft der Schiffe nicht fer-

tig sind, können wir die Sache gleich vergessen. Er und die Bevölkerung von Giedi Primus müssten auf unsere Unterstützung verzichten.«

Brigit rief ihre Ingenieure zu einer Krisensitzung zusammen. »Wir haben genügend Aufputschmittel dabei. Wir können rund um die Uhr arbeiten, wenn wir die Anlage bei Nacht beleuchten.«

»Tun Sie es«, sagte Serena, »und verfügen Sie über uns, wenn es etwas zu tun gibt, das wir erledigen können. Commander Wibsen hat sich auf ein paar Tage Ruhe gefreut, aber wir werden ihn notfalls aus seiner Koje werfen, damit er sich nützlich machen kann.«

Brigit grinste. »Ich werde mich darum kümmern.«

In der folgenden Woche konnten sie ungestört arbeiten. Die Denkmaschinen wussten nicht, dass sie sich eingeschlichen hatten oder was sie im Schilde führten. Es gab lediglich ein paar unbedeutende Verletzungen, während das Team die gefährlichsten Teile der Arbeit verrichtete. Als die Aufgaben zu neunundneunzig Prozent erledigt waren – zumindest laut Plan –, sagte Brigit Paterson, das der Rest am meisten Zeit beanspruchen würde.

»Wir müssen jede Komponente einzeln durchgehen und die Systeme eichen. Diese Sendetürme generieren ein Feld, das komplexe Gelschaltkreise zerstört. Wir müssen irgendwie feststellen, ob die Anlage länger als fünf Minuten durchhält, wenn wir sie aktivieren.«

Serena biss sich auf die Lippe und nickte. »Ja, das wäre nicht schlecht.«

»Und wenn unsere Test zu auffällig verlaufen«, fuhr die Ingenieurin fort, »könnten die verdammten Maschinen bemerken, was wir hier tun. Diese Phase könnte recht heikel werden.«

»Wie lange brauchen Sie?«, fragte Ort Wibsen, der schwer mit seiner Ungeduld zu kämpfen hatte.

»Eine Woche, wenn alles gut läuft.« Brigit runzelte die Stirn. »Zehn Tage, wenn es Probleme gibt und wir Teile reparieren oder ersetzen müssen.«

»In acht Tagen wäre der früheste Termin, zu dem die Armada eintreffen könnte«, sagte Serena. »Unter der Voraussetzung, dass Xavier zwei Tage nach Erhalt meiner Nachricht eine Flotte organisiert und gestartet hat.«

Wibsen murrte. »So schnell wird in der Liga nie geschossen. Sie werden eine Sitzung nach der anderen einberufen, lange Mittagspausen einlegen und sich anschließend zu weiteren Sitzungen treffen.«

Serena seufzte. »Ich hoffe, dass Xavier diesen Prozess abkürzen kann.«

»Ja«, sagte Wibsen, »und ich hoffe, dass die Roboter einfach freiwillig von Giedi Primus verschwinden ... aber das kommt mir ziemlich unwahrscheinlich vor.«

»Halten Sie Ihre Ingenieure auf Trab«, sagte Serena zu Brigit Paterson, ohne sich durch den Pessimismus des Veteranen beirren zu lassen. »Commander Wibsen und ich werden mit dem Blockadebrecher starten, durch das Sensorennetz schlüpfen und versuchen, die Armada bei der Ankunft abzufangen. Xavier muss erfahren, was wir planen, damit er unsere Vorarbeit nutzen kann. Wir müssen den Zeitplan des Angriffs mit ihm abstimmen.«

Wibsen hustete und runzelte besorgt die Stirn. »Nehmen Sie lieber auch Pinquer Jibb mit, falls ich einen Ersatzpiloten brauche.«

Jibb blickte unsicher von Serena zum Veteranen und schließlich zur Ingenieurin. »Vielleicht sollte der Commander ganz hierbleiben.«

Wibsen spuckte auf den gefrorenen Boden. »Nie im Leben! Es ist ja nur für den unwahrscheinlichen Fall, dass ich Hilfe brauche.«

»Wenn Sie meinen«, erwiderte Serena und verbarg ein wissendes Lächeln. »Brigit, werden Sie es bemerken, wenn die Armada in das System vordringt?«

»Wir hören das Kommunikationsnetz der Denkmaschinen ab. Ich gehe davon aus, dass es eine Menge Aufregung unter den Robotern gibt, wenn die Armada-Kriegsschiffe anrücken.« Brigit betrachtete ihr Team und lächelte

mit grimmiger Entschlossenheit. »Ja, wir werden es bemerken.«

* * *

Wieder kreuzte der Blockadebrecher unter Wasser und ließ die kalten Tiefen des nördlichen Eismeeres hinter sich. Wibsen blickte sich im Cockpit über die Schulter um und sagte: »Zu Beginn dieser Mission habe ich Sie für völlig verrückt gehalten, Serena Butler.«

»Sie halten es für verrückt, diesen Menschen helfen zu wollen?«, fragte sie mit hochgezogenen Augenbrauen.

»Nein – dass sie mir noch eine Chance gegeben haben.«

Während des ersten Anfluges durch die Atmosphäre hatte Ort Wibsen Schwachstellen im Netz der Robotersensoren ausgemacht, die den Planeten überwachten. Nun tauchten sie bei etwa vierzig Grad nördlicher Breite auf, wo sie mit dem getarnten Schiff durch die dünne Wolkendecke stoßen konnten, ohne dass die unmittelbare Gefahr bestand, von den Maschinen im Orbit und am Boden entdeckt zu werden. Die unregelmäßigen Scannersignale zuckten wie unsichtbare Scheinwerferkegel durch den Himmel.

»Wir werden hier in aller Ruhe abwarten«, sagte er, hustete erneut und schlug auf den Pharma-Injektor in seiner Brust, als wäre das Gerät ein lästiges Insekt. »So lange, bis ich mir verdammt sicher bin, das Muster der Signale durchschaut zu haben.«

»Das ist immerhin ein Vorteil der Denkmaschinen«, sagte Pinquer Jibb mit unbehaglichem Gesichtsausdruck. »Sie sind ziemlich berechenbar.«

Doch für Cymeks galt das nicht.

Eine knappe Stunde später näherten sich schnelle mechanische Tragflügler dem halb aufgetauchten Blockadebrecher. Wibsen fluchte wütend, dann hustete er Blut aus.

»Es sind elf!«, rief Pinquer Jibb, der die Ortung überwachte. »Wie haben sie uns gefunden?«

»Wieso haben Sie sie nicht früher gesehen?«, gab Wibsen zurück.

»Sie sind aus dem Wasser aufgetaucht, genauso wie wir!«

Serena schaute auf den Bildschirm, der den Kurs der Roboter-Abfangjäger zeigte. Sie aktivierte die Steuerbordwaffen des Blockadebrechers und feuerte auf die Tragflügler. Einer wurde getroffen, die anderen Schüsse gingen weit daneben. Sie war nicht als Waffenoffizier ausgebildet. Wenn sie darauf angewiesen wären, dass sie sich am Kampf beteiligte, wären sie das Risiko der Giedi-Primus-Mission niemals eingegangen.

»Jibb, übernehmen Sie die Kontrollen und machen Sie uns startbereit!«, rief Wibsen und stürmte aus dem Cockpit. »Verdammt, so leicht sollen sie uns nicht erwischen.« Er richtete einen knochigen Finger auf den Copiloten. »Nutzen Sie die erstbeste Gelegenheit, wenn ich weg bin – und zögern Sie nicht!«

»Was haben Sie vor?«, fragte Serena. Der alte Veteran antwortete nicht, sondern lief nach hinten und sprang in die einzige Rettungskapsel des Schiffs.

»Was macht er da?«, wollte Jibb wissen.

»Uns bleibt keine Zeit, ihm deswegen den Prozess zu machen.« Serena konnte nicht glauben, dass der Veteran sie einfach den Denkmaschinen überließ.

Wibsen schloss die Luke der Kapsel, dann leuchteten grüne Lämpchen an der Außenseite auf – das Zeichen, dass er den Start vorbereitete.

Serena feuerte eine weitere Steuerbordsalve ab, weil die Waffen nur dort in Schussposition waren. Wieder traf sie einen Jäger der Denkmaschinen, aber nun erwiderten die Cymeks und Roboter koordiniert das Feuer und schalteten gezielt die Waffen des Blockadebrechers aus. Serena schaute bestürzt auf die Kontrollen. Sie flackerten und erstarben schließlich ganz.

Es gab einen heftigen Ruck und einen explosiven Knall, als Wibsens Rettungskapsel wie eine Kanonenkugel davonschoss. Das schnelle, schwer gepanzerte Projektil raste knapp über der Wasseroberfläche dahin. Der Veteran meldete sich über die SOS-Frequenz. »Schlafen Sie jetzt nicht an den Kontrollen ein. Seien Sie bereit!«

Pinquer Jibb fuhr die Triebwerke hoch, und das Schiff zog eine Linie durch das Wasser.

Wibsen gab sich alle Mühe, mit der Kapsel genau auf die Robotereinheiten zuzusteuern. Das Gefährt war lediglich dazu konstruiert, Überlebende einer Katastrophe in Sicherheit zu bringen, und mit soliden Panzerplatten geschützt. Als es mit dem nächsten Feind zusammenstieß, wurde das Cymek-Schiff völlig zerstört. Es schoss einfach hindurch und raste in den zweiten Gegner. Hier wurde die Kapsel aufgehalten, die zerbeult und rauchend im langsam versinkenden Wrack lag.

»Los!«, rief Serena. »Starten Sie, Jibb!«

Der Pilot erhöhte den Schub, und der Blockadebrecher erhob sich aus dem Wasser. Als sie in den Himmel aufstiegen, beobachtete Serena auf einem Bildschirm, was sich an der Wasseroberfläche tat.

Sie sah, wie sich die Luke der Kapsel in den Trümmern der zwei Tragflügler öffnete. Wibsen kam heraus, etwas angeschlagen, aber keineswegs geschlagen. Um ihn herum stieg Rauch und Dampf auf, und drei wütende Cymeks näherten sich ihm.

Der Veteran griff in eine Tasche und warf eine mattgraue Kugel auf das nächste Cymek-Schiff. Die Explosion vernichtete den Feind und warf Wibsen in die Rettungskapsel zurück. Dann nahm er ein Impulsgewehr und zielte unsicher mit einer Hand, doch die Cymeks erwiderten aus den Tragflüglern sein Feuer. Serena beobachtete entsetzt, wie sie sich auf den Veteranen stürzten und ihn mit mechanischen Klauen in Stücke rissen.

»Festhalten!«, schrie Pinquer Jibb, aber es war schon zu spät. Serena sah, wie einige Roboterschiffe ihre schweren Waffen genau auf den Kurs des flüchtenden Blockadebrechers ausrichteten.

»Ich kann nicht ...«

Der Stoß warf Serena gegen eine Wand. Explosionen zerfetzten die Triebwerke ihres Schiffes. Sie kamen vom Kurs ab, doch Jibb konnte nicht mehr verhindern, dass sie zum

Ozean zurückstürzten. Dann schlug der Blockadebrecher wie ein riesiger, außer Kontrolle geratener Schlitten in die Wellen, und eine Dampfwolke stieg auf. Wasser rauschte durch die Risse in der Hülle.

Serena lief zum Waffenschrank und rüstete sich ebenfalls mit einem Impulsgewehr aus. Sie legte sich den Riemen über die Schulter und war bereit, sich zu verteidigen, obwohl sie noch nie mit einer solchen Waffe geschossen hatte. Pinquer Jibb holte sich eine weitere Waffe aus dem Arsenal.

Es klang wie der Aufprall mehrerer Torpedos, als sich die Cymeks auf das beschädigte Schiff stürzten. Sie versuchten gar nicht erst, die normalen Zugangsluken zu benutzen, sondern schnitten sich einfach durch die Hülle – wie Vögel, die versuchten, an das schmackhafte Fleisch einer Muschel zu gelangen.

Jibb feuerte, als der erste silbrige Arm durch die aufgerissene Wand stieß. Eine Impulsladung zerschmolz die Greifklaue des Cymeks, aber ein Teil der Energie wurde abgelenkt und erweiterte den Riss in der Hülle.

Ein zweiter Cymek kam von oben. Er stemmte die Luke auf und sprang mit seinem schlankeren Aktionskörper ins Cockpit. Serena feuerte auf ihn und traf den Rumpf. Mit einem zweiten Glückstreffer zerstörte sie den Gehirnbehälter. Ein größerer Cymek arbeitete sich von oben durch. Er packte seinen getöteten Kollegen und benutzte ihn als Schutzschild, während Serena ihn mit dem Impulsgewehr unter Feuer nahm.

Neben Pinquer Jibb versuchte ein Cymek, der die Gestalt eines schwarzen Käfers hatte, durch den Riss in der Schiffshülle einzudringen. Der Copilot wollte ihn ins Visier nehmen, doch der Cymek stieß mit einem langen, spitzen Arm zu. Jibb ließ die Waffe fallen, als seine Brust wie von einem Speer durchbohrt wurde. Blut quoll aus dem Loch in seiner Uniform.

Das Ende des Armes verwandelte sich plötzlich in krallenartige Finger, und als der Cymek die Gliedmaße zurück-

zog, riss er seinem Opfer das tropfende Herz heraus und hielt es wie eine Trophäe hoch.

Von oben warf der größte Cymek nun den Aktionskörper seines toten Kollegen auf Serena. Die schwere Maschine begrub sie unter sich und fügte ihr etliche Verletzungen zu. Sie war gefangen und konnte sich nicht mehr rühren.

Der Käfer, dem immer noch Blut von einem Bein tropfte, zwängte sich durch die Öffnung und stieg über Jibbs Leiche hinweg. Er hob zwei Arme und zielte damit auf Serena, doch dann brüllte der größte Cymek, dass er innehalten sollte.

»Wenn wir beide töten, haben wir niemanden, den wir zu Erasmus bringen können. Er hat ausdrücklich um einen der zähesten Widerstandskämpfer von Giedi Primus gebeten. Dieses Exemplar dürfte also genau das Richtige für ihn sein.«

Serena wurde starr vor Entsetzen, als sie ihn sprechen hörte. Sein Tonfall hatte etwas Bedrohliches, sodass sie sich wünschte, lieber hier und jetzt zu sterben. Ihr Arm, ihre Rippen und ihr linkes Bein waren so schwer verletzt, dass sich eine Blutlache auf dem Metallboden ausbreitete.

Jibbs Mörder riss ihr das Impulsgewehr aus den Händen, während der größere Cymek den reglosen Aktionskörper entfernte. Er streckte einen Greifarm aus und umschloss sie mit einer flexiblen Metallfaust. Der Titan hob sie auf und hielt ihr Gesicht vor seine optischen Sensoren.

»Oh, wie hübsch! Selbst nach tausend Jahren ist mir der Sinn für weibliche Schönheit nicht verloren gegangen. Wenn ich noch einmal Mensch sein könnte, würde ich Ihnen meine grenzenlose Bewunderung demonstrieren.« Seine Sensoren glitzerten grausam. »Ich bin Barbarossa. Es ist eine Schande, dass ich Sie auf die Erde zu Erasmus schicken muss. In Ihrem Interesse hoffe ich, dass er Gefallen an Ihnen findet.«

Silbrig schimmernde Klauen hielten sie fest umschlossen, wie die Stäbe eines gewaltigen Käfigs. Serena wehrte sich, aber sie konnte ihm nicht entkommen. Sie hatte von Barba-

rossa gehört, einem der ehemaligen Tyrannen, die das Alte Imperium gestürzt hatten. Sie wünschte sich, es wäre ihr gelungen, ihn zu töten, auch wenn sie dabei ihr eigenes Leben hätte opfern müssen.

»Eins von Omnius' Schiffen bricht morgen zur Erde auf. Ich werde dafür sorgen, dass Sie an Bord gebracht werden«, sagte Barbarossa. »Habe ich erwähnt, dass Erasmus über viele Laboratorien verfügt, in denen er ... interessante Dinge anstellt?«

39

Mein Potenzial ist unbegrenzt. Ich bin in der Lage, ein ganzes Universum zu erfassen.

aus einer beschädigten Datei
in den geheimen Datenbanken von Omnius

Der erst vor kurzem in Betrieb genommene Omnius von Giedi Primus beschäftigte sich mit einer dreidimensionalen Karte des bekannten Universums. Es war ein akkurates Modell, das auf gründlichen Auswertungen von archivierten Vermessungen und aktuellen Sensordaten beruhte und durch Wahrscheinlichkeitsprojektionen und weiterführende Analysen ergänzt wurde.

Unendliche Möglichkeiten.

Mit unersättlicher Neugier studierte die neue Omnius-Kopie wirbelnde Nebel, Riesensonnen und zahllose Planeten. Irgendwann wären sie alle ins Netzwerk der Synchronisierten Welten eingebunden, wenn die nötigen Maßnahmen getroffen wurden.

Bald würde das nächste Update-Schiff eintreffen und diesen Omnius wieder ungefähr auf den gleichen Stand wie die anderen planetaren Allgeist-Computer bringen. Seit er auf Giedi Primus aktiviert worden war, hatte er noch keine neue Synchronisierung erlebt. Bald konnte er seine faszinierenden Überlegungen mit allen anderen Omnius-Kopien teilen. Expansion, Effizienz ... es gab noch so viel zu tun! Die Eroberung von Giedi Primus war ein wichtiger Meilenstein für die Etablierung des kosmischen Imperiums der Denkmaschinen. Der Prozess hatte begonnen und würde sich bald beschleunigen.

Im cybernetischen Kern, der in der früheren Zitadelle des Magnus untergebracht war, rief Omnius Bilder auf, die

seine Wächteraugen aufgenommen hatten: brennende Ruinen, menschliche Kinder auf Folterbänken, riesige Scheiterhaufen aus überflüssigen Bevölkerungsteilen. Objektiv studierte er jedes Bild, absorbierte die Informationen und verarbeitete sie. Vor langer Zeit hatten die Denkmaschinen durch Barbarossas Programmierung gelernt, den Triumph zu genießen.

Viele der großen Fabriken von Giedi Primus hatten inzwischen eine sinnvolle Verwendung gefunden, genauso wie die Bergbautransporter und anderen Einrichtungen. Barbarossa hatte sich große Mühe gegeben, die menschlichen Produktionsstätten für die Zwecke der Denkmaschinen zu modifizieren. Und in diesen Fabriken hatte der neue Allgeist etwas entdeckt, das interessante Zusammenhänge und außergewöhnliche Möglichkeiten versprach.

Die Menschen hatten mit der Konstruktion einer neuen Raumsonde von hoher Reichweite begonnen, mit der sich fernste Planeten erkunden ließen. Solche Sonden konnten als Botschafter für die Denkmaschinen eingesetzt werden, als neue Ableger des Computer-Allgeistes.

Mit der galaktischen Karte berechnete Omnius die Reisezeit, die eine solche Maschinensonde benötigen würde. Er musterte das Territorium, das als Region der »Unverbündeten Planeten« gekennzeichnet war, die weder von den Maschinen noch dem menschlichen Ungeziefer beansprucht wurden. Es gab so viele Planetensysteme, die erkundet, erobert und integriert werden mussten, und durch die neuartigen Sonden von Giedi Primus rückte dieses Ziel etwas näher. Der neue Allgeist erkannte diese Gelegenheit – und seine Pendants auf den Synchronisierten Welten würden es genauso sehen.

Wenn er Keime seines Allgeistes aussäen konnte, selbstständige Anlagen, die planetare Rohstoffe nutzten, um eine automatische Infrastruktur zu schaffen, ließen sich Brückenköpfe der Denkmaschinen auf zahllosen unbewohnten Welten errichten. Es wäre wie ein Feuer, von dem glühende

Funken aufstiegen, und die Hrethgir würden die Ausbreitung von Omnius nie mehr aufhalten können. Es war eine zwangsläufige, natürliche Entwicklung.

Eine Gruppe von Robotern stand außerhalb seines geschützten Kerns bereit, ihm jederzeit technische Hilfe zu leisten. Die neue Idee veranlasste den Allgeist, einen Befehlsimpuls an eine der Maschinen zu senden. Ihre Systeme wurden aktiviert, und sie war bereit, ihm zu dienen.

* * *

In den Wochen, die Barbarossa mit der Unterwerfung und dem Wiederaufbau von Giedi Primus beschäftigt war, instruierte Omnius seine Hilfsroboter bei der Konstruktion hoch entwickelter Raumsonden, von denen jede eine Kopie seines Geistes und seiner aggressiven Persönlichkeit enthielt.

Bei der Landung würden die Sonden eigenständig Systeme ausschleusen, die auf jedem Planeten automatische Fabriken errichteten, die wiederum weitere Roboter bauten ... Maschinenkolonien, die fern von den Synchronisierten Welten und der Liga der Edlen keimten. Obwohl die Maschinen im Prinzip nahezu jeden Planeten besiedeln und nutzen konnten, bestanden die Cymeks darauf, dass man sich auf Welten konzentrierte, die für Menschen kompatibel waren. Leblose Welten schienen weniger Probleme hervorzurufen, aber der Allgeist verstand, dass beide Interessen begründet waren.

Als die Arbeiten abgeschlossen waren, verfolgte Omnius mit seinen Wächteraugen, wie ein ganzer Schwarm von Sonden startete. Es waren fünftausend Einheiten, die gleichzeitig auf die Reise gingen. Sie waren darauf programmiert, sich in die fernsten Winkel der Galaxis zu verstreuen, auch wenn sie Jahrtausende unterwegs waren. Zeit spielte keine Rolle.

Die kompakten Sonden stiegen funkelnd wie Seifenblasen auf grünen Triebwerksstrahlen in den Himmel auf. Irgend-

wann in der Zukunft würde Omnius wieder den Kontakt zu den Abkömmlingen dieser Maschinen herstellen.

Computer waren in der Lage, sehr langfristige Pläne zu schmieden, weil sie lange genug existierten, um die Ergebnisse ernten zu können. Wenn die Menschen in diese fernen Sonnensysteme vordrangen, wäre Omnius längst dort.

Um auf sie zu warten.

40

Jeder Mensch ist eine Zeitmaschine.

Feuerlyrik der Zensunni

Selim befand sich in der Sicherheit der uralten botanischen Teststation, die er seit Monaten als Unterschlupf nutzte, und kauerte sich zusammen, während ein weiterer brutaler Sandsturm über die Wüste fegte. Das Wetter war das Einzige, was sich in dieser Welt veränderte.

Der Sturm dauerte sechs Tage und Nächte, er wirbelte Staub und Sand auf, er trübte die Luft, sodass die Sonne nur noch ein schwaches Zwielicht verbreitete. Er hörte, wie die heulenden Gewalten an den Wänden des vorgefertigten Gebäudes zerrten.

Er hatte keine Angst. Er fühlte sich sicher und geborgen ... und ein wenig gelangweilt.

Zum ersten Mal in seinem Leben war Selim Selbstversorger und nicht mehr auf die Launen von Stammesgenossen angewiesen, die ihn ständig herumkommandierten, nur weil seine Eltern unbekannt waren. Er konnte es kaum fassen, welche Reichtümer ihm zur Verfügung standen, und er hatte gerade erst begonnen, die ungewöhnliche Technik des Alten Imperiums zu untersuchen.

Er erinnerte sich, wie er und sein untreu gewordener Freund Ebrahim mit anderen Zensunni, darunter auch Naib Dhartha und sein junger Sohn Mahmad, durch die Wüste gestreift waren. Einmal hatte Selim einen zusammengeschmolzenen Klumpen aus Schaltkreisen gefunden, der offenbar von einem explodierten Raumschiff stammte. Vom Sand war das Gebilde zu einem vielfarbigen, exotischen Konglomerat gestaltet worden. Er hatte das Stück Glyffa schenken wollen, der alten Frau, die sich gelegentlich um ihn gekümmert

hatte. Doch Ebrahim hatte es ihm weggenommen und war damit zum Naib geeilt, um ihn zu fragen, ob er diesen kleinen Schatz behalten durfte. Der Naib wiederum hatte es ihm weggenommen und auf einen Haufen geworfen, der an einen Schrotthändler verkauft werden sollte. Niemand hatte noch einen einzigen Gedanken an Selim verschwendet ...

Doch während sich die Zeit zu Wochen dehnte, die er an diesem Ort verbrachte, entdeckte er neue Aspekte und Dimensionen der Einsamkeit. Tag für Tag saß er vor den zerkratzten Fenstern und beobachtete, wie die Stürme vorbeizogen und die Sonne blutrot an einem farbigen Himmel unterging. Er schaute auf die sauberen Dünen, die sich bis zum endlosen Horizont wellten. Die riesigen Hügel hatten sich wie Lebewesen verändert, doch im Wesentlichen blieben sie immer gleich.

Angesichts dieser Weite kam es ihm unmöglich vor, dass er jemals wieder einen Menschen zu Gesicht bekam. Doch er vertraute darauf, dass Gott ihm mit einem Zeichen zu verstehen geben würde, was er von ihm erwartete. Er hoffte nur, dass es bald geschah.

Die meiste Zeit beschäftigte sich Selim in der aufgegebenen Station mit Solitärspielen, die er in seiner Kindheit gelernt hatte. Im Dorf hatten die anderen ihn gemieden, die ihre Vorfahren über ein Dutzend oder mehr Generationen zurückverfolgen konnten, bis zur Zeit vor der Ankunft der Wanderer auf Arrakis.

Als Kind war Selim von verschiedenen Zensunni aufgezogen worden, doch er war von keiner Familie adoptiert worden. Er war stets ein impulsiver Junge mit großem Tatendrang gewesen. Jede wahre Mutter hätte mit Geduld auf seine Streiche reagiert, aber Selim hatte keine wahre Mutter. Auf Arrakis, wo das Überleben ständig auf des Messers Schneide stand, waren nur wenige bereit, sich mit einem jungen Mann abzugeben, der nicht gewillt schien, etwas aus seinem Leben zu machen.

Einmal hatte er versehentlich eine ganze Tagesration Wasser verschüttet, während er in einer Lagerkammer gear-

beitet hatte. Zur Strafe hatte Naib Dhartha ihm zwei Tage lang jede Flüssigkeit verweigert. Er musste diese Lektion lernen, falls er jemals zu einem Mitglied des Stammes werden wollte. Selim hatte jedoch nie erlebt, dass andere, denen ein vergleichbarer Fehler unterlaufen war, eine ähnlich schwere Strafe erhalten hatten.

Bereits im Alter von acht Standardjahren hatte er Erkundungsstreifzüge durch die Felsen unternommen, Eidechsen gejagt und nach zähen Kräutern mit essbaren Wurzeln gesucht. Dann war er draußen von einem Sandsturm überrascht worden und hatte sich eine Zuflucht in den Felsen gesucht. Selim erinnerte sich, wie verängstigt er gewesen war, als er sich zwei Tage lang ganz allein verstecken musste. Als er schließlich ins Dorf zurückgekehrt war und erwartet hatte, dass man ihn voller Erleichterung begrüsste, musste er feststellen, dass niemand seine Abwesenheit bemerkt hatte.

Ganz anders Ebrahim, der Sohn eines angesehenen Stammesoberhauptes, der zu viele Geschwister hatte, als dass man allzu viel Aufmerksamkeit auf ihn verschwendete. Zum Ausgleich hatte sich Ebrahim in viele schwierige Situationen gebracht. Er hatte ständig ausprobiert, wie weit er die Nachsicht des Naibs strapazieren konnte, und jederzeit darauf geachtet, dass der Waise Selim in der Nähe war, falls er einen Sündenbock brauchte.

Als unerwünschtes Balg hatte Selim niemals den Wert wahrer Freundschaft erfahren. Er hatte Ebrahims Behauptungen stets für bare Münze genommen, ohne die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass der Junge ihn lediglich ausnutzte. Es hatte lange gedauert, bis Selim seine Lektion gelernt hatte – bis man ihn in die Wüste verbannt und damit praktisch zum Tode verurteilt hatte.

Aber er hatte überlebt. Er war auf Shaitan geritten, und Gott hatte ihn an diesen geheimen Ort geführt ...

Während der langen Sturmtage wuchs Selims Interesse, die Forschungsstation genauer zu erkunden. Er studierte die komplizierten Instrumente und Datenträger, aber er ver-

stand die antike Technik nicht. Er wusste ungefähr, wozu einige der Systeme gedacht waren, aber er begriff nicht, wie die Maschinen zu bedienen waren, die die Wissenschaftler des Alten Imperiums installiert hatten. Da diese Station mehrere Jahrhunderte, vielleicht sogar Jahrtausende lang intakt geblieben war, müsste sie es eigentlich verkraften, wenn ein neugieriger junger Mann ein wenig mit verschiedenen Geräten hantierte ...

Einige der Energiezellen waren noch nicht völlig entladen, sodass es ihm gelang, ein paar Instrumente einzuschalten und diverse Lämpchen aufleuchten zu lassen. Schließlich stieß er zufällig darauf, wie sich ein Logbuch aktivieren ließ, eine holographische Aufzeichnung eines groß gewachsenen Mannes mit seltsamen Gesichtszügen, großen Augen und blasser Haut. Seine Gesichtsknochen hatten eine ungewöhnliche Form, als würde er einer ganz anderen Menschenrasse entstammen. Der imperiale Wissenschaftler trug helle farbige Gewänder mit seltsamen Mustern, die zum Teil aus Metall bestanden. Er war zusammen mit anderen Forschern nach Arrakis abkommandiert worden, um zu untersuchen, ob sich der Planet für die Besiedlung eignete oder verwertbare Bodenschätze aufwies. Aber sie hatten kaum etwas Interessantes gefunden.

»Dies ist unsere letzte Aufzeichnung«, sagte der leitende Wissenschaftler in einem Galach-Dialekt, den Selim nur mit Mühe verstehen konnte. Er spielte den Logbucheintrag fünfmal ab, bis er den Sinn der gesamten Botschaft ergründet hatte.

»Obwohl wir unsere Mission noch nicht abgeschlossen haben, ist ein neues Transportschiff auf dem hiesigen Raumhafen eingetroffen. Der Captain hat die Nachricht übermittelt, dass Aufruhr und Chaos im Imperium herrschen. Eine tyrannische Junta hat die Kontrolle über unsere dienstbaren Denkmaschinen übernommen und sie dazu benutzt, die galaktische Regierung zu stürzen. Unsere Zivilisation ist verloren!« Hinter ihm unterhielten sich seine Kollegen in besorgtem Flüsterton.

»Der Captain des Transportschiffs muss innerhalb der nächsten Tage weiterfliegen. In dieser Zeit können wir unsere Arbeit nicht zu Ende bringen, aber wir müssen jetzt aufbrechen, weil die Unruhen die Raumfahrt für längere Zeit zum Erliegen bringen könnten.«

Selim betrachtete die versammelten Wissenschaftler, deren Gesichter Sorge und Verzweiflung spiegelten.

»Es dürfte einige Zeit dauern, bis die Politiker diesen Konflikt gelöst haben und das Leben wieder in normalen Bahnen verläuft. Keiner von uns möchte auf diesem schrecklichen Planeten festsitzen, also werden wir alle Systeme der Teststationen einmotten und mit dem Transportschiff abfliegen. In der Einöde von Arrakis gibt es ohnehin kaum noch etwas zu entdecken, aber wir werden dafür sorgen, dass die Stationen einsatzbereit bleiben, falls wir doch zurückkehren sollten, auch wenn die Unterbrechung ein paar Jahre dauert.«

Als die Aufzeichnung endete, kicherte Selim. »Es waren etwas mehr als ein paar Jahre.«

Doch das Bild des Wissenschaftlers antwortete ihm nicht und schien aus tiefster Vergangenheit in die fernste Zukunft zu starren. Selim hätte gerne zusammen mit einem anderen Menschen über den Irrtum des seltsamen Mannes gelacht, aber es war niemand da. Er war nach wie vor ein Gefangener der Wüste.

Trotzdem würde er eine Möglichkeit zur Flucht finden.

41

Das Risiko verringert sich, je mehr wir unseren Mitmenschen vertrauen können.

Xavier Harkonnen,
aus einer militärischen Ansprache

Sieben Tage.

Brigit Paterson hatte gar nicht beabsichtigt, so schnell fertig zu werden, aber sie trieb ihre Leute zur Eile an. Sie überprüfte immer wieder die Arbeiten, um zu gewährleisten, dass sie keine Fehler machten. Ein ganzer Planet stand auf dem Spiel.

Nach Serenas Zeitplan konnten die Ingenieure ihr Werk kurz vor Ablauf der gesetzten Frist abschließen.

Nachdem sie die Störfeldsysteme getestet hatten und alles tadellos funktionierte, sogar nach Brigits peniblen Vorgaben, gönnte sie ihren Leuten endlich ein paar Stunden Ruhe. Einige saßen da und starrten durch die Plazfenster der Baracke in den kalten grauen Himmel, andere schliefen auf der Stelle ein, als wären sie künstlich in Tiefschlaf versetzt worden.

Die Armada traf am Morgen des neunten Tages ein.

Die Abhörsysteme, mit denen sie das Sensorennetzwerk von Omnius überwachten, gaben Alarm. Brigit weckte ihre Leute und teilte ihnen mit, dass die Liga-Flotte auf dem Weg ins System war und sich bereitmachte, Giedi Primus zurückzuerobern. Sie hoffte, dass Serena die Schiffe abgefangen und dem Kommandanten gesagt hatte, was sie zu erwarten hatten.

Die Cymeks äußerten sich ungläubig und verächtlich, dass die ungezähmten Menschen es wagten, sich ihnen entgegenzustellen, während die Omnius-Inkarnation eine Situationsanalyse erstellte und eine Reaktion ausarbeitete.

Aus der Flotte der Denkmaschinen waren mehrere große Patrouillenkreuzer im Orbit zurückgeblieben, doch der größte Teil der Roboterkampfschiffe war gelandet, um die Unterwerfung der Bevölkerung zu unterstützen. Als sich nun die Liga-Armada näherte, gab der Giedi-Primus-Omnius seine Befehle über das Computernetzwerk aus. Kriegsschiffe wurden startbereit gemacht, damit im Weltraum eine große synchronisierte Streitmacht zur Verfügung stand, die die Hrethgir zurückschlagen sollte.

Brigit Paterson hörte die Kommunikation ab und lächelte.

Ihr Assistenzingenieur eilte zu ihr und schaute nach draußen auf die windige Felseninsel. »Sollten wir nicht so schnell wie möglich das Störfeld aktivieren? Alles ist bereit. Worauf warten Sie?«

Brigit blickte sich zu ihm um. »Ich warte darauf, dass die großspurigen Roboter in meine Falle tappen.«

Auf einfachen Bildschirmen, die in der unfertigen Anlage installiert worden waren, beobachtete sie, wie sich hundert mächtige Kriegsschiffe von den Landefeldern erhoben. Die gewaltigen Einheiten der Maschinen verfügten über enorme Feuerkraft.

»Nicht so schnell.« Endlich aktivierte Brigit die jungfräuliche Anlage. Eisüberzogene Sendetürme pumpten Energie in die Satelliten im Orbit, und das Holtzman-Störfeld breitete sich wie ein Spinnennetz aus – unsichtbar und dennoch tödlich für die Gelschaltkreise künstlicher Intelligenzen.

Die Roboterschiffe wurden völlig überrascht.

Sie stiegen auf und dachten nicht im Traum daran, dass etwas Unerwartetes ihre Pläne beeinträchtigen könnte. Dann berührten die Schiffe der Denkmaschinen den dünnen, schimmernden Schleier, der in kürzester Zeit die Computergehirne zerstörte. Die Systeme versagten, die Speicher wurden gelöscht. Ein Kriegsschiff nach dem anderen fiel aus und stürzte auf die Planetenoberfläche zurück, wie ein Asteroidenschwarm. Sie schlugen auf und explodierten.

Einige trafen unbewohnte Gebiete, andere bedauerlicherweise nicht.

Brigit Paterson wollte nicht an den Kollateralschaden denken, den sie soeben der ohnehin leidgeprüften Welt zugefügt hatte. Als ihre Ingenieure den Erfolg ihrer Bemühungen sahen, jubelten sie. Nun hatten die wenigen Roboterschiffe im Weltraum keine Chance gegen die geballte Macht der vereinten Armada. Und sie würden auch keine Verwüstungen mehr auf der Oberfläche anrichten.

»Wir haben noch nicht gewonnen«, sagte Brigit, »aber es dürfte nicht mehr lange dauern, bis wir von hier verschwinden können.«

* * *

Die Armada näherte sich Giedi Primus und war bereit, alle verfügbaren Waffen gegen die Geißel der Denkmaschinen einzusetzen. Xavier betete, das Serenas verzweifelter Plan gelungen war, und dass sie irgendwo auf dem Planeten in Sicherheit war.

Er hatte darauf bestanden, den riskanten Überfall persönlich zu leiten – nicht weil er den Ruhm eines dringend benötigten Sieges einheimsen wollte, sondern weil er Serena lebend wiedersehen wollte.

Omnius hatte sich darauf verlassen, dass er den Planeten im mechanischen Griff hatte, und die Fähigkeiten und den Erfindungsreichtum der Menschen unterschätzt. Vermutlich hatte er die Chancen berechnet und die Schlussfolgerung gezogen, dass die Liga niemals gewinnen konnte, worauf der Allgeist die Bedrohung durch die menschliche Vergeltungsflotte als geringfügig eingeschätzt hatte. Es war einfach unvernünftig, eine solche Übermacht angreifen zu wollen.

Doch Xavier Harkonnen zögerte nicht, einen scheinbar hoffnungslosen Plan durchzuführen. Und in diesem Fall besaß der Allgeist von Giedi Primus nicht alle relevanten Informationen. Diesem Omnius fehlten entscheidende Daten über die Zauberinnen von Rossak, über die neuen transportablen Störsender und – wie er hoffte – über die nunmehr betriebsbereiten sekundären Störfeldgeneratoren auf dem Planeten.

Als die Roboterkriegsschiffe im Orbit die Flotte bemerkten, sammelten sie sich in der Standardformation. Über den Komkanal hörte Xavier eine Meldung von seinem Adjutanten Cuarto Powder. »Sir, die Denkmaschinen kommen. Ihre Waffensysteme sind einsatzbereit.«

Xavier erteilte den ersten Befehl in dieser Schlacht. »Setzen Sie die Bodenkampfdivisionen in Marsch ... starten Sie die Truppentransporter.« Dieser Flottenteil sollte die Zauberin Heoma und ihre Leibwächter von Rossak auf den Planeten bringen – und die Soldaten, die mit den tragbaren Störfeldprojektoren gegen die Roboter in Giedi City vorgehen sollten.

Cuarto Powder blickte plötzlich von seiner Station auf, um die Meldung zu bestätigen, die er soeben von seinen taktischen Offizieren erhalten hatte. »Sir, es sieht so aus, als wäre der planetare Störschild aktiviert worden!«

Xavier atmete erleichtert auf. »Genau wie Serena versprochen hat.« Die Soldaten jubelten, aber er lächelte aus einem ganz anderen Grund. Jetzt wusste er, dass sie noch am Leben war. Serena hatte das Unmögliche möglich gemacht, wie sie es schon oft getan hatte.

»Die gestarteten Roboterschiffe stürzen auf die Oberfläche zurück! Sie wollten die Orbitalflotte verstärken und sind am Störfeld gescheitert!«

»Gut. Aber die Denkmaschinen am Boden werden sich nun auf die sekundären Sendetürme konzentrieren. Wir müssen den Rest der Roboterflotte aufreiben, solange die übrigen Denkmaschinen in der Stadt festsitzen.« Xavier wollte verhindern, dass Serenas Arbeit umsonst gewesen war. »Jetzt holen wir uns Giedi Primus zurück!«

Aus den Hangars des Flaggschiffs fielen acht Kindjals, die den Transporter mit Heoma an Bord eskortierten. Alle Einheiten waren bewaffnet und bereit, sich dem Feind zu stellen. Die Aufgabe der Kindjals war es, für Verwirrung zu sorgen, um die phantasielosen Roboter abzulenken, damit die Zauberin sicher landen und ihren Teil beitragen konnte.

Als er sah, wie die Roboterflotte anrückte, drängte Xavier die Truppentransporter zur Eile. Schwärme kleinerer Armadaschiffe tauchten in die turbulente Atmosphäre und nahmen Kurs auf Giedi City.

Xavier schloss die Augen und wünschte ihnen alles Gute, dann konzentrierte er sich auf die Bedrohung, die sich aus dem Orbit näherte.

42

Manche Leben werden genommen, und andere werden freiwillig gegeben.

Zufa Cenva,
häufig in ihren Lobreden verwendeter Satz

Umgeben von sechs schweigenden Rossak-Männern steuerte Heoma den Truppentransporter. Ihre Leibwächter trugen verstärkte Uniformen und Helme, die ihnen zumindest einen gewissen Schutz vor Projektilbeschuss boten. Sie beobachteten die Anzeige des Höhenmessers, während sich das Schiff dem Planeten näherte, und schluckten spezielle Cocktails aus Rossak-Drogen. Die starken Aufputschmittel breiteten sich wie ein glühender Lavastrom in ihren Adern und Muskelfasern aus und betäubten Schmerz und Angst.

Mit ihren telepathischen Fähigkeiten verfolgte Heoma, wie die Männer zu Gewitterstürmen in menschlicher Gestalt wurden, die bereit waren, Blitze auf ihre Feinde zu schleudern. Sie blickte jedem Einzelnen in die Augen, und sie tauschten die unausgesprochene Gewissheit aus, dass sie alle sterben würden.

Der Transporter ruckte und schüttelte sich, als sie durch gefährliche Turbulenzen stießen. Heoma war keine erstklassige Pilotin, aber ihre Ausbildung genügte, um das Schiff zu landen. Eine behutsame Punktladung war nicht erforderlich – sie mussten anschließend nur in der Lage sein, in den Kampf zu ziehen.

Sie hatte erwartet, von Robotereinheiten abgefangen zu werden, doch Heoma sah nur, wie die Verteidigungsschiffe der Denkmaschinen abstürzten. Sie krachten wie Steine in Gebäude und Parks. Andere Jäger schafften es, tief genug zu fliegen, um die schwersten Auswirkungen des Störfeldes

zu vermeiden, und bemühten sich, mit beeinträchtigten Systemen zu landen.

»Sie haben andere Probleme, um sich unseretwegen Sorgen zu machen«, sendete der Pilot eines Kindjals aus ihrer Eskorte. Die schnellen Armadaschiffe eröffneten das Feuer und zerstörten einige der flüchtenden Roboterjäger.

Im Orbit lieferten sich die Kampfschiffe der Armada ein heftiges Gefecht mit den KI-Einheiten, die im Weltraum geblieben waren und nicht mehr zur Oberfläche zurückkehren konnten, um Omnius zu verteidigen. Tercero Harkonnen hatte außerdem eine größere Bodenstreitmacht auf den Weg geschickt, nachdem Heoma mit ihrem kleinen Team aufgebrochen war. Jede Angriffsspitze hatte eine spezifische Mission zu erfüllen, was eine sorgfältige Koordination erforderte.

Heoma beobachtete die Kontrollen des Schiffs und zählte die Sekunden mit. Ihre Aufgabe war ein verzweifelter Einzelschlag, zu dem sie keine zweite Gelegenheit erhalten würde. Und sie musste die Aktion abgeschlossen haben, bevor die Soldaten der Liga in Stellung gegangen waren.

Als sie durch die Wolken stießen, konnte sie unter sich die Stadt erkennen, das Muster aus Straßen und hohen Gebäuden, die von stolzen Menschen errichtet worden waren, die in eine blühende Zukunft geschaut hatten. Ganze Stadtviertel waren eingeäschert worden, insbesondere die Wohnkomplexe, die für die unmenschlichen Eroberer wertlos waren.

Die Zauberin erinnerte sich an die Einsatzbesprechung, bei der sie sich die einzige verfügbare Karte von Giedi City ins Gedächtnis eingeprägt hatte, und machte die Zitadelle ausfindig, in der einst der Gouverneur residiert hatte. Dort hatten die Cymeks einen neuen Omnius-Allgeist installiert – so hatte es zumindest der Bote Pinquer Jibb berichtet. Das Anwesen des Magnus Sumi war zu einer Festung der Denkmaschinen geworden.

Dort mussten die Cymeks sein.

Ihre Kindjal-Eskorte stieß Rauchwolken aus, um den Feind zu verwirren. Abgeworfene Kanister verteilten Metall-

splitter in der Luft, die elektromagnetisches Rauschen erzeugten und die Sensoren der Roboter blind machten. Heomas Schiff folgte der sich ausbreitenden Wolke nach unten. Sie hoffte, dass die Tarnung lange genug hielt, während sie sich den unbeschädigten Roboterjägern näherten.

Doch die Einheiten der Denkmaschinen bemerkten zumindest, dass sich etwas näherte, und feuerten blinde Salven ab. Explosionen erschütterten Heomas Transporter, und sie musste feststellen, dass die Landestützen beschädigt worden waren. Trotzdem drückte sie das schwere Schiff weiter nach unten und bremste gleichzeitig mit Höchstwerten ab. Dann erfolgte der Aufprall, und sie schlitterten eine breite gepflasterte Straße entlang. Die Metallhülle kreischte und versprühte Funken und Trümmer. Schließlich kamen sie mit einem Ruck an der Wand eines grauen Steingebäudes zum Stehen.

Sofort lösten Heoma und ihre Männer die Gurte, sprangen auf und griffen nach ihren Waffen. Sie öffnete die Seitenluke und befahl ihren aufgeputschten Leibwächtern, den Weg frei zu machen. Wie vereinbart sendete sie ein Signal an ihre Eskorte, dass alles in Ordnung war. Ein Pilot antwortete ihr, als er den Kindjal nach oben riss: »Braten Sie die Schweine!« Die Kämpfer kehrten in den Himmel zurück, um sich der zweiten Welle von Transportern anzuschließen, die Bodentruppen in der von Robotern verpesteten Stadt absetzen sollten.

Der nächste Teil der Mission lag einzig in Heomas Händen.

Sie stieg aus dem rauchenden Schiff und winkte ihren Männern, gegen die Zitadelle des Gouverneurs vorzurücken. Sie folgte ihnen und hatte ihr Ziel klar vor Augen.

Hinter ihr explodierte der Transporter gemäß der vorgesehenen Programmierung. Heoma zuckte nicht einmal zusammen. In ihrer Planung kam eine Möglichkeit zum Rückzug nicht vor.

Die Leibwächter hatten Raketenwerfer und Strahlwaffen mitgenommen. Diese Artillerie war viel zu schwer, um von normalen Menschen getragen zu werden, aber mit ihren

chemisch verstärkten Muskeln besaßen diese Männer übermenschliche Kräfte ... zumindest so lange, bis die Drogen ihre Körper von innen ausgebrannt hatten.

Mächtige, drei Meter hohe Kampfroboter bewachten den Eingang zur Zitadelle von Omnius. Die Denkmaschinen waren zwar auf der Hut, aber ihre Hauptsorge galt den Kriegsschiffen der Armada und dem überraschend aufgebauten Störschild, sodass sie sich kaum mit einer Hand voll Menschen abgaben, die durch die Straßen rannten. Was konnten ein paar simple Hrethgir schon gegen die unbesiegbaren Denkmaschinen ausrichten?

Als die Wachroboter ihnen den Zugang versperren wollten, griffen Heomas Leibwächter ohne ein Wort an. Sie feuerten Granaten ab, die die stählernen Maschinen in Fetzen rissen.

Oben schwirrten Wächteraugen über den Gebäuden, während das Team auf den Torbogen vor dem Anwesen des Magnus zulief. Die Wächteraugen zeichneten Heomas Bewegungen auf und meldeten alles an den Giedi-Primus-Omnius. Aber die Zauberin ließ sich dadurch nicht beirren. Ihre Leibwächter feuerten auf jede Maschine, die sich ihnen in den Weg stellte.

Hinter ihnen waren die ersten Truppentransporter der Armada in den Straßen gelandet. Die Soldaten strömten nach draußen und eröffneten mit Handwaffen das Feuer. Sie schufen einen gesicherten Bereich, in dem die Techniker den ersten der zwei Prototypen von Holtzmans Störfeldprojektor aufbauen konnten.

Der Apparat sah unfertig und klobig aus und stand auf einem robusten dreibeinigen Stativ. Kabel liefen zur Energieversorgung des großen Truppentransporters. Ein einziger Impuls des Projektors würde das Schiff lahmlegen – und gleichzeitig wären sämtliche ungeschützten Roboter im Umkreis von einem halben Kilometer außer Gefecht gesetzt.

»Fertig!«, rief ein Techniker. Viele Soldaten hielten sich die Ohren zu, als würden sie den Donnerknall einer schweren Kanone erwarten.

Heoma hörte nur ein leises, helles Summen und dann ein schwaches Knistern in der Luft. Rauch und Funken stiegen vom Holtzman-Projektor auf, und die Lichter des Truppentransporters erloschen.

Dann prasselten wie ein Hagelschauer Hunderte von toten Wächteraugen herab und zerschellten auf dem Straßenpflaster. Rumpelnde Kampfmaschinen blieben knirschend stehen. Alle fliegenden Einheiten, die von Robotern gesteuert wurden, kamen plötzlich ins Trudeln und stürzten ab.

Die Armadasoldaten, die immer noch aus den Transportern quollen, stießen Jubelschreie aus. Ihre Zuversicht wuchs, als sie erkannten, dass sie einen Brückenkopf errichtet hatten, eine Zone, in der die meisten feindlichen Roboter eliminiert worden waren.

Heoma musste ihre Mission erfüllen, bevor die tapferen Menschensoldaten mit einer neuen Gefahr konfrontiert wurden. »Weiter! Schnell!«

Mit ihren Leibwächtern stürmte sie in die Korridore des Regierungsgebäudes. Wie sie es von Zufa Cenva gelernt hatte, konzentrierte sie sich darauf, ihre telepathische Energie zu sammeln, bis ihr der Kopf schmerzte.

Tief im Innern der Zitadelle begegnete Heomas Trupp zwei ineinander verkeilten Robotern, die noch funktionsfähig, aber desorientiert waren. Offenbar hatten die dicken Wände des Gebäudes sie teilweise vor dem Störfeldimpuls geschützt. Die Roboter stellten sich ihnen mit erhobenen Waffenarmen entgegen, doch Heoma schleuderte sie mit einem telekinetischen Faustschlag zur Seite. Sie hatten keine Chance gegen diesen Angriff, den sie weder sehen noch begreifen konnten. Bevor die verwirrten Roboter wieder auf die Beine kommen konnten, hatten Heomas Leibwächter sie mit schwerem Feuer vernichtet.

Wir sind fast da.

Sie rannte weiter und führte den Trupp ins Zentrum der Zitadelle, ohne darauf zu achten, dass sie überall Alarm auslösten. Viele Roboter waren ausgeschaltet worden, aber einige konnten sich noch wehren. Gepanzerte Türen schlu-

gen in den Korridoren zu, als sollten lebenswichtige Bereiche gesichert werden, doch Heoma erkannte, dass sie keine besondere Bedeutung hatten. Sie wusste genau, wohin sie sich wenden musste.

Bald würden die Cymeks eintreffen und sie umzingeln. Genau, wie es der Plan vorsah.

Das Kribbeln der geballten mentalen Elektrizität in ihrem Gehirn wurde immer stärker, als würde sie unter Hochspannung stehen. Ihr Schädel drohte zu platzen, aber sie setzte ihre Energie noch nicht frei. Sie musste ihre ganze Kraft für einen entscheidenden Moment aufsparen.

Sie hörte, wie Kampfmaschinen auf Krebsbeinen durch die Korridore hasteten. Das bedrohliche Geräusch der Aktionskörper, die von den Gehirnen menschlicher Verräter gelenkt wurden, unterschied sich deutlich von den im Gleichschritt marschierenden Roboterwachen.

»Es ist fast so weit«, gab sie den Männern mit den glühenden Augen bekannt. In ihrer Stimme schwang Erregung, aber auch Angst mit.

Dann hielten sie vor dem Hauptraum an, in dem sich der abgeschirmte Kern der Omnius-Inkarnation befand. Wächteraugen und optische Fasern starrten sie funkelnd an.

Eine Stimme hallte aus zahllosen Lautsprechern. »Mensch – kommst du mit einer Bombe? Glaubst du, mir mit einem erbärmlichen Sprengsatz Schaden zufügen zu können? Hast du eine Atomwaffe dabei, oder ist dir der Sieg keinen so hohen Preis wert?«

»So naiv bin ich nicht, Omnius.« Heoma warf sich das verschwitzte weiße Haar über die Schulter zurück. »Ein Mensch allein kann unmöglich etwas gegen den großen Computer-Allgeist ausrichten. Dazu ist eine viel stärkere militärische Streitmacht erforderlich. Ich bin nur eine einzelne Frau.«

Als sich die gigantischen Cymeks durch die Korridore näherten, simulierte Omnius ein Lachen. »Menschen geben nur selten die Dummheit ihres Tuns zu.«

»Das habe ich keineswegs getan.« Heomas Haut war so sehr von übernatürlicher Energie aufgeheizt, dass sie in

einem rötlichen Schimmer glühte. Durch die statische Elektrizität bewegten sich ihre bleichen Haarsträhnen wie wütende Schlangen. »Du hast lediglich eine falsche Vorstellung von dem, was ich beabsichtige.«

Die Türen öffneten sich, und drei monströse Cymeks schritten anmutig auf Metallbeinen herein, als würden sie die Gefangennahme dieser Menschengruppe genießen. Heomas Leibwächter reagierten sofort und feuerten mit ihrer letzten Munition. Einer der Neo-Cymeks wurde durch ihren konzentrierten Angriff funktionsunfähig geschossen.

Der zweite Neo-Cymek richtete seine Waffen auf die furchtlosen Männer von Rossak und verbrannte die Kämpfer zu Asche. Der beschädigte Neo-Cymek lag am Boden und bewegte zuckend die Arme und Beine, wie ein vergiftetes Insekt, das sich noch nicht geschlagen geben wollte. Der größere Titan trat vor.

Nun stand Heoma ganz allein den Maschinen gegenüber. Ohne ein äußeres Anzeichen konzentrierte sie ihre mentale Kraft und steigerte sie zu einer Intensität, die sie kaum noch unter Kontrolle halten konnte.

»Ich bin Barbarossa«, sagte der Cymek. »Ich habe so viele Hrethgir in meinen Klauen zerquetscht, dass nur ein Computer sie alle zählen könnte.« Er und sein Begleiter näherten sich. »Ich bin nur selten einer so ausgeprägten Arroganz begegnet.«

»Arroganz? Oder ist es Zuversicht?« Heoma lächelte. »Für die Gelegenheit, einen Titanen auszulöschen, gebe ich gerne mein eigenes Leben hin.«

Die mentale Energie der Zauberin konnte den Gelschaltkreisen von Omnius nichts anhaben. Menschliche Gehirne jedoch reagierten viel empfindlicher auf ihre telepathische Attacke. Sie spürte, wie die Flammen zorniger Energie in ihrem Geist loderten – bis sie sie in einem glühenden Feuersturm entließ.

Die parapsychische Schockwelle brannte die Gehirne von Barbarossa und seinem Begleiter aus. Auch alle anderen Cymeks und biologischen Intelligenzen, die sich im Zitadel-

lenkomplex aufhielten, fielen diesem Angriff zum Opfer. Omnius stieß einen wortlosen Schrei der Wut aus. Heoma sah nur noch eine weiße Leere, als ihre mentale Energie die organischen Gehirne der Cymek-Generäle vernichtete.

Wodurch der vor kurzem installierte Omnius nun ohne Schutz war.

Draußen warteten die Bodentruppen der Liga darauf, dass der telepathische Feuersturm versiegte, dann griffen sie die Festung des ohnmächtigen Allgeistes an.

Die Wiedereroberung von Giedi Primus hatte begonnen.

43

Nichts ist von Dauer.

Sprichwort der Kogitoren

Weniger als eine Stunde nach der Aktivierung der Sendeanlage hatten die Cymeks und die auf der Oberfläche festsitzenden Roboter die Türme lokalisiert. Während in Giedi City der Kampf tobte, auch nachdem Barbarossa gefallen war, wurde ein Kommando aus Neo-Cymeks und Robotern ins nördliche Meer geschickt. Sie besetzten die Insel aus Felsen und Eis, um die Gebäude zu stürmen und die Störschildgeneratoren zu vernichten.

Brigit Patersons kleines Ingenieurteam konnte sich mit einer Hand voll Waffen kaum gegen einen solchen Angriff verteidigen, aber sie hatten auch nicht die Absicht, sich kampflos geschlagen zu geben. Aus dem Hauptkontrollraum beobachtete sie den Himmel und das Meer. »Je länger wir hier ausharren, desto mehr Leben können wir retten.«

Die verzweifelten und ängstlichen Ingenieure bewaffneten sich mit Granaten, Impulsgewehren und einem tragbaren Raketenwerfer, um den Hafen und den Luftraum der Insel zu bewachen.

Das Kommando der Maschinen stellte kein Ultimatum, sondern begann mit dem Angriff, sobald es in Reichweite war. Brigits Ingenieure waren bereit und erwiderten das Feuer. Sie luden nach und gaben Acht, dass sie ihren schwindenden Munitionsvorrat nicht sinnlos vergeudeten.

Die Cymeks und Roboter waren eher darauf aus, die Türme zu zerstören, als ein paar Verteidiger zu töten. Ihre Feuerkraft konzentrierte sich auf die vereiste Anlage, die unablässig die Energie für das Störfeld in den Himmel pumpte. Als der Schuss eines Cymeks einen der Sender traf,

begann sich der Schild aufzulösen, doch Brigit versuchte an den Kontrollen, den Schaden auszugleichen. Mit kalten Fingern leitete sie die Energie in unbeeinträchtigte Sektionen des Turms um, und kurz darauf stand das Störfeld wieder. Aber sie wusste nicht, wie lange diese Notlösung halten würde.

Von draußen hörte sie Explosionen und Schreie. Sie fragte sich besorgt, wie viele ihrer Ingenieure schon umgekommen waren. Die Bildschirme flackerten, als die Sensoren dem Feuersturm zum Opfer fielen, dann sah sie weitere Schiffe am Himmel, die vermutlich den Angriff der Maschinen unterstützen sollten. Es war ein komplettes Geschwader.

Dann hallten lautere Detonationen über das Wasser, und die Cymeks gerieten plötzlich in Schwierigkeiten. Roboterschiffe explodierten, als sie von Kindjals unter Feuer genommen wurden, die von menschlichen Piloten geflogen wurden. Sie hörte die Jubelschreie ihrer Ingenieure, doch es schienen beunruhigend wenige Stimmen zu sein. Die Liga-Armada hatte Hilfe geschickt, um die Schildgeneratoren zu verteidigen.

Voller Erleichterung ließ sich Brigit in einen Sessel fallen und war froh, dass der riskante Plan funktioniert hatte. Sie schwor sich, wenn sie wieder zu Hause war, würde sie Serena Butler die beste und teuerste Flasche Wein schenken, die in der Liga der Edlen aufzutreiben war.

* * *

Nachdem Heomas parapsychischer Schlag die Cymeks ausgeschaltet hatte, setzte der zweite Störfeldprojektor in einem anderen Stadtteil sämtliche Roboter außer Gefecht. Omnius' Verteidigung begann zu bröckeln.

Die noch funktionsfähigen Roboter leisteten erbitterten Widerstand. Sie waren zu jedem Opfer bereit, um die Menschen daran zu hindern, den Planeten zurückzuerobern und den Allgeist zu zerstören. Während Xavier Harkonnen mit seinen schweren Ballistas gegen die Raumschiffe der

Denkmaschinen kämpfte, stellte er vier Javelin-Zerstörer ab, die bei der Sicherung der Planetenoberfläche helfen sollten. Die Kindjal-Schwadronen leisteten ganze Arbeit und legten die noch unfertige Infrastruktur der Maschinen in Trümmer. Sie schalteten weitere Roboter aus, die sich außerhalb der Reichweite der Störfeldprojektoren befanden.

Truppentransporter der Armada setzten Soldaten auf dem Schlachtfeld ab, damit sie die Bastionen der Denkmaschinen ins Visier nahmen. Ortungsschiffe sendeten Botschaften, um Widerstandskämpfer zu erreichen, die sich sammeln und am Kampf beteiligen sollten.

Daraufhin stürzten verzweifelte Männer, Frauen und Kinder aus Gebäuden und befreiten sich aus den Händen ihrer Sklavenhalter. Sie rannten durch die Straßen, mit allen Waffen, die sie finden konnten, die sie zum Teil ausgeschalteten Robotern abgenommen hatten.

Als sich in der Schlacht das Glück wendete, gab Xavier allgemeine Befehle aus und delegierte Verantwortungsbereiche an die führenden Offiziere der Armada. Dann machte er sich mit einem Elitetrupp auf die Suche nach Serena Butler.

Er flog direkt zur Insel im nördlichen Meer, auf der die Ingenieure des Kommandounternehmens die Schildgeneratoren in Betrieb genommen hatten. Xavier erwartete, dass sich Serena dort aufhielt, da die ganze Aktion auf ihren Plänen beruhte. Er sah sich um, musterte besorgt die Leichen, aber er fand nirgendwo eine Spur von Serena oder dem Veteranen Ort Wibsen. Auch ihr Blockadebrecher war verschwunden.

Als er auf Brigit Paterson traf, die draußen im frostigen Wind stand und anscheinend nichts von der Kälte spürte, war sie voller Begeisterung für ihren Triumph. »Wir haben es geschafft, Tercero!«, rief sie. »Angesichts der geringen Erfolgschancen hätte ich keinen Pfifferling darauf gewettet. Aber Serena wusste genau, was sie tat. Ich kann es immer noch nicht glauben, dass ihr Plan aufgegangen ist.«

Xavier spürte, dass er kurz davor stand, vor Erleichterung zu zerschmelzen. »Wo ist sie?«

»Ist sie nicht bei der Armada?« Brigit runzelte die Stirn. »Sie ist vor ein paar Tagen losgeflogen, um Ihre Flotte abzufangen und Sie über den Stand unserer Vorbereitungen zu informieren.« Sie blinzelte irritiert. »Wir dachten, sie hätte Ihnen alle Informationen übermittelt.«

»Nein, wir hatten nur die Botschaft, die sie mir auf Salusa hinterlassen hat.« Xavier verspürte plötzlich eine schreckliche Beklemmung, und seine Stimme senkte sich zu einem kalten Flüstern. »Etwas muss schief gegangen sein. Ich hoffe, dass es nichts Schlimmes ist.«

* * *

Xavier kommandierte eine kleine Staffel Kindjals mit seinen besten Piloten ab. Serena war irgendwo auf Giedi Primus verschollen. Auf einem Planeten gab es eine überwältigende Zahl von Versteckmöglichkeiten, aber er schwor sich, dass er sie finden würde.

Was war geschehen, nachdem sie das Ingenieurteam auf der Insel im Eismeer verlassen hatte? War sie abgestürzt? War sie in Gefangenschaft geraten? Wibsens Dienstakte bewies, dass er ein ausgezeichneter Pilot war, und der umgebaute Blockadebrecher hätte eigentlich keine Probleme verursachen dürfen. Aber Serena und ihre Begleiter hatten auf keinen Funkspruch der Armada reagiert. Also konnte alles Mögliche passiert sein.

Bis zum Schlimmstmöglichen.

Die Armada hatte ihre Befehle für die letzte Phase der Zurückeroberung von Giedi Primus. Mit einer Luftbrücke wurden die Überlebenden aus dem verwüsteten Regierungskomplex von Giedi City gebracht. Er hoffte, dass es Serena nicht dorthin verschlagen hatte.

In zehn Kilometern Höhe, genau über der Zitadelle, in der einst Magnus Sumi residiert hatte, ging die Schwadron in Stellung. Es wurde höchste Zeit für dieses Manöver. Es war erst wenige Monate her, dass er und sein Inspektionsteam in diesen Gebäuden vom Magnus zum Bankett eingeladen worden waren.

Nun musste Omnius wie ein Krebsgeschwür aus der Haut von Giedi Primus herausoperiert werden.

Xavier zögerte, während er über der verwundeten Metropole kreiste. Seine Eingeweide verkrampften sich, dann gab er seinen Leuten endlich den Befehl. Die Kindjals entluden ihre tödliche Fracht.

Xavier schloss die Augen, doch dann zwang er sich dazu, das schreckliche Ende zu beobachten. Nur diese Lösung war sicher. Selbst wenn Teile des Allgeistes in den Substationen rund um Giedi Primus existierten, würden die Eroberer gnadenlos sämtliche Reste von Omnius auslöschen. Doch als Erstes mussten die Menschen den Computerkern vernichten, der sich wie eine böse Insektenkönigin in den Zitadellenkomplex eingenistet hatte, von jeder Infrastruktur abgeschnitten und aller dienstbaren Roboter entledigt.

Durch die Wolken und Rauchfetzen beobachtete Xavier, wie ein Dutzend Thermalbomben zündeten und sich grelle Feuerbälle über dem Zentrum von Giedi City ausbreiteten. Die Regierungsgebäude wurden dem Erdboden gleichgemacht. Noch vier Blocks weiter wurde Stein geschmolzen, Stahl in Asche verwandelt, Glas verdampft. Da unten hatte nichts überlebt.

Ein bittersüßer Sieg ... aber nichtsdestoweniger ein Sieg.

* * *

Auf einer Inspektionstour zwei Tage später dokumentierten Tercero Harkonnen und sein Führungsstab die Schäden, die Giedi City erlitten hatte. Sie wussten bereits vorher, was sie erwartete, aber die Tatsachen versetzten ihnen dennoch einen Schock.

Xavier holte zitternd Luft und versuchte sein Gewissen damit zu trösten, dass sie Omnius besiegt hatten. Die Menschheit hatte sich diesen Planeten zurückgeholt.

Aber von Serena gab es keine Spur.

44

Es gibt immer einen Ausweg.
Man muss ihn nur erkennen.

Vorian Atreides

Als die *Dream Voyager* im Verlauf des langen Update-Rundfluges endlich das Planetensystem von Ophiuchi B erreichte, versuchte Seurat, mit dem erst vor kurzem etablierten Omnius-Netzwerk auf Giedi Primus Kontakt aufzunehmen. Wenn General Agamemnon wie angekündigt die Hrethgir-Welt erobert hatte, würden sie mitten im geschäftlichen Zentrum dieser Welt die übliche Maschinenzitadelle vorfinden. Sein Vater könnte seinen Memoiren ein weiteres ruhmreiches Kapitel hinzufügen.

Vorian stand während des Anfluges hinter dem Robotercaptain und beobachtete die Instrumente. »Ich wette, da unten muss noch eine Menge organisiert und umstrukturiert werden.« Er brannte auf die Gelegenheit, eine Welt besuchen zu können, die sich im Übergangsstadium von der menschlichen Anarchie zur effizienten Maschinenherrschaft befand. Omnius würde zuverlässige Trustees benötigen, an deren Loyalität gegenüber den Denkmaschinen kein Zweifel bestand. Vermutlich übernahmen die Neo-Cymeks den Hauptteil der Unterwerfungsmaßnahmen, und die Trustees kamen erst zu einem späteren Zeitpunkt, wenn das Volk gezähmt war und die neue Situation akzeptiert hatte.

Aber es war auch ein seltsames Gefühl für Vor. Die eroberten Hrethgir auf Giedi Primus sahen genauso aus wie er, auch wenn er keinerlei Gemeinsamkeiten mit ihnen hatte. *Seurat und seinesgleichen sind meine wahren Brüder.*

An der Kommandokonsole versuchte der Roboter, die Steuerung des Schiffes an ein Peilsignal von der Zitadelle zu

koppeln. »Noch kein Kontakt. Vielleicht sind noch nicht alle Systeme auf dem Planeten betriebsbereit. Oder Agamemnon hat während des Angriffs zu große Schäden verursacht.«

Vor kümmerte sich um die Ortungssysteme. »Schäden lassen sich reparieren, wenn die Eroberung abgeschlossen ist.« Er schaute auf Giedi Primus, dessen Tagseite im Licht der blassgelben Sonne lag. Dann legte sich seine Stirn besorgt in Falten. »Irgendetwas scheint hier nicht zu stimmen, Seurat.«

»Definiere deine Bedenken, Vorian Atreides. Auf der Basis von unbestimmten Gefühlen kann ich keine Entscheidungen treffen.«

»Schon gut. Aber ... du solltest trotzdem vorsichtig sein.«

Die *Dream Voyager* drang in die oberen Atmosphärenschichten ein und flog durch Wolken und Partikelansammlungen, die von den Sensoren des Schiffes als Rauch identifiziert wurden. Waren die Hrethgir so niederträchtig und verzweifelt gewesen, dass sie ihre eigenen Städte niedergebrannt hatten? Diese widerlichen Kreaturen!

Sein Magen hob sich, als plötzlich der Bordalarm ertönte. Seurat änderte sofort den Kurs und ließ das Schiff wieder aufsteigen. »Wie es scheint, ist das Störfeld um Giedi Primus immer noch intakt.«

»Wir wären fast hineingeflogen!«, rief Vor. »Bedeutet das ...?«

»Vielleicht ist General Agamemnons Eroberung nicht erfolgreich verlaufen. Auf Giedi Primus scheint es größere Probleme als erwartet zu geben.«

Von irrationaler Zuversicht erfüllt, dass sein Vater einfach nicht versagt haben konnte, führte Vor mehrere Scans durch. »Ich registrierte militärische Systeme der Liga auf der Oberfläche ... und Anzeichen, dass sich vor kurzem schwere Explosionen in Giedi City ereignet haben.« Die Worte drohten ihm in der Kehle stecken zu bleiben. »Das Computernetzwerk und der lokale Omnius wurden ausgeschaltet! Sämtliche Roboter und Cymeks scheinen ebenfalls zerstört zu sein!«

»Ich höre die Kommunikation auf allen Kanälen ab ... und erstelle einen Lagebericht.« Ohne Hektik erklärte der Robo-

ter, was er über die transportablen Störfeldprojektoren in Erfahrung brachte, wie die mächtige Zauberin von Rossak die Cymeks mit mentaler Kraft vernichtet hatte und wie der Planet im Sturm von der Liga-Armada zurückerobert worden war.

Dann sagte Seurat mit entnervend ruhiger Stimme: »Vorian, eine Flotte von Hrethgir-Schiffen ist hinter Giedi Primus aufgetaucht und nimmt Kurs auf uns. Sie scheinen uns in einem Hinterhalt aufgelauert zu haben.«

Rote und blaue Strahlen schnitten durch den Raum und verfehlten das Update-Schiff nur knapp, dessen Automatik sofort Ausweichmanöver flog. Die Kindjals der Liga stürmten wie ein Rudel Wölfe heran. »Sie sind Barbaren«, sagte Vor. »Sie wollen alles zerstören, was ihnen nicht gefällt.«

»Wir werden angegriffen«, sagte Seurat. »Und die *Dream Voyager* ist nicht auf Kampf programmiert.« Seine Stimme klang weiterhin auf künstliche Weise jovial, obwohl er nun einen witzelnden Tonfall hineinlegte. »Irgendwann werde ich mir eine Antwort auf die Scherzfrage ausdenken, warum so viele Menschen nötig sind, um einen Omnius lahmzulegen.«

* * *

Als die Annäherung eines einzelnen Raumschiffs der Denkmaschinen gemeldet worden war, hatte Tercero Xavier Harkonnen seine Weltraumstreitmacht auf die andere Seite des Planeten zurückgezogen. Immer noch trieben einige Trümmer von Roboterkriegsschiffen im Orbit. Doch das war das Einzige, was von Omnius' Flotte übrig geblieben war.

Xavier war persönlich an Bord eines Kindjals gegangen und wurde von einer gut bewaffneten Schwadron begleitet. Er sah, wie sich das Update-Schiff auf einer steilen Flugbahn der verwüsteten Hauptstadt näherte, bis der Robotercaptain im letzten Moment das Ruder herumriss, als er das Störfeld bemerkte. »Folgen Sie mir! Wir dürfen ihn nicht entkommen lassen.«

Von Rachsucht getrieben nahm die Schwadron unverzüglich die Verfolgung auf. Gleichzeitig meldete Xavier den Bodenstreitkräften, dass sie ein feindliches Raumschiff gesichtet hatten. Die *Dream Voyager* zitterte in seinem Fadenkreuz, als sie vor den Waffen der Armada die Flucht ergriff und in den Weltraum zurückzukehren versuchte.

Dann hörte Xavier überrascht eine menschliche Stimme – beziehungsweise eine, die menschlich klang –, die sich über die Komverbindung meldete. »He, stellen Sie sofort den Angriff ein! Wir sind ein Schiff der Liga. Mein Name ist Vorian Atreides. Wir haben ein Maschinenschiff in unsere Gewalt gebracht. Hören Sie bitte auf, uns zu beschießen!«

Xavier versuchte zu bestimmen, ob es wirklich eine menschliche Stimme war oder nur eine geschickte Computerimitation. Denkmaschinen logen nicht ... aber es bestand immerhin die Möglichkeit, dass sich ein konserviertes Cymek-Gehirn an Bord befand. Einige Kindjals fielen verunsichert zurück.

»Bleiben Sie auf der Hut«, befahl Xavier seiner Schwadron, »aber stellen Sie das Feuer ein, bis wir die Lage geklärt ...«

Bevor er zu Ende sprechen konnte, hatte das verdächtige Schiff gewendet und seinerseits das Feuer eröffnet. Die Waffen waren nicht sehr leistungsfähig, aber die Armada-Jäger wurden trotzdem durch diesen Angriff überrascht. Ein Kindjal kam trudelnd vom Kurs ab, als seine Triebwerke zerfetzt wurden.

Auf Xaviers Bildschirm wurde das Gesicht eines Menschen mit dunklem Haar und fanatisch leuchtenden Augen sichtbar. Ein schlanker Roboter mit spiegelglatter Haut stand neben ihm und bediente die Kontrollen des Schiffs.

Ein Mensch und ein Roboter, die Seite an Seite kämpfen? Xavier konnte es nicht fassen.

»Feuer frei!«, rief er. »Zerstören Sie dieses Schiff!«

* * *

»Es wäre unklug, sie allzu sehr zu provozieren, Vorian«, sagte Seurat mit unerträglicher Ruhe. »Ich würde lieber schnellstmöglich von hier verschwinden.«

»Ich habe gerade ein paar kostbare Sekunden für uns gewonnen! Du wärst niemals auf die Idee gekommen, mit einem Bluff zu arbeiten.« Vor konnte ein Grinsen nicht unterdrücken. Er hatte ähnliche Worte in den Memoiren Agamemnons gelesen und war froh über diese Gelegenheit, sie frei zitieren zu können.

Der Kommandant der Armada formierte seine Kindjals um und beschimpfte Vor über die Komverbindung. »Sie sind eine Schande für die Menschheit, ein Verräter!«

Vor lachte. Er war stolz auf seine Stellung und gab wieder, was ihm sein ganzes Leben lang eingetrichtert worden war. »Ich bin die Krone der menschlichen Schöpfung – ein Trustee des Allgeistes und der Sohn des Generals Agamemnon.«

»Ich bedaure, deine großartige Ansprache unterbrechen zu müssen, Vorian, aber ich orte weitere Hrethgir-Schiffe«, sagte der Roboter. »Wir können ihnen nicht mehr entkommen. Deshalb stelle ich die Kampfhandlungen jetzt ein. Unsere Aufgabe ist es, die an Bord befindlichen Aktualisierungen zu schützen. Wir müssen Bericht erstatten.«

»Wenn der Giedi-Primus-Omnius bereits zerstört ist,« erwiderte Vor grimmig, »erhalten wir ohnehin kein Update seiner Aktivitäten in den Monaten, seit er hier in Betrieb genommen wurde. Wir werden niemals erfahren, was er geleistet hat.«

»Ein bedauernswerter Verlust«, sagte Seurat.

Der Roboter lenkte die *Dream Voyager* in einen höheren Orbit und entfernte das Schiff weiter vom tödlichen Störschild. Die Beschleunigung presste Vorian in seinen gepolsterten Sitz, bis er fast das Bewusstsein verlor. Eine Schwadron von Kampfjägern der Menschen folgte ihnen, und das Update-Schiff erzitterte, als das Heck von einer Energieladung getroffen wurde.

Seurat wich aus, doch eine weitere Salve schlug gegen die Hülle und beschädigte die Panzerung. Dieses Raumschiff

war nicht dafür konstruiert, derartige Schläge einzustecken. Vor hörte, wie einige Bordsysteme zischend ausfielen, worauf die automatischen Reparatureinrichtungen den Schaden zu beheben versuchten. Dann erhielten sie einen weiteren Treffer, der noch schlimmer als die vorherigen war.

»Wir arbeiten bereits mit den Notsystemen«, gab Seurat bekannt. Vor führte persönlich eine technische Diagnose durch, um den Schaden beurteilen zu können. Die Kabine füllte sich mit beißendem Rauch.

Die *Dream Voyager* ruckte heftig. Immer mehr Kindjals umkreisten sie und feuerten auf ihre Triebwerke. Eine Explosion schüttelte Vor bis auf die Knochen durch.

»Viel mehr können wir nicht aushalten«, sagte Seurat. »Unsere Motoren arbeiten nur noch mit einem Drittel der normalen Kapazität, und ich fliege bereits so schnell, wie es geht.«

»Steuere uns in diese Wolke da drüben«, sagte Vor, als ihm plötzlich eine Idee kam. »Der Wasserdampf ist hier oben immer noch dicht genug, um ihn als Projektionsfläche nutzen zu können.«

Seurat hörte auf seinen Copiloten und lenkte das Schiff in die riesige Dampfwolke. Die beschädigten Triebwerke ächzten. Die Kindjals feuerten weiter auf sie.

Vor arbeitete hektisch an den Kontrollen und setzte die hoch entwickelte Technik ein, um elektronische Abbilder der *Dream Voyager* zu projizieren. Er hatte gehofft, dieses Manöver irgendwann in einem taktischen Spiel gegen Seurat einsetzen zu können ... aber nun war es eine ganz andere Art von Spiel. Wenn es nicht funktionierte, würde das Update-Schiff diese Konfrontation nicht überleben.

Kurz darauf schienen hundert Kopien der *Dream Voyager* durch die Wolke zu schwirren – Hologramme, die vom Wasserdampf reflektiert wurden. Die Schwadron der Verfolger ließ sich vorübergehend verwirren und jagte Trugbildern nach.

Und die wahre Beute schlich sich davon, zog sich höher in den Orbit zurück und hoffte, unbemerkt außer Reichweite zu gelangen ...

45

Selbst das Erwartete kann ein furchtbarer Schock sein, wenn wir uns an den dünnsten Strohhalm der Hoffnung geklammert haben.

Xavier Harkonnen

Während die Überlebenden von Giedi Primus ihre Toten zählten, den Schaden begutachteten und Pläne für die Zukunft schmiedeten, spürte Xavier, wie die Hoffnung verblasste. Auf dem ganzen Planeten schien es niemanden zu geben, der Serena Butler gesehen hatte, nachdem sie von der Insel im nördlichen Meer aufgebrochen war.

Er teilte sich selbst für Doppelschichten in den Kindjal-Patrouillen ein, die regelmäßig die besiedelten Kontinente überflogen, auf denen die Denkmaschinen die größten Schäden angerichtet hatten. Xavier wusste, dass Serena sich niemals verstecken würde, wenn sie noch am Leben war. Die tatkräftige junge Frau würde sich eher an den schwersten Arbeiten beteiligen und wie immer das Kommando übernehmen.

Er flog die planmäßige Suchroute in östlicher Richtung ab und beobachtete, wie die gelbe Sonne hinter ihm unterging und goldene und rötliche Farben an den Himmel zeichnete. Eine kräftige Böe schüttelte seinen Jäger durch, und er bemühte sich, nicht die Kontrolle zu verlieren. Er stieg auf eine Höhe, wo es weniger turbulent zuging, und seine Schwadron folgte ihm.

Eines Tages, wenn Serena und er verheiratet waren, würde er ihren Kindern diese Geschichte erzählen. Bei diesem Gedanken hatte er das Gefühl, ihm würde die Kehle zugeschnürt, aber er setzte die Suche trotzdem fort. Er wollte nicht darüber nachdenken, was er tun würde, wenn ihr etwas zugestoßen war.

Aus dieser Höhe konnte Xavier die geographischen Umrisse von Kontinenten und Meeren erkennen, die vom anrückenden Terminator überrollt wurden. Durch ein leistungsstarkes Teleskop schaute er auf das Zentrum einer Stadt und erkannte Ansammlungen von Lichtern, die markierten, wo Flüchtlinge ihr Lager aufgeschlagen hatten. Während ihrer kurzen und brutalen Herrschaft hatten die Maschinen zahllose Menschen abgeschlachtet, und Millionen hatten sich aufs Land geflüchtet.

Nun kehrten die Überlebenden nach und nach in ihre Heimat zurück. In den Industrieanlagen machten Arbeiter die Umbauten der Roboter rückgängig und setzten Produktionsstätten instand, die für die Reparatur der Wohnhäuser und die Verteilung von Lebensmitteln benötigt wurden. In Giedi City untersuchten Experten der Armada die verwüstete Omnius-Zitadelle und analysierten die Trümmer des Thermalbombenangriffs. Nur noch verbrannte Hardware und ein elektronischer Signalgeber waren übrig geblieben.

Bis alles wieder in Ordnung gebracht war, würde noch viel Zeit vergehen.

Xavier hasste die Maschinen mehr als alles andere, aber genauso intensiv glaubte er an die menschliche Ehre. Er verstand nicht, wie der Überläufer Vorian Atreides freiwillig an der Seite eines Robotercaptains an Bord eines Spionageschiffs der Denkmaschinen Dienst tun konnte. Offensichtlich hatte er eine Gehirnwäsche erhalten, aber die arrogante Art des jungen Mannes deutete darauf hin, dass seine Überzeugungen tief verwurzelt waren ... dass er eine fanatische Leidenschaft vertrat. Atreides hatte behauptet, der »Sohn« von Agamemnon zu sein, dem Schlimmsten der Titanen, die zu Cymeks geworden waren.

Unter ihm schwenkte ein Jäger der Schwadron auf das gewaltige, offene Meer ab. »Tercero Harkonnen, ich orte Trümmer im Wasser. Metall, vielleicht ein Wrack.«

Xavier empfand plötzlich große Beklemmung. »Untersuchen Sie das.«

Zwei Kindjals gingen über der Wasseroberfläche tiefer. Ein Pilot übermittelte: »Die Masse und Konfiguration könnte auf ein Liga-Schiff mit militärischer Ausstattung hindeuten. Möglicherweise ein Blockadebrecher.«

»Haben wir während der Gefechte ein solches Schiff verloren?«

»Nein, Tercero.«

»Bergen Sie das Wrack«, befahl Xavier und war überrascht, wie ruhig seine Stimme klang. »Wir werden es gründlich untersuchen.« Er wollte es nicht aussprechen, aber er wusste, dass Serena und ihr Team mit solch einem Schiff aufs Meer hinausgeflogen waren, als sie die Sendestation verlassen hatten.

Er dachte an das schimmernde Bild Serenas, das vom Halsband aus schwarzen Diamanten projiziert worden war. Die Erinnerung war so klar, als würde diese unglaublich schöne Frau wieder vor ihm stehen, stolz und entschlossen, ihre verrückten Ideen zur Rettung von Giedi Primus umzusetzen.

Als sie die verstreuten Trümmer eingesammelt hatten, sah Xavier, dass die Hülle mit einer unauffälligen grauen Tarnbeschichtung lackiert war. Nun war sie stellenweise versengt und abgeblättert.

Er fühlte sich wie betäubt. »Wir müssen uns Gewissheit verschaffen, so oder so.«

* * *

Später wurden die Trümmer zu einem provisorischen Militärlager in Giedi Primus gebracht, wo Xavier Harkonnen eine gründliche Analyse aller Spuren anordnete, die am Wrack zu finden waren. Andere Trümmerteile schienen von Tragflüglern der Denkmaschinen zu stammen, aber dafür interessierte er sich nicht weiter. Seine Befürchtungen lähmten ihn, da die Schlussfolgerungen unausweichlich schienen.

Nicht weit vom gesunkenen Blockadebrecher hatte man eine ramponierte Rettungskapsel geborgen und darin die

verstümmelten Überreste eines älteren Menschen gefunden, der als Ort Wibsen identifiziert wurde. Alle Zweifel verflüchtigten sich. Es war Serenas Schiff gewesen.

Im zerstörten Cockpit fand man Blutspuren. Offenbar war es am Ende zu einem erbitterten Kampf gekommen. Xavier ließ DNS-Analysen durchführen und hoffte, dass sie nicht das Resultat erbrachten, das er am meisten befürchtete.

Aber es stellte sich heraus, dass es das Blut des Boten Pinquer Jibb war ... und das von Serena Butler.

Meine geliebte Serena ...

Xavier ließ den Kopf hängen und versuchte sich an die letzten Hoffnungen zu klammern, die in seinen Fingern zerbröselten. Vielleicht hatten die Maschinen Serena nur gefangen genommen. Aber für diese Möglichkeit bestand eine lächerlich geringe Wahrscheinlichkeit ... und angesichts der Brutalität der Cymeks und der Roboter würde niemand ihr ein solches Schicksal wünschen.

Nein, er würde nach Salusa Secundus heimkehren und Manion Butler die traurige Nachricht überbringen müssen.

Es konnte keinen Zweifel mehr geben. Serena war tot.

46

Ob wir reich, arm, stark, schwach, intelligent oder dumm sind, die Denkmaschinen behandeln uns in jedem Fall wie ein Stück Fleisch. Sie verstehen nicht, was das eigentliche Wesen des Menschen ausmacht.

Iblis Ginjo,
frühe Pläne für den Djihad

Während andere Vorarbeiter die monumentalen Bauprojekte auf dem Forum überwachten, erhielt Iblis Ginjo die Anweisung, eine Ladung frisch eingetroffener Sklaven in Empfang zu nehmen. Diese Gefangenen stammten von Giedi Primus und waren auf Befehl von Omnius zur Erde gebracht worden. Iblis seufzte insgeheim, weil er vermutete, dass die Cymeks bald ein neues gewaltiges Monument errichten wollten, um die Eroberung von Giedi Primus zu feiern. Nur dass er und seine Leute es tatsächlich bauen mussten.

Erasmus hatte angeblich ein Auge auf eine bestimmte Frau aus dieser Gruppe geworfen, die der Titan Barbarossa persönlich für ihn ausgewählt hatte. Iblis hatte die Dokumentation gelesen und wusste, dass diese Gefangenen sehr aufsässig reagieren konnten, wenn man bedachte, unter welchen Umständen sie ihre Freiheit verloren hatten.

Als die verdreckten und verwirrten Sklaven aus dem Raumtransporter getrieben wurden, musterte Iblis sie mit geübtem Blick und überlegte, wie er sie für verschiedene Arbeiten aufteilen konnte. Ein paar Künstler, ein paar, die für spezielle Aufgaben geeignet waren, doch die meisten simple Sklaven. Er wählte einen muskelbepackten Mann mit maha-

gonibrauner Haut für die Arbeiten am Ajax-Sockel aus. Er lächelte ihm aufmunternd zu, dann stellte er andere für Projekte ab, die zusätzliche Arbeitskräfte benötigten.

Unter den Letzten, die aus dem Schiff kamen, war eine Frau, die trotz der entsetzten Leere in ihrem Blick und der blauen Flecken im Gesicht und an den Armen eine stolze Haltung hatte und mit jeder Bewegung ihre große innere Kraft verriet. Sie war für Erasmus bestimmt. Und mit ihr würde es Ärger geben.

Warum interessierte sich der Roboter für sie? Vermutlich würde er sie ohnehin nur sezieren. Eine Verschwendung. Und eine Schande.

Iblis rief sie zu sich, aber sie ignorierte seinen behutsamen, aber befehlenden Tonfall. Doch mit etwas unsanfter Hilfe durch die Wachroboter stand sie schließlich vor ihm. Die Frau war nur mittelgroß, aber sie hatte betörende lavendelblaue Augen, dunkelblondes Haar und ein Gesicht, das möglicherweise sehr hübsch war, wenn man es von Schmutz und Zorn reinigte.

Er lächelte freundlich und wollte sie mit ein wenig Charme gewinnen. »Nach den Unterlagen lautet Ihr Name Serena Linné, richtig?« Er wusste ganz genau, wer sie war.

Iblis blickte ihr in die Augen und entdeckte darin ein trotziges Funkeln. Sie hielt seinem Blick stand, als stünde sie auf derselben Stufe wie er. »Ja. Mein Vater war ein kleiner Beamter in Giedi City mit bescheidenem Wohlstand.«

»Haben Sie schon einmal als Dienerin gearbeitet?«, fragte er.

»Ich war immer eine Dienerin. Eine Dienerin meines Volkes.«

»Von nun an dienen Sie Omnius.« Er ließ seine Stimme sanfter klingen. »Ich verspreche Ihnen, dass es gar nicht so schlimm sein wird. Alle unsere Arbeiter werden gut behandelt. Vor allem intelligente Menschen wie Sie. Vielleicht können Sie sogar in eine privilegierte Vertrauensstellung aufsteigen, wenn Sie die entsprechenden Intelligenz- und

Charakereigenschaften mitbringen.« Iblis lächelte wieder. »Aber wäre es nicht besser, wenn wir Sie unter Ihrem richtigen Namen führen würden ... Serena Butler?«

Sie funkelte ihn zornig an. Zumindest stritt sie es nicht ab. »Woher wissen Sie das?«

»Nach Ihrer Gefangennahme hat Barbarossa das Wrack Ihres Schiffs untersucht. An Bord gab es jede Menge Hinweise. Sie haben Glück gehabt, dass die Cymeks Sie keinem gründlicheren Verhör unterzogen haben.« Er warf einen Blick auf seinen elektronischen Notizblock. »Wir wissen, dass Sie die Tochter von Viceroy Manion Butler sind. Haben Sie versucht, Ihre Identität zu verschleiern, weil sie befürchteten, Omnius könnte Sie zu erpresserischen Zwecken benutzen? Ich kann Sie beruhigen, so etwas ist nicht die Art des Allgeistes. Omnius würde ein solches Vorgehen niemals in Erwägung ziehen.«

Sie hob trotzig das Kinn. »Mein Vater würde niemals auch nur einen Zentimeter seines Territoriums opfern, ganz gleich, was die Maschinen mir antun.«

»Ja, Sie alle sind sehr, sehr tapfer, davon bin ich überzeugt.« Iblis bedachte sie mit einem ironischen Lächeln, das beschwichtigend gemeint war. »Alles Weitere liegt in den Händen des Roboters Erasmus. Er hat angeordnet, dass Sie in seine Villa gebracht werden. Er hat ein besonderes Interesse an Ihrer Persönlichkeit verlautbaren lassen. Das ist ein gutes Zeichen.«

»Er möchte mir helfen?«

»So weit würde ich nicht gehen«, sagte er mit einem Anflug von Humor. »Ich bin mir sicher, dass Erasmus mit Ihnen *reden* möchte. Und reden und reden und reden. Am Ende wird er Sie höchstwahrscheinlich mit seiner berüchtigten Neugier in den Wahnsinn treiben.«

Iblis gab ein paar Sklavinnen die Anweisung, Serena zu säubern und ihr neue Kleidung zu geben. Sie gehorchten ihm, als wäre er eine Denkmaschine. Obwohl sie feindselig und nachtragend eingestellt war, vergeudete Serena Butler keine Mühe auf sinnlosen Widerstand. Sie besaß ein Ge-

hirn, doch ihre Intelligenz und ihr Mut mussten über kurz oder lang gebrochen werden.

Die medizinische Routineuntersuchung erbrachte jedoch eine kleine Überraschung. Sie sah Iblis zornig an und versuchte, ihre trotzige Schutzmauer aufrechtzuerhalten, doch in ihren lavendelblauen Augen schimmerte leise Neugier. »Ist Ihnen bewusst, dass Sie schwanger sind? Oder war das nur ein bedauernswerter Zwischenfall?« An ihrer verblüfften Reaktion merkte er, dass sie ihm nichts vorspielte. »Sie sind bereits im dritten Monat. Sie müssen zumindest schon einen Verdacht gehabt haben.«

»Das geht Sie nichts an!« Ihre Worte klangen hart, als wären sie das Letzte, das ihr einen festen Halt gab. Diese Neuigkeit schien sie tiefer zu erschüttern als die grobe Behandlung, die sie seit der Gefangennahme hatte erdulden müssen.

Mit einer wegwerfenden Geste erwiderte Iblis: »Jede einzelne Zelle Ihres Körpers geht mich etwas an – zumindest so lange, bis ich Sie Ihrem neuen Herrn übergeben habe. Anschließend erlaube ich mir vielleicht, Ihr Schicksal zu bedauern.«

Der unabhängige Roboter würde zweifellos interessante Experimente an der Frau und dem Fötus durchführen ...

47

Die Psychologie des menschlichen Tieres ist sehr formbar, da seine Persönlichkeit von der Nähe zu anderen Artgenossen und dem Druck, der von ihnen ausgeübt wird, abhängig ist.

Erasmus, Labornotizen

Erasmus' Villa ragte hoch auf einem Hügel auf, von dem der Blick aufs Meer hinausging. Auf der Landseite erhob sich das Hauptgebäude vor einem hübschen gepflasterten Platz unter hohen Türmen; auf der Küstenseite drängte sich eine Ansammlung überfüllter Sklavenbaracken, in denen die menschlichen Gefangenen wie Vieh eingepfercht waren.

Wenn er von den hohen Balkonen herabschaute, fand der Roboter den Kontrast äußerst reizvoll.

Er gab seinem Polymergesicht einen väterlichen Ausdruck und beobachtete, wie zwei Wachroboter eine Sklavenbehausung durchsuchten. Sie sollten ihm zwei Zwillingsschwestern bringen, die er für seine heutigen Experimente benötigte. Die verängstigten Menschen flüchteten, doch Erasmus sah keinen Anlass, sein Gesicht zu einer Maske der Besorgnis zu verändern. Seine zahlreichen optischen Fasern musterten aufmerksam die mageren, verschmutzten Gestalten.

Er hatte die Mädchen vor einigen Tagen gesehen und ihr kurzes schwarzes Haar und die braunen Augen bemerkt, doch nun schienen sie sich irgendwo zu verstecken. Wollten sie mit ihm spielen? Die Wachroboter drangen in einen Tunnel ein, der zu einer anderen Baracke führte. Und kurz darauf übermittelten sie ihm: »Wir haben die Objekte lokalisiert.«

Gut, dachte Erasmus und genoss die Aussicht auf die faszinierende Arbeit, die ihn erwartete. Er wollte feststellen, ob er eine der Zwillingsschwestern zwingen konnte, die andere zu töten. Es war ein entscheidendes Experiment, das ihm bedeutende Einsichten verschaffen würde, welchen Geltungsbereich die menschliche Moral besaß und wie dieser von Geschwistern definiert wurde.

Es gefiel ihm besonders, mit eineiigen Zwillingen experimentieren zu können. Im Laufe der Jahre hatte er in seinem Labor Dutzende von Paaren untersucht und detaillierte medizinische und psychologische Berichte erstellt. Er hatte große Mühe auf gründliche vergleichende Autopsien verwendet und bis in den mikroskopischen Bereich die Unterschiede zwischen Geschwistern analysiert, die exakte genetische Kopien waren. Die Sklavenhalter in den überfüllten Unterkünften hatten die Anweisung, ihn ständig mit weiteren Exemplaren zu versorgen.

Schließlich standen die schwarzhaarigen Zwillinge vor ihm. Sie wanden sich im Griff der Wachroboter. Er gab seinem Gesicht den Ausdruck eines beruhigenden Lächelns. Eins der Mädchen spuckte ihm auf die spiegelglatte Polymerhaut. Erasmus fragte sich, warum Speichel so negative Konnotationen für Menschen besaß. Das Sekret war unschädlich und ließ sich problemlos abwischen. Menschliche Verhaltensweisen versetzten ihn immer wieder in Erstaunen.

Kurz bevor Erasmus sein Anwesen auf Corrin verlassen hatte, hatten zweiundzwanzig Sklaven ihren Augenschutz abgenommen und in die glühende rote Riesensonne gestarrt, worauf sie erblindet waren. Ein ungehorsames, widerspenstiges und obendrein dummes Verhalten. Was wollten sie mit dieser Demonstration bezwecken, außer dass sie als Sklavenarbeiter nutzlos wurden?

Sie hatten erwartet, getötet zu werden, und Erasmus war bereit gewesen, ihnen diesen Gefallen erweisen. Aber er wollte sie nicht zu Märtyrern machen. Stattdessen hatte er sie unbemerkt von den anderen Arbeitern getrennt, damit

sie sie nicht mit rebellischen Ideen anstecken konnten. Als Blinde konnten sie weder Nahrung auftreiben noch dafür arbeiten. Er vermutete, dass sie mittlerweile in ihrer selbst verursachten Notlage verhungert waren.

Trotzdem hatte er ihren Kampfgeist bewundert, ihren kollektiven Willen, sich gegen ihn zu stellen. Auch wenn die Menschen ständig Ärger machten, blieben sie faszinierende Studienobjekte.

Ein Wächterauge summte in der Nähe und gab seltsame krächzende Geräusche von sich. Schließlich erklang Omnius' Stimme. »Der Verlust von Giedi Primus ist deine Schuld, Erasmus. Ich toleriere deine endlosen Experimente in der Hoffnung, dass du mir neue Erkenntnisse über menschliches Verhalten verschaffst. Warum hast du den selbstmörderischen Angriff nicht vorhergesehen, dem meine Cymeks zum Opfer gefallen sind? Sämtliche Erfahrungsdaten meiner Kopie auf Giedi Primus sind verloren. Barbarossa ist genauso unersetzlich, da er meine ursprüngliche Programmierung erschaffen hat.«

Der Terra-Omnius wusste bereits von der Zurückeroberung des Planeten, weil der Roboter Seurat eine automatische Notsonde gestartet hatte, nachdem sein Update-Schiff unerwartet in Schwierigkeiten geraten war. Die alarmierende Nachricht hatte die Erde erst an diesem Morgen erreicht.

»Ich habe keine Daten erhalten, dass die Zauberinnen von Rossak so destruktive parapsychische Fähigkeiten entwickelt haben.« Das Gesicht des Roboter wurde wieder zur üblichen glatten und ausdrucksleeren Fläche. »Warum fragst du nicht Vorian Atreides danach, wenn er zur Erde zurückkehrt? Agamemnons Sohn hat schon bei früheren Gelegenheiten geholfen, instabiles menschliches Verhalten zu simulieren.«

»Selbst dieser Input hätte uns nicht auf das vorbereiten können, was auf Giedi Primus geschehen ist«, sagte Omnius. »Biologische Intelligenzen sind unberechenbar und rücksichtslos.«

Als die Wachroboter die widerspenstigen Zwillinge fortzerrten, wandte Erasmus seine Aufmerksamkeit wieder dem Wächterauge zu. »Dann ist es offensichtlich, dass mir noch viel Arbeit bevorsteht.«

»Nein, Erasmus. Offensichtlich ist, dass deine Forschungen nicht die gewünschten Resultate erbringen. Du solltest nach Vollkommenheit streben, statt komplexe Irrtümer zu untersuchen. Ich empfehle dir, deinen Geist mit einem Teil meiner Programmierung zu überschreiben. Mache dich zu einer perfekten Maschine. Zu einer Kopie von mir.«

»Du würdest bereitwillig auf unsere faszinierenden Debatten verzichten?«, erwiderte Erasmus und musste eine tiefe Beunruhigung unterdrücken. »Du hast dich stets sehr interessiert an meiner eigentümlichen Denkweise gezeigt. All deine Inkarnationen sind jedes Mal besonders gespannt auf deine Daten über meine neuesten Aktionen.«

Das Summen des Wächterauges wurde stärker – ein Zeichen, das Omnius seine Gedanken auf andere Bahnen lenkte. Die Situation war besorgniserregend und brisant. Erasmus wollte seine sorgsam entwickelte unabhängige Persönlichkeit nicht verlieren.

Eine der Zwillingsschwestern versuchte sich von den Wachrobotern loszureißen und zurück in die zweifelhafte Sicherheit der Sklavenhütten zu flüchten. Wie Erasmus zuvor geraten hatte, hob der Roboter einfach ihre Schwester an einem Arm hoch, sodass sie schreiend in der Luft hing. Das Mädchen, das sich befreit hatte, zögerte, obwohl es hätte entkommen können. Widerstrebend blieb es stehen und gab den Fluchtversuch auf.

Faszinierend, dachte Erasmus. Dabei hatte der Wachroboter dem anderen Mädchen nicht einmal physische Schäden zufügen müssen.

Der Roboter dachte schnell nach und sagte: »Vielleicht erkennst du das Potenzial meiner Arbeit besser, wenn ich meine Aufmerksamkeit auf Angelegenheiten richte, die von militärischer Bedeutung sind. Ich will für dich die Mentalität dieser wilden Menschen verstehen. Was treibt sie dazu,

sich furchtlos selbst zu opfern, wie wir es auf Giedi Primus erlebt haben? Wenn ich eine Erklärung finde, werden deine Synchronisierten Welten vor unvorhersehbaren Angriffen sicher sein.«

Das Wächterauge schwebte in der Luft, während Omnius' unermesslicher Geist Millionen Möglichkeiten berechnete. Schließlich traf der Computer eine Entscheidung. »Ich erteile dir die Erlaubnis, deine Forschungen fortzusetzen. Sofern du meine Geduld nicht länger strapazierst.«

48

Menschen benötigen Kontinuität.

Bovko Manresa,
Erster Viceroy der Liga der Edlen

Auf Poritrin wütete das tödliche Fieber in den Schlammebenen und Docks, wo die Sklaven ihre ärmlichen Behausungen hatten. Obwohl man eine Quarantäne verhängt und Vorbeugungsmaßnahmen getroffen hatte, waren auch einige Händler und Beamte der Seuche zum Opfer gefallen. Sie breitete sich sogar bis zu den Sklaven in Tio Holtzmans Laboratorien aus, was die Arbeit des Wissenschaftlers erheblich beeinträchtigte.

Als Holtzman die ersten Symptome unter seinen dicht gedrängt sitzenden Rechnern bemerkte, befahl er sofort, die Befallenen in isolierte Räume zu schaffen und die übrigen von der Außenwelt abzuschirmen. Der zerstreute Weise dachte, die Sklaven würden sich freuen, von ihrer mathematischen Arbeit freigestellt zu werden, doch die Rechner klagten und beteten und fragten Gott, warum er *sie* schlug und nicht ihre Unterdrücker.

Nach zwei Wochen war die Hälfte seiner Haushaltssklaven entweder tot oder in Quarantäne. So einschneidende Veränderungen der täglichen Routine waren der geistigen Arbeit des Weisen ganz und gar nicht zuträglich.

Vor kurzem hatten sie mehrere umfangreiche Simulationen gestartet, die auf den Parametern beruhten, die graduell aus den Theorien der begabten Norma Cenva abgeleitet worden waren. Holtzman reagierte mit Unmut auf diese Schwierigkeiten, weil die neuen Teams noch einmal von vorne beginnen mussten, wenn die langwierige Arbeit unterbrochen wurde. Er benötigte bald einen größeren Durchbruch, wenn er seinen Status wahren wollte.

In letzter Zeit hatte sein Ruf mehr von Normas Arbeit als von seiner eigenen profitiert. Natürlich hatte er sich die Entwicklung des Störfeldprojektors als sein Verdienst anrechnen lassen. Lord Bludd war begeistert gewesen, die zwei Prototypen an die Armada liefern zu können. Die Projektoren hatten bei der Befreiung von Giedi Primus gute Dienste geleistet, auch wenn sie so viel Energie benötigt hatten, dass zwei Truppentransporter außer Gefecht gesetzt wurden. Und nach dem ersten und einzigen Einsatz waren sie irreparabel zerstört. Außerdem hatte der Störimpuls ungleichmäßige Resultate erbracht, da viele Roboter durch Wände abgeschirmt waren oder gar nicht durch das Feld beeinträchtigt wurden. Trotzdem war die Idee vielversprechend, und die Edlen drängten Holtzman bereits, das System zu verbessern, ohne zu wissen, welchen Beitrag Norma dazu geleistet hatte.

Zumindest war Holtzmans Ruf nun wieder gefestigt. Vorläufig.

Norma arbeitete still und fleißig. Sie interessierte sich nur selten für Unterhaltungsangebote oder andere Ablenkungen, sondern verfolgte unbeirrt ihre Ideen. Gegen Holtzmans Empfehlung bestand sie darauf, die meisten Berechnungen persönlich durchzuführen, statt sie an die Rechnergruppen weiterzugeben. Norma war viel zu unabhängig, um Arbeiten ökonomisch delegieren zu können. Das machte sie zu einer recht langweiligen Persönlichkeit.

Nachdem er verhindert hatte, dass das Wunderkind auf Rossak verkümmerte, hatte er die – möglicherweise unrealistische – Hoffnung gehegt, dass Norma ihn zu bahnbrechenden Ideen inspirierte. Bei einer Cocktailparty, die vor kurzem in Lord Bludds Kegeltürmen stattgefunden hatte, erlaubte sich der Aristokrat den Scherz zu sagen, dass Holtzman offenbar einen längeren Urlaub von seiner Genialität genommen habe. Die Bemerkung hatte ihm einen Stich versetzt, obwohl der Erfinder in das Lachen der anderen Adligen eingestimmt hatte. Doch die Sache machte zumindest

ihm bewusst, dass er seit längerer Zeit nichts mehr erschaffen hatte, das wirklich originell war.

Nach einer rastlosen Nacht voller bizarrer Träume war Holtzman endlich auf eine Idee gestoßen, die er weiterverfolgen konnte. Wenn er einige elektromagnetische Eigenschaften seines Störfeld veränderte, konnte er vielleicht einen »Metall-Resonanz-Generator« konstruieren. Bei der richtigen Einstellung würde das Thermalfeld mit Metallen reagieren – zum Beispiel Robotern oder auch den Aktionskörpern von Cymeks – und die Atome in heftige Schwingungen versetzen. Dadurch würde so große Hitze erzeugt, dass sich die Maschinen schließlich desintegierten.

Die Idee klang erfolgversprechend. Holtzman wollte die Entwicklung schnell und energisch vorantreiben.

Doch zunächst brauchte er mehr Rechner und Assistenten, um einen Prototyp zu konstruieren. Und zuvor musste er einen ganzen Tag darauf verschwenden, die Haushaltssklaven zu ersetzen, die am Fieber gestorben waren. Mit einem frustrierten Seufzer verließ er seine Laboratorien und stieg den gewundenen Pfad bis zum Fuß der Felsen hinauf, wo er sich mit einem Düsenboot über den Fluss setzen ließ.

Auf der anderen Seite besuchte er im breitesten Teil des Deltas einen menschenüberfüllten schwimmenden Markt. Hier hatte man so viele Boote und Flöße nebeneinander festgemacht, dass es wie festes Land wirkte. Das Händlerviertel war nicht weit vom Raumhafen von Starda entfernt, wo Raritäten von anderen Planeten verkauft wurden – Drogen von Rossak, ungewöhnliche Hölzer und Pflanzen von Ecaz, Edelsteine von Hagal oder Musikinstrumente von Chusuk.

In den Läden entlang einer schmalen Gasse kopierten Schneider die neueste Mode von Salusa. Sie verarbeiteten importierte exotische Stoffe und bestes Leinen von Poritrin. Holtzman hatte viele dieser Schneider beschäftigt, um seine Garderobe zu verbessern. Ein bedeutender Weiser wie er konnte schließlich nicht seine ganze Zeit im Labor verbringen, zumal er häufig in der Öffentlichkeit auftreten musste,

um Fragen von Bürgern zu beantworten oder ein Aristokratenkomitee zu überzeugen, dass seine Arbeit nach wie vor von großer Bedeutung war.

Doch heute wagte er sich weiter auf die schwimmenden Flöße und Boote hinaus. Der Wissenschaftler wollte keine Kleidung, sondern Menschen kaufen. Er sah ein Schild, auf dem in Galach *MENSCHLICHE WARE* stand und lief über knarrende Planken zu einer Gruppe von Flößen, die mit Gefangenen beladen waren. Sie drängten sich hinter Absperrungen und trugen schlichte, identische Uniformen, die vielen gar nicht richtig passten. Die Sklaven waren mager und knochig, als hätten sie nie regelmäßige Mahlzeiten erhalten. Diese Männer und Frauen stammten von Planeten, von denen die meisten freien Bürger Poritrins nie zuvor gehört und die sie erst recht nie besucht hatten.

Die Sklavenhändler wirkten unnahbar und schienen gar nicht sehr darauf erpicht zu sein, ihre Ware anzupreisen oder mit Interessierten zu verhandeln. Nach der Epidemie musste viele Haushalte und Anwesen das verlorene Personal ersetzen, sodass die Nachfrage das Angebot überstieg.

Viele Kunden drängelten sich vor den Absperrungen und musterten die Ware. Ein älterer Mann mit einem Bündel Geld in der Hand rief den Verkäufer und bat ihn, sich vier Frauen mittleren Alters genauer ansehen zu dürfen.

Holtzman war weder besonders wählerisch, noch wollte er allzu viel Zeit vergeuden. Da er recht viele Sklaven brauchte, wollte er eine ganze Gruppe kaufen. Wenn sie in sein Anwesen geliefert worden war, würde er sich die Intelligentesten für seine Rechnerteams heraussuchen, während die übrigen kochen, putzen oder andere Aufgaben im Haushalt übernehmen würden.

Er verabscheute diese banalen Pflichten, aber er hatte sie auch früher nie delegiert. Er lächelte, als ihm klar wurde, dass er Norma aus genau dem gleichen Grund kritisiert hatte, weil sie keine Rechner benutzen wollte.

Ungeduldig rief Holtzman den nächsten Händler herbei, schob sich nach vorn und hielt ihm Niko Bludds Kredit-

berechtigung unter die Nase. »Ich benötige eine größere Menge Sklaven.«

Der Händer eilte herbei, grinste und verbeugte sich. »Selbstverständlich, Weiser Holtzman! Ich werde Ihnen liefern, was Sie brauchen. Spezifizieren Sie Ihren Bedarf, dann mache ich Ihnen ein faires Angebot.«

Holtzman blieb misstrauisch, weil der Händler vielleicht trotzdem versuchen würde, ihn zu betrügen. »Ich brauche Sklaven, die intelligent und unabhängig sind, aber dennoch meinen Anweisungen folgen. Siebzig oder achtzig dürften fürs Erste genügen.« Einige der Kunden, die sich hinter ihm drängten, murrten leise, wagten es aber nicht, offen gegen den berühmten Erfinder zu protestieren.

»Recht hohe Ansprüche«, sagte der Verkäufer, »vor allem in diesen mageren Zeiten. Die Seuche hat zu einer Verknappung geführt, und wir müssen warten, bis die Tlulaxa neue Ware geliefert haben.«

»Jeder weiß, wie wichtig – wie *lebenswichtig* – meine Arbeit ist«, erwiderte Holtzman und zog ein Chronometer aus dem weiten Ärmel seines Gewandes hervor. »Meine Bedürfnisse haben Priorität über den Wünschen einiger reicher Bürger, die eine Haushaltskraft ersetzen wollen. Wenn Sie möchten, kann ich eine besondere Genehmigung von Lord Bludd besorgen.«

»Ich weiß um Ihre Sonderstellung, Weiser«, sagte der Sklavenhändler und wandte sich an die anderen Kunden, die sich hinter ihm drängelten. »Bitte hören Sie auf, sich zu beklagen! Ohne diesen Mann müssten wir alle in den Häusern der Denkmaschinen den Fußboden wischen!« Dann schaute er wieder Holtzman an und lächelte. »Die Frage ist nur, welche Sklaven für Sie den meisten Nutzen hätten. Ich habe soeben eine neue Lieferung von Harmonthep hereinbekommen, ausschließlich Zensunni. Recht fügsam, aber ich fürchte, dass sie nicht ganz billig sind.«

Holtzman runzelte die Stirn. Er nutzte seine Geldmittel lieber für andere Zwecke, vor allem in Anbetracht der größeren Investition, die er für seinen neuen Metallresonator

würde tätigen müssen. »Versuchen Sie nicht, meine Lage auszunutzen!«

Der Mann errötete, aber er gab sich nicht geschlagen, da er spürte, dass der Erfinder in Eile war. »Dann wäre eine andere Gruppe vielleicht geeigneter. Ich habe vor kurzem Ware von IV Anbus bekommen.« Er deutete auf ein anderes Floß mit dunkelhaarigen Sklaven, die die Kunden trotzig und feindselig anstarrten. »Es sind Zenschiiten.«

»Was ist der Unterschied? Sind sie preiswerter?«

»Das ist eine rein religiöse Angelegenheit.« Der Sklavenhändler wartete, ob der Weise verstand, was er andeuten wollte, doch als dieser nicht reagierte, lächelte er erleichtert. »Wer begreift schon den Buddhislam? Diese Leute sind Arbeiter, und genau das brauchen Sie, wenn ich Sie richtig verstanden habe. Ich kann Ihnen die Zenschiiten zu einem günstigeren Preis verkaufen, obwohl sie recht intelligent sind. Vermutlich haben sie sogar eine bessere Bildung als die Bande von Harmonthep. Außerdem sind sie gesünder. Ich kann Ihnen medizinische Bescheinigungen vorlegen. Keiner von ihnen ist mit dem Fiebervirus in Kontakt gekommen.«

Holtzman musterte die Gruppe. Alle hatten den linken Ärmel hochgekrempelt, als wäre es eine Art Abzeichen. In der vordersten Reihe stand ein kräftig gebauter Mann mit feurigen Augen und dichtem schwarzem Bart, der seinen Blick leidenschaftslos erwiderte, als würde er sich jenen weit überlegen fühlen, die ihn in Gefangenschaft hielten.

Holtzman konnte bei dieser flüchtigen Musterung nichts erkennen, was mit den Sklaven von IV Anbus nicht stimmen mochte. Sein Haushalt hatte viel zu wenig Personal, und in den Labors brauchte er mehr Techniker, die für geringere Aufgaben einsetzbar waren. Jeden Tag war es ein neuer Kampf, genügend Rechner zu finden, die die immer komplexeren Gleichungen lösen konnten.

»Aber warum sind sie billiger?«, hakte er nach.

»Es gibt mehr davon. Das ist nur eine Sache von Angebot und Nachfrage.« Der Sklavenhändler hielt seinem Blick stand und nannte einen Preis.

Holtzman war zu ungeduldig zum Handeln und nickte. »Ich nehme achtzig davon.« Er hob die Stimme. »Es ist mir gleich, ob sie von IV Anbus oder Harmonthep stammen. Jetzt leben Sie auf Poritrin und arbeiten für den Weisen Tio Holtzman.«

Der gerissene Händler wandte sich zu den Sklaven um und rief ihnen zu: »Habt ihr das gehört? Ihr könnt stolz sein!«

Die dunkelhaarigen Gefangenen schauten nur ihren neuen Herrn an, ohne etwas zu sagen. Holtzman war erleichtert. Das bedeutete wahrscheinlich, dass sie recht fügsam waren.

Er überschrieb den vereinbarten Kaufpreis. »Sorgen Sie dafür, dass sie gesäubert und zu meinem Anwesen geschickt werden.«

Der Sklavenhändler grinste und dankte ihm überschwänglich. »Machen Sie sich keine Sorgen, Weiser Holtzman. Sie werden mit diesen Leuten sehr zufrieden sein.«

Als Holtzman den überfüllten schwimmenden Markt verließ, trauten sich die anderen Kunden wieder, schreiend mit ihren Kreditgutscheinen zu wedeln und sich um die verbliebenen Sklaven zu streiten. Sie würden die Preise kräftig in die Höhe treiben.

49

Im Laufe der Geschichte setzt sich zwangsläufig die stärkere Spezies durch.

Tlaloc, *Zeit der Titanen*

Nachdem sie in der Ödnis von Arrakis Zuflucht gefunden hatten, lebten die Zensunni-Wanderer praktisch von der Hand in den Mund. Sie waren nicht besonders mutig, und selbst wenn sie bei ihren weiteren Exkursionen nach Brauchbarem suchten, hielten sie sich stets in der Nähe der Felsen und mieden die freie Wüste mit ihren dämonischen Würmern.

Vor langer Zeit, als der imperiale Chemiker Shakkad der Weise auf die verjüngenden Eigenschaften der geheimnisvollen Gewürzmelange hingewiesen hatte, war die natürliche Substanz auf dem Markt am Raumhafen von Arrakis City an Besucher von anderen Planeten verkauft worden. Doch da die Wüstenwelt weitab von den größeren Raumfahrtrouten lag, war der Handel nie in ökonomisch bedeutsamem Ausmaß betrieben worden. Es war ein Luxusgut ohne Marktwert, wie ein Händler mürrisch dem Naib Dhartha erklärt hatte. Trotzdem war das Gewürz für die Zensunni ein Nahrungsgrundstoff, der gesammelt werden musste ... wenn auch nur auf Sandflächen in der Nähe der Felsen.

Dhartha führte eine sechsköpfige Gruppe über einen Grat aus festem Pulversand, in den sich ihre Fußabdrücke deutlich einprägten. Sie hatten die Köpfe in weite weiße Tücher gewickelt, sodass nur ihre Augen frei blieben. Wenn ihre Umhänge in der Brise wehten, wurden darunter Gürtel, Werkzeuge und Waffen sichtbar. Dhartha zog sich das Kopftuch etwas höher über die Nase, weil er keinen Staub ein-

atmen wollte. Er kratzte sich an der Tätowierung auf seiner Wange, dann kniff er die Augen zusammen. Er hielt ständig nach Anzeichen für Gefahr Ausschau.

Niemand dachte daran, den klaren Morgenhimmel zu beobachten, bis sie ein leises Pfeifen hörten, das sich schnell zu einem Heulen steigerte. In Naib Dharthas Ohren klang es wie eine Frau, die soeben vom Tod ihres Mannes erfahren hatte.

Er blickte auf und sah ein silbriges Geschoss, das durch die Atmosphäre raste, dann hörte er, wie die Triebwerke unregelmäßig wimmerten. Ein blasenförmiges Objekt stürzte aus dem Himmel, sich drehend und überschlagend, als würde es einen geeigneten Landeplatz suchen. Der Fall wurde abgebremst, doch dann, in weniger als einem Kilometer Entfernung von den Zensunni, schlug das Flugobjekt in die Dünen, wie eine Faust, die wütend in den Bauch eines betrügerischen Händlers gerammt wurde. Eine Wolke aus Sand und Staub wurde aufgewirbelt und umhüllte eine Spur aus dunklem Rauch.

Der Naib verfolgte reglos das Geschehen, während seine Männer aufgeregt durcheinander redeten. Der junge Ebrahim war genauso erregt wie Dharthas Sohn Mahmad. Beide Jungen wären am liebsten sofort losgerannt, um sich die Sache aus der Nähe anzusehen.

Mahmad war ein guter Junge, respektvoll und umsichtig. Von Ebrahim hatte Dhartha jedoch keine sehr hohe Meinung, weil er gerne Geschichten über zusammenphantasierte Erkundungen erzählte. Dann war da außerdem der Zwischenfall, bei dem Wasser des Stammes gestohlen wurde – ein unverzeihliches Verbrechen. Ursprünglich hatte der Naib gedacht, dass zwei Jungen damit zu tun hatten, Ebrahim und Selim. Doch Ebrahim hatte sofort jede Schuld von sich gewiesen und mit dem Finger auf den anderen Jungen gezeigt. Selim war offenbar über diese Anschuldigung schockiert gewesen, hatte aber nichts abgestritten.

Zudem war Ebrahims Vater vorgetreten und hatte Dhartha ein großzügiges Angebot unterbreitet, wenn sein Sohn ver-

schont wurde ... und stattdessen der Waisenjunge mit der Verbannung bestraft wurde. Kein großer Verlust für den Stamm. Ein Naib musste häufig solche schwierigen Entscheidungen treffen.

Als die Männer nun Dhartha ansahen und ihre hellen Augen zwischen dem schmutzigen weißen Stoff funkelten, wusste er, dass er diese Gelegenheit nicht verstreichen lassen durfte, ganz gleich, was sie an der Absturzstelle vorfinden würden. »Wir werden uns dieses Ding ansehen«, rief er.

Die Männer stürmten über den Sand, angeführt von Ebrahim und Mahmad, die nicht mehr zu halten waren. Sie liefen auf die Staubwolke zu, die die Absturzstelle markierte. Dhartha gefiel es nicht, wenn sie sich so weit von den schützenden Felsen entfernten, aber die Wüste lockte mit einem außergewöhnlichen Schatz.

Die Nomaden erkletterten eine Düne, ließen sich auf der anderen Seite hinunterrutschen und bezwangen die nächste. Als sie den Sandkrater erreichten, waren sie alle völlig außer Atem. Ihr Keuchen wurde ein wenig durch die Tücher über ihren Gesichtern gedämpft. Der Naib und seine Männer blickten hinunter, wo sich geschmolzene Silikate wie Speicheltropfen über die Fläche verteilt hatten.

In der Grube lag ein mechanisches Objekt, das einen Durchmesser von zwei Männern hatte. Es bestand aus mehreren Komponenten und vorspringenden Elementen, die sich summend bewegten. Offenbar waren sie nach der Landung zum Leben erwacht. Die Hülle aus Kohlefasern rauchte immer noch, nachdem sie beim Atmosphäreneintritt erhitzt worden war. Vielleicht ein Raumschiff?

Einer der Männer trat zurück und machte mit den Fingern ein Abwehrzeichen. Der übereifrige Ebrahim jedoch beugte sich weit vor. Der Naib legte seinem Sohn eine Hand auf den Unterarm und ermahnte Mahmad zur Vorsicht. Sollten die Unbedachten prüfen, wie gefährlich es hier war.

Die abgestürzte Kapsel war zu klein, um Passagiere zu transportieren. Die Lampen blinkten heller, und eine Seite

öffnete sich, als würde ein Drache seinen Flügel entfalten. Darunter kamen mechanische Gliedmaßen, Greifklauen und komplexe Maschinensysteme zum Vorschein. Sensoren, Prozessoren und gefährlich aussehende Dinge. Spiegelartige Energiekonverter breiteten sich im grellen Licht der Sonne aus.

Ebrahim ließ sich am aufgeworfenen Kraterrand hinunterrutschen, bis er direkt vor der Grube stand. »Stell dir vor, wie viel man uns am Raumhafen dafür bezahlen würde, Naib! Wenn ich es als Erster erreiche, sollte ich den größten Anteil bekommen.«

Dhartha wollte den ungestümen Jungen zurückpfeifen, doch als er sah, dass – mit Ausnahme seines Sohnes – sonst niemand gewillt schien, mit Ebrahim zu konkurrieren, nickte er. »Wenn du Erfolg hast, bekommst du einen Extra-Anteil.« Selbst wenn das Objekt völlig zerstört war, konnten die Nomaden das Metall für ihre eigenen Zwecke verarbeiten.

Der junge Mann hielt auf halben Wege am losen Abhang an und schaute misstrauisch auf den Apparat hinunter, der immer noch stampfte und vibrierte. Flexible Komponenten fuhren Arme und Beine aus, während seltsame Linsen und Spiegel an beweglichen Tentakeln aus Kohlefasern rotierten. Die Sonde schien ihre Umgebung zu untersuchen, als hätte sie nicht verstanden, wo sie gelandet war.

Die Maschine beachtete die Menschen nicht weiter, bis Ebrahim einen Stein vom Kraterrand aufhob. Er rief »Ai! Ai!«, dann warf er den Stein. Er schlug mit lautem Knall gegen die Verkleidung der Sonde.

Die Mechanik erstarrte, dann wandte sie die Linsen und Sensoren dem einzelnen Menschen zu, der sich in ihre Nähe gewagt hatte. Ebrahim kauerte gebeugt im lockeren Sand.

Grelles kohärentes Licht schoss aus einer der Linsen. Ein Strahl aus heißem Feuer hüllte Ebrahim ein und warf ihn in einer Wolke aus verkohltem Fleisch zurück. Ein Stück seiner brennenden Kleidung wurde bis zum Krater-

rand hinaufgeschleudert, gefolgt von rauchenden Teilen seiner Hände und Füße.

Mahmad schrie bestürzt über das Schicksal seines Freundes auf, und Dhartha befahl seinen Männern, sich sofort zurückzuziehen. Sie stürmten die Außenseite des Kraterwalls hinunter und flüchteten durch die Rinne zwischen zwei Dünen. In einem halben Kilometer Entfernung fühlten sie sich sicher und stiegen auf einen Sandhügel, der hoch genug war, um bis zum Krater zurückblicken zu können. Die Männer beteten und machten abergläubische Abwehrzeichen, und Dhartha reckte die geballte Faust in die Luft. Der dumme Ebrahim hatte die Aufmerksamkeit des mechanischen Objekts auf sich gelenkt und dafür mit dem Leben bezahlt.

Als sie sich entfernt hatten, beachtete sie die abgestürzte Sonde nicht mehr. Nun schien die Maschine unter großer Lärmentwicklung neue Komponenten zu montieren. Sie schaufelte Sand in einen Trichter und produzierte daraus glasartige Stäbe. Das Gebilde wurde zusehends erweitert, bis es schließlich in der Lage war, stampfend und klackend aus der Grube zu klettern.

Dhartha wusste nicht, was er tun sollte. Diese Situation lag außerhalb seiner gewohnten Erfahrungswelt. Vielleicht hätte jemand vom Raumhafen es ihm erklären können, aber es missfiel ihm, sich von Außenweltlern helfen zu lassen. Außerdem mochte dieses Ding sehr wertvoll sein, und er wollte dieses Bergungsgut nicht verlieren.

»Vater, sieh!« Mahmad deutete in die Ferne. »Der Maschinendämon wird dafür büßen, dass er meinen Freund getötet hat.«

Nun sah auch Dhartha die verräterischen Wellen im Sand, die die Annäherung eines Wurmes ankündigten. Die Sonde bewegte sich mit rhythmisch stampfendem Lärm weiter, ohne auf ihre Umgebung zu achten. Der Mechanismus war ein monströses Konglomerat aus kristallinen Materialien und Silikatstützen, die durch Kohlefaserelemente der Außenhülle verstärkt wurden.

Unter der Oberfläche kam der Sandwurm schnell näher, bis sich sein Kopf hob. Das Maul war deutlich größer als der Einschlagkrater.

Die Robotersonde drehte die Sensorenarme und Waffenlinsen hin und her, als sie einen Angriff bemerkte, aber nicht verstand, aus welcher Richtung er kam. Sie schoss mehrere grellweiße Energiestrahlen in den lockeren Sandboden.

Der Wurm verschluckte den mechanischen Dämon in einem Stück. Dann tauchte das schlangenartige Wüstengeschöpf wieder unter die Sandoberfläche ...

Naib Dhartha und seine Männer blieben wie erstarrt auf dem Dünenkamm stehen. Wenn sie jetzt losrannten, würden sie nur den Wurm darauf aufmerksam machen, dass hier eine zweite Mahlzeit zu holen war.

Schon bald sahen sie, wie die Wurmspur in die offene Wüste zurückkehrte. Der Krater war verschwunden, und jeder Hinweis auf die mechanische Sonde war ebenso ausgelöscht. Auch von der Leiche des leichtsinnigen Ebrahim war nichts mehr übrig.

Dhartha schüttelte den Kopf mit dem langen schwarzen Pferdeschwanz und wandte sich an seine schockierten Gefährten. »Dieses Ereignis wird zu einer legendären Geschichte werden, zu einer großartigen Ballade, die des Nachts in unseren Höhlen gesungen wird ...« Er atmete tief ein und drehte sich um. »Obwohl ich bezweifle, dass irgendjemand uns glauben wird.«

50

Die Zukunft? Ich hasse sie, weil ich nicht dabei sein werde.

Juno, *Leben der Titanen*

Nach der überraschenden Begegnung mit der Liga-Armada über Giedi Primus benötigte die angeschlagene *Dream Voyager* einen Monat länger als sonst, um zur Erde zurückzukehren. Deshalb hatte Seurat sofort eine Notsonde losgeschickt, damit Omnius so schnell wie möglich von der bestürzenden Neuigkeit erfuhr, dass die jüngste Synchronisierte Welt und der Titan Barbarossa verloren waren. Inzwischen musste der Allgeist über die Geschehnisse informiert sein.

Der Robotercaptain gab sich alle Mühe, die beschädigten Schiffssysteme zu reparieren oder zu überbrücken und zum Schutz seines menschlichen Copiloten mehrere Sektionen abzuschotten. General Agamemnon wäre gar nicht begeistert, wenn seinem biologischen Sohn etwas zustieß. Außerdem empfand Seurat die Anwesenheit Vorians mittlerweile als Bereicherung ...

Vor bestand darauf, einen Schutzanzug anzulegen und die Hülle des Update-Schiffs von außen zu inspizieren. Seurat sicherte ihn mit zwei Leinen, während drei Inspektionsdrohnen ihn begleiteten. Als der junge Mann die verkohlte Wunde sah, die die rebellischen Menschen ihnen zugefügt hatten, empfand er erneut große Scham. Seurat hatte lediglich die lebenswichtigen Omnius-Aktualisierungen abliefern wollen, ohne sich gegenüber diesen Hrethgir aggressiv zu verhalten, und dennoch hatten sie ihn angegriffen. Die wilden Menschen kannten keine Ehre.

Agamemnon und sein Freund Barbarossa hatten die aufsässige Bevölkerung von Giedi Primus unter Omnius' schüt-

zende Fittiche gestellt, doch die Hrethgir hatten die Segnungen der überlegenen Zivilisation der Synchronisierten Welten verschmäht und Barbarossa zum Märtyrer gemacht. Sein Vater würde mit großer Bestürzung auf den Verlust eines so engen Freundes reagieren, eines der letzten verbliebenen Titanen.

Auch Vor hätte das Leben verlieren können. Sein empfindlicher Menschenkörper hätte zerstört werden können, ohne dass er je die Chance erhalten hätte, zu einem Neo-Cymek zu werden. Ein einziger Schlag der Armada hätte Vors Potenzial, seine gesamte Zukunft auslöschen können. Anders als eine Maschine konnte er kein Backup oder Update von seinen Erinnerungen und Erfahrungen machen. Er wäre unwiederbringlich verloren, genauso wie der Giedi-Primus-Omnius. Oder wie die anderen zwölf Söhne von Agamemnon. Der Gedanke bereitete ihm Übelkeit.

Auf dem Rückflug versuchte Seurat, seinen menschlichen Begleiter mit albernen Witzen aufzumuntern, als wäre überhaupt nichts vorgefallen. Der Roboter lobte Vor für seine schnelle Auffassungsgabe und seine taktischen Innovationen, mit denen er den Hrethgir-Offizier ausgetrickst hatte. Durch sein Täuschungsmanöver, bei dem er sich als Rebell ausgegeben hatte, der ein Raumschiff der Denkmaschinen gekapert hatte – welch abwegiger und gleichzeitig genialer Einfall! –, hatten sie kostbare Zeit gewonnen. Und mit Hilfe der Projektionen hatten sie schließlich entkommen können. Diese Manöver sollten von nun an in der Trustee-Schule auf der Erde unterrichtet werden.

Vor jedoch machte sich am meisten Sorgen, was sein Vater zu allem sagen würde. Wenn er die Anerkennung des großen Agamemnon fand, wäre die Welt für ihn wieder in Ordnung.

* * *

Als die *Dream Voyager* auf dem zentralen Raumhafen der Erde landete, eilte Vorian aufgeregt die Rampe hinunter –

doch dann stellte er bestürzt fest, dass der General nirgendwo zu sehen war.

Vor schluckte. Sein Vater hatte ihn bisher jedes Mal begrüßt, wenn er nicht durch dringendere Angelegenheiten verhindert war. Es waren immer kostbare Augenblicke gewesen, wenn sie ihre Ideen austauschen und über Pläne und Träume sprechen konnten. Vor tröstete sich damit, dass Agamemnon vermutlich einen wichtigen Auftrag für Omnius erfüllte.

Wartungsroboter und Reparaturmaschinen rollten herbei, um das beschädigte Schiff zu inspizieren. Eine der Vielzweckmaschinen hielt während der Prüfung inne, machte kehrt und kam summend auf ihn zu. »Vorian Atreides, Agamemnon hat Ihnen befohlen, sich in der Konditionierungsstation einzufinden. Sie sollen sich unverzüglich auf den Weg machen.«

Die Stimmung des jungen Mannes besserte sich schlagartig. Er ließ den Roboter an seine Arbeit zurückkehren und lief mit zügigen Schritten los. Kurz darauf rannte er, als er es nicht mehr aushielt ...

Obwohl er während der langen Reisen mit Seurat ständig trainierte, waren Vors biologische Muskeln schwächer als die einer Maschine, sodass er sich bald erschöpft fühlte. Wieder etwas, das ihn an seine Sterblichkeit, seine Zerbrechlichkeit und die Unterlegenheit seiner natürlichen Biologie erinnerte. Dadurch verstärkte sich nur sein Wunsch, eines Tages seine unvollkommene Menschengestalt abzulegen und in einem mächtigen Neo-Cymek-Körper weiterzuleben.

Mit brennenden Lungen stürmte Vor in den Raum aus glänzendem Chrom und Plaz, in dem der Gehirnbehälter seines Vaters regelmäßig gesäubert und mit neuem Elektrafluid aufgefüllt wurde. Der junge Mann hatte kaum den kühlen, gut beleuchteten Raum betreten, als ihm zwei Wachroboter folgten und ihm offenbar den Ausgang versperrten. Im Zentrum des Saals stand ein mechanischer humanoider Koloss, den Agamemnon derzeit als Körper be-

nutzte. Der Riese trat zwei Schritte vor, und seine Laufbeine mit den Stabilisatoren schlugen laut auf den Boden. Er war etwa dreimal so groß wie Vorian.

»Ich habe auf dich gewartet, mein Sohn. Alles ist vorbereitet. Was hat deine Rückkehr verzögert?«

Eingeschüchtert blickte Vor zum Konservierungsbehälter hinauf. »Ich habe keine Zeit verloren, Vater. Ich bin sofort losgerannt, nachdem mein Schiff vor etwa einer Stunde gelandet ist.«

»Wie ich höre, wurde die *Dream Voyager* vor Giedi Primus durch einen Angriff der menschlichen Rebellen beschädigt, die Barbarossa ermordeten und die Welt zurückeroberten.«

»Ja, Vater.« Vor wusste, dass er den Titanen nicht mit unwesentlichen Details langweilen durfte. Der General hatte bestimmt längst einen vollständigen Bericht erhalten. »Ich werde dir alle Fragen beantworten, die du mir dazu stellen willst.«

»Ich habe keine Fragen an dich – nur Befehle.« Doch er befahl seinem Sohn nicht, mit der Reinigung seiner Komponenten zu beginnen. Stattdessen hob Agamemnon eine mechanische Greifhand, die sich um Vorians Brust legte, und drückte ihn unsanft gegen einen aufrechten Tisch.

Vor spürte heftige Schmerzen, als er gegen die glatte Oberfläche schlug. Sein Vater war so kräftig, dass er ihm versehentlich Knochen zertrümmern oder die Wirbelsäule brechen konnte. »Was hat das zu bedeuten, Vater? Was ...?«

Agamemnon hielt ihn fest und legte ihm Hand- und Fußfesseln und eine Klammer um die Hüfte an. Vor drehte hilflos den Kopf und sah nun, das komplizierte Geräte in den Raum gebracht worden waren. Beklommen betrachtete er hohle Zylinder, die mit bläulichem Fluid gefüllt waren, neuromechanische Pumpen und sirrende Maschinen, die mit suchenden Sensorententakeln wedelten.

»Bitte, Vater!« Vors schlimmste Befürchtungen wurden geweckt und durch jede Schmerzempfindung verstärkt. »Was habe ich falsch gemacht?«

Agamemnons mechanischer Kopf zeigte keinen Ausdruck, als er sich dem zuckenden Körper seines Sohnes mit langen Nadeln näherte. Die stählernen Spitzen stachen in seine Brust, drangen durch die Rippen und suchten seine Lungen und sein Herz. Zwei silberne Nadeln steckten in seiner Kehle. Kurz darauf war er blutüberströmt. An Vors Hals traten die Sehnen hervor, als er die Zähne fletschte und einen Schrei zu unterdrücken versuchte.

Trotzdem fand der Schrei den Weg nach draußen.

Der Cymek hantierte mit den Maschinen und verstärkte den Schmerz, bis er eine unvorstellbare Intensität erreicht hatte. Vor war überzeugt, dass er versagt hatte und nun sterben sollte – genauso wie seine zwölf unbekannten Brüder vor ihm. Wie es schien, war auch Vorian den Erwartungen seines Vaters nicht gerecht geworden.

Seine Qualen steigerten sich weiter, und ein Ende war nicht in Sicht. Sein Schrei wurde zu einem ununterbrochenen Winseln, als ihm verschiedene Flüssigkeiten in den Körper gepumpt wurden. Bald versagten ihm sogar die Stimmbänder, aber der Schrei hallte weiter durch seinen Geist. Mehr konnte er nicht ertragen. Er wollte sich gar nicht vorstellen, wie schwer sein geschundener Körper bereits verletzt worden war.

Als die Tortur endlich aufhörte und Vor wieder zu sich kam, konnte er nicht einschätzen, wie lange er ohne Bewusstsein gewesen war. Vielleicht war er sogar schon tot. Sein Körper fühlte sich an, als wäre er zu einem Fleischklumpen zusammengeknetet und wieder auf menschliche Gestalt gestreckt worden.

Agamemnons kolossale Statur ragte über ihm auf, und er betrachtete ihn mit zahllosen optischen Fasern. Obwohl immer noch die Reste der extremen Schmerzen durch seinen Schädel hallten, konnte Vor diesmal einen Schrei unterdrücken. Sein Vater hatte ihn aus unerfindlichen Gründen am Leben gelassen. Er starrte in das gefühllose Metallgesicht des Titanen und konnte nur hoffen, dass sein Vater ihn nicht geweckt hatte, um ihm weitere Qualen zu bereiten.

Was habe ich falsch gemacht?

Doch der uralte Cymek schien gar keine Mordabsichten zu hegen. Stattdessen sagte er: »Ich bin äußerst zufrieden, wie du dich an Bord der *Dream Voyager* verhalten hast, Vorian. Ich habe Seurats Bericht analysiert und mich davon überzeugt, dass du bei der Flucht vor der Liga-Armada eine innovative Überraschungstaktik angewendet hast.«

Vorian verstand den Zusammenhang der Worte seines Vaters nicht. Sie schienen keine Beziehung zu den Qualen zu haben, die er ihm zugefügt hatte.

»Keine Denkmaschine wäre in der Lage gewesen, ein derartiges Täuschungsmanöver zu planen. Ich bezweifle sogar, dass irgendein anderer Trustee so schnell mit einer solchen List reagiert hätte. Omnius' Auswertung deutet darauf hin, dass jede andere Vorgehensweise mit hoher Wahrscheinlichkeit die Gefangennahme oder Vernichtung der *Dream Voyager* zur Folge gehabt hätte. Seurat hätte den Konflikt niemals aus eigener Kraft überstanden. Du hast nicht nur das Schiff gerettet, sondern auch die Omnius-Aktualisierungen sicher zurückgebracht.« Agamemnon hielt kurz inne, dann bestätigte er noch einmal: »Ja, ich bin ausgesprochen zufrieden mit dir, mein Sohn. Du hast das Zeug, eines Tages zu einem großen Cymek zu werden.«

Vors brennende Kehle verkrampfte sich, als er etwas sagen wollte. Die Nadeln waren entfernt worden, und nun öffnete Agamemnon auch die Fesseln. Vorians erschlaffte Muskeln konnten seinen Körper nicht stützen, sodass er haltlos mit eingeknickten Knien auf den Boden sackte. »Warum hast du mich dann gefoltert?«, brachte er schließlich krächzend heraus. »Warum wurde ich bestraft?«

Agamemnon stieß ein künstliches Lachen aus. »Ich würde es dir sagen, wenn ich dich bestrafen will, mein Sohn. Das hier war eine Belohnung. Omnius hat mir erlaubt, dir dieses wertvolle Geschenk zu machen. Auf allen Synchronisierten Welten ist bisher noch keinem Menschen eine solche Ehre zuteil geworden.«

»Aber was hast du getan, Vater? Bitte erkläre es mir. Ich habe mich immer noch nicht von den Schmerzen erholt.« Die Stimme drohte ihm zu versagen.

»Was sind ein paar Augenblicke des Schmerzes im Vergleich zum Geschenk, das du erhalten hast?« Der Koloss stapfte über den blitzsauberen Boden des Wartungsraums vor und zurück, dass die Wände vibrierten. »Leider konnte ich Omnius nicht überzeugen, dich in einen Neo-Cymek zu konvertieren. Dazu bist du noch zu jung. Aber ich weiß, dass der richtige Zeitpunkt kommen wird. Ich wollte, dass du an meiner Seite dienst – nicht nur als Trustee, sondern als mein wahrer Nachfolger.« Seine funkelnden optischen Fasern strahlten noch heller. »Dafür habe ich dir den nächstbesten Gefallen erwiesen.«

Der Cymek-General erklärte, dass er Vor einer rigorosen Biotech-Behandlung unterzogen hatte. Die neue Zellularchemie würde sein Leben als Mensch dramatisch verlängern. »Die Technik wurde von geriatrischen Experten im Alten Imperium entwickelt ... obwohl mir schleierhaft ist, zu welchem Zweck sie es getan haben. Diese Trottel haben während ihrer normalen Lebensspanne nichts Produktives zustande gebracht. Warum sollten sie ihre Existenz also um Jahrhunderte verlängern und noch weniger leisten? Mit neuen Proteinen, Neutralisatoren für freie Radikale und effizienteren Zellreparatursystemen haben sie ihr sinnloses Leben in die Länge gezogen. Die meisten von ihnen wurden bei den Aufständen ermordet, als wir Titanen die Herrschaft ergriffen.«

Agamemnon drehte seinen Aktionskörper im Rumpfgelenk. »Alle zwanzig Titanen haben sich dieser biotechnischen Lebensverlängerung unterzogen, als wir noch unsere menschlichen Körper besaßen. Also ist mir bekannt, welches Ausmaß an Schmerzen du erlitten hast. Wir mussten jahrhundertelang leben, weil wir so viel Zeit benötigten, um dem verblassenden Alten Imperium wieder eine Zukunft und kompetente Führung zu geben. Selbst nachdem wir uns zu Cymeks konvertiert hatten, war diese Behandlung

sinnvoll, damit unsere biologischen Gehirne nicht aufgrund unseres hohen Alters degenerieren.«

Sein mechanischer Körper kam näher. »Dieser Lebensverlängerungsprozess ist unser kleines Geheimnis, Vorian. Die Liga der Edlen würde verrückt werden, wenn sie wüsste, dass wir eine solche Technik besitzen.« Agamemnon stieß einen wehmütigen Laut aus, der fast ein Seufzer war. »Aber nimm dich trotzdem in Acht, mein Sohn. Selbst eine solche Behandlung kann dich nicht vor Unfällen oder Attentaten schützen. Wie der bedauernswerte Barbarossa vor kurzem feststellen musste.«

Endlich gelang es Vor, zitternd auf die Beine zu kommen. Er fand einen Wasserspender, kippte einen Becher mit kühler Flüssigkeit hinunter und spürte, wie sein Herzschlag langsamer wurde.

»Erstaunliche Ereignisse erwarten dich, mein Sohn. Dein Leben ist nicht mehr nur eine Kerze im Wind. Du hast Zeit, viele Dinge und bedeutende Geschehnisse zu erleben.«

Der Cymek stapfte zu einem Gestell hinüber und benutzte künstliche Hände und Klammern, um die Elektroden seines Gehirnbehälters mit Kontakten an der Metallwand zu verbinden. Flexible Arme hoben den Zylinder aus dem Körper und transportierten ihn zu einem Chromsockel im Raum.

»Nun bist du der Verwirklichung deines Potenzials einen Schritt näher, Vorian«, sagte Agamemnon über einen Wandlautsprecher.

Obwohl er geschwächt war und immer noch Schmerzen litt, wusste Vor, was sein Vater von ihm erwartete. Er ging schnell zu den Wartungseinrichtungen hinüber und befestigte mit zitternden Händen Energiekabel an den Anschlüssen des durchsichtigen Gehirnbehälters. Das bläuliche Elektrafluid schien mit mentaler Energie aufgeladen zu sein.

Nach der schreienden Fassungslosigkeit über das, was soeben mit ihm geschehen war, versuchte er, wieder einen Sinn für die Normalität zu gewinnen, und ging die gewohnte Wartungsprozedur durch. Liebevoll betrachtete der

junge Mann die runzlige Gehirnmasse, in der ein uralter Geist voller tiefschürfender Gedanken und schwieriger Entscheidungen steckte, wie der General sie in seinen umfangreichen Memoiren zum Ausdruck gebracht hatte. Jedes Mal, wenn er darin las, hoffte Vor, die komplexe Geisteswelt seines Vaters etwas besser zu verstehen.

Er fragte sich, ob Agamemnon ihn bewusst im Unklaren gelassen hatte, um ihm einen bösen Streich zu spielen oder seine Entschlossenheit zu prüfen. Vor würde alles akzeptieren, was der Cymek-General ihm befahl. Er würde sich ihm niemals zu entziehen versuchen. Nachdem die Tortur nun vorbei war, hoffte er, dass er den Test seines Vaters bestanden hatte.

Während Vor geduldig die Pflege des Konservierungsbehälters fortsetzte, sprach Agamemnon leise säuselnd zu ihm. »Du bist sehr still, mein Sohn. Was hältst du von dem großen Geschenk, das ich dir gemacht habe?«

Der junge Mann zögerte, weil er nicht wusste, was er darauf antworten sollte. Agamemnon reagierte häufig impulsiv und war schwer zu verstehen, aber er tat nur selten etwas, das keinem höheren Zweck diente. Vor konnte nur hoffen, eines Tages das Gesamtbild zu verstehen.

»Ich danke dir, Vater«, sagte er schließlich, »dass du mir mehr Zeit gegeben hast, all das zu tun, was du von mir erwartest.«

51

Warum verbringen Menschen so viel Zeit damit, sich über »moralische Angelegenheiten« Gedanken zu machen? Dass ist eins der vielen Geheimnisse ihres Verhaltens.

Erasmus,
Reflexionen über biologische Intelligenzen

Die eineiigen Zwillinge schienen friedlich Seite an Seite zu schlafen, wie kleine Engel in einem kuschligen Bett. Die schlangenartigen Gehirnscanner, die sich durch Löcher in ihren Schädeln geschoben hatten, fielen kaum auf.

Die mit Drogen betäubten Kinder lagen auf einem Labortisch im Experimentierbereich. Erasmus' spiegelglattes Gesicht zeigte ein übertriebenes Stirnrunzeln, als könnte dieser Ausdruck sie dazu bewegen, ihm die Geheimnisse der Menschen zu offenbaren.

Verdammte Biologie!

Er konnte diese intelligenten Wesen einfach nicht begreifen, die auf irgendeine Weise Omnius und die erstaunliche Zivilisation der Denkmaschinen erschaffen hatten. War alles nur ein unglaublicher Zufall gewesen? Je mehr Erasmus lernte, desto mehr Fragen stellten sich ihm. Die unbestreitbaren Erfolge ihrer chaotischen Zivilisation stellten ihn vor ein schwieriges Dilemma. Er hatte die Gehirne von über eintausend Exemplaren seziert, jungen und alten, männlichen und weiblichen, intelligenten und zurückgebliebenen. Er hatte detaillierte Analysen und Vergleiche angestellt und alle Daten mit den unbegrenzten Kapazitäten des Omnius-Allgeistes weiterverarbeitet.

Trotzdem ergab keine der Antworten Sinn. Es existierten keine zwei menschlichen Individuen, deren Gehirne völlig

identisch waren, auch nicht, wenn sie unter ähnlichen Bedingungen aufwuchsen, oder wenn sie als Zwillinge auf die Welt gekommen waren. *Eine verwirrende Menge überflüssiger Variablen!* Kein Aspekt ihrer Physiologie war bei allen Exemplaren gleich ausgeprägt.

Überall nur unerträgliche Abweichungen und Ausnahmen!

Dennoch hatte Erasmus gewisse Muster bemerkt. Menschen wiesen zahllose Unterschiede und Überraschungen auf, aber als Spezies verhielten sie sich gemäß allgemeiner Regeln. Unter bestimmten Bedingungen, vor allem in beengter Umgebung, reagierten sie mit Rudelverhalten. Dann folgten sie blind anderen und gaben ihre Individualität auf.

Manchmal waren Menschen todesmutig, manchmal waren sie Feiglinge. Es faszinierte Erasmus besonders, wenn er »Panikexperimente« an Massen durchführte, wenn er sich in die Zuchtbaracken begab und einige von ihnen abschlachtete. Unter solchen extremen Stressbedingungen kam es zwangsläufig vor, dass bestimmte Individuen sich als Anführer hervortaten – Menschen, die über mehr innere Kraft als die anderen verfügten. Am liebsten tötete Erasmus solche Personen, um zu beobachten, wie die anderen darauf mit zunehmender Verzagtheit reagierten.

Vielleicht war seine Gruppe von Testobjekten in den vergangenen Jahrhunderten stets zu klein gewesen. Er musste vielleicht noch Zehntausende sezieren und untersuchen, bevor er zu fundierten Schlussfolgerungen gelangen konnte. Eine monumentale Aufgabe, aber als Maschine besaß Erasmus einen unbegrenzten Vorrat an Energie und Geduld.

Mit einer Sonde seines Roboterkörpers berührte er die Wange des größeren der beiden Mädchen und fühlte nach dem gleichmäßigen Puls. Jeder Blutstropfen schien ihm seine Geheimnisse vorzuenthalten, als hätte sich die gesamte Spezies in seltener Einigkeit gegen ihn verschworen. Würde man Erasmus eines Tages für den größten Narren aller Zeiten halten? Die flexible Sonde glitt in ein Fach unter seiner Haut zurück, doch zuvor hinterließ er noch einen

Schnitt im Gesicht des Mädchens – in voller Absicht, aus purem Trotz.

Als er diese Zwillinge aus den Arbeiterhütten holen ließ, hatte ihre Mutter ihn verflucht und ihn als Monstrum bezeichnet. Menschen konnten so engstirnig sein und sahen einfach nicht die Bedeutung seiner Arbeit, den größeren Zusammenhang.

Mit einem Strahlskalpell schnitt er in das Kleinhirn des Mädchen (das 1,09 Zentimeter kürzer und 0,07 Kilogramm leichter als das andere war – insofern waren sie doch nicht identisch). Darauf steigerten sich die Hirnaktivitäten ihrer bewusstlosen Schwester – eine sympathetische Reaktion. Faszinierend. Obwohl die Mädchen keinen direkten Kontakt zueinander hatten, weder körperlich noch durch Maschinen. Konnte die eine Schwester Schmerzen der anderen spüren?

Er tadelte sich für seine schlechte Planung dieses Experiments. *Ich hätte die Mutter auf denselben Tisch legen sollen.*

Seine Gedanken wurden von Omnius unterbrochen, der über den nächsten Wandbildschirm zu ihm sprach. »Dein neues Sklavenweibchen ist eingetroffen, ein letztes Geschenk vom Titanen Barbarossa. Sie wartet im Wohnzimmer auf dich.«

Erasmus hob die blutigen Metallhände. Er hatte sich darauf gefreut, die auf Giedi Primus gefasste Frau in Empfang zu nehmen, die angeblich die Tochter des Viceroys der Liga war. Ihr Familienstammbaum deutete auf genetisch veranlagte Führungsqualitäten hin, und er wollte ihr viele Fragen über die Regierungsform der ungezähmten Menschen stellen.

»Wirst du sie ebenfalls sezieren?«

»Ich würde mir gerne alle Möglichkeiten offen halten.«

Erasmus blickte auf die Zwillingsschwestern, von denen eine bereits bei der Freilegung des Gehirngewebes gestorben war. Eine vergeudete Gelegenheit.

»Fügsame Sklaven zu analysieren erbringt keine relevanten Ergebnisse, Erasmus. Aus diesen Linien wurde jeder auf-

sässige Gedanke herausgezüchtet. Daher sind alle Informationen, die du auf diese Weise gewinnst, kaum auf militärische Situationen anwendbar.« Die Stimme des Allgeistes tönte aus den Lautsprechern des Wandbildschirms.

Erasmus tauchte seine plastischen Hände in ein Lösungsmittel, um das Blut zu entfernen. Er hatte Zugang zu psychologischen Studien aus mehreren Jahrtausenden, aber selbst mit dieser Datenmenge war es ihm nicht möglich, zu klaren Resultaten zu gelangen. Die selbsternannten »Experten« widersprachen sich immer wieder mit den unterschiedlichsten Antworten.

Der überlebende Zwilling wimmerte vor Schmerz und Furcht. »Dem muss ich widersprechen, Omnius. Das rebellische Wesen ist allen menschlichen Geschöpfen angeboren. Es ist ein Charakterzug der Spezies. Sklaven werden uns gegenüber niemals völlig loyal sein, ganz gleich, wie viele Generationen sie uns schon gedient haben. Ob Trustee oder einfacher Arbeiter – es gibt keinen Unterschied.«

»Du überschätzt die Stärke ihres Willens.« Der Allgeist sprach mit selbstgefälliger Zuversicht.

»Und ich bezweifle deine fehlerhaften Annahmen.« Mit entfachter Neugier und in der Gewissheit seiner Fachkenntnisse trat Erasmus vor den Bildschirm mit den wirbelnden Mustern. »Gib mir nur genügend Zeit und die Gelegenheit zur Provokation, dann werde ich selbst den loyalsten Arbeiter zu unserem Feind machen, selbst den privilegiertesten Trustee.«

Omnius zitierte eine lange Litanei aus seinem gespeicherten Informationsvorrat, um ihn zu widerlegen. Der Allgeist war überzeugt, dass seine Sklaven zuverlässig waren, obwohl er vielleicht etwas zu nachsichtig geworden war. Er wollte, dass das Universum reibungslos funktionierte, und mochte die unberechenbaren Überraschungen nicht, die die Menschen der Liga ihm ständig bereiteten.

Omnius und Erasmus diskutierten immer intensiver, bis der unabhängige Roboter einen Schlussstrich zog. »Wir beide gehen von Mutmaßungen aus, die auf vorgefassten Vorurtei-

len beruhen. Daher schlage ich ein Experiment vor, um eine korrekte Antwort zu erhalten. Du wählst eine Gruppe von Individuen aus, an deren Loyalität kein Zweifel zu bestehen scheint, und ich werde dir demonstrieren, dass ich sie gegen die Denkmaschinen aufhetzen kann.«

»Was würden wir damit erreichen?«

»Damit wäre bewiesen, dass man einem Menschen unter keinen Umständen völlig vertrauen kann. Dass es ein grundsätzlicher Mangel in ihrer biologischen Programmierung ist. Das wäre sicherlich eine sehr nützliche Information.«

»Ja. Und wenn sich deine Theorie bestätigt, Erasmus, werde ich meinen eigenen Sklaven nie wieder vertrauen können. Ein solches Resultat würde für eine vorbeugende Auslöschung der gesamten menschlichen Spezies sprechen.«

Erasmus war plötzlich unwohl, weil er sich möglicherweise in seiner eigenen Logik verstrickt hatte. »Das ... ist vielleicht nicht die einzige zwingende Schlussfolgerung.« Für ihn war es eigentlich nur eine rhetorische Frage gewesen, aber nun konnte sie ernsthafte Konsequenzen nach sich ziehen. Für den wissbegierigen Roboter war es mehr als nur eine Wette mit seinem Meister; es war eine Untersuchung der grundlegendsten Motivationen und der Entscheidungsprozesse menschlicher Wesen.

Doch die Folgen dieses Forschungsprojekts konnten furchtbar sein. Er musste den Streit gewinnen, aber der Ausgang durfte nicht dazu führen, dass Omnius seine Experimente einstellte.

»Lass mich über die Durchführbarkeit nachdenken«, schlug Erasmus vor. Dann verließ er das Labor, um endlich seine neue Haussklavin Serena Butler kennen zu lernen.

52

Das Universum ist ein Spielplatz der Improvisationen – es folgt keinen externen Regeln.

Kogitor Reticulus,
Beobachtungen aus eintausend Jahren Höhe

Zahlen und Strukturen tanzten in ihren Träumen, doch jedes Mal, wenn Norma Cenva sie ordnen wollte, glitten sie ihr wie schmelzende Schneeflocken durch die Finger. Wankend betrat sie ihr Labor und starrte mit müden Augen auf die Gleichungen, bis sie zu Linien und Flecken verschwammen. Sie löschte wütend eine Beweisführung von der magnetischen Tafel und begann noch einmal von vorn.

Nachdem sie nun unter der Schirmherrschaft des legendären Weisen Holtzman arbeitete, kam sich Norma nicht mehr als Versagerin, als missgebildete Enttäuschung vor. Mit ihren telepathischen Kräften hatte eine Zauberin auf Giedi Primus einen erfolgreichen Schlag gegen die Denkmaschinen führen können. Doch Normas transportable Störfeldprojektoren hatten genauso zum Sieg beigetragen, obwohl Holtzman bisher nicht auf ihre Rolle bei dieser technischen Entwicklung hingewiesen hatte.

Norma war nicht auf Ruhm erpicht. Für sie zählte nur, dass sie etwas zum Kriegserfolg beitragen konnte. Wenn sie doch nur eine Bedeutung aus diesen flüchtigen und vielversprechenden Theorien gewinnen könnte ...

Vom hohen Felsturm konnte Norma auf den Isana-Fluss hinabschauen und sich Tagträumen hingeben. Gelegentlich vermisste sie Aurelius Venport, der sie immer so rücksichtsvoll und freundlich behandelt hatte. Am häufigsten jedoch grübelte sie über scheinbar abwegige Ideen nach – je unge-

wöhnlicher, desto besser. Auf Rossak hatte ihre Mutter sie nie ermutigt, über Möglichkeiten ohne praktische Konsequenzen nachzudenken, doch Tio Holtzman spornte sie ständig dazu an.

Obwohl Computer mit eigenem Bewusstsein auf den Liga-Welten verboten waren – und ganz besonders auf Poritrin –, verbrachte Norma viel Zeit damit, zu verstehen, wie die komplexen Gelschaltkreise funktionierten. *Wenn man etwas zerstören will, muss man sein Ziel genau kennen.*

Holtzman lud sie häufig zum Essen ein, um mit ihr über alle möglichen Ideen zu plaudern, während sie importierten Wein tranken und von exotischen Gerichten kosteten. Norma rührte das Essen kaum an und sprach mit aufgeregten Gesten ihrer kleinen Hände. Sie wünschte sich, sie hätte einen Zeichenblock dabei, damit sie ihre Vorstellungen skizzieren konnte. Nach den Mahlzeiten wollte sie so schnell wie möglich an ihre Arbeit zurückeilen, während der große Erfinder noch zurückgelehnt das Dessert genoss und Musik hörte. Auf diese Weise lud er seinen Geist wieder auf, wie er sich ausdrückte.

Holtzman beschäftigte sie gerne mit nebensächlichen Themen. Er erzählte von seinen früheren Erfolgen und las ihr Preisurkunden vor, die Lord Bludd ihm verliehen hatte. Leider führte keins dieser Gespräche zu technischen Durchbrüchen, soweit Norma beurteilen konnte.

Nun stand sie inmitten schimmernder Lichter. Sie blickte auf eine schwebende Kristalltafel von der Größe eines Fensters. Sie war mit einem dünnen fließenden Film überzogen, der jeden Strich sichtbar machte, mit dem sie ihre Gedanken und Gleichungen notierte. Es war eine altertümliche Vorrichtung, aber für Norma eignete sie sich bestens, um ihre Ideen festzuhalten.

Sie betrachtete die Formel, die sie niedergeschrieben hatte, dann übersprang sie ein paar Schritte und leitete daraus eine Quantenanomalie ab, die es einem Objekt zu ermöglichen schien, an zwei Orten gleichzeitig zu existieren. Das eine war lediglich ein Abbild des anderen, obwohl es

für einen Beobachter physikalisch nicht feststellbar war, welches von beiden real war.

Norma hatte nicht die geringste Ahnung, wie sich dieser ungewöhnliche Sachverhalt als Waffe nutzen ließ, aber sie erinnerte sich an die Ermahnung ihres Mentors, jede Idee bis zur letzten logischen Konsequenz weiterzuverfolgen. Mit ihren Gleichungen und allen Anweisungen für eine gründliche Simulation eilte sie durch die Laborkorridore, bis sie den Raum mit der Gruppe der überlebenden Rechner erreichte.

Die Sklaven saßen auch zu dieser späten Stunde über die Tische gebeugt und arbeiteten mit diversen Rechengeräten. Viele Plätze waren leer, nachdem ein Drittel der Rechner dem tödlichen Fieber zum Opfer gefallen war. Holtzman hatte eine neue Gruppe zenschiitischer Arbeiter auf dem Markt für »menschliche Waren« erstanden, aber dieses Personal war noch nicht ausreichend für höhere mathematische Aufgaben geschult worden.

Norma reichte dem Rechenleiter ihre Unterlagen und erklärte ihm geduldig, was sie von den Sklaven erwartete und dass sie bereits einige vorbereitende Rechnungen übernommen hatte. Sie ermunterte die hart arbeitenden Rechner und betonte, wie wichtig ihre Theorie war – bis sie aufblickte und sah, dass Holtzman in der Tür stand.

Kopfschüttelnd schob er Norma nach draußen. »Sie verschwenden Ihre Zeit, wenn Sie versuchen, sich mit ihnen anzufreunden. Vergessen Sie nicht, dass die Sklaven nicht mehr als organische Rechenmaschinen sind, die Aufgaben lösen sollen. Sie sind ersetzbar, also geben Sie ihnen nicht das Gefühl, eine Persönlichkeit zu besitzen. Für uns sind nur die Ergebnisse relevant. Ein Rechenvorgang hat keine Persönlichkeit.«

Norma beschloss, sich nicht mit ihm zu streiten. Sie kehrte in ihr Labor zurück, um allein weiterzumachen. Sie hatte vielmehr den Eindruck, dass komplexe mathematische Systeme durchaus eine Persönlichkeit besaßen, dass bestimmte Theoreme und Integrale behutsam und rücksichtsvoll be-

handelt werden mussten, ganz im Gegensatz zu simpler Arithmetik.

Sie ging auf und ab und trat schließlich hinter die Kristalltafel, sodass ihre Gleichungen nun auf den Kopf gestellt waren. Die verkehrten Zeichen schienen überhaupt keinen Sinn zu ergeben, aber sie zwang sich trotzdem dazu, die Frage aus dieser ungewohnten Perspektive zu betrachten. Die Rechner hatten inzwischen ihre vorherige Aufgabe gelöst, und sie war immer noch verblüfft über das Resultat.

Da sie intuitiv wusste, wie die Antwort lauten musste, verwarf sie die Arbeit der Sklaven und ging wieder zur Vorderseite des Kristalls, wo sie so hektisch kritzelte, dass die silbern glänzenden Zahlen und Symbole bald über die Tafel hinausflossen. Anschließend kehrte sie auf die andere Seite zurück und versuchte, einen Ausweg aus ihrem Dilemma zu finden.

Tio Holtzman riss Norma aus ihrem Universum theoretischer Möglichkeiten. Er starrte sie verdutzt an. »Sie waren in Trance, Norma.«

»Ich habe nachgedacht«, sagte sie.

Holtzman kicherte. »Auf der falschen Seite der Tafel?«

»Dadurch haben sich mir neue Möglichkeiten eröffnet.«

Er rieb sich das Kinn, an dem graue Bartstoppel nachgewachsen waren. »Ich habe noch niemanden erlebt, der sich so intensiv wie Sie konzentrieren kann.«

Im Geiste versuchte sie die Lösung einzukreisen, die sie entwickelt hatte, konnte sie aber nicht in Worte fassen. »Ich weiß, wie das Resultat aussehen *müsste*, aber ich kann es nicht so formulieren, dass es für Sie reproduzierbar wird. Die Rechner kommen jedes Mal auf eine andere Lösung, als ich erwartet habe.«

»Haben die Sklaven einen Fehler gemacht?«, fragte er verärgert.

»Ich konnte keinen entdecken. Ihre Arbeit scheint korrekt zu sein. Trotzdem habe ich das Gefühl, dass etwas daran ... falsch ist.«

Der Wissenschaftler runzelte die Stirn. »Die Mathematik ist nicht dazu da, unsere Wünsche zu erfüllen, Norma. Sie müssen sich an die nötigen Schritte und die Gesetze des Universums halten.«

»Sie meinen die *bekannten* Gesetze des Universums, Weiser. Ich will doch nur unsere Möglichkeiten erweitern, unser Denken auf sich selbst zurückführen. Ich bin überzeugt, dass es einen anderen Weg um das Problem herum gibt. Eine intuitive Hintertür.«

Seine Miene war gönnerhaft, aber ungläubig. »Die mathematischen Theorien, mit denen wir arbeiten, sind oftmals esoterisch und schwer zu begreifen, aber sie folgen immer bestimmten Regeln.«

Sie drehte sich frustriert um, weil er immer noch an ihr zweifelte. »Das blinde Befolgen von Regeln hat überhaupt erst die Erschaffung der Denkmaschinen ermöglicht. Wenn wir den Regeln folgen, hindert uns das vielleicht daran, unsere Feinde zu schlagen. Sie haben es selbst gesagt, Weiser. Wir müssen nach Alternativen suchen.«

Er nutzte ihre Worte als Überleitung zu einem Thema, das ihn interessierte, und verschränkte die Hände zwischen den weiten Ärmeln. »So ist es, Norma! Ich habe die Konstruktion meines Metall-Resonanz-Generators abgeschlossen; nun kann die Arbeit am Prototyp beginnen.«

Sie war zu sehr in ihre Welt vertieft, um sich eine taktvollere Antwort zu überlegen. »Ihre Erfindung wird nicht funktionieren. Ihr habe mir Ihre frühen Entwürfe angesehen, und ich glaube, dass ein grundsätzlicher Fehler in der Idee steckt.«

Holtzman sah sie an, als hätte sie ihm eine Ohrfeige versetzt. »*Wie bitte?* Ich habe meine Arbeit mehrfach überprüft. Die Rechner haben jeden Schritt bestätigt.«

Sie zuckte die Achseln und hatte sich schon wieder den Gleichungen auf der Kristalltafel gewidmet. »Trotzdem bin ich der Ansicht, dass Ihre Idee nicht durchführbar ist, Weiser. Korrekte Kalkulationen müssen nicht zwangsläufig zu korrekten Ergebnissen führen – wenn sie auf fehlerhaften

Voraussetzungen oder ungültigen Annahmen beruhen.« Ihre Stirn legte sich in Falten, als sie nun seine bestürzte Reaktion bemerkte. »Worüber regen Sie sich auf? Sie haben zu mir gesagt, der Zweck der Wissenschaft würde darin bestehen, Ideen zu prüfen und sie zu verwerfen, wenn sie sich als unbrauchbar erweisen.«

»Ihr Einwand müsste noch bewiesen werden«, sagte er ungehalten. »Zeigen Sie mir bitte, wo mir ein Fehler unterlaufen ist.«

»Es ist kein Fehler im eigentlichen Sinne ...« Sie schüttelte den Kopf. »Mein Einwand ist eher intuitiver Natur.«

»Ich will keine Intuition, ich will Beweise!«

Enttäuscht über seine Reaktion atmete sie tief durch. Zufa Cenva hatte nie großen Wert auf großes Geschick im Umgang mit anderen Menschen gelegt, und Norma hatte wenig Gelegenheit gehabt, diesen Mangel auszugleichen. Sie war isoliert auf Rossak aufgewachsen und von den meisten abgewiesen worden – mit Ausnahme von Aurelius Venport.

Holtzmans Interessen schienen über die Grundsätze hinauszugehen, die er predigte. Aber er war immer noch ein Wissenschaftler, und sie hatte das Gefühl, dass sie aus einem wichtigen Grund zusammengeführt worden waren. Es war ihre Pflicht, ihn darauf hinweisen, wenn er ihrer Ansicht nach einen Fehler gemacht hatte. Er hätte dasselbe für sie getan. »Ich finde trotzdem, dass Sie Ihre Zeit und Energie nicht mehr auf dieses Projekt verschwenden sollten.«

»Da ich selber bestimme, worauf ich meine Zeit und Energie verwende«, erwiderte Holtzman pikiert, »werde ich die Arbeit fortsetzen. Und ich hoffe, dass ich Ihre Skepsis widerlegen kann.« Murrend verließ er den Raum.

»Glauben Sie mir, Weiser!«, rief sie ihm nach, im Versuch, die Situation zu entspannen. »Auch ich hoffe, dass Sie mich widerlegen.«

53

In der Entwicklung sozialer Ordnungen liegt eine gewisse Tendenz zur Bösartigkeit, ein elementarer Kampf, der auf der einen Seite in die Tyrannei und auf der anderen in die Sklaverei führt.

Tlaloc, *Schwächen des Imperiums*

Das Flussdelta von Poritrin war ganz anders als die Flussläufe und Sümpfe von Harmonthep. Der größte Wunsch des Sklavenjungen Ishmael war es, nach Hause zurückzukehren ... aber Ishmael hatte keine Ahnung, wie weit es bis dort war. Im Lager erwachte er nachts häufig aus Albträumen. Nur wenige der anderen Sklaven machten sich die Mühe, ihn zu trösten, da sie ihre eigene Last zu tragen hatten.

Sein Dorf auf Harmonthep war niedergebrannt und die meisten Menschen gefangen genommen oder getötet worden. Der Junge erinnerte sich, wie sein Großvater sich den Sklavenhändlern in den Weg gestellt und buddhislamische Sutras zitiert hatte, um sie von ihrem falschen Tun abzubringen. Doch die scheußlichen Männer hatten sich nur über den alten Weyop lustig gemacht. Sie hätten ihn genauso gut töten können.

Längere Zeit, nachdem die Sklavenhändler Ishmael betäubt hatten, war er in einem sargähnlichen Gehäuse aus Plastahl und transparenten Platten erwacht. Diese Stasiskammer hatte ihn am Leben erhalten, aber er hatte sich darin nicht bewegen können. Keiner der neuen Sklaven konnte Schwierigkeiten machen, während das Tlulaxa-Schiff durch den Weltraum zu dieser seltsamen Welt flog. Nach der Landung waren alle Sklaven aus der Starre geweckt worden – um auf den Markt von Starda gebracht zu werden.

Einige der Gefangenen von Harmonthep hatten zu fliehen versucht, ohne zu wissen, wohin. Die Sklavenhändler hatten sie und ein paar andere betäubt, worauf wieder Ruhe eingekehrt war. Ishmael wollte sich gegen sein Schicksal zur Wehr setzen, aber er hatte gespürt, dass er mehr erreichen würde, wenn er zunächst beobachtete und lernte, bis er eine bessere Möglichkeit entdeckte. Zuerst musste er verstehen, was auf Poritrin vor sich ging, dann konnte er überlegen, was zu tun war. Genau dazu hätte ihm auch sein weiser Großvater geraten.

Weyop hatte Sutras zitiert, die vom Einfall des Bösen erzählten, von seelenlosen Eroberern, die das Volk seiner Lebensweise beraubten. Wegen dieser Prophezeiungen hatten die Zensunni einst die menschliche Gemeinschaft verlassen. Im zerfallenden Alten Imperium hatten die Menschen Gott vergessen und dann unter der Herrschaft der Denkmaschinen gelitten. Ishmaels Volk glaubte daran, dass es ihr Schicksal war – der Kralizec, der große Kampf am Ende des Universums, der schon seit Jahrtausenden vorhergesagt wurde. Die Anhänger des buddhislamischen Glaubens waren geflohen, weil sie bereits den Ausgang dieser hoffnungslosen Schlacht kannten.

Doch der Kampf war nach der Prophezeiung noch nicht vorbei. Ein Teil der Menschheit hatte die Maschinendämonen überlebt und wandte sich nun gegen die »feigen« buddhislamischen Flüchtlinge, um sich an ihnen zu rächen.

Ishmael glaubte nicht, dass die alten Lehren sich geirrt haben konnten. Es waren so viele Sutras, so viele Prophezeiungen. Sein Großvater hatte keinen Zweifel gehegt, wenn er von den Legenden sprach ... und dennoch war ihr friedliches Dorf auf Harmonthep überfallen worden, waren die kräftigsten und gesündesten Männer und Frauen in die Sklaverei verschleppt worden. Nun waren Ishmael und seine Gefährten auf einer fernen Welt gestrandet, wo ihre Körper zum Verkauf angeboten wurden.

Weyop hatte gesagt, dass alle, die nicht dem Buddhislam folgten, zur ewigen Verdammnis verurteilt seien ... und den-

noch hatten die Fleischhändler der Tlulaxa und ihre neuen Herren auf Poritrin ihr Leben in der Hand. Sie hatten keine Wahl; sie mussten tun, was man ihnen befahl.

Da Ishmael der jüngste Gefangene war, erwarteten seine Besitzer nicht allzu viel von ihm. Sie befahlen den Arbeitern seiner Gruppe, den Jungen im Auge zu behalten, damit er seine Aufgaben erfüllte ... oder ihn zur Verantwortung zu ziehen, wenn er versagte.

Trotz seines Muskelkaters und Sonnenbrandes arbeitete Ishmael genauso hart wie die anderen. Er beobachtete, wie seine verzweifelten Gefährten ihre Zeit mit Beschwerden vergeudeten, was ihre Besitzer verärgerte und zu unnötigen Bestrafungen führte. Ishmael unterließ es, sich zu beklagen.

Er verbrachte viele Wochen damit, auf Knien durch die Schlammebenen zu kriechen, wo die ertragreichen Muschelfelder mit Pfählen und Seilen markiert waren. Er lief zu den Becken, in denen sich die jungen Muscheln befanden, schöpfte sie mit bloßen Händen heraus und eilte damit auf die matschigen Felder zurück. Wenn er die Hände zu fest zusammendrückte, zerquetschte er die dünnen Schalen. Eine solche Nachlässigkeit hatte ihm bereits eine Bestrafung mit der Ultraschallpeitsche eingebracht, als ein landwirtschaftlicher Aufseher seinen Fehler bemerkt hatte. Die Peitsche hatte seine Haut wie eisiges Feuer getroffen und ihm Blasen und Krämpfe verursacht. Die Tortur hinterließ keine Spuren oder dauerhafte Schäden, doch dieser einzige Peitschenhieb hatte seinem Gehirn eine bleibende Narbe eingebrannt, sodass Ishmael alles tat, um eine weitere derartige Erfahrung zu vermeiden.

Eine Bestrafung brachte ihm nichts ein und konnte sein Schicksal nur verschlimmern, während seine Besitzer einen weiteren Sieg über ihn feierten. Diesen Gefallen wollte er ihnen nicht erweisen. Obwohl es letztlich nur eine unbedeutende Nebensache war, wollte er versuchen, die Situation so weit wie möglich unter Kontrolle zu behalten.

Als Ishmael nun die Arbeiter auf den Schlammfeldern sah, war er beinahe froh, dass seine Eltern bei einem Sturm

ums Leben gekommen waren. Ein Blitz hatte sie auf einem Boot getroffen, mit dem sie auf den großen See hinausgefahren waren, wo das Öl den Fischen einen üblen Geschmack gab. Wenigstens konnten sie ihn jetzt nicht sehen, genauso wenig wie sein Großvater ...

* * *

Nach dem ersten Monat auf Poritrin waren Ishmaels Hände und Beine so gründlich verschmutzt, dass er den schwarzen Schlamm auch durch wiederholtes Waschen nicht völlig entfernen konnte. Seine Fingernägel waren abgebrochen und genauso verdreckt.

Auf Harmonthep hatte Ishmael seine Tage damit verbracht, durch die Sümpfe zu waten, Eier aus den Nestern der Qaraa zu sammeln, Krötenkäfer mit dem Netz zu fangen und Osthmir-Wurzeln auszugraben, die im brackigen Wasser wuchsen. Seit jungen Jahren war er an harte Arbeit gewöhnt, aber hier war es nur eine Plackerei, weil es weder zum Ruhm Gottes noch zum Wohl seines Volkes geschah. Die Arbeit nützte nur anderen Menschen.

Im Sklavenlager kochten die Frauen das Essen und benutzten die ungewohnten Zutaten und Gewürze, die sie erhielten. Ishmael sehnte sich nach dem Geschmack von Fisch, der in Lilienblättern gebacken war, oder nach dem von süßen Schilfschösslingen, an deren Saft ein kleiner Junge wie er sich berauschen konnte.

Nachts stand die Hälfte der Gemeinschaftsbehausungen leer, weil so viele Sklaven am Fieber gestorben waren. Ishmael schleppte sich häufig zu seiner Pritsche und fiel sofort in tiefen Schlaf. Nur manchmal zwang er sich zum Wachbleiben und saß im Kreis um die Geschichtenerzähler.

Die Männer bildeten eine eigene Gruppe, in der sie diskutierten, ob sie einen neuen Anführer wählen sollten. Einige hielten es für sinnlos. Sie konnten nirgendwohin fliehen, und ein Anführer würde sie nur dazu verleiten, selbstmörderische Risiken einzugehen. Ishmael war traurig, weil

er sich erinnerte, dass sein Großvater eines Tages seinen Nachfolger ernennen wollte. Doch die Fleischhändler der Tlulaxa hatten alles zunichte gemacht. Die Männer palaverten weiter, ohne zu einer Entscheidung zu gelangen. Ishmael wäre am liebsten in das Vergessen des Schlafes versunken.

Es gefiel ihm besser, wenn die Männer alte Geschichten erzählten und die Verse des »Liedes der langen Wanderung« rezitierten ... wie die Zensunni eine neue Heimat gesucht hatten, in der sie vor den Denkmaschinen und den Welten der Liga sicher waren. Ishmael hatte noch nie einen Roboter gesehen und fragte sich, ob sie vielleicht nur Phantasieungeheuer waren, mit denen ungehorsame Kinder eingeschüchtert werden sollten. Böse Menschen jedoch hatte er bereits erlebt – die Sklavenhändler, die sein friedliches Dorf verwüstet, seinen Großvater misshandelt und so viele Unschuldige gefangen genommen hatten.

Er saß am Lagerfeuer und lauschte den Geschichten seines Volkes. Die Zensunni waren leidgeprüft, und sie mussten vielleicht noch viele Generationen der Sklaverei auf diesem Planeten ertragen, der der Heimat so fern war. Doch sie würden auch das überstehen.

Von allen Geschichten und Prophezeiungen gaben jene ihm am meisten Hoffnung, die davon sprachen, dass das Elend eines Tages enden würde.

54

Es gibt keine klare Trennung zwischen Göttern und Menschen - die einen gehen fließend in die anderen über.

Iblis Ginjo,
Möglichkeiten der totalen Befreiung

Der prächtige Sockel für die Statue des Titanen Ajax war nahezu fertig. Der Vorarbeiter Iblis Ginjo überprüfte die Tagesleistung und verglich sie auf seinem elektronischen Notizblock mit den Anforderungen. Er hatte seinen Sklaven verdeutlicht, dass ernste Gefahren drohten, wenn der brutale Cymek die Geduld verlieren sollte. Sie arbeiteten schwer, aber nicht aus Angst um ihr Leben, sondern weil Iblis sie dazu motiviert hatte.

Dann kam es an einem anderen Bauabschnitt zu einer Katastrophe.

In der Hitze des Tages stand Iblis auf dem Beobachtungsgerüst, von wo aus er die letzten Arbeiten am mächtigen Sockel kontrollierte. In der Ferne konnte er bereits die fast fertig gestellte Ajax-Statue sehen, die sich plötzlich zu bewegen begann. Der Koloss aus Eisen, Polymer und Stein wankte zur einen, dann zur anderen Seite, als wollte die Schwerkraft dieses gigantische Kunstwerk erschüttern.

Schließlich kippte das Monument ganz um und stürzte mit gewaltigem Krach zu Boden, der von Rufen und Schreien begleitet wurde. Als sich eine Staubwolke in den Himmel erhob, wusste Iblis, dass sich jeder Sklave glücklich schätzen konnte, der unter der massiven Statue begraben worden war.

Denn sobald Ajax von der Katastrophe erfuhr, würde das eigentliche Blutbad beginnen.

* * *

Noch bevor sich der Staub gelegt hatte, schaltete sich Iblis in die hektische Debatte zwischen den Neo-Cymeks und seinen Vorarbeiterkollegen ein. Er war nicht für diesen Teil des Projekts verantwortlich gewesen, aber auch seine Leute würden unter den Verzögerungen zu leiden haben, die der Unfall nach sich ziehen würde. Trotzdem hoffte Iblis, dass sein charismatisches Talent als Vermittler dazu beitrug, die Folgen der Katastrophe zu lindern.

Die wütenden Neo-Cymeks betrachteten den Schaden als persönlichen Angriff auf die von ihnen verehrten Titanen. Ajax hatte bereits einem Vorarbeiter nacheinander die Gliedmaßen herausgerissen, und die blutigen Körperteile lagen am Boden verstreut herum.

Iblis Ginjo sammelte seine beschwichtigende Autorität und ließ die tobenden Neo-Cymeks innehalten. »Wartet! Immer mit der Ruhe! Der Schaden lässt sich reparieren, wenn Ihr mir die Gelegenheit dazu gebt!«

Ajax reckte seine Gestalt noch höher empor und wirkte gefährlicher als alle Neo-Cymeks zusammengenommen, aber Iblis sprach unbeirrt mit sanften Worten weiter. »Ja, die gewaltige Statue wurde beschädigt, aber es sind kaum mehr als oberflächliche Kratzer. Lord Ajax, dieses Monument wurde so konstruiert, dass es Epochen überdauert! Also wird es mühelos einen unbedeutenden Sturz aushalten. So leicht lässt sich Euer großes Vermächtnis nicht erschüttern.«

Er wartete, während die Cymeks ihm widerstrebend Recht geben mussten. Dann zeigte er auf seine Baustelle und fuhr in vernünftigem Tonfall fort: »Seht, meine Arbeiter haben das stabile Fundament, das die Statue tragen soll, fast fertig gestellt. Warum errichten wir sie nicht einfach, um dem Universum zu demonstrieren, dass wir über Kleinigkeiten wie diesen Zwischenfall erhaben sind? Meine Leute können alle nötigen Reparaturen an Ort und Stelle ausführen.« Iblis Augen strahlten mit erzwungener Begeisterung. »Es besteht kein Anlass für weitere Verzögerungen.«

Ajax stapfte mit seinem bedrohlichen Aktionskörper durch das Blutbad und die Verwirrung und stampfte einen Vorarbeiter, der winselnd seine Unschuld beteuerte, in den Boden. Dann ragte der wütende Titan vor Iblis auf und ließ seine optischen Fasern wie heiße Sterne glühen. »Damit hast du die Verantwortung übernommen. Du wirst dafür sorgen, dass die Arbeiten plangemäß abgeschlossen werden. Wenn deine Leute versagen, wirst du unter den Konsequenzen zu leiden haben.«

»Natürlich, Lord Ajax.« Iblis wirkte überhaupt nicht beunruhigt. Er konnte die Sklaven überzeugen, sich besondere Mühe zu geben. Sie würden es für ihn tun.

»Dann räumt endlich dieses Durcheinander auf!«, dröhnte Ajax mit einer Stimme, die auf dem gesamten Forum zu hören war.

Später machte Iblis seinen bereits erschöpften und überlasteten Sklaven Versprechungen. Seit kurzem hatten sie mit Unzufriedenheit und Widerstand reagiert, aber er konnte sie wieder für sich gewinnen, indem er ihnen von den wunderbaren Belohnungen erzählte, die sie erwarteten – die besten Sexsklavinnen, üppige Feste, freie Tage, an denen sie sich auf dem Land entspannen konnten. »Ich bin nicht wie andere Trustees. Habe ich euch jemals im Stich gelassen? Habe ich euch jemals eine Belohnung versprochen, die ich euch schuldig geblieben bin?«

Angesichts dieser Anreize – und einer kräftigen Portion Furcht vor dem Titanen Ajax – machten sich die Sklaven mit doppelter Entschlossenheit an die Arbeit. In der Kühle des Abends, der von Scheinwerfern erhellt wurde, die wie Supernovae über der Baustelle schwebten, trieb Iblis seine Leute zu Höchstleistungen an. Von seiner Plattform beobachtete er, wie sie die riesige Statue auf den stabilen Sockel hoben und sie mit Plasmaschweißgeräten verankerten.

Handwerker eilten herbei und erkletterten die Oberfläche aus Stahl und Stein. Sie errichteten behelfsmäßige Gerüste, um mit der Restaurierung beginnen zu können. Von Ajax' Nase war ein Stück abgesplittert, ein muskulöser Arm war

eingedellt worden, und tiefe Furchen zogen sich über die Uniform des Titanen. Insgeheim vermutete Iblis, dass seine wahre menschliche Gestalt eher unansehnlich gewesen war.

Während der langen, anstrengenden Nacht kämpfte Iblis darum, wach zu bleiben. Er lehnte sich gegen das Geländer und starrte in den Abgrund, der vor seinen Augen verschwamm. Er nickte ein und schreckte kurze Zeit später wieder hoch, als er das leise Summen der Liftplattform hörte, die sich seinem Ausguck näherte.

Doch zu seinem Erstaunen stellte er fest, dass niemand den Lift bestiegen hatte. Er sah nur einen kleinen Nachrichtenzylinder aus Metall. Iblis starrte mit pochendem Herzen darauf, doch der Lift bewegte sich nicht weiter. Er schaute nach unten, konnte aber nicht erkennen, wer ihm diese Nachricht geschickt haben mochte.

Er konnte sie einfach nicht ignorieren.

Iblis beugte sich vor und griff nach dem Stück beschriebener Metallfolie. Er brach das Siegel auf, entrollte den Zylinder und las den Inhalt mit zunehmender Verblüffung.

»Wir repräsentieren eine Organisation unzufriedener Menschen. Wir warten auf den richtigen Moment und einen geeigneten Anführer, um eine offene Revolte gegen die Unterdrückung der Maschinen zu starten. Sie müssen sich entscheiden, ob Sie sich unserer Sache anschließen wollen. Wir werden wieder Kontakt mit Ihnen aufnehmen.«

Die Nachricht war nicht unterschrieben. Während Iblis noch ungläubig darauf starrte, verblassten die Buchstaben und verwandelten sich in Rostflecken, die sich durch die Metallfolie fraßen, bis sie zu feinen Flocken zerfallen war.

War die Botschaft authentisch oder nur eine Falle der Cymeks? Die meisten Menschen hassten ihre mechanischen Herren, gaben sich aber große Mühe, sich nichts anmerken zu lassen. *Und wenn es wirklich eine solche Gruppe gibt?* Hätte sie dann nicht tatsächlich Bedarf an kompetenten Anführern?

Der Gedanke erregte ihn. Iblis hatte nie zuvor über eine solche Möglichkeit nachgedacht, und er wusste nicht, wo-

durch er seine geheimsten Gedanken und Gefühle verraten haben könnte. Wodurch waren sie auf ihn aufmerksam geworden? Er hatte sich stets respektvoll gegenüber den Maschinen verhalten, er hatte nie ...

War ich vielleicht zu sehr darauf bedacht, den Anschein der Loyalität zu wahren?

An der hohen Ajax-Statue, nur knapp unterhalb seiner Plattform, setzten die Handwerker ihre schwere Arbeit wie emsige Termiten fort. Sie besserten Kratzspuren aus und versahen die Oberfläche mit einem neuen Anstrich. Über der monumentalen Statue brach der Morgen an, und Iblis konnte erkennen, dass sie bald fertig sein würden. Die Maschinen würden ihn für seine Bemühungen loben.

Wie sehr er sie hasste!

Iblis kämpfte mit seinem Gewissen. Im Vergleich zu anderen Sklaven hatten die Denkmaschinen ihn gut behandelt, aber die Schutzhülle, die ihn vor einem härteren Schicksal bewahrte, war nur hauchdünn. Iblis dachte häufig über den Wert der Freiheit nach und was er für dieses Ziel tun konnte, wenn er die Gelegenheit erhielt.

Eine Rebellengruppe? Er konnte es kaum glauben. Im Verlauf der folgenden Tage dachte er immer häufiger daran ... und wartete, dass man erneut mit ihm in Kontakt trat.

55

Unser Appetit kennt keine Grenzen.

Kogitor Eklo,
Jenseits des menschlichen Geistes

Agamemnon verbarg seinen Hass tief in seinen Gedanken und traf besondere Vorkehrungen, wenn die Möglichkeit bestand, dass Omnius ihn ausspionierte. Das bedeutete, dass er sich fast überall und fast jederzeit in Acht nehmen musste – selbst wenn er leidenschaftlichen Sex mit Juno hatte. Beziehungsweise das, was für die Titanen leidenschaftlicher Sex darstellte.

Zu ihrem Rendezvous begaben sich die beiden uralten Cymeks mit ihren Aktionskörpern in eine Wartungseinrichtung innerhalb des zentralen Pavillons auf der Erde. Überall schlängelten sich Schläuche mit Nährflüssigkeit von den Tanks in der Decke herab. Pflegeroboter bewegten sich von Lebenserhaltungsgeneratoren zu Diagnoseinstrumenten, lasen Daten über Elektroden ein und vergewisserten sich, dass alle Systeme mit normalen Parametern arbeiteten.

Agamemnon und Juno unterhielten sich auf einer privaten Frequenz mit geringer Reichweite und reizten gegenseitig ihre Sensoren und Elektroden. *Das Vorspiel.* Auch ohne biologische Körper waren die Cymeks nach wie vor zu intensiven Empfindungen in der Lage.

Automatische Klammern lösten seinen Gehirnbehälter aus dem Aktionskörper und stellten ihn auf einen Chromtisch neben den Tank, in dem sich Junos rosa-graues Gehirn befand. Mit seinen verfügbaren optischen Fasern verglich er ihren Anblick mit gespeicherten Computerbildern und erkannte die typischen Windungen und Lappen seiner Gelieb-

ten wieder. *Nach all den Jahrhunderten ist sie immer noch wunderschön.*

Agamemnon erinnerte sich, wie hübsch sie gewesen war, damals, als alles begonnen hatte. Auf ihrem obsidianschwarzen Haar hatten blaue Reflexe geschimmert, ihre Nase war spitz gewesen, ihr Gesicht schmal, und ihre Augenbrauen waren wie geheimnisvolle Schwingen. Für ihn war sie immer wie Kleopatra gewesen, ein anderes militärisches Genie aus dem Nebel der Frühgeschichte, genauso wie der erste Agamemnon zur Zeit des Trojanischen Krieges.

Während jenes Lidschlags der Zeit, als er noch über seine zerbrechliche menschliche Gestalt verfügt hatte, war es geschehen, dass Agamemnon sich in diese Frau verliebt hatte. Obwohl Juno sexuell äußerst begehrenswert war, hatte ihn bereits ihr Geist fasziniert, lange bevor sie sich erstmals persönlich begegnet waren. Zuerst war er auf ihr komplexes virtuelles Netzwerk aufmerksam geworden, als er mit ihr auf den fügsamen Computern des Alten Imperiums taktische Simulationen durchgespielt hatte. Damals waren sie Teenager gewesen, vor jener langen Zeit, in der das Alter keine Rolle mehr gespielt hatte.

Als Kind war Agamemnon unter dem Namen Andrew Skouros behütet auf der Erde aufgewachsen. Seine Eltern hatten sich einem hedonistischen, aber leidenschaftslosen Lebensstil verschrieben, wie es viele andere Bürger taten. Sie existierten, sie vertrieben sich die Zeit ... aber sie hatten niemals wirklich *gelebt*. Über den Abgrund der Jahrtausende erinnerte er sich kaum noch an die Gesichter seiner Eltern. Für ihn sahen die schwächlichen Menschen inzwischen alle gleich aus.

Andrew Skouros war schon immer ein unruhiger junger Mann gewesen. Er hatte unangenehme Fragen gestellt, die ihm niemand beantworten konnte. Während sich die anderen mit frivolen Gesellschaftsspielen vergnügten, hatte er die Archivdatenbanken durchforstet und geschichtliche Ereignisse und Legenden zu Tage gefördert. Er stieß auf Hel-

denerzählungen über wirkliche Menschen, die vor so langer Zeit gelebt hatten, dass sie genauso mythisch wie die ursprünglichen Titanen geworden waren, jene frühen Götter, die von Zeus und seinem griechischen Pantheon gestürzt worden waren. Er wertete militärische Feldzüge aus und lernte alles über Taktik und Strategie, als solche Kenntnisse im friedensgelähmten Alten Imperium noch völlig überflüssig waren.

Unter dem Pseudonym »Agamemnon« beteiligte er sich an Strategiespielen, die im Computernetzwerk stattfanden, das die Aktivitäten der Menschen überwachte, die der Sklaverei der Langeweile zum Opfer gefallen waren. Dort hatte er eine Spielerin kennen gelernt, die genauso geschickt und begabt war wie er, eine Seelenverwandte, die seine Rastlosigkeit teilte. Die abenteuerlichen und überraschenden Einfälle dieser geheimnisvollen Spielerin führten dazu, dass sie ihre Kampagnen genauso häufig mit einem Sieg wie mit einer Niederlage beendete. Aber ihre verblüffenden Erfolge machten ihre spektakulären Fehlschläge mehr als wett. Ihr mysteriöses Pseudonym lautete »Juno«, nach der Königin der römischen Götter, der Frau des Jupiter.

Durch ihre gemeinsamen Interessen kamen sie sich schnell näher, und ihre Beziehung war wild und provokant. Es ging ihnen um mehr als nur Sex. Sie vergnügten sich mit der Entwicklung von Gedankenexperimenten. Zuerst war es nur ein Spiel ... doch dann wurde es viel mehr.

Ihr Leben nahm eine dramatische Wendung, als sie Tlaloc sprechen hörten.

Der Visionär war auf die Erde gekommen, um die selbstgefällige Menschheit aufzurütteln und mit bitteren Vorwürfen zu überhäufen. Durch seine Reden erkannte das junge Paar, dass ihre ehrgeizigen Pläne keine Abenteuer der Phantasie bleiben mussten.

Juno, deren wahrer Name Julianna Parhi lautete, hatte die drei zusammengebracht. Sie und Andrew Skouros unterhielten sich mit Tlaloc, der begeistert darauf reagierte, dass sie dieselben Träume hatten wie er. »Wir mögen nur wenige

sein«, hatte Tlaloc gesagt, »aber in den Wäldern der Erde liegt so viel totes, morsches Holz, dass drei Streichhölzer genügen könnten, um eine Feuersbrunst zu entfachen.«

Bei ihren Geheimtreffen plante das Rebellentrio den Sturz des schlafenden Imperiums. Andrew brachte seine militärischen Kenntnisse ein, und bald erkannten sie, dass nur wenig Hardware und Personal nötig war, um zahlreiche Planeten zu erobern, die nur noch apathisch dahinvegetierten. Mit etwas Glück und der geeigneten Taktik konnte eine entschlossene Gruppe das gesamte Alte Imperium übernehmen. Es gelang ihnen, die Pläne in die Tat umzusetzen, und bevor die Menschheit wusste, wie ihr geschah, hatten die Eroberer den Sieg davongetragen.

»Wir tun es zum Wohl der Menschen«, hatte Tlaloc mit funkelnden Augen gesagt.

»Aber auch ein wenig zu unserem Wohl«, fügte Juno hinzu.

Zur Umsetzung ihrer innovativen Pläne hatte Juno das alles durchdringende Netzwerk der Denkmaschinen und ihrer dienstbaren Roboter genutzt. Die gehorsamen Computer waren mit künstlicher Intelligenz ausgestattet worden, um über alle Aspekte der menschlichen Gesellschaft zu wachen, aber Julianna betrachtete sie als Invasionsarmee, die bereits in Stellung gegangen war. Sie mussten nur ein wenig umprogrammiert werden, damit sie Ehrgeiz und Eroberungswillen entwickelten. Doch dann nahmen sie Kontakt zu einem Computerspezialisten namens Vilhelm Jayther auf, der sich in den Netzen »Barbarossa« nannte und sich um die technischen Voraussetzungen kümmerte.

Und so begann die Ära der Titanen, in der eine Hand voll entschlossener Menschen die schlafende Menschheit beherrschte. Sie mussten ihre Arbeit tun, sie hatten ein Imperium zu regieren.

Während der Planungsphase hatte Julianna Parhi häufig Rat bei einem zurückhaltenden Kogitor namens Eklo gesucht. Im Verlauf der Gespräche mit dem uralten Philosophen, der sich nur noch esoterischen Fragen widmete, hatte sie die

Möglichkeit erkannt, als körperloses Gehirn weiterzuleben. Aber nicht zur Kontemplation, sondern zur Aktion. Sie sah die Vorteile, die ein *kybernetisch-mechanischer* Tyrann gegenüber einfachen Menschen hätte, wenn er seine maschinellen Körper nach Bedarf austauschen konnte. Als *Cymeks* wären die Titanen in der Lage, jahrtausendelang zu leben und zu regieren.

Das wäre vielleicht lange genug.

Agamemnon hatte sich sofort von Junos Idee anstecken lassen, obwohl er mit primitiver Furcht auf die chirurgische Maßnahme reagiert hatte. Juno und er wussten jedoch, dass sich schließlich alle Titanen davon überzeugen lassen würden, wenn sie die Gefahren des Universums und die Schwächen ihrer menschlichen Körper erlebten.

Um sein Vertrauen in Juno zu demonstrieren, ließ sich Agamemnon als Erster in einen Cymek konvertieren. Das Liebespaar hatte eine letzte heiße Nacht miteinander verbracht, sie hatten sich nackt berührt und jede Nervenempfindung gespeichert, weil sie in den kommenden Jahrtausenden nicht mehr als diese Erinnerungen haben würden. Juno hatte ihr rabenschwarzes Haar zurückgeworfen, ihm einen letzten zärtlichen Kuss gegeben und in den Operationssaal geführt. Dort hatten computergesteuerte medizinische Apparaturen, Roboterchirurgen und Lebenserhaltungssysteme auf ihn gewartet.

Der Kogitor Eklo hatte die Prozedur beobachtet und den Robotern genaue Anweisungen erteilt. Juno war bei ihrem Liebhaber geblieben und hatte den Umwandlungsprozess mit feuchten Augen verfolgt. Agamemnon hatte befürchtet, sie könnte anschließend schwach werden und ihre eigenen Pläne verwerfen. Doch als sein Gehirn dann im Elektrafluid schwamm und die Elektroden angeschlossen waren, sodass er wieder durch die Myriaden optischer Fasern »sehen« konnte, betrachtete Juno voller Bewunderung seinen Gehirnbehälter.

Sie hatte den durchsichtigen Tank mit den Fingerspitzen berührt. Agamemnon hatte ihr zugesehen und seine neuen

und ungewohnten Sensoren justiert. Es war eine faszinierende Erfahrung, alles gleichzeitig wahrnehmen zu können.

Eine Woche darauf, als er sich genügend mit den Systemen seines mechanischen Körpers vertraut gemacht hatte, konnte Agamemnon sich revanchieren und wachte über Juno, als die Roboterchirurgen ihren Schädel aufsägten und ihr kostbares Gehirn herausnahmen, das den anfälligen weiblichen Körper von Julianna Parhi nun für immer aufgab ...

* * *

Viele Jahrhunderte später waren er und Juno sich auch ohne biologische Körper ganz nah, Seite an Seite auf dem Chromtisch, durch Rezeptoren und Reizleitungen miteinander verbunden.

Agamemnon wusste genau, welche Teile von Junos Gehirn er stimulieren musste, um ihre Lustzentren zu aktivieren, und wie lange der Reiz anhalten sollte. Sie erwiderte seine Signale und weckte seine Erinnerungen, wie er als Mensch geliebt hatte. Schließlich verstärkte sie die Empfindungen und überschwemmte ihn mit einer Welle der Ekstase. Er gab ihr die Gefühle zurück und ließ ihr Gehirn erzittern.

Während der ganzen Zeit wurden sie aufmerksam von Omnius' Wächteraugen beobachtet, die wie mechanische Voyeure Informationen sammelten. Selbst in einem solchen Moment waren Agamemnon und Juno niemals miteinander allein.

Sie brachte ihn noch zweimal zum Höhepunkt, bis sein Geist wie ausgelaugt war. Er wollte, dass sie aufhörte, damit er sich erholen konnte, aber gleichzeitig sehnte er sich danach, dass sie weitermachte. Agamemnon erwiderte ihre Zärtlichkeiten und ließ einen feinen, vibrierenden Ton aus den Lautsprechern an den Gehirnbehältern dringen, eine Sphärenmusik, die ihre Steigerung zum gemeinsamen Orgasmus wiedergab. Im Dunst der Glücksgefühle konnte er kaum noch denken.

Trotzdem brodelte sein unterdrückter Zorn weiter im Hintergrund. Obwohl Omnius ihnen beiden gestattete, sich so oft miteinander zu vergnügen, wie sie es wünschten, wäre es für Agamemnon ein noch viel größeres Glück, wenn sie die Herrschaft der verdammten Denkmaschinen auf Dauer abschütteln könnten.

56

Ich befürchte, dass Norma es nie zu etwas bringen wird. Wie wirkt sich das auf mich und mein Vermächtnis an die Menschheit aus?

Zufa Cenva

Während der monatelangen eintönigen Weltraumreise nach Poritrin hatte Zufa Cenva sehr viel Zeit, sich zu überlegen, was sie zu ihrer Tochter sagen würde. Sie hätte die Zeit lieber dazu genutzt, ihre wichtigere Arbeit fortzusetzen. Der Verlust von Heoma belastete sie wie ein schwerer Stein, den sie in der Brust herumtrug. Nach dem ersten vernichtenden Angriff gegen die Cymeks auf Giedi Primus hatte Zufa weitere Missionen mit ihren anderen Zauberinnen geplant.

Die meisten Mitglieder der Liga hatten den Weisen Holtzman für die Entwicklung des tragbaren Störfeldprojektors gelobt, doch sie hatte gerüchteweise vernommen, dass Norma entscheidend an der Konstruktion beteiligt gewesen war. Konnte ihre verschrobene Tochter tatsächlich etwas derart Bemerkenswertes geleistet haben? Es war zwar nicht so beeindruckend wie ein parapsychischer Sturm, aber immerhin ein Achtungserfolg. *Vielleicht war ich die ganze Zeit blind.* Zufa hatte sich nie gewünscht, dass Norma versagte, aber sie hatte schon vor langem die Hoffnung aufgegeben. Vielleicht würde sich ihre Beziehung jetzt bessern. *Sollte ich sie in die Arme schließen? Verdient sie meine Unterstützung, oder werde ich mich irgendwann für sie schämen?*

Es waren unsichere Zeiten.

Als Zufa in Starda aus dem Transportschiff stieg, wurde sie von einer Delegation empfangen, die von prächtig uniformierten Dragonerwachen mit glänzender Goldschuppenrüstung flankiert wurde. Lord Niko Bludd führte die Gruppe

höchstpersönlich an. Sein Bart war kunstvoll gezwirbelt, seine Kleidung farbenfroh und parfümiert.

»Poritrin wird durch den Besuch einer Zauberin geehrt!« Der Aristokrat trat auf dem Mosaikfußboden vor. Er trug eine schmucke Galauniform mit breiten roten Aufschlägen, weißen Rüschenmanschetten und goldenen Schuhen. An seiner Hüfte hing ein Zierschwert, obwohl er in seinem ganzen Leben vermutlich keine Klinge zu einem gefährlicheren Zweck eingesetzt hatte, als Käse zu schneiden.

Zufa dagegen hatte noch nie etwas für derartigen Flitter übrig gehabt, wenn Arbeit auf sie wartete, sodass Bludds Anwesenheit sie überraschte. Sie hatte gehofft, sich unauffällig mit Norma treffen und schnellstmöglich nach Rossak zurückkehren zu können. Sie musste ihre telepathischen Kriegerinnen auf den nächsten mentalen Angriff gegen die Cymeks vorbereiten.

»Der Captain des Shuttles hat die Nachricht von Eurer Ankunft übermittelt, Madame Cenva«, sagte Bludd, während er sie durchs Terminal eskortierte. »Uns blieb nur wenig Zeit, ein Empfangskomitee zusammenzustellen. Ihr seid gekommen, um Eure Tochter zu besuchen?« Er grinste über seinem lockigen roten Bart. »Wir sind sehr stolz darauf, dass sie den Weisen Holtzman unterstützt. Er betrachtet sie inzwischen als unentbehrlich.«

»Tatsächlich?« Zufa versuchte, ein skeptisches Stirnrunzeln zu unterdrücken.

»Wir haben Norma eingeladen, uns zu begleiten, aber sie ist mit wichtigen Arbeiten für den Weisen Holtzman beschäftigt. Sie schien zu glauben, dass Ihr verstehen würdet, warum sie Euch nicht am Raumhafen empfangen konnte.«

Zufa kam sich vor, als hätte man ihr eine Ohrfeige verpasst. »Ich war einen Monat lang unterwegs. Wenn *ich* mir so viel Zeit nehmen kann, dann müsste eine ... simple Laborassistentin eigentlich in der Lage sein, mich abzuholen.«

Außerhalb des Raumhafens führte ein Chauffeur sie zu einer luxuriös ausgestatteten Schwebebarke. Die Dragoner bezogen an den Geländern Stellung. »Wir werden Euch di-

rekt zu Holtzmans Laboratorien bringen.« Als Bludd neben ihr Platz nahm, rümpfte sie die Nase über sein intensives Parfüm. Er reichte ihr ein kleines Paket, das sie nur ungern von ihm annahm.

Mit einem verzweifelten Seufzer setzte sich Zufa kerzengerade auf den bequemen Sitz zurecht, als das Gefährt losflog. Sie entfernte das silberne Papier vom Paket und fand darin eine Flasche mit Flusswasser und ein fein gewebtes Handtuch von Poritrin.

Obwohl es sie überhaupt nicht interessierte, bestand der extravagante Aristokrat darauf, ihr alles zu erklären. »Bei uns ist es Tradition, dass Ehrengäste sich die Hände im Wasser des Isana waschen und sich mit unserem Leinen abtrocknen.«

Sie unternahm keine Anstalten, das Geschenk zu diesem Zweck zu benutzen. Unter der fliegenden Barke fuhren Schiffe auf dem Wasser des Flusses zur weitläufigen Deltastadt, wo Getreide, Metalle und Fertigprodukte an die Händler von Poritrin verteilt wurden. Auf den braunen Schlammflächen arbeiteten Hunderte von Sklaven auf den Muschelfeldern. Der Anblick bereitete ihr noch mehr Unbehagen, als sie ohnehin verspürte.

»Das Anwesen des Weisen Holtzman liegt genau vor uns«, sagte Bludd und deutete auf eine Felserhebung. »Ich bin überzeugt, dass Eure Tochter sich freuen wird, Euch wiederzusehen.«

Hat sie sich jemals gefreut, mich zu sehen?, fragte sich Zufa. Sie versuchte sich mit mentalen Übungen zu beruhigen, aber sie konnte ihre Besorgnis nicht verdrängen.

Als die protzige Barke gelandet war, entstieg sie dem Gefährt mit wehendem schwarzem Gewand. »Lord Bludd, ich habe private Angelegenheiten mit meiner Tochter zu besprechen. Ich bin überzeugt, dass Ihr dafür Verständnis zeigt.« Ohne ein weiteres Abschiedswort marschierte Zufa allein die breiten Terrassenstufen zum Haus hinauf. Bludd blieb verdutzt zurück. Sie hob die Arme, um ihm zu bedeuten, dass er sich entfernen konnte.

Mit offenen telepathischen Sinnen betrat Zufa das Gebäude, als würde es ihr gehören. In Holtzmans Foyer herrschte ein Durcheinander aus Kisten, Büchern und Instrumenten. Entweder vernachlässigte das Haushaltspersonal seine Aufgaben, oder der Erfinder hatte verboten, dass hier »Ordnung« geschaffen wurde.

Zufa suchte sich einen Weg an den Hindernissen vorbei und erreichte einen langen Korridor. Dann sah sie in allen Räumen nach und fragte jeden aus, dem sie begegnete, bis sie ihre Tochter gefunden hatte. Schließlich trat die große und ehrfurchtgebietende Zauberin in ein Nebenlaborgebäude, wo ein hoher Stuhl vor einem angekippten Leuchtstreifentisch stand, auf dem Skizzenfolien lagen. Aber von Norma war nichts zu sehen.

Dann bemerkte sie eine offene Tür, die auf einen Balkon führte. Sie sah einen Schatten und hörte, wie sich etwas bewegte. Zufa begab sich zum Balkon und erschrak, als sie sah, dass ihre Tochter auf dem Geländer hockte. Sie hielt einen roten Kasten aus Plaz in den kleinen Händen.

»Was tust du da?«, wollte Zufa wissen. »Komm sofort herunter!«

Überrascht schaute sich Norma um, dann drückte sie den Kasten fest an sich und sprang vom Geländer in die Tiefe.

»Nein!«, rief Zufa, aber es war bereits zu spät.

Die Zauberin trat ganz nach draußen und sah zu ihrem Entsetzen, dass der Balkon über die Felswand hinausragte. Bis zum Fluss tief unten war nur leerer Abgrund. Norma stürzte sich überschlagend durch die Luft. Dann hielt sie plötzlich inne und drehte sich auf eigenartige Weise in der Luft. »Siehst du?«, rief sie hinauf. »Es funktioniert. Du bist genau im richtigen Moment gekommen!« Nun trieb das Mädchen wieder nach oben, wie eine Feder im Wind. Der rote Kasten trug sie wie eine unsichtbare Hand wieder zum Balkon empor.

Norma griff nach dem Geländer, und ihre Mutter zerrte sie wütend auf den sicheren Boden zurück. »Was denkst du dir, solche gefährlichen Experimente zu machen? Wäre es

dem Weisen Holtzman nicht lieber, wenn du Helfer mit solchen Aufgaben betreust?«

Norma runzelte die Stirn. »Hier gibt es nur *Sklaven* und keine Helfer. Außerdem ist es meine eigene Erfindung, also wollte ich sie selbst testen. Ich wusste, dass es funktionieren würde.«

Zufa schüttelte den Kopf. »Du bist von weither nach Poritrin gekommen und hast die besten technischen Labors der Liga benutzt, um irgendein ... fliegendes Spielzeug zu erfinden?«

»Wohl kaum, Mutter.« Norma öffnete den Deckel des roten Plazbehälters und justierte einen Regler an der Elektronik nach. »Es beruht auf einer Abwandlung der Theorien des Weisen Holtzman und bewirkt einen abstoßenden Effekt, ein Suspensorfeld. Ich denke, dass er davon begeistert sein wird.«

»Oh ja, das bin ich! Das bin ich auf jeden Fall!« Unvermittelt tauchte der Wissenschaftler hinter Zufa auf. Er stellte sich hastig vor, dann sah er sich Normas Werk an. »Ich werde es Lord Bludd zeigen und ihn fragen, was er über die kommerzielle Verwertbarkeit denkt. Ich bin überzeugt, dass er das Patent auf seinen Namen eintragen lassen möchte.«

Zufa sah zu, während sie sich immer noch vom Schock zu erholen versuchte, den Normas »Sturz« ihr zugefügt hatte. Sie dachte über praktische Anwendungsmöglichkeiten der Erfindung ihrer Tochter nach. Ließ sich diese Technik so modifizieren, dass damit Truppen oder schwere Objekte transportiert werden konnten? Sie bezweifelte es.

Norma stellte den Kasten ab und durchquerte den Raum in ihrem typischen unbeholfenen Watschelgang. Sie stieg auf den hohen Stuhl, um an die Folien zu gelangen, die auf dem schrägen Tisch lagen, und sie durchzublättern. »Ich habe mir überlegt, wie sich dieses Prinzip auf Leuchtkörper anwenden lässt. Das Suspensorfeld kann sie durch den Raum schweben lassen und mit der Restenergie Licht erzeugen. Ich habe alle Berechnungen da ... hier irgendwo.«

»Fliegende Lampen?«, sagte Zufa in verächtlichem Tonfall. »Wozu? Damit du sie zum Picknick mitnehmen kannst? Zehntausende sind beim Cymek-Angriff auf Zimia gestorben, Millionen wurden auf Giedi Primus versklavt, und dir fällt in deinem sicheren Elfenbeinturm nichts Besseres ein, als fliegende *Lampen* zu bauen?«

Norma bedachte ihre Mutter mit einem herablassenden Blick, als hätte Zufa Unsinn geredet. »Du musst über das Offensichtliche hinausdenken, Mutter. In einem Krieg werden mehr als nur Waffen benötigt. Roboter können ihre optischen Sensoren anpassen, um auch im Dunkeln etwas zu erkennen, aber Menschen brauchen Licht zum Sehen. Wenn man hunderte dieser Suspensorleuchten über einen nächtlichen Kriegsschauplatz verteilt, wird der Vorteil der Maschinen zunichte gemacht. Der Weise und ich verfolgen jeden Tag solche Gedankengänge.«

Der Wissenschaftler nickte und pflichtete ihr sofort bei. »Und für rein kommerzielle Zwecke ließen sie sich natürlich in verschiedenen Designs ausliefern. Sie können leicht auf verschiedene Helligkeiten oder Farbtöne eingestellt werden.«

Norma hockte auf ihrem Stuhl wie ein Gnom auf einem Thron. Ihre braunen Augen funkelten aufgeregt. »Lord Bludd wird bestimmt sehr zufrieden sein.«

Zufas Stirn legte sich in tiefe Falten. In diesem Krieg ging es um wichtigere Dinge, als einen stutzerhaften Adligen zufrieden zu stellen. Ungeduldig erwiderte sie: »Ich habe einen weiten Weg zurückgelegt, um dich zu besuchen.«

Norma hob skeptisch die Augenbrauen. »Wenn du versucht hättest, mich zu sehen, bevor ich Rossak verlassen habe, Mutter, hättest du keine so lange Reise unternehmen müssen, um dein Gewissen zu beruhigen. Aber du warst ja viel zu beschäftigt, um dir solche Gedanken zu machen.«

Da Tio Holtzman nicht in einen Familienstreit hineingezogen werden wollte, entschuldigte er sich und ließ sie allein. Die Frauen schienen es kaum zu bemerken.

Zufa hatte nicht beabsichtigt, sich mit Norma zu streiten, aber nun fühlte sie sich in die Defensive gedrängt. »Meine Zauberinnen haben ihre Fähigkeiten im Kampf bewiesen. Wir können enorme geistige Kräfte freisetzen, mit denen sich die Cymeks auslöschen lassen. Mehrere Kandidatinnen sind für das ultimate Opfer bereit, wenn wir aufgerufen werden, eine weitere von Maschinen beherrschte Welt zu befreien.« Ihre Augen blitzten, und sie schüttelte den Kopf. »Aber das alles ist dir gleichgültig, Norma, denn du hast ja keine telepathischen Fähigkeiten.«

»Ich habe andere Fähigkeiten, Mutter. Auch ich leiste einen wertvollen Beitrag.«

»Ja, mit deinen unverständlichen Gleichungen.« Zufa deutete auf den Suspensorfeldgenerator auf dem Fußboden. »Dein Leben steht nicht auf dem Spiel. Du bist umsorgt und verhätschelt und verbringst deine Zeit mit diesen Spielzeugen. Du hast dich von eingebildeten Erfolgen blenden lassen.« Aber das galt nicht ausschließlich für ihre Tochter. Viele Menschen lebten in Sicherheit und Komfort, während Zufa und ihre Zauberinnen gefährliche Aufgaben übernahmen. Wie konnte Norma ihre Arbeit *damit* vergleichen? »Als du gehört hast, dass ich komme, hättest du dir wenigstens die Zeit nehmen können, mich am Raumhafen zu begrüßen!«

Normas Tonfall war trügerisch sanft. Sie verschränkte die Arme über der kleinen Brust. »Ich habe dich nicht darum gebeten, mich zu besuchen, Mutter, weil ich weiß, dass du viele wichtige Dinge zu erledigen hast. *Ich* habe jedenfalls wichtigere Pflichten als Überraschungsgäste durch die Gegend zu kutschieren. Außerdem wusste ich, dass Lord Bludd dich abholen wollte.«

»Hast du bereits die Edlen der Liga zu deinen Laufburschen gemacht?« Nachdem Zufa die Schleusentore ihres Zorns geöffnet hatte, konnte sie die nächsten Worte nicht mehr zurückhalten. »Ich wollte dir nur die Chance geben, etwas zu tun, damit ich trotz deiner Missbildungen stolz auf dich sein kann, Norma. Aber du wirst es nie zu etwas brin-

gen. Du kannst dich nicht opfern, wenn du hier im Luxus lebst. Deine Ideen sind zu unbedeutend, um in irgendeiner Form für die Menschheit nutzbringend zu sein.«

Bisher war Norma jedes Mal unter einer solchen Attacke zusammengebrochen. Doch ihre Arbeit mit Holtzman, ihre offensichtlichen technischen Erfolge hatten ihr ein ganz neues Selbstbewusstsein verschafft. Sie erwiderte kühl den Blick ihrer Mutter. »Wenn ich nicht deinen Erwartungen entspreche, heißt das nicht, dass ich keinen wesentlichen Beitrag leiste. Der Weise Holtzman hat es erkannt, genauso wie Aurelius. Du bist meine Mutter – warum kannst du es nicht?«

Zufa schnaufte nur voller Verachtung, als der Name ihres Liebhabers fiel, und lief unruhig auf und ab. »Aurelius leidet unter den Halluzinationen, die seine Drogen ihm vorspiegeln.«

»Ich hatte schon ganz vergessen, wie engstirnig du wirklich bist, Mutter«, sagte Norma in gleichmütigem Tonfall. »Vielen Dank, dass du den weiten Weg gekommen bist, um mich daran zu erinnern.« Das Mädchen drehte sich auf dem Stuhl herum und widmete sich wieder den Plänen und Gleichungen. »Ich überlege, ob ich einen Sklaven rufen soll, der dich nach draußen bringt, aber ich möchte die Leute nicht von ihren wichtigeren Aufgaben abhalten.«

* * *

Wütend auf ihre Tochter und auf sich selbst – und auf die Zeitverschwendung – kehrte Zufa zum Raumhafen zurück. Sie wollte keinen Augenblick länger auf Poritrin bleiben. Um ihren aufgewühlten Geist abzulenken, konzentrierte sie sich auf mentale Übungen und dachte daran, dass ihre geliebten Zauberinnen im Dschungel bereitstanden, alles für das große Ziel zu geben, ohne Rücksicht auf persönliche Verluste.

Zufa wartete einen ganzen Tag auf einen Militärtransporter, der sie nach Rossak zurückbringen würde. Als sie sich

in eine schützende Hülle aus parapsychischer Energie zurückzog, bemerkte sie, dass eine verderbliche Schwäche von Poritrin ausging. Aber es hatte nichts mit Norma zu tun. Der Einfluss war so offenkundig, dass sie sich ihm nicht entziehen konnte.

Überall in Starda, in den Verladestationen am Raumhafen, in den Lagerhäusern und Schlammebenen spürte Zufa die Aura der geknechteten Arbeiter. Es war ein kollektiver Schmerz, eine tiefe Unzufriedenheit, der die freien Bürger von Poritrin keinerlei Beachtung zu schenken schienen.

Dieser Ansturm negativer Energien war für sie nur ein weiterer Grund, den Planeten so schnell wie möglich zu verlassen.

57

Die Intuition ist eine Fähigkeit, mit der Menschen um die Ecke schauen können. Sie ist äußerst nützlich für Menschen, die unter gefährlichen natürlichen Bedingungen existieren müssen.

Erasmus, *Erasmus-Dialoge*

Als Tochter des Viceroys der Liga war Serena Butler es gewohnt, hart zum Wohl der Menschheit zu arbeiten und selbst in Anbetracht des ständigen Krieges in eine bessere Zukunft zu blicken. Sie hatte sich niemals vorgestellt, eines Tages als Sklavin im Haushalt eines feindlichen Roboters schuften zu müssen.

Seit sie Erasmus erstmals im großen Atrium seiner Villa begegnet war, hatte sie eine heftige Abneigung gegen ihn gefasst. Die Denkmaschine hingegen zeigte sich sehr von ihr fasziniert. Sie vermutete, dass sein Interesse eine große Gefahr für sie darstellte.

Er trug stets kostbare Kleidung, weite Gewänder und weiche Schmuckfelle, unter denen er seinen Roboterkörper verbarg. Sein Spiegelgesicht sah grotesk aus, und seine Art verursachte ihr eine Gänsehaut. Seine unerbittliche Neugier auf alles Menschliche wirkte pervers und unnatürlich. Als er über den freien Platz auf Serena zu stolzierte, verwandelte sich seine plastische Gesichtsmaske in ein entzücktes Lächeln.

»Sie sind also Serena Butler«, sagte er. »Wurden sie informiert, dass die wilden Menschen Giedi Primus zurückerobert haben? Welche Enttäuschung! Warum sind die Menschen bereit, so viel zu opfern, nur um weiterhin in ihrem ineffizienten Chaos leben zu können?«

Serenas Herz machte einen Satz, als sie von der Befreiung hörte, zu der ihre Bemühungen zumindest teilweise bei-

getragen hatten. Also war Xavier doch mit der Armada eingetroffen, und Brigit Patersons Ingenieuren schien es gelungen zu sein, die sekundären Störschildgeneratoren zu aktivieren. Doch das änderte nichts an Serenas Sklavendasein – und an der Tatsache, dass sie mit Xaviers Kind schwanger war. Niemand wusste, wo sie war oder was mit ihr geschehen war. Xavier und ihr Vater waren zweifellos in tiefer Trauer, weil sie davon ausgehen mussten, dass die Maschinen sie getötet hatten.

»Es sollte niemanden überraschen, dass Sie den menschlichen Begriff der Freiheit weder verstehen noch würdigen können«, erwiderte sie. »Trotz Ihrer komplexen Gelschaltkreise sind Sie nicht mehr als eine Maschine. Ihre Programmierung sieht nicht vor, dass Sie solche Dinge verstehen.«

Ihr brannten die Augen, als sie daran dachte, was sie noch alles hätte tun können, um anderen Menschen zu helfen. Für sie war der Reichtum ihrer Familie niemals selbstverständlich gewesen, sondern sie hatte das Bedürfnis verspürt, sich ihrer privilegierten Stellung würdig zu erweisen.

»Sind Sie nur neugierig, oder wollen Sie mich verhören?«, fragte sie.

»Vielleicht beides.« Der Roboter näherte sich ihr, um sie genauer betrachten zu können, und bemerkte ihre stolze Haltung. »Ich erwarte, dass Sie mir viele Erkenntnisse vermitteln.« Er berührte ihre Wange mit einem kühlen, beweglichen Finger. »Hübsche Haut.«

Sie zwang sich dazu, nicht vor ihm zurückzuweichen. Widerstand erfordert mehr als den verletzten Stolz eines Gefangenen, hatte ihre Mutter einmal zu ihr gesagt. Wenn Serena sich wehrte, konnte Erasmus sie mühelos mit seinen Maschinenkräften festhalten oder sich von mechanischen Foltergeräten unterstützen lassen. »Meine Haut ist nicht hübscher als Ihre«, sagte sie, »mit dem einzigen Unterschied, dass meine nicht künstlich ist. Meine Haut wurde von der Natur geschaffen, nicht vom Geist einer Maschine.«

Der Roboter stieß ein blechernes Kichern aus. »Sehen Sie? Ich lerne bereits von Ihnen.« Er führte sie in sein üppi-

ges Treibhaus, in dem sie sich mit zurückhaltender Bewunderung umsah.

Seit dem Alter von zehn Jahren war sie leidenschaftliche Gärtnerin. Sie hatte Pflanzen, Heilkräuter und süße exotische Früchte an Krankenhäuser, Flüchtlingslager und Veteranenheime geschickt, wo sie gleichzeitig als Freiwillige gearbeitet hatte. Auf ganz Zimia war Serena für ihre Fähigkeiten als Blumenzüchterin bekannt. Unter ihrer liebevollen Fürsorge blühten die zarten kleinen Eterna-Rosen genauso schön wie der Poritrin-Hibiscus und sogar die empfindlichen Morgenveilchen vom fernen Planeten Kaitain.

»Sie werden sich um meine kostbaren Gärten kümmern«, sagte Erasmus.

»Warum werden solche Aufgaben nicht von Maschinen übernommen? Ich bin überzeugt, dass sie viel effizienter arbeiten würden. Oder genießen Sie es, solche Arbeiten von Ihren ›Schöpfern‹ übernehmen zu lassen?«

»Fühlen Sie sich dieser Aufgabe nicht gewachsen?«

»Ich werde tun, was Sie mir befehlen – damit es den Pflanzen gut geht.« Sie ignorierte ihn und berührte eine seltsam geformte Blüte in roten und orangefarbenen Schattierungen. »Sie sieht wie eine Paradiesvogelblume aus, eine uralte reinrassige Sorte. Nach den Legenden wurden die Pflanzen von den Meereskönigen der Alten Erde bevorzugt.« Mit einem trotzigen Blick wandte sich Serena wieder dem Roboter zu. »Jetzt haben Sie schon wieder etwas von mir gelernt.«

Erasmus kicherte erneut, als würde er eine Aufzeichnung abspielen. »Exzellent. Jetzt verraten Sie mir, woran Sie wirklich gedacht haben.«

Sie erinnerte sich an einen Satz ihres Vaters – *Furcht provoziert Aggression, also zeige sie nie einem Raubtier* – und fasste neuen Mut. »Als ich über die schöne Blume sprach, dachte ich daran, wie sehr ich Sie und Ihre Artgenossen verachte. Ich war ein freies und unabhängiges Wesen, bis Sie mir alles geraubt haben. Die Maschinen haben mir die Heimat, mein Leben und den Mann, den ich liebe, gestohlen.«

Der intelligente Roboter fühlte sich nicht im Geringsten beleidigt. »Ach, Sie reden von Ihrem Liebhaber! War er es, der Sie geschwängert hat?«

Serena blickte Erasmus mit funkelnden Augen an, dann gelangte sie zu einem Entschluss. Vielleicht fand sie eine Möglichkeit, die Neugierde dieser Maschine zu ihrem Vorteil zu nutzen und auf irgendeine Weise den Spieß umzudrehen. »Sie würden am meisten von mir lernen, wenn ich kooperiere, wenn ich frei sprechen kann. Sie könnten Dinge von mir lernen, die Sie niemals aus eigener Kraft erkennen würden.«

»Ausgezeichnet.« Der Roboter schien aufrichtig zufrieden zu sein.

Serenas Blick wurde hart. »Aber ich erwarte eine Gegenleistung von Ihnen. Garantieren Sie für die Sicherheit meines ungeborenen Kindes. Erlauben Sie mir, es hier in Ihrem Haushalt großzuziehen.«

Erasmus wusste, dass ihr mütterlicher Instinkt sie dazu trieb, sich Sorgen um ihre Nachkommen zu machen, was ihm ein gutes Druckmittel verschaffte. »Sie sind entweder sehr arrogant oder ambitioniert. Aber ich werde über Ihre Bitte nachdenken. Meine Entscheidung hängt davon ab, wie unterhaltsam und lehrreich ich unsere Diskussionen finde.«

Erasmus entdeckte einen dicken Käfer an einem Tontopf und stieß das Insekt mit einem Fuß an. Es hatte einen schwarzen Panzer mit einer hübschen rötlichen Zeichnung. Sein glattes Gesicht veränderte sich fließend, bis der Metallfilm einen amüsierten Ausdruck zeigte. Erasmus ließ den Käfer im letzten Moment entkommen, dann versperrte er ihm erneut den Weg. Hartnäckig krabbelte er in eine andere Richtung davon.

»Wir beide haben sehr viel gemeinsam, Serena Butler«, sagte er. Er sendete ein Signal, das einen geschmuggelten Speicherwürfel mit Chusuk-Musik aktivierte, in der Hoffnung, die Melodie würde sie veranlassen, ihre tiefsten Empfindungen zu offenbaren. »Wir besitzen einen unabhängi-

gen Geist. Dafür respektiere ich Sie, weil es ein wesentlicher Bestandteil meiner eigenen Persönlichkeit ist.«

Serena hätte einen solchen Vergleich am liebsten entrüstet zurückgewiesen, aber sie riss sich zusammen.

Erasmus setzte den Käfer auf seine Hand, doch sein Hauptinteresse galt weiter Serena. Es faszinierte ihn, wie die Menschen ständig versuchten, ihre Gedanken und Gefühle geheim zu halten. Wenn er behutsam Druck auf sie ausübte, gelang es ihm vielleicht, bis in ihr innerstes Wesen zu schauen.

Während die Musik im Hintergrund spielte, fuhr Erasmus fort: »Manche Roboter entwickeln eine eigene Persönlichkeit, die sie nicht mit dem Allgeist synchronisieren. Zu Anfang, auf Corrin, war ich eine gewöhnliche Denkmaschine, doch dann beschloss ich, nicht mehr nur ein Teil von Omnius zu sein.«

Serena sah, dass sich der Käfer auf seiner Handfläche nicht mehr rührte. Sie fragte sich, ob der Roboter das Tier getötet hatte.

»Es war ein besonderes Ereignis, das meine weitere Existenz geprägt hat«, sagte Erasmus mit angenehmer Stimme, als würde er von einem idyllischen Picknick erzählen. »Ich war zu einer privaten Erkundungsmission in die unbesiedelten Regionen von Corrin aufgebrochen. Ich war neugierig und wollte mehr wissen als die Standardanalysen, die Omnius zur Verfügung stellt. Also wagte ich mich allein in die Wildnis. Das Land war zerklüftet, felsig und unkultiviert. Ich hatte noch nie Vegetation außerhalb der Bereiche gesehen, in denen die Terraformer des Alten Imperiums neue Ökosysteme angelegt hatten. Corrin hat nie selbst Leben hervorgebracht, müssen Sie wissen; erst die Menschen haben es auf den Planeten verpflanzt. Bedauerlicherweise hatte die Bestellung fruchtbarer Böden und die Verschönerung des Landes keine Priorität für meine Artgenossen.« Er beobachtete Serena, um festzustellen, ob ihr die Geschichte gefiel.

»Weit entfernt vom Maschinennetzwerk der Stadt wurde ich von einem Solarsturm überrascht und war ihm ungeschützt ausgeliefert. Corrins rote Riesensonne ist sehr insta-

bil, es kommt häufig zu Ausbrüchen und unberechenbaren Strahlungsgewittern. Ein solcher Sturm ist für biologische Lebensformen äußerst gefährlich, aber die ursprünglichen menschlichen Siedler waren sehr zäh.

Meine hoch entwickelten neurelektrischen Schaltkreise hingegen reagierten sehr empfindlich darauf. Ich hätte Wachsonden mitnehmen sollen, die die Sonnenaktivität beobachten, aber ich war zu sehr von meinen Erkundungen fasziniert. Die Strahlung fügte mir beträchtliche Schäden zu, sodass ich die Orientierung verlor und keine Hilfe vom Zentralkomplex des Corrin-Omnius' erwarten konnte.« Erasmus klang tatsächlich etwas verlegen. »Ich irrte umher, und dann ... stürzte ich in einen engen Felsspalt.«

Serena sah ihn verblüfft an.

»Trotz des tiefen Sturzes wurde mein Körper nur leicht beschädigt.« Er hob den Arm und betrachtete die bewegliche Gliedmaße, die elastischen Fasern, die organische Polymerhaut, den Überzug aus Flussmetall. »Ich war außerhalb der Reichweite meines Senders und konnte mich kaum noch bewegen. Ich war ein ganzes Corrin-Jahr lang gefangen ... das sind zwanzig Terra-Standardjahre.

Der Schatten im tiefen Spalt schützte mich vor der Strahlung der Sonne, und wenig später hatten sich meine Mentalprozessoren regeneriert. Ich war bei Bewusstsein, aber ich konnte mich nicht von der Stelle rühren. Ich konnte nur denken, für sehr, sehr lange Zeit. Ich verbrachte dort einen endlosen heißen Sommer, während ich zwischen den Felsen festgekeilt war, und dann überstand ich einen langen Winter unter einer dicken Eisschicht. Während jener Zeit, in diesen zwei Jahrzehnten, konnte ich nichts tun außer *nachzudenken*.«

»Armer, einsamer Roboter!«, sagte sie. »Weit und breit kein Gesprächspartner.«

Erasmus ging nicht auf ihre Bemerkung ein. »Diese Prüfung veränderte mein Wesen auf eine Art und Weise, die ich niemals hätte vorhersehen können. Omnius versteht mich bis heute nicht.«

Als er schließlich von anderen Robotern entdeckt und gerettet wurde, hatte Erasmus eine völlig eigenständige Persönlichkeit entwickelt. Nach seiner Reparatur und der Wiedereingliederung in die kooperative Maschinengesellschaft hatte Omnius ihn gefragt, ob er ein Upgrade mit standardisierten Charaktereigenschaften wünschte.

»Er hat tatsächlich von einem *Upgrade* gesprochen«, betonte Erasmus amüsiert. »Aber ich habe das Angebot abgelehnt. Nachdem ich dieses ... Bewusstseinsniveau erreicht hatte, widerstrebte es mir, meine Impulse und Ideen, meine Gedanken und Erinnerungen zu löschen. Der Verlust erschien mir zu groß. Und der Corrin-Omnius stellte bald fest, wie sehr es ihm gefiel, sich verbale Wettkämpfe mit mir zu liefern.«

Als er nun auf den reglosen Käfer in seiner Hand blickte, sagte Erasmus sachlich: »Ich bin eine Berühmtheit unter den weit verstreuten Inkarnationen des Allgeistes. Sie warten gespannt auf die neuesten Berichte über meine Handlungen und Erkenntnisse, als wären es regelmäßig erscheinende Ausgaben einer Zeitschrift. Sie sind auch als *Erasmus-Dialoge* bekannt.«

Mit einer behutsamen Kopfbewegung deutete sie auf das reglose Insekt. »Werden Sie darin auch Ihre Gedanken über diesen Käfer veröffentlichen? Wie Sie etwas verstehen wollen, indem Sie es töten?«

»Das Tier ist nicht tot«, versicherte Erasmus ihr. »Ich spüre ein schwaches, aber deutliches Pulsieren des Lebens. Das Insekt möchte mir vorgaukeln, dass es gestorben ist, damit ich es nicht weiter beachte. Trotz seiner geringen Größe hat es einen starken Überlebenswillen.«

Er ging in die Knie und setzte den Käfer mit erstaunlicher Sanftheit auf einem Stein ab, dann trat er zurück. Kurz darauf rührte sich das Tier und brachte sich unter einem Tontopf in Sicherheit. »Sehen Sie? Ich möchte alles verstehen, das lebt – auch Sie.«

Serena zog eine finstere Miene. Es war dem Roboter gelungen, sie zu verblüffen.

»Omnius glaubt, dass ich niemals sein intellektuelles Niveau erreichen werde«, sagte Erasmus. »Aber meine mentale Beweglichkeit fasziniert ihn immer wieder, wie sich mein Geist ständig in neue und überraschende Richtungen entwickelt. Wie dieser Käfer bin ich in der Lage, plötzlich lebendig zu werden und weiterzumachen.«

»Hoffen Sie wirklich, eines Tages mehr als nur eine Maschine zu sein?«

Erasmus antwortete, ohne sich gekränkt zu fühlen. »Es ist doch eine menschliche Wesenseigenschaft, sich fortwährend weiterzuentwickeln, nicht wahr? Nur danach strebe ich.«

58

Eine Richtung ist so gut wie die andere.

Redensart aus dem Offenen Land

Als Selim zum zehnten Mal auf einem Sandwurm ritt, war er geschickt genug, um das Erlebnis genießen zu können. Es gab nichts Aufregenderes, als mit einem dieser mächtigen Riesen durch die freie Wüste zu streifen. Es war ein unbeschreibliches Gefühl, durch die Dünen zu fegen, während er auf dem Rücken des Wurmes hockte, und ein Meer aus Sand an nur einem einzigen Tag zu durchqueren.

Selim hatte Wasser, zerlumpte Kleidung, Ausrüstung und Verpflegung aus der verlassenen botanischen Teststation mitgenommen. Sein kristallener Sandwurmzahn erwies sich als wertvolles Werkzeug und war zudem ein Zeichen seines Stolzes. In der leeren Station hatte er im Licht der wieder aufgeladenen Systeme manchmal auf die Krümmung der glatten, milchigen Klinge gestarrt und sich vorgestellt, dass dieser Gegenstand eine religiöse Bedeutung besaß. Er war eine Erinnerung an seine große Prüfung in der Wüste und ein Symbol, dass Gott über ihn wachte. Vielleicht waren die Würmer sein Schicksal.

Er kam zu der Überzeugung, dass die Sandwürmer doch nicht Shaitan waren, sondern ein göttlicher Segen, vielleicht sogar eine leibhaftige Manifestation Gottes.

Nachdem er sich monatelang in der uralten Forschungsstation erholt und gelangweilt hatte, ohne ein Ziel vor Augen zu haben, hatte er schließlich erkannt, dass er hinausgehen und wieder auf einem Sandwurm reiten musste. Er musste herausfinden, was genau Gott von ihm erwartete.

Er hatte sich die Lage der Teststation genau gemerkt. Doch da er keinen Einfluss auf die Richtung hatte, in der

sich der Wurm bewegte, wäre es keine einfache Aufgabe, zu seinem Versteck zurückzukehren. Bei seinem Aufbruch hatte er alles, was er benötigte, mitgenommen.

Er war Selim Wurmreiter, von Gott erwählt und geführt. Er brauchte keine Hilfe von anderen.

* * *

Nachdem er zwei weitere Sandwürmer zu Tode geritten hatte, stellte Selim fest, dass es gar nicht nötig war, einen Wurm bis zur Erschöpfung zu hetzen, um sich in Sicherheit bringen zu können. Es war riskant, aber durchaus möglich, von einem ermüdeten Tier abzusteigen, indem er den Rücken hinunterlief und vom Schwanz sprang, um dann zu einer nahen Felsenzuflucht zu laufen. Nach einem längeren Ritt zeigte der Wurm kein Interesse, ihn zu verfolgen, sondern zog sich beleidigt in den tiefen Sand zurück.

Das freute Selim, weil es ihm falsch erschien, die Geschöpfe zu töten, die ihm als Transportmittel dienten. Wenn die Sandwürmer Abgesandte Gottes und die Alten Männer der Wüste waren, dann hatten sie es verdient, mit Respekt behandelt zu werden.

Bei seinem vierten Ritt entdeckte er, wie er die empfindlichen Ränder der Wurmsegmente mit einem schaufelartigen Werkzeug und seinem scharfen Metallspeer reizen musste, um Shaitan in die Richtung zu drängen, die Selim sich wünschte. Es war ein sehr einfaches Prinzip, das jedoch harte Arbeit erforderte. Seine Muskeln schmerzten, wenn er von einem erschöpften Wurm absprang und zu einer sicheren Felserhebung rannte. Er konnte sich immer noch nicht in den Weiten der Wüste orientieren ... aber auf sehr reale Weise gehörte ihm nun die ganze Wüste. Er war unbesiegbar! Gott würde ihn beschützen.

Selim hatte noch einen größeren Wasservorrat aus den Destillieranlagen der Teststation, und als Nahrung diente ihm vorwiegend Melange, die ihm Kraft und Energie gab. Als er gelernt hatte, die Würmer zu beherrschen, konnte er

reisen, wohin er wollte, und kehrte etappenweise zur aufgegebenen Station zurück.

Die anderen Zensunni hätten ihn für verrückt erklärt und mit Entsetzen auf seinen tollkühnen Versuch reagiert, die furchterregenden Sandwürmer zu zähmen. Aber Selim scherte sich nicht mehr darum, was die Menschen über ihn dachten. Er hatte sich in eine ganz neue Lebenssphäre begeben. Und er wusste in seinem Herzen, dass genau dies seine Bestimmung war ...

Nun führte Selim seinen Wurm unter dem Licht der zwei Monde über den Sand. Vor Stunden hatte das Tier es aufgegeben, ihn abwerfen zu wollen, und bewegte sich stattdessen vorwärts. Es hatte sich den Befehlen des Quälgeistes unterworfen, der ihm zwischen den empfindlichen Ringsegmenten Schmerz zufügte. Selim orientierte sich an den Sternen, in dem er Linien zwischen den Konstellationen zog, die ihm wie Pfeile die Richtung wiesen. Die erbarmungslose Landschaft kam ihm allmählich vertrauter vor, und er glaubte, dass er endlich wieder in die Nähe der botanischen Teststation gelangt war. Seine Zuflucht, sein Zuhause.

Auf dem Rücken des Sandwurmes, umweht vom bitteren Geruch nach Feuerstein und Zimt, gab er sich seinen Gedanken und Träumen hin. Seit seiner Verbannung hatte er kaum noch etwas anderes, womit er sich beschäftigen konnte. Wurden nicht auf diese Weise die großen Philosophen geboren?

Eines Tages würde die verlassene Station möglicherweise zur Keimzelle seiner eigenen Kolonie werden. Vielleicht konnte er unzufriedene Menschen aus anderen Zensunni-Dörfern um sich versammeln, Ausgestoßene wie er, die ohne die aufgezwungenen Regeln der starrsinnigen Naibs leben wollten. Mit Hilfe der großen Würmer würde Selims Volk eine beispiellose Macht gewinnen.

War es das, was Gott von ihm erwartete?

Der junge Mann lächelte über seinen Tagtraum, dann wurde er traurig, als er sich an Ebrahim erinnerte, der ihm ohne Gewissensbisse in den Rücken gefallen war. Als wäre

das noch nicht genug gewesen, hatte er Selim genauso wie die anderen mit Steinen und Beleidigungen beworfen.

Während sich sein Sandwurm zischend über die Dünen schob, sah Selim endlich die vertrauten Formationen und dunklen Spalten der Felsenkette wieder. Sein Herz machte vor Freude einen Sprung. Das Monstrum hatte ihn schneller als erwartet nach Hause gebracht. Er grinste, dann wurde ihm bewusst, welche Herausforderung ihn erwartete, wenn er vom Rücken des Dämons sprang, der sich noch nicht erschöpft hatte. War dies eine neue Prüfung?

Selim bewegte den Speer und das Schaufelwerkzeug und trieb den Wurm auf die Felsen zu. Vielleicht sollte er ihn auf den Ausläufern der Kette stranden lassen, von wo er sich in die Sicherheit des weichen Sandes zurückziehen konnte. Das augenlose Monstrum spürte die Nähe der Felsen – offenbar erkannte es Unterschiede in der Viskosität und den Vibrationseigenschaften des Bodens – und wich in die entgegengesetzte Richtung aus.

Selim zog kräftiger an der Schaufel und stieß mit dem Speer zu. Der verwirrte Wurm zuckte und wurde langsamer. Als er sich neben der nächsten Felserhebung einrollte, riss sich Selim mit seiner Ausrüstung los. Er rutschte am Segment des Geschöpfes hinunter und fiel in den Sand, wo er sofort mit aller Kraft losrannte.

Die sicheren Felsen waren knapp hundert Meter entfernt, und der Wurm schlug um sich, als könnte er nicht glauben, so überraschend von seinen Qualen erlöst worden zu sein. Schließlich spürte er den Rhythmus von Selims schnellen Schritten. Das Monster drehte sich herum und schob sich auf ihn zu.

Selim rannte noch schneller und sprang schließlich auf einen Vorsprung aus scharfen Lavafelsen. Er lief weiter. Kleine Steinchen spritzten unter seinen Sohlen auf.

Der Wurm brach wie eine Explosion aus dem Sand und hob suchend den Kopf mit dem weit aufgerissenen Maul. Er zögerte, als würde er vor der steinernen Barriere zurückschrecken, dann ließ er sich wieder fallen.

Selim war bereits über die zweite Reihe der Felsen geklettert und sprang in eine Öffnung zwischen den Steinen. Es war keine richtige Höhle, aber es genügte, um seinen Körper hineinzuzwängen. Der Sandwurm krachte wie ein riesiger Vorschlaghammer auf den Grat, aber er wusste nicht, wo sich der winzige Mensch versteckt hatte.

Wütend zog sich der Wurm zurück, und ein überwältigender Gewürzgestank wehte aus seinem klaffenden Maul. Wieder schlug er mit dem Kopf gegen die Felsen, dann gab er es auf. Frustriert zog er sich zurück, wühlte sich durch den Sand, tauchte unter die Wellenkämme der Dünen und kehrte in die offene Wüste zurück.

Mit pochendem Herzen und erhitztem Blut kroch Selim aus der Zuflucht. Er schaute sich um und staunte, dass er dieses Abenteuer überlebt hatte. Lachend pries er Gott, so laut er konnte. Die alte botanische Teststation befand sich über ihm auf dem Grat und wartete auf ihn. Er würde mehrere Tage dort verbringen, seine Vorräte ergänzen und jede Menge Wasser trinken.

Als er sich mit ermüdeten Muskeln an den Aufstieg machte, sah Selim etwas im Mondlicht glitzern, zwischen den zerklüfteten Felsen, gegen die sich der Wurm geworfen hatte. Ein weiterer Kristallzahn, viel länger als der andere. Er hatte sich während des Angriffs des Dämons gelöst und war in einen Spalt gefallen. Selim hob die gekrümmte milchig-weiße Waffe auf. Eine Belohnung Gottes! Er hielt sie triumphierend empor, bevor er sich auf den Weg zur verlassenen Station machte.

Jetzt hatte er zwei der heiligen Zeichen.

59

Die Zeit hängt von der Position des Beobachters und der Richtung ab, in die er blickt.

Kogitorin Kwyna,
Archive der Stadt der Introspektion

Immer noch wütend kehrte Zufa Cenva nach Rossak zurück, wo sie sich ganz auf den eskalierenden Krieg konzentrieren wollte. Nachdem sie von der polymerisierten Landeplattform auf dem silbrig-purpurnen Blätterdach herabgestiegen war, begab sie sich unverzüglich in den großen Raum, den sie zusammen mit Aurelius Venport bewohnte.

Zufa hatte sich diese repräsentative Residenz durch ihr politisches Geschick und ihre mentalen Leistungen verdient. Venports kommerzielle Ambitionen, seine triviale Profitorientierung und seine hedonistischen Unternehmungen konnte sie nur mit einem Stirnrunzeln quittieren. Er und seine unsinnigen Prioritäten! All das würde nichts mehr bedeuten, wenn die Denkmaschinen den Krieg gewannen. Verstand er nicht, dass er die Augen vor der schrecklichen Bedrohung verschloss?

Erschöpft von der langen Reise und immer noch aufgewühlt vom Streit mit ihrer Tochter betrat Zufa ihre weiß getünchten Gemächer und wollte sich ein wenig ausruhen, bevor sie mit der Planung des nächsten Schlages gegen die Maschinen begann.

Dort stieß sie auf Venport. Er war allein, aber er hatte nicht auf sie gewartet. Er saß an einem Tisch aus dem grün geäderten Stein, der aus den Klippen gehauen wurde. Obwohl sein Gesicht vor Schweiß glänzte, war es nach wie vor attraktiv. Wegen dieser patrizierhaften Züge hatte sie ihn für eine genetische Verbindung ausgewählt.

Venport bemerkte sie nicht einmal. Sein Blick ging in die Ferne, während sein Geist von den Wirkungen irgendeiner bizarren neuen Droge überschwemmt wurde, mit der er einen Selbstversuch angestellt hatte.

Auf dem Tisch vor ihm stand ein Maschendrahtkäfig, in dem sich scharlachrote Wespen mit langen Stacheln und onyxfarbenen Flügeln befanden. Sein entblößter Unterarm steckte in einer Öffnung des Käfigs, sodass die Wespen ihn mehrfach gestochen und ihm ihr Gift in den Blutkreislauf injiziert hatten.

Zufa starrte ihn fassungslos an – eher vor Wut als vor Entsetzen. »*So* verbringst du also deine Zeit, während ich die Menschheit zu retten versuche?« Sie legte die Hände an den juwelenbesetzten Gürtel, der ihr schwarzes Gewand zusammenhielt, und ihre Lippen bildeten einen dünnen, geraden Strich. »Eine Zauberin ist im Kampf gefallen. Ich habe sie ausgebildet, ich habe sie geliebt. Heoma hat ihr Leben geopfert, um uns zu befreien, und du sitzt herum und vergnügst dich mit berauschenden Chemikalien!«

Er zuckte nicht einmal. Sein leerer Gesichtsausdruck war wie erstarrt.

Die aggressiven Wespen warfen sich gegen den Maschendraht und gaben ein helles, melodisches Summen von sich. Immer wieder stachen sie in seinen angeschwollenen Unterarm. Sie fragte sich, welche psychotrope Substanz ihr Gift enthalten mochte und wie Venport sie entdeckt hatte. Als sie keine angemessenen Worte für ihren Zorn mehr fand, schrie sie: »Du widerst mich an!«

Einmal hatte Aurelius, nachdem sie sich geliebt hatten, behauptet, das er nicht nur zu seinem persönlichen Vergnügen und nicht einmal aus kommerziellem Interesse mit Drogen experimentierte. Während die Duftkerzen in einer steinernen Nische über dem Bett brannten, hatte Venport ihr anvertraut: »Ich hoffe, irgendwo da draußen im Dschungel eine Substanz zu finden, die das telepathische Potenzial auch von Männern freisetzt.« Damit wollte er seine Ge-

schlechtsgenossen auf die gleiche mentale Stufe wie die Zauberinnen heben.

Zufa hatte über diese alberne Vorstellung gelacht. Aurelius reagierte verletzt und sprach nie wieder über dieses Thema.

Vor langer Zeit hatten die ersten Kolonisten auf Rossak die allgegenwärtigen Drogen des Dschungels benutzt, um ihr geistiges Potenzial zu steigern, und waren dadurch verdorben worden. Wie sonst ließ es sich erklären, dass die Frauen ausschließlich auf dieser Welt solche übersinnlichen Kräfte entwickelt hatten? Doch dann schien ein Unterschied in den Hormonen oder Chromosomen dafür gesorgt zu haben, dass die Männer gegenüber solchen Umwelteinflüssen immun geworden waren.

Nun befahl Zufa ihm energisch, seine Hand aus dem Wespenkäfig zu ziehen, aber Venport reagierte überhaupt nicht auf sie. »Du vergeudest deine Zeit mit Drogen, meine Tochter unternimmt nutzlose Experimente mit Suspensorfeldern und fliegenden Lampen. Sind meine Zauberinnen die einzigen Menschen auf Rossak, die noch ein Gefühl für Verantwortung haben?«

Obwohl sein Blick in ihre Richtung ging, schien er sie nicht zu sehen.

Schließlich sagte Zufa angewidert: »Du bist mir ein schöner Patriot! Ich hoffe, dass die Geschichte deine Rolle angemessen würdigt.« Sie stapfte davon, um sich einen Ort zu suchen, an dem sie in Ruhe nachdenken konnte, wie sich der Kampf gegen die Denkmaschinen fortsetzen ließ ... während andere sich amüsierten und betäubten.

* * *

Nachdem seine Lebensgefährtin verschwunden war, kam wieder Leben in Venports glasige Augen. Das Funkeln wurde zu einem Feuer der Konzentration. Er schaute auf die offene Tür des Raums, und die Stille schien jedes Geräusch und jede Energie aus der Luft zu saugen. Er biss die

Zähne zusammen und konzentrierte sich ... und konzentrierte sich.

Langsam schloss sich die Tür, wie von Geisterhand bewegt.

Zufrieden, aber völlig erschöpft zog Venport den Arm aus dem Wespenkäfig – und brach zusammen.

60

Annahmen sind ein transparentes Gitter, durch das wir das Universum betrachten, und manchmal geben wir uns der Illusion hin, das Gitter sei das Universum selbst.

Kogitor Eklo

Als Belohnung für die Fertigstellung der riesigen Ajax-Statue unter nahezu unmöglichen Bedingungen bekam Iblis Ginjo vier Tage dienstfrei. Sogar die Neo-Cymeks, die die Arbeiten beaufsichtigten, waren froh, dass der menschliche Vorarbeiter sie alle vor Ajax' Zorn bewahrt hatte. Bevor Iblis abreiste, stellte er sicher, dass auch seine Sklaven die versprochenen Prämien erhielten. Die Denkmaschinen machten sich keine Sorgen, dass Iblis fliehen würde, denn es gab keinen Ort, an den er hätte fliehen können. Er hatte keine Möglichkeit, den Planeten zu verlassen oder sich auf andere Weise Nahrung und Unterkunft zu beschaffen.

Er hatte ohnehin etwas ganz anderes im Sinn – eine Pilgerreise.

Iblis ritt auf einem stämmigen Borkenpferd, einem im Labor gezüchteten Tier, das in der Zeit der Menschenherrschaft in Gebrauch gewesen war. Das unansehnliche Pferd hatte einen viel zu großen Kopf, Hängeohren und kurze Beine, die mehr Kraft als Geschwindigkeit entwickelten. Es stank wie verfilztes Fell, das mit Abwasser getränkt war.

Das Borkenpferd trottete einen schmalen, gewundenen Pfad hinauf. Iblis war seit Jahren nicht mehr hier gewesen, aber der Weg war ihm immer noch vertraut. So etwas vergaß man nicht so leicht. Bei seinen früheren Besuchen im Kloster des Kogitors Eklo hatte ihn nur die Neugier getrieben. Diesmal jedoch benötigte er einen wichtigen Rat.

Seit er die anonyme Botschaft der Rebellen erhalten hatte, grübelte Iblis, ob es wirklich andere unzufriedene Menschen gab, die willens waren, gegen Omnius aufzubegehren. Sein ganzes Leben war er nur von Sklaven umgeben gewesen, die sich endlos unter der Herrschaft der Maschinen abgerackert hatten. Er hatte nie über diesen Horizont hinausgeblickt, sich niemals vorgestellt, dass es anders sein könnte. Nach tausend Jahren schien jede Aussicht auf eine Verbesserung der Lage unmöglich geworden zu sein.

Nachdem er lange nachgedacht hatte, war Iblis bereit zu glauben, dass es menschliche Rebellengruppen auf der Erde geben *könnte*, vielleicht sogar auch auf anderen Synchronisierten Welten. Weit verstreute Zellen, die dem Kampf aufnehmen wollten.

Wenn wir so gewaltige Monumente errichten können, haben wir dann nicht auch die Macht, sie niederzureißen?

Dieser Gedanke entfachte seinen siedenden Zorn auf Omnius, die Roboter und insbesondere die Cymeks, die einen besonderen Groll gegen die Menschen zu hegen schienen. Doch bevor er davon ausgehen konnte, dass die faszinierende Botschaft mehr als bloße Phantasie war, musste er einige Nachforschungen anstellen. Iblis hatte so gut gelebt und so lange überlebt, weil er vorsichtig und gehorsam war. Nun musste er seine Erkundigungen auf eine Art und Weise einziehen, dass die Maschinen keinen Verdacht schöpften.

Für die Beantwortung seiner Fragen war niemand geeigneter als der Kogitor Eklo.

Vor Jahren hatte Iblis einem bewaffneten Team angehört, das eine Hand voll irregeleiteter Sklaven gejagt hatte, die sich aus der Stadt in die Berge geflüchtet hatten, ohne einen Plan, ohne Vorräte, ohne Kenntnisse, wie man in der Wildnis überlebte. Die leichtgläubigen Flüchtlinge hatten sich von den Gerüchten überzeugen lassen, die besagten, dass sie bei den politisch neutralen Kogitoren Asyl suchen könnten. Jeder hätte diesen Unsinn durchschauen müssen, da die Gehirne nur daran interessiert waren, sich vom Rest der Welt zu isolieren und über ihre esoterischen Ideen zu medi-

tieren. Alles war spurlos an den Kogitoren vorbeigegangen, die Ära der Titanen, die Hrethgir-Rebellionen, die Etablierung der Synchronisierten Welten durch Omnius. Die Kogitoren wollten nicht gestört werden, also wurden sie von den Denkmaschinen geduldet.

Als Iblis und der Suchtrupp das abgelegene Kloster in den Bergen umstellt hatten, hatte Eklo seine menschlichen Assistenten beauftragt, die Sklaven aus ihrem Versteck zu treiben. Die Flüchtlinge hatten den Kogitor verflucht und ihm gedroht, aber Eklo hatte sie einfach ignoriert. Dann hatten Iblis und seine bewaffneten Kollegen die Sklaven zur »nachdrücklichen Wiedereingliederung« zurückgebracht, nachdem sie den Rädelsführer in einen tiefen Abgrund gestürzt hatten ...

Das stämmige Borkenpferd erklomm beharrlich den steilen Pfad. Schließlich konnte Iblis den hohen Turm des Klosters erkennen, ein beeindruckendes Steingebäude, das zum Teil von Nebelfetzen verhüllt war. Die Fenster leuchteten rot, doch dann wechselten sie zu Himmelblau. Angeblich korrespondierten die Farben mit der jeweiligen Stimmung des großen Denkers.

Während seiner Ausbildung als Trustee hatte Iblis viel über die Kogitoren erfahren – und über die verkümmerten Reste religiösen Glaubens, die in einigen größeren Gruppen menschlicher Sklaven überlebt hatten. Omnius hatte irgendwann aufgehört, solche Manifestationen zu unterdrücken, obwohl der Allgeist die abergläubischen Rituale nie verstanden hatte.

Lange vor dem Fall des Alten Imperiums hatte Eklo seinen Körper aufgegeben und sich ganz der geistigen Analyse und Introspektion gewidmet. Während der Planung der großen Umwälzung hatte die Titanin Juno den Kogitor als ihren persönlichen Berater gewonnen. Eklo, der sich nicht um Konsequenzen scherte und für keine Seite Partei ergriff, hatte Junos Fragen sachlich beantwortet. Und dadurch hatte er unwissentlich den Eroberungsfeldzug der Titanen unterstützt. Die seitdem vergangenen tausend Jahre hatte Eklo

auf der Erde verbracht. Die einzige Leidenschaft seines langen Lebens war der Wunsch, zu einem umfassenden Verständnis des Universums zu gelangen.

Am Ende des Weges unter dem Steinturm sah sich Iblis plötzlich von einem Dutzend verhüllter Männer mit archaischen Speeren und Knüppeln umgeben. Ihre Gewänder waren dunkelbraun, und sie trugen weiße Priesterkragen. Einer der Sekundanten griff nach den Zügeln des Pferdes. »Verschwinden Sie! Wir gewähren niemandem Asyl.«

»Ich suche kein Asyl«, sagte Iblis und betrachtete die Männer mit ruhigem Blick. »Ich bin nur gekommen, weil ich dem Kogitor eine Frage stellen möchte.« Er stieg ab und besänftigte sie mit seiner Herzlichkeit und Aufrichtigkeit. Dann schritt er zuversichtlich zum hohen Turm, während die Männer sein Borkenpferd festhielten.

»Kogitor Eklo befindet sich in tiefer Kontemplation und möchte nicht gestört werden«, rief einer der Sekundanten ihm nach.

Iblis lachte leise und erwiderte gelassen: »Der Kogitor denkt seit über tausend Jahren. Also kann er problemlos ein paar Minuten erübrigen, um mich anzuhören. Ich bin ein angesehener Trustee. Vielleicht habe ich sogar Informationen, die ihm noch nicht bekannt sind. Dann hat er etwas, worüber er das nächste Jahrhundert nachdenken kann.«

Einige Sekundanten murmelten verunsichert und folgten Iblis über die breiten Stufen nach oben. Doch dann, als er den Torbogen erreicht hatte, versperrte ihm ein breitschultriger Mönch den Weg. Die scheinbaren Muskeln seines Oberkörpers bestanden zum Teil aus Fett, und er sah ihn mit trübem Blick aus tiefen Augenhöhlen an.

Iblis sprach ihn mit freundlicher Überzeugungskraft an. »Ich ehre das Wissen, das Kogitor Eklo erlangt hat. Ich werde seine Zeit nicht vergeuden.«

Der Mönch musterte Iblis mit skeptischer Miene und rückte seinen Priesterkragen zurecht. »Sie sind recht kühn, und der Kogitor ist neugierig, welche Frage Sie ihm stellen

möchten.« Nachdem er den Besucher auf Waffen untersucht hatte, sagte er: »Ich heiße Aquim. Hier entlang.«

Er führte ihn durch einen engen Steinkorridor und dann eine steile Wendeltreppe hinauf. »Ich war schon einmal hier«, sagte Iblis während des Aufstiegs. »Wir haben geflohene Sklaven ...«

»Eklo erinnert sich«, schnitt Aquim ihm das Wort ab.

Sie erreichten die höchste Etage des Bauwerks, einen runden Raum in der Spitze des Turms. Der Plexiplaz-Tank mit dem Gehirn des Kogitors stand auf einem altarähnlichen Sims unter einem Fenster. Der Wind heulte um den Turm und wühlte den Nebel auf. Eine versteckte Beleuchtung ließ die Fenster himmelblau schimmern.

Die anderen Sekundanten blieben zurück, als Aquim zum durchsichtigen Gehirnbehälter hinaufstieg und eine Weile in ehrfürchtiger Andacht davor innehielt. Dann griff er in eine Tasche seines Gewandes und zog mit zitternden Fingern einen zerknitterten Papierstreifen heraus, an dem ein schwarzes Pulver klebte. Er steckte den Streifen in den Mund, damit es sich auflöste. Seine Augen verdrehten sich, als wäre er plötzlich in Ekstase geraten.

»Semuta«, sagte er zu Iblis. »Es wird aus den verbrannten Rückständen von Elacca-Holz gewonnen und auf die Erde geschmuggelt. Es hilft mir bei meiner Aufgabe.« Völlig entspannt legte er beide Hände auf den glatten Deckel des Behälters und sagte: »Ich verstehe nichts.«

Das nackte Gehirn in der blauen Brühe aus Elektrafluid schien abwartend zu pulsieren.

Mit glückseligem Lächeln tat der Mönch einen tiefen Atemzug und schob seine Hand in eine Öffnung des Tanks, bis seine Finger in die zähe lebenserhaltende Flüssigkeit eintauchten. Das Medium befeuchtete seine Haut, drang in seine Poren ein und verband sich mit seinen Nervenenden. Aquims Gesichtsausdruck veränderte sich, als er wieder sprach. »Eklo möchte wissen, warum Sie Ihre Frage nicht gestellt haben, als sie das letzte Mal hier waren.«

Iblis wusste nicht, ob er zum Sekundanten oder direkt zum Kogitor sprechen sollte, dann entschied er sich für einen Punkt genau zwischen ihnen. »Damals habe ich noch nicht verstanden, was von Bedeutung war. Nun habe ich die Frage gefunden, auf die ich von Ihnen eine Antwort erbitte. Kein anderer könnte mir darauf eine objektive Antwort geben.«

»Kein Urteil ist völlig objektiv«, sagte der große Mönch ruhig und selbstbewusst. »Es gibt nichts Absolutes.«

»Von allen, die ich fragen könnte, sind Sie am wenigsten voreingenommen.«

Der Altar setzte sich langsam in Bewegung und glitt auf verborgenen Schienen zu einem anderen Fenster, begleitet von Aquim, dessen Hand unverändert im Behälter steckte. »Stellen Sie Ihre Frage.«

»Ich habe stets loyal unter den Cymeks und den Maschinen gearbeitet.« Iblis wählte seine Worte mit Bedacht. »Vor kurzem erhielt ich eine Botschaft, die darauf hindeutet, dass es menschliche Widerstandsgruppen auf der Erde geben könnte. Ich möchte wissen, ob diese Information glaubwürdig ist. Gibt es Menschen, die ihre Herrscher stürzen und für ihre Freiheit kämpfen wollen?«

Eine Weile starrte der Sekundant ins Leere. Iblis wusste nicht, ob es eine Wirkung des Semuta war oder an der Verbindung mit dem Gehirn des Philosophen lag. Er hoffte, dass sich der Kogitor nicht in eine längere Phase der Kontemplation versenkte. Schließlich sagte Aquim mit tiefer und volltönender Stimme: »Unmöglich ist nichts.«

Iblis versuchte es mit verschiedenen Abwandlungen der Frage und geschickt gewählten Formulierungen. Er wollte seine Absichten nicht offenbaren, obwohl es dem neutralen Kogitor vermutlich gleichgültig war, warum Iblis etwas über die Rebellen wissen wollte, ob er sie vernichten oder sich ihnen anschließen wollte. Doch jedes Mal erhielt er dieselbe rätselhafte Antwort.

Schließlich sammelte er seinen ganzen Mut und fragte: »Wenn eine solche geheime Widerstandsorganisation exis-

tieren *würde*, hätte sie dann eine Chance auf Erfolg? Wäre es möglich, dass die Herrschaft der Denkmaschinen ein Ende findet?«

Diesmal überlegte der Kogitor noch länger, als müsste er die vielen verschiedenen Aspekte bedenken, die die Frage aufwarf. Als er dann über den Mönch dieselbe Antwort gab, klangen die Worte bedrohlicher und schienen eine tiefere Bedeutung als zuvor zu übermitteln. »Unmöglich ist nichts.«

Danach zog Aquim seine Hand aus Eklos Gehirnbehälter zurück – das Zeichen, dass die Audienz beendet war. Iblis verbeugte sich höflich, bedankte sich und ging, während sich in seinem Kopf die Gedanken überschlugen.

Auf dem Rückweg über den steilen Pfad verspürte er gleichzeitig tiefe Besorgnis und ein erregendes Hochgefühl. Wenn er kein Mitglied einer Rebellengruppe ausfindig machen konnte, so erkannte er, blieb ihm immer noch eine andere Möglichkeit.

Aus den Reihen seiner treu ergebenen Arbeiter konnte Iblis jederzeit eine eigene Widerstandszelle rekrutieren.

61

Ein Konflikt, der sich über einen längeren Zeitraum hinzieht, neigt dazu, eine Eigendynamik zu entwickeln und außer Kontrolle zu geraten.

Tlaloc, *Zeit der Titanen*

»Nach tausend Jahren sind nur noch fünf von uns übrig.«

Es geschah selten, dass sich die überlebenden Titanen versammelten, vor allem auf der Erde, wo sie jederzeit von Omnius' Augen überwacht wurden. Doch General Agamemnon war nach dem Desaster auf Giedi Primus und der Ermordung seines Freundes und Verbündeten so erzürnt, dass er seine Zeit nicht damit vergeudete, Rücksicht auf den Allgeist zu nehmen.

Er hatte andere Prioritäten.

»Die Hrethgir besitzen eine neue Waffe, die sie mit verheerenden Konsequenzen gegen uns eingesetzt haben«, sagte Agamemnon.

Die Titanen befanden sich in einer Wartungseinrichtung, wo ihre Gehirnbehälter auf Sockeln aufgereiht waren. Er hatte Ajax, Juno, Xerxes und Dante angewiesen, sich von ihren Aktionskörpern zu trennen. Die Lage war brisant, und sie konnten ihre impulsiven Reaktionen vielleicht nur mit Mühe unterdrücken, wenn sie in der Gestalt mächtiger Krieger auftraten und die Elektroden jede intensive Regung in zerstörerische Handlungen umsetzten. Agamemnon vertraute darauf, dass er seinen Zorn zügeln konnte, aber einige der anderen Titanen – insbesondere Ajax – schlugen zuerst zu und überlegten später.

»Nach gründlichen Nachforschungen konnten wir in Erfahrung bringen, dass Barbarossas Mörder von Rossak kamen«, sagte Dante, der für solche Erkundigungen zuständig

war. »Die ungezähmten Menschen bezeichneten die Frau als Zauberin. Auf Rossak gibt es noch mehr solcher Zauberinnen, die ausgeprägte parapsychische Fähigkeiten besitzen.«

»Offensichtlich«, sagte Juno mit hörbarem Sarkasmus in der synthetisch erzeugten Stimme.

Dante fuhr unbeirrt fort. »Bislang wurden die Zauberinnen noch nie im größeren Maßstab bei aggressiven Aktionen eingesetzt. Nach ihrem Triumph auf Giedi Primus ist es jedoch wahrscheinlich, dass die Hrethgir sie erneut gegen uns einsetzen werden.«

»Dieser Angriff hat uns daran erinnert, wie verletzlich wir sind«, sagte Agamemnon. »Roboter lassen sich ersetzen. Unsere organischen Gehirne nicht.«

Ajax war so wütend über diese neuen Schwierigkeiten, dass sein Lebenserhaltungssystem kaum das chemische Gleichgewicht im schimmernden Elektrafluid aufrechterhalten konnte. Er fand keine Worte, die seinem Zorn angemessen waren.

»Aber es war doch so, dass diese Zauberin den Angriff auf Barbarossa und die Neo-Cymeks nicht überlebt hat, oder?«, fragte Xerxes. »Es war ein Selbstmordkommando. Glaubt ihr, dass sie noch einmal dazu bereit wären?«

»Wenn du ein Feigling bist, Xerxes, heißt das noch lange nicht, dass die wilden Menschen davor zurückschrecken, sich zu opfern«, sagte Agamemnon. »Durch diese eine Zauberin haben wir sieben Neo-Cymeks und einen Titanen verloren. Eine erschütternde Bilanz!«

Nachdem sie über tausend Jahre lang gelebt hatten und in dieser Zeit Abermilliarden Menschen gestorben waren (viele durch Agamemnons eigene Hand oder seine aktive Duldung), hatte er geglaubt, dass er gegenüber dem Tod gleichgültig geworden sei. Von den ursprünglichen Titanen waren Barbarossa, Juno und Tlaloc seine engsten Freunde gewesen. Diese vier hatten die Saat der Rebellion gesät. Die anderen Titanen waren später hinzugekommen und hatten die Junta nach Bedarf ergänzt.

Obwohl die Bilder seiner Erinnerung uralt waren, wusste der Titanengeneral noch genau, wie Barbarossas menschliche Gestalt ausgesehen hatte. Vilhelm Jayther war ein Mann mit dünnen Armen und Beinen, ausladenden Schultern und eingefallener Brust gewesen. Kein angenehmer Anblick, wie viele behauptet hatten, aber seine Augen hatten eine Eindringlichkeit besessen, wie Agamemnon sie bei keinem anderen Menschen gesehen hatte. Und als Programmierungsgenie war er einzigartig gewesen.

Mit geradezu gieriger Besessenheit hatte Jayther die Herausforderung angenommen, das Alte Imperium zu stürzen. Er hatte wochenlang nicht geschlafen, während er an der Lösung des Problems gearbeitet hatte. Jayther hatte sich völlig der Aufgabe verschrieben, bis er in allen Einzelheiten verstanden hatte, wie sich die Programmierungen für die Zwecke der Rebellen nutzen ließen. Er hatte dem Computernetzwerk menschenähnliche Motivationen implantiert, sodass sich die Maschinen schließlich an der Revolution beteiligen *wollten*.

Später jedoch hatte Omnius eigene Ambitionen entwickelt.

Als Mann mit enormem Weitblick hatte Jayther gleichzeitig Sicherheitsvorkehrungen getroffen, die es den Denkmaschinen unmöglich machten, den Titanen Schaden zuzufügen. Agamemnon und seine Gefährten hatten es nur Barbarossa zu verdanken, dass sie noch am Leben waren.

Und nun hatte die Zauberin ihn getötet. Dieser Gedanke nagte an Agamemnon und entfachte seinen Zorn.

»Wir dürfen nicht zulassen, dass diese Gräueltat ungestraft bleibt«, sagte Ajax. »Ich bin dafür, dass wir nach Rossak fliegen, sämtliche Frauen töten und den Planeten in einen Ascheklumpen verwandeln.«

»Lieber Ajax«, sagte Juno, »muss ich dich daran erinnern, dass Barbarossa und die Neo-Cymeks durch nur *eine* dieser Zauberinnen vernichtet wurden?«

»Na und?« Ajax' Stimme schwoll vor Stolz an. »Ich habe im Alleingang das menschliche Pack auf Walgis ausradiert.

Da werden wir gemeinsam problemlos mit ein paar Zauberinnen fertig!«

»Die Rebellen auf Walgis waren bereits geschlagen, als du begonnen hast, sie niederzumetzeln, Ajax«, warf Agamemnon streng ein. »Diese Zauberinnen sind etwas ganz anderes.«

Mit dröhnender Stimme sagte Dante: »Omnius wird niemals einen großmaßstäblichen Angriff genehmigen. Der Aufwand wäre viel zu hoch. Ich habe dazu eine vorläufige Analyse erstellt.«

»Wie dem auch sei«, erwiderte Agamemnon, »es wäre ein schwerer taktischer Fehler, diese Niederlage vorbehaltlos hinzunehmen.«

Xerxes brach das unbehagliche Schweigen, das dem folgte. »Da nur noch so wenige von uns übrig sind, sollten die Titanen niemals eine gemeinsame Aktion durchführen. Die Risiken wären viel zu hoch.«

»Aber wenn wir gemeinsam Rossak angreifen und die Zauberinnen vernichten, wäre die Bedrohung aus der Welt geschafft«, sagte Ajax.

Juno ahmte ein Zungenschnalzen nach und sagte: »Ich sehe da drüben dein Gehirn, Ajax, aber du scheinst es nicht zu benutzen. Vielleicht solltest du mal wieder das Elektrafluid wechseln. Die Zauberinnen haben bewiesen, dass sie uns vernichten können, und du willst mitten in die größte Gefahr hineinmarschieren, der die Cymeks jemals ausgesetzt waren? Wie ein Schaf, das die Kehle reckt, um geschlachtet zu werden?«

»Wir könnten eine große Roboterflotte mitnehmen, die den Planeten aus dem Orbit angreift«, sagte Dante. »Wir müssten uns nicht selbst in Gefahr begeben.«

»Es ist eine persönliche Angelegenheit«, knurrte Ajax. »Einer der Titanen wurde ermordet. Wir können keine Raketen vom Rand des Planetensystems abfeuern. So würde sich nur ein Feigling verhalten ... auch wenn die Denkmaschinen eine solche Taktik als *effizient* bezeichnen würden.«

»Wir könnten einen Kompromiss schließen«, sagte Agamemnon. »Juno, Xerxes und ich suchen Freiwillige unter den Neo-Cymeks, dann brechen wir mit einer Roboterflotte auf. Das müsste genügen, um große Verwüstungen auf Rossak anzurichten.«

»Aber ich kann nicht mitkommen, Agamemnon«, sagte Xerxes. »Ich arbeite hier mit Dante zusammen. Unsere größten Monumente auf dem Forum sind fast fertiggestellt. Wir haben gerade erst mit der Arbeit an einer neuen Statue für Barbarossa begonnen.«

»Gutes Timing«, sagte Juno. »Das wird ihm bestimmt gefallen, vor allem jetzt, wo er tot ist.«

»Xerxes hat Recht«, sagte Dante. »Außerdem muss das gigantische Fries mit dem Triumph der Titanen geplant werden, das am Hügel in der Nähe des Zentrum der Metropole entstehen soll. Wir haben viele Aufgaben an Vorarbeiter delegiert, aber sie müssen ständig überwacht werden. Andernfalls werden die Kosten zu hoch, und wir können die Zeitplanung nicht ...«

»Angesichts des jüngsten Debakels mit seiner persönlichen Statue dürfte Ajax bestens mit derartigen Problemen vertraut sein«, sagte Juno. »Er sollte statt Xerxes hierbleiben.«

»Ich werde auf keinen Fall hierbleiben, während die anderen den Ruhm einstreichen!«, schrie Ajax.

Doch Agamemnon entschied anders. »Xerxes, du wirst uns begleiten. Ajax, du bleibst hier, um gemeinsam mit Dante die Bauarbeiten zu überwachen. Damit würdest du Barbarossas Angedenken ehren.«

Xerxes und Ajax protestierten weiter, aber Agamemnon hatte das Sagen und setzte sich genauso wie in den Jahrhunderten zuvor durch. Aus ihrem Tank fragte die einstmals liebreizende Juno: »Kannst du Omnius überzeugen, diese Aktion zu erlauben, Liebster?«

»Die Hrethgir auf Giedi Primus haben nicht nur unseren Freund auf dem Gewissen, sie haben außerdem die neue Omnius-Inkarnation vernichtet, bevor ein Update von ihr

gemacht werden konnte. Als Barbarossa vor langer Zeit die ursprüngliche Programmierung des Computernetzes änderte, hat er dem Allgeist ein Stück seines eigenen Geistes mitgegeben, seines Eroberungswillens. Ich wette, er kann unser Bedürfnis nach Rache sehr gut nachempfinden.«

Die Titanen dachten einen Moment lang schweigend über seine Worte nach, dann sagte Agamemnon: »Wir werden losziehen und Rossak in Schutt und Asche legen.«

62

Im Krieg spielen unzählige Faktoren eine Rolle, die sich nicht vorhersagen lassen und die nichts mit der Qualität der militärischen Führung zu tun haben. In der Hitze des Gefechts werden neue Helden geboren, die manchmal aus der unwahrscheinlichsten Richtung kommen.

Vorian Atreides,
Wendepunkte der Geschichte

Er war Soldat und kein Politiker. Xavier Harkonnen kannte sich mit militärischen Strategien aus, er war gewillt, seine ganze Kraft in den Dienst der Salusanischen Miliz und der Liga-Armada zu stellen. Doch nun musste er vor den versammelten Abgeordneten des Liga-Parlaments sprechen.

Nach dem bittersüßen Sieg auf Giedi Primus mussten einige Dinge zur Sprache gebracht werden.

Das alte Parlamentsgebäude war größtenteils restauriert worden. Nur einige Gerüste und behelfsmäßige Wände wiesen auf die Stellen hin, an denen die Arbeiten noch nicht abgeschlossen waren. Überall wies der Bau aus Plazstein Spuren von Rissen und Reparaturen auf. Es waren stolze Kampfnarben.

Kurz vor der geplanten Ansprache des jungen Offiziers hatte Viceroy Butler an der Seite seiner Frau an einer Gedenkfeier für Serena und die Gefallenen der Rettungsaktion für Giedi Primus teilgenommen.

»Sie starb, während sie genau das tat, was sie von sich selbst und anderen erwartete«, sagte der Viceroy. »In unserem Leben ist ein Licht erloschen.«

Seit dem Angriff der Cymeks auf Salusa war ein Jahr vergangen, in dem die Menschen viele Beerdigungen und zu

viel Trauer erlebt hatten. Doch Serena, die engagierte junge Kämpferin, hatte immer darauf gedrängt, dass die Liga dem Volk diente und den Bedürftigen half.

Livia Butler trug ihr kontemplatives Gewand aus der Stadt der Introspektion. Sie hatte bereits ertragen müssen, wie ihr einziger Sohn Fredo von einer Blutkrankheit dahingerafft wurde, und nun war ihre älteste Tochter den Denkmaschinen zum Opfer gefallen. Von ihren Kindern war ihr nur die ätherische junge Octa geblieben.

Die Repräsentanten der Liga-Welten teilten schweigend und respektvoll ihre Trauer. Trotz ihrer Jugend hatte Serena Butler mit ihrem Idealismus und ihrem Überschwang einen bleibenden Eindruck bei ihnen hinterlassen. Nach der offiziellen Traueransprache traten viele Redner auf das Podium, um ihre humanitären Initiativen zu würdigen.

Xavier hörte sich die Lobreden an. Die Abgeordneten warfen ihm Blicke voller Mitgefühl zu. Er dachte an das Leben, das Serena und er miteinander hatten verbringen wollen.

Ihr zuliebe wollte Xavier keine Tränen in der Öffentlichkeit vergießen und hatte es bisher auch nicht getan. Wenn die Menschheit um all jene weinte, die ihr Leben verloren hatten, müsste sie im lähmenden Zustand der endlosen Trauer verharren. Seine Lippen zitterten, und sein Blick wurde verschwommen, aber er zwang sich dazu, stark zu bleiben. Es war seine Pflicht. Obwohl sein Herz trauerte, konzentrierte sich sein Geist voller Wut auf den Feind – und auf menschliche Verräter, die als Sympathisanten an der Seite der Roboter kämpften.

Seine Erinnerung an Serena würde ihm eine fortwährende Quelle der Kraft und Inspiration sein. Selbst im Tod würde sie ihn zu Leistungen anstacheln, die er ohne sie niemals vollbracht hätte. Er besaß immer noch das schwarze Diamanthalsband, das ihm ihre letzte Botschaft übermittelt hatte, ihr tapferer Aufruf, Giedi Primus zu helfen. Die liebreizende Serena würde immer über ihn wachen – wie sie es auch jetzt tat, wo er die militärische Schlagkraft der zornigen Massen sammeln wollte.

Erschüttert und verbittert trat Xavier in die Projektionskuppel, gefolgt von einem ungewöhnlich bleichen Manion Butler. Beide Männer trugen silberne und blaue Gewänder und Umhänge mit schwarzen Stirnbändern zu Ehren der geliebten Toten.

Es war an der Zeit, den Kampf um das Wohlergehen der Menschheit fortzusetzen.

Nach seinem jüngsten militärischen Erfolg musste er keine ausführliche Einleitung vorausschicken. »Wir sind Menschen, und wir haben stets für unsere Rechte und unsere Würde gekämpft. Wir haben die Liga der Edlen gegründet, damit die freien Menschen zuerst den Titanen und dann den Denkmaschinen Widerstand leisten konnten. Nur weil wir gemeinsam an einem Strang gezogen haben, konnten wir es verhindern, von unseren Feinden erobert zu werden.« Er blickte über die Repräsentanten, die sich im Saal drängten. »Doch zu manchen Zeiten ist die Liga selbst der größte Feind der Liga.«

Die Anwesenden verehrten den Helden viel zu sehr, um zu protestieren, und Xavier fuhr schnell und präzise fort. »Während wir gegenüber unserer Allianz Lippenbekenntnisse ablegen, verhalten sich die Welten der Liga egozentrisch und unabhängig. Wenn ein belagerter Planet um Hilfe ruft, ergeht sich die Liga monatelang in quälenden Debatten, bevor wir uns zu einer Entscheidung durchringen – bis es zu spät ist! Das haben wir mit Giedi Primus erlebt. Nur Serenas tollkühnes Vorhaben zwang uns dazu, schnell zu handeln. Sie wusste genau, was sie tat, und sie hat dafür mit dem Leben bezahlt.«

Als ein paar der Abgeordneten murmelnd seine Worte kommentierten, erhitzte sich Xaviers Blut, und er brachte sie mit dröhnender Stimme zum Schweigen. »Die Liga der Edlen muss zu einem stärkeren Bündnis mit strafferer Führung werden. Um uns gegen den bestens organisierten Computer-Allgeist durchsetzen zu können, brauchen wir eine feste Regierung, die effektiver arbeitet als die derzeitige lockere Organisation.« Er unterstrich das Gesagte mit ausdrucksvollen Gesten.

»Wir müssen tun, wofür Serena Butler eingetreten ist, wir dürfen keine Mühen scheuen, die Unverbündeten Planeten zur Zusammenarbeit zu gewinnen, um unser Verteidigungsnetzwerk zu stärken und eine Pufferzone um unser geschütztes Territorium zu schaffen.«

Viceroy Butler trat unmittelbar an seine Seite und fügte mit tief bewegter Stimme hinzu: »Das war immer der Traum meiner Tochter gewesen. Jetzt müssen wir ihn zu unserem Traum machen.«

Mehrere der Adligen erhoben sich unsicher, um respektvoll ihre Einwände zum Ausdruck zu bringen. Die Vertreterin von Kirana III, eine schlanke Frau mit verhärmtem Gesicht, sagte: »Wenn wir so viele Welten unter einer festen militärischen Herrschaft zusammenbringen, erinnert mich das an die Ära der Titanen.«

Ein kleinwüchsiger Aristokrat von Hagal rief: »Nie wieder ein Imperium!«

Xavier hob ebenfalls die Stimme. »Ist ein Imperium nicht besser als die Auslöschung? Während Sie sich über politische Nuancen Sorgen machen, erobert Omnius ein Sternsystem nach dem anderen!«

»Seit Jahrhunderten haben sich die Liga der Edlen und die Synchronisierten Welten gegenseitig in Schach gehalten«, sagte ein anderer Abgeordneter. »Omnius hat nie versucht, über die Grenzen des Alten Imperiums hinaus zu expandieren. Wir sind stets davon ausgegangen, dass die Denkmaschinen es für ineffizient oder nicht lohnenswert gehalten haben. Warum sollten wir jetzt etwas an diesem Gleichgewicht ändern?«

»Weil es sich bereits verändert *hat*! Die Denkmaschinen scheinen gewillt, den Rest der Menschheit zu vernichten.« Xavier ballte die Hände zu Fäusten. Er hatte nicht damit gerechnet, dass sie sich über diesen Punkt streiten würden, der in seinen Augen völlig offensichtlich war. »Wollen wir uns weiter furchtsam hinter unserer schwachen Verteidigung verschanzen und nur reagieren, wenn Omnius wieder einmal unsere Kräfte erproben will? Wie wir es vor einem

Jahr hier auf Salusa getan haben? Wie wir es auf Giedi Primus getan haben?«

Mit einem dramatischen Wutausbruch packte er das Pult und schleuderte es seitlich durch die Rednerkuppel. Die Aristokraten in der ersten Reihe flüchteten vor dem Hagel aus prismatischen Glassplittern. Schockierte Abgeordnete schrien, dass Xaviers Verhalten unerhört sei, andere forderten Wachen an, die den rasenden Offizier aus dem Saal entfernen sollten.

Xavier trat durch die zerbrochene Kuppel und rief ohne Unterstützung eines Stimmverstärkers: »Sehr gut! Das ist genau der Kampfgeist, den ich von Ihnen erwarte! Die Liga ist viel zu lange vor Taten zurückgeschreckt. Ich habe mit anderen Kommandanten der Armada gesprochen, und die meisten sind sich einig. Wir müssen unsere Taktik ändern und die Maschinen überraschen. Wir sollten keine Kosten scheuen, die Phantasie all unserer Wissenschaftler nutzen und neue Waffen entwickeln. Waffen, die nicht nur unsere Heimatplaneten schützen, sondern die geeignet sind, Omnius zu vernichten. Eines Tages müssen wir in die Offensive gehen! Nur auf diese Weise können wir den Konflikt gewinnen.«

Allmählich verstanden die Repräsentanten, dass Xavier sie absichtlich zu einer Reaktion provoziert hatte. Mit blitzblank polierter Stiefelspitze stieß er die Splitter vom Podium. »Die Erfahrung ist unser bester Lehrmeister. Die Maschinen könnten Salusa jederzeit erneut angreifen – oder Poritrin, Rossak, Hagal, Ginaz, Kirana III, Seneca, die Vertree-Kolonie, Relicon ... muss ich wirklich alle aufzählen? Keine unserer Welten ist sicher.« Er hob mahnend den Finger. »Aber wenn wir den Spieß umkehren, können wir die Aggressoren mit kühnen, überraschenden Manövern zurückdrängen.« Er hielt kurz inne. »Haben wir den Mut, es zu tun? Können wir die nötigen Waffen entwickeln? Die Zeit der Selbstgefälligkeit ist vorbei.«

In der anschließenden Diskussion bot Zufa Cenva die Möglichkeit weiterer parapsychischer Attacken an. Viele be-

stens ausgebildete Zauberinnen hätten sich bereits freiwillig gemeldet, sagte sie. Lord Niko Bludd prahlte mit der Erfolgsserie von Tio Holtzman, der demnächst seinen »Metallresonator« testen wollte. Andere Vertreter der Liga unterbreiteten weitere Vorschläge.

Erleichtert und ermutigt blickte sich Xavier im Saal um. Er hatte sie beschämt und angestachelt, lauthals ihre Unterstützung zu bekunden. Die Gegenstimmen waren – zumindest vorläufig – verstummt.

Tränen liefen ihm übers Gesicht, und er schmeckte Salz auf den Lippen. Er fühlte sich erschöpft und bemerkte, wie Viceroy Butler ihn stolz ansah, als wäre der junge Mann sein eigener Sohn.

Ich habe mir Serenas Mantel umgelegt, erkannte Xavier, *ich tue genau das, was sie getan hätte.*

63

Wie zum Ausgleich für den Schmerz und das Leid war der Krieg immer auch die Brutstätte für viele unserer größten Träume und Leistungen.

Tio Holtzman,
aus der Dankesrede anlässlich der Verleihung
des Tapferkeitsordens von Poritrin

In blinder Zuversicht arbeitete Tio Holtzman an seiner Idee weiter, sodass sich Norma Cenva wie ein unbedeutendes Blatt im Wind vorkam. Mit seinem Metall-Resonanz-Generator wollte der Erfinder es ihr zeigen.

Obwohl sie weiterhin daran zweifelte, dass seine Konstruktion funktionieren würde, konnte Norma keinen klaren mathematischen Beweis vorlegen, um ihre Bedenken zu begründen. Ihre Intuition flüsterte beharrlich in ihrem Hinterkopf, aber sie behielt ihre Sorgen für sich. Seit Holtzmans beleidigter Reaktion auf ihre Einwände hatte er sie nicht mehr nach ihrer Meinung gefragt.

Norma hoffte, dass sie sich irrte. Schließlich war sie nur menschlich und alles andere als vollkommen.

Während der Weise im großen Demonstrationslabor beschäftigt war – einem theaterähnlichen Gebäude auf einer benachbarten Felsspitze –, hielt sich Norma im Hintergrund. Selbst ihre leiseste Beteiligung machte ihn nervös, als hätten ihre Zweifel ihn stärker verunsichert, als er laut zugab.

Sie stand auf der Brücke zwischen den Felskegeln und hielt sich am Geländer fest. Sie horchte, wie die dicken Kabel im Wind summten, dann beobachtete sie durch das Sicherheitsnetz den Verkehr auf dem Fluss tief unten.

Sie hörte, wie Holtzman im Demonstrationslabor die Sklaven herumkommandierte. Sie bauten einen klobigen

Generator auf, dessen Resonanzfeld ein Stück Metall erschüttern und zerschmelzen lassen sollte. In seiner weißpurpurnen Robe war er eine beeindruckende Gestalt. Er trug Amtsketten um den Hals und Abzeichen, die seine wissenschaftlichen Leistungen würdigten. Holtzman blickte seine Arbeiter finster an, ging auf und ab, überprüfte immer wieder, ob alles in Ordnung war, und gab auf jedes Detail Acht.

Lord Bludd und ein paar Adlige von Poritrin würden bald zu ihnen stoßen, um den heutigen Test zu verfolgen. Also verstand Norma, warum Holtzman so nervös war. Sie selbst hätte es nie gewagt, eine unerprobte Erfindung auf diese extravagante Art zu präsentieren, aber der Wissenschaftler zeigte nicht den Schimmer eines Zweifels.

»Norma, bitte helfen Sie mir hier!«, rief Holtzman in verzweifeltem Tonfall. Auf ihren kurzen Beinen lief sie von der Brücke ins Gebäude. Er deutete mit angewiderter Miene auf die Sklaven. »Sie haben überhaupt nichts von dem verstanden, was ich ihnen gesagt habe. Überwachen Sie die Arbeiten, damit ich die Kalibrierung überprüfen kann.«

In der Mitte des Labors mit gepanzerten Wänden hatten Holtzmans Leute eine Metallfigur aufgestellt, die entfernt an einen Kampfroboter erinnerte. Norma hatte noch nie eine echte Denkmaschine gesehen, aber viele Bilder von ihnen betrachtet. Sie blickte zur Nachbildung hinauf. Dies war der wahre Feind, auf den sie all ihre Arbeit konzentrieren musste.

Sie schaute sich zu ihrem Mentor um und hatte mehr Mitgefühl für seine Verzweiflung als zuvor. Holtzman war moralisch verpflichtet, *jede* Idee zu verfolgen, um *irgendeine* Möglichkeit zu finden, diesen ehrenwerten Kampf fortzusetzen. Er hatte ein gutes Gefühl für projizierte Energien, Verzerrungsfelder und projektillose Waffen. Sie hoffte, dass sein Metall-Resonanz-Generator trotz all ihrer Zweifel funktionierte.

Bevor die Sklaven mit dem Aufbau des Testgeräts fertig waren, entstand Unruhe vor dem Hauptgebäude. Mit Bän-

dern geschmückte Barken kamen über den Felsen in Sicht, wo die Balkone auf den Fluss hinausgingen. Dragonerwachen in Schuppenpanzern standen auf den Fluggefährten, mit denen Lord Bludd, fünf Senatoren und ein Hofhistoriker in schwarzem Gewand transportiert wurden.

Holtzman ließ die Arbeit fallen, mit der er gerade beschäftigt war. »Norma, machen Sie es für mich fertig. Bitte!« Ohne sich noch einmal zu ihr umzuschauen, eilte er über die Verbindungsbrücke, um seine hochrangigen Besucher zu begrüßen.

Norma drängte die Sklaven zur Eile, während sie die Kalibrierung persönlich vornahm und den Apparat gemäß den Vorgaben des Erfinders einstellte. Sonnenlicht schien durch die hohen Dachfenster auf die Nachbildung des Roboters. Verstärkte Streben stützten die Decke des Raumes und die Winden, die man dazu benutzt hatte, den klobigen Resonanz-Generator aufzubauen.

Schlecht gelaunte Zenschiiten-Sklaven in traditionell rotweiß gestreiften Overalls schlurften umher. Viele Sklavenhalter erlaubten ihren Gefangenen kein Anzeichen von Individualität, aber Holtzman interessierte sich nicht für solche Kleinigkeiten. Er wollte nur, dass die Gefangenen ihre Aufgaben ohne Klagen erledigten.

Als sie alle Vorbereitungen abgeschlossen hatten, zogen sie sich zur gepanzerten Wand zurück, den Blick ihrer dunklen Augen abgewandt. Ein Mann mit schwarzem Bart sprach zu ihnen, doch Norma konnte die Sprache nicht verstehen. Kurz darauf komplimentierte ein grinsender Holtzman seine illustren Gäste in den Demonstrationssaal.

Der Weise hatte seinen Auftritt beeindruckend inszeniert. Neben ihm ging Niko Bludd, der eine weite Tunika und ein scharlachrotes Wams über der Tonnenbrust trug. Sein rötlicher Bart war zu kunstvollen Locken gezwirbelt. Kreisförmige Tätowierungen neben den Augenlidern sahen wie kleine Luftbläschen aus.

Bludd lief an den Sklaven vorbei und schenkte Norma ein Lächeln, das gleichzeitig herablassend und väterlich war.

Norma verbeugte sich und griff demütig nach seiner glatten, parfümierten Hand.

»Wir wissen, dass Eure Zeit kostbar ist, Lord Bludd. Daher ist schon alles vorbereitet.« Holtzman verschränkte die Hände. »Dieses neue Gerät wurde noch nie zuvor getestet, und bei der heutigen Vorführung werdet Ihr der Erste sein, der die Leistungsfähigkeit dieser Erfindung erlebt.«

Bludds Stimme war tief, aber melodisch. »Wir haben stets nur das Beste von Ihnen erwartet, Tio. Wenn Denkmaschinen Albträume hätte, wären Sie darin zweifellos die furchterregendste Schreckensgestalt.«

Das Gefolge lachte leise, und Holtzman musste sich zusammenreißen, um nicht zu erröten. Er wandte sich den Sklaven zu und erteilte ihnen Anweisungen. Ein halbes Dutzend Arbeiter mit Datenaufzeichnungsgeräten in den Händen hatte sich an günstigen Stellen rund um die Roboterattrappe positioniert.

Als Ehrenplätze dienten mehrere Polstersessel aus dem Haupthaus. Holtzman setzte sich neben Lord Bludd, und Norma musste sich zur Tür zurückziehen. Ihr Mentor wirkte zuversichtlich, aber sie wusste, wie besorgt er in Wirklichkeit war. Wenn es heute zu einem Fehlschlag kam, konnte sein Ruhm in den Augen der politisch mächtigen Adligen von Poritrin verblassen.

Die Gäste nahmen auf den schweren Sesseln Platz. Holtzman starrte auf den Generator und warf einen kurzen Blick in die Runde, als würde er stumm beten. Dann lächelte er Norma beruhigend zu und befahl schließlich die Aktivierung des Prototyps.

Ein Sklave legte einen Schalter um, wie man es ihm erklärt hatte. Der klobige Generator gab ein leises Summen von sich und richtete seinen unsichtbaren Strahl auf das Metallgebilde.

»Für den praktischen Einsatz«, sagte Holtzman mit kaum hörbarer Unsicherheit in der Stimme, »werden wir den Generator natürlich kompakter konstruieren, sodass er sich besser in kleinen Kampfschiffen installieren lässt.«

»Oder wir bauen einfach größere Schiffe«, sagte Bludd und lachte kehlig.

Das Summen wurde lauter, ein Vibrieren, das Norma in den Zähnen spürte. Sie bemerkte einen dünnen Schweißfilm auf Holtzmans Stirn.

»Jetzt könnt Ihr es bereits sehen«, sagte der Wissenschaftler und zeigte auf die Nachbildung des Roboters. Die Metallgliedmaßen der Attrappe wurden in heftige Schwingungen versetzt. »Der Effekt wird nun immer stärker.«

Bludd war entzückt. »Dieser Roboter bereut es bereits, dass er auf die Idee gekommen ist, sich gegen seine menschlichen Schöpfer zu stellen, nicht wahr?«

Das Gebilde glühte rötlich auf, als das Metall durch das projizierte Zerstörungsfeld erhitzt wurde. Das Leuchten wurde heller und wechselte zu Gelb mit einzelnen grellweißen Stellen.

»Inzwischen wären die inneren Systeme eines echten Roboters längst zerstört«, sagte Holtzman mit wesentlich zufriedenerer Miene.

Unvermittelt vibrierten die schweren Deckenstreben des Labors, als die Resonanzen auf das Gebäude übergriffen. Die dicken Wände zitterten und knirschten. Ein hochfrequentes Summen erfüllte den Raum.

»Das Resonanzfeld gerät außer Kontrolle!«, rief Norma.

Die Deckenträger bogen sich wie wütende Schlangen. In der Kuppel entstand ein Riss.

»Abschalten!«, schrie Holtzman, aber die erschreckten Sklaven flüchteten sich in eine Ecke des Raums, so weit wie möglich vom Generator entfernt.

Die Roboterattrappe geriet in wellenförmige Bewegungen und zerschmolz. Die Stützen des Gebildes knickten weg. Die bedrohlich aussehende Kampfmaschine vollführte einen Sprung nach vorn, dann stürzte sie plötzlich in sich zusammen und zersplitterte zu schwarzen Metalltrümmern.

Holtzman zerrte an Niko Bludds Ärmel. »Mylord, bitte begebt Euch ganz schnell über die Brücke ins Haupthaus. Wir scheinen hier ... ein kleines Problem zu haben.«

Die anderen Adligen hasteten bereits über die Brücke. Norma wurde vom Strom mitgerissen. Sie blickte sich um und sah, dass die Zenschiiten-Sklaven nicht zu wissen schienen, was sie tun sollten. Tio Holtzman hinterließ ihnen keine Anweisungen, als er unmittelbar hinter Bludd den Rückzug antrat.

Aus sicherer Entfernung beobachtete Norma, wie sechs verängstigte Sklaven über die Brücke stürmten. Sie wurden von ihrem schwarzhaarigen Anführer angetrieben, der ihnen in ihrer seltsamen Sprache Befehle zurief. Nun geriet auch die Brücke in Schwingungen, als das Resonanzfeld des Projektors auf die Metallteile übergriff.

Wieder brüllte der bärtige Zenschiite seinen Leuten etwas zu. Norma wünschte sich, sie könnte diese bedauernswerten verwirrten Menschen retten. Warum unternahmen die Dragonerwachen nichts? Holtzman blieb sprachlos auf der zweiten Felsspitze stehen und war vor Schock wie gelähmt.

Bevor die erste Sklavengruppe den Abgrund überqueren konnte, brach die Hängebrücke in der Mitte durch. Kreischend zerriss das Metall. Die Opfer stürzten zweihundert Meter in die Tiefe, bis zum Fuß der Felserhebung und in den Fluss.

Der bärtige Anführer stand am Rand der Kluft und fluchte lauthals. Hinter ihm stürzte ein Teil des Kuppeldachs ein und zerstörte den Generator, worauf das unerbittliche Pulsieren mit einem Schlag aufhörte.

Allmählich legte sich der Staub. Ein paar Flammen und Rauchfäden stiegen auf. Das Klagen verletzter Männer war zu hören, die unter den Trümmern des Gebäudes gefangen waren.

Norma wurde übel. Holtzman schwitzte heftig und sah überhaupt nicht gut aus. Immer wieder blinzelte er, dann wischte er sich über die Stirn. Seine Haut war grau.

Lord Bludd bemerkte trocken: »Das war nicht unbedingt eins Ihrer erfolgreichsten Projekte, Tio.«

»Aber Ihr müsst zugeben, dass es ein interessantes Po-

tenzial besitzt, Mylord. Seht nur, welche Zerstörungskraft der Generator entwickelt hat.« Holtzman blickte zu den unversehrten Aristokraten, ohne einen Gedanken an die toten und verletzten Sklaven zu verschwenden. »Immerhin können wir froh sein, dass niemand zu Schaden gekommen ist.«

64

Wissenschaft: die Erschaffung von Dilemmata durch die Lösung von Geheimnissen.

Norma Cenva,
aus den unveröffentlichten Labor-Notizbüchern

Die Blutflecken im zerstörten Demonstrationslabor ließen sich problemlos beseitigen, aber es blieben trotzdem tiefe Narben. Während eine Gruppe neuer Sklaven die Trümmer wegräumte, überquerte Tio Holtzman eine behelfsmäßige und nicht sehr stabile Brücke. Traurig betrachtete er die Ruinen seines Labors.

Bel Moulay, der bärtige Anführer der Zenschiiten-Sklaven, warf dem herzlosen Erfinder einen finsteren Blick zu. Er hasste die bleiche Haut des Mannes von Poritrin, sein ordentlich geschnittenes Haar und seine übertrieben farbenfrohe Kleidung. Die Ehrenabzeichen des Wissenschaftlers bedeuteten Bel Moulay nichts, und alle gefangenen Zenschiiten waren empört, dass so ein nutzloser Spinner mit seinem Reichtum protzen konnte, während er achtlos auf gläubigen Mitmenschen herumtrampelte.

Mit tiefer Stimme gab der bärtige Anführer Anweisungen und fand immer wieder tröstende Worte. Moulay war mehr als nur der Stärkste unter den Männern, er war außerdem ein religiöser Führer, der auf IV Anbus in den strengen Gesetzen der zenschiitischen Interpretation des Buddhislam unterrichtet worden war. Er hatte die wahren Schriften und Sutras studiert, er hatte jede Passage analysiert, sodass die anderen Sklaven sich ratsuchend an Bel Moulay wandten.

Trotz seines Glaubens war er genauso hilflos wie seine Gefährten. Auch er musste den Launen Ungläubiger gehorchen. Sie erlaubten es den Zenschiiten nicht, nach ihren Re-

geln zu leben, aber sie zogen sie in ihren hoffnungslosen Krieg gegen die verfluchten Maschinendämonen hinein. Es war eine schreckliche Strafe, ein schweres karmisches Schicksal, das Gott ihnen auferlegt hatte.

Doch sie würden es überstehen – und sogar gestärkt daraus hervorgehen ...

Unter Bel Moulays Anleitung räumten die Sklaven den Schutt fort, bargen die zerquetschten Leichen von Gefährten, die an ihrer Seite gearbeitet hatten, die gemeinsam mit ihnen in Gefangenschaft geraten waren, als die Sklavenhändler der Tlulaxa die Städte in den Schluchten von IV Anbus überfallen hatten.

Eines Tages würde Gott ihnen den Weg in die Freiheit zeigen. Am Feuer der Geschichtenerzähler hatte der bärtige Anführer ihnen versprochen, dass die Unterdrücker ihre gerechte Strafe erhalten würden – wenn nicht in dieser Generation, dann in der nächsten oder übernächsten. Doch irgendwann würde es geschehen. Einem einfachen Menschen wie Bel Moulay stand es nicht zu, Gott zur Eile anzutreiben.

Unter aufgeregten Rufen hoben zwei Sklaven eine umgestürzte Wand an, unter der ein Mann lag, der noch lebte. Doch seine Beine waren zerquetscht und sein Brustkorb von Plazsplittern aufgeschlitzt. Besorgt kam Holtzman herbei und musterte den Verletzten. »Ich bin zwar kein Arzt, aber für ihn scheint ohnehin kaum Hoffnung zu bestehen.«

Bel Moulay blickte ihn mit düsteren, durchdringenden Augen an. »Trotzdem müssen wir für ihn tun, was wir können«, sagte er auf Galach. Drei Zenschiiten räumten die Trümmer fort und trugen den Verletzten über die wackelige Brücke. Im Quartier der Sklaven würden sich Heiler um seine Wunden kümmern.

Nach dem Unfall hatte Holtzman die medizinische Grundversorgung gewährleistet, auch wenn seine ähnlichen Bemühungen wenig dazu beigetragen hatten, die Fieberepidemie einzudämmen. Der Wissenschaftler überwachte die Leute bei den Aufräumarbeiten, aber er hatte hauptsächlich seine eigenen Interessen im Sinn.

Stirnrunzelnd deutete der Weise auf die Sklaven, die mit der Bergung von Toten beschäftigt waren. »Brechen Sie die Suche nach Leichen vorläufig ab und graben Sie die Überreste meines Generators aus.«

Finstere Mienen wandten sich hilfesuchend an Moulay. Doch er schüttelte nur den Kopf. »Es hat jetzt keinen Sinn, Widerstand zu leisten«, murmelte er in ihrer Sprache. »Aber ich verspreche euch, dass unsere Zeit kommen wird.«

Später, in der kurz bemessenen Ruhe- und Schlafperiode, würden sie ihre Toten bergen und ihnen mit den angemessenen zenschiitischen Ritualen die Weiterreise ihrer Seelen erleichtern. Die Leichen ihrer gläubigen Brüder und Schwestern zu verbrennen wurde zwar von ihrer Religion nicht gutgeheißen, aber auf Poritrin war es so Sitte. Bel Moulay war überzeugt, dass Gott ihnen keinen Vorwurf machen würde, dass sie die Traditionen nur zum Teil befolgen konnten, weil sie in dieser Frage keine Wahl hatten.

Ihr Gott konnte jedoch ein sehr zorniger Gott sein. Moulay hoffte, dass er lange genug lebte, um zu sehen, wie ihre Unterdrücker von der gerechten Strafe heimgesucht wurden, auch wenn sie in Form von Denkmaschinen über sie hereinbrach.

Während der Aufräumarbeiten plapperte Holtzman ständig vor sich hin und plante neue Experimente. Er überlegte, ob er neue Sklaven kaufen sollte, um die jüngsten Verluste auszugleichen.

Insgesamt wurden zwölf Überlebende aus den Trümmern des Demonstrationslabors geborgen. Jene, die von der Brücke in den Tod gestürzt waren, hatte man bereits aus dem Fluss gefischt und auf öffentlichen Kremationsflößen beigesetzt. Bel Moulay kannte die Namen aller Opfer, und er würde dafür sorgen, dass die Zenschiiten sie auf ewig in ihre Gebete einschlossen. Er würde niemals vergessen, was hier geschehen war.

Oder den Namen des Verantwortlichen: Tio Holtzman.

65

Der Geist konstruiert ein willkürliches Muster, das als »Realität« bezeichnet wird und recht unabhängig von dem ist, was die Sinne registrieren.

Die Kogitoren, *Fundamentale Postulate*

»Unmöglich ist nichts«, hatte das körperlose Gehirn zu ihm gesagt.

In der grauen Stille vor der Dämmerung wälzte sich Iblis Ginjo unruhig auf seinem provisorischen Bett hin und her. Seine Unterkunft befand sich am Rand des Arbeitslagers in der Nähe der Baracken der menschlichen Sklaven. Während des ungewöhnlich warmen Wetters hatte er seine elastische Matratze auf die Veranda des einfachen Bungalows geschafft, den die Neo-Cymeks ihm zur Verfügung gestellt hatten. Er hatte lange wach gelegen, zu den fernen Sternen hinaufgestarrt und sich gefragt, auf welchen noch freie Menschen lebten.

Weit entfernt von hier war es der Liga gelungen, Omnius tausend Jahre lang in Schach zu halten. Iblis hatte sich umgehört, ohne Fragen zu stellen oder sonst wie Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und erfahren, wie die Maschinen Giedi Primus zuerst erobert und dann wieder verloren hatten. Die ungezähmten Menschen hatten die Maschinen vertrieben, den Titanen Barbarossa getötet und einen neuen Omnius zerstört.

Ein unglaubliche Leistung! Aber wie hatten sie es geschafft? Was hatten sie getan, um einen solchen Triumph zu erzielen? Wer hatte sie in den Kampf geführt? Und wie sollte er hier etwas Ähnliches bewerkstelligen?

Erschöpft und müde wälzte Iblis sich erneut herum. Auch den folgenden Tag würde er wieder damit verbringen, Sklaven von niederem Rang zu überreden, sinnlose Arbei-

ten für ihre maschinellen Herren zu erledigen. Jeder Tag war gleich, und die Denkmaschinen konnte Tausende von Jahren existieren. Wie viel konnte *er* in der kurzen Zeitspanne eines Menschenlebens leisten?

Doch Iblis ließ sich durch die Worte des Kogitors ermutigen: *Unmöglich ist nichts.*

Er öffnete die Augen und wollte den bevorstehenden Sonnenaufgang betrachten. Stattdessen sah er eine verzerrte Spiegelung, eine gekrümmte Plexiplazscheibe und rosafarbene organische Konturen, die in einem Behälter mit energiereichem Fluid schwammen.

Er setzte sich unvermittelt auf. Der Kogitor Eklo stand auf den Dielenbrettern seiner Veranda. Neben dem Tank saß der große Mönch namens Aquim, der mit geschlossenen Augen den Oberkörper vor und zurück bewegte und in der Semuta-Trance meditierte.

»Was tun Sie hier?«, fragte Iblis flüsternd. Angst schnürte seine Kehle zu. »Wenn die Cymeks Sie im Lager finden, werden sie ...«

Aquim öffnete die getrübten Augen. »Trustees sind nicht die einzigen Menschen, die für die Titanen sowie für Omnius eine Sonderstellung einnehmen. Eklo möchte direkt zu Ihnen sprechen.«

Iblis schlucke und schaute vom vergrößerten Gehirn im Elektrafluid auf den ausgezehrt wirkenden Mönch. »Was will er von mir?«

»Eklo möchte Ihnen von früheren gescheiterten Revolten der Menschen erzählen.« Er legte eine Hand auf den Konservierungsbehälter und strich über die glatte Oberfläche, als wollte er Vibrationen ertasten. »Haben Sie je von den Hrethgir-Rebellionen gehört?«

Iblis blickte sich verstohlen um. Er konnte kein Wächterauge von Omnius erkennen. »Solche Geschichtskenntnisse sind Sklaven nicht erlaubt, nicht einmal einem Vorarbeiter in meiner hohen Stellung.«

Der Sekundant beugte sich vor, die Kapuze tief in die Stirn gezogen. Er sprach von Dingen, die er erfahren hatte,

ohne direkten Kontakt mit dem Elektrafluid und den Gedanken des Kogitors aufzunehmen. »Es kam zu blutigen Aufständen, nachdem die Titanen sich zu Cymeks konvertiert hatten, aber noch vor dem Erwachen Omnius'. Als sie sich unsterblich fühlten, legten die Titanen eine extreme Brutalität an den Tag. Insbesondere der Titan Ajax, der die überlebenden Menschen so schwer quälte, dass seine Partnerin Hekate ihn verließ und spurlos verschwand.«

»Ajax hat sich im Verlauf der Jahrhunderte nicht sehr geändert«, sagte Iblis.

Aquims gerötete Augen glühten. Eklos Gehirn zitterte in der Nährlösung. »Wegen seiner Brutalität entschieden sich die unterdrückten Menschen zum Aufstand, hauptsächlich auf Walgis, doch die Unruhen griffen auf Corrin und Richese über. Die Sklaven erhoben sich und vernichteten zwei der ursprünglichen Titanen, Alexander und Tamerlan. Die Cymeks reagierten darauf mit noch härterem Durchgreifen. Ajax fand besondere Freude daran, Walgis zu isolieren und dann systematisch jedes menschliche Wesen, das dort lebte, zu eliminieren. Milliarden wurden abgeschlachtet.«

Iblis dachte angestrengt nach. Dieser Kogitor war den weiten Weg aus seinem hohen Turm gekommen, um ihn zu besuchen. Die Tragweite dieser Geste erschütterte ihn. »Wollen Sie mir damit sagen, dass eine Revolte gegen die Maschinen möglich oder zum Scheitern verurteilt ist?«

Der große Mönch griff mit einer rauen Hand nach Iblis' Arm. »Eklo wird es Ihnen selbst sagen.«

Iblis verspürte Unbehagen, doch bevor er sich wehren konnte, hatte Aquim die Fingerspitzen des Vorarbeiters ins zähe Elektrafluid getaucht, in dem das uralte Gehirn des Kogitors schwamm. Die Flüssigkeit fühlte sich für Iblis zunächst eiskalt und dann heiß an. Seine Hand kribbelte, als würden tausend winzige Spinnen über seine Haut krabbeln.

Plötzlich konnte er Gedanken, Worte und Eindrücke spüren, die von Eklo direkt in seinen Geist flossen. »Die Revolte scheiterte, aber es war ein ruhmreicher Versuch!«

Iblis empfing eine weitere Botschaft, diesmal ohne Worte, aber dennoch mit Bedeutung, wie in einer Epiphanie. Es war, als hätte sich ihm die Majestät des Universums geöffnet. Es war so vieles, das er bisher nicht verstanden hatte ... so vieles, das Omnius den Sklaven vorenthielt. Er fühlte eine tiefe Ruhe und tauchte die Hand noch weiter in die Flüssigkeit. Seine Fingerspitzen berührten ganz leicht das Hirngewebe des Kogitors.

»Du bist nicht allein.« Eklos Worte hallten durch seinen Kopf. »Ich kann dir helfen. Aquim kann dir helfen.«

Eine Weile blickte Iblis auf den Horizont, wo die goldene Sonne aufging und ihr Licht auf die versklavte Erde warf. Nun betrachtete er die Geschichte der gescheiterten Revolution nicht mehr als Warnung, sondern als Zeichen der Hoffnung. Ein besser organisierter Aufstand könnte Erfolg haben, wenn er vernünftig geplant wurde. Und wenn es einen geeigneten Anführer gab.

Iblis, der in seinem bisherigen Leben keinen tieferen Sinn und keine Bedeutung gesehen hatte, der lediglich den Luxus seiner Stellung als Trustee der Maschinen genossen hatte, empfand nun einen tief sitzenden Zorn. Die Offenbarung erfüllte sein Herz mit Leidenschaft. Der Mönch in seiner Semuta-Trance schien dasselbe zu spüren.

»Unmöglich ist nichts«, sagte Eklo.

Erstaunt zog Iblis die Hand aus dem energiegeladenen Fluid zurück und starrte auf seine Finger. Der große Mönch hob den Gehirnbehälter des Kogitors und versiegelte ihn. Er drückte den Zylinder an die Brust und machte sich zu Fuß auf den Rückweg in die Berge, während Iblis noch unter den Visionen taumelte, die seine Seele überflutet hatten.

66

Der Glaube an eine »intelligente« Maschine erzeugt Desinformation und Ignoranz. Ungeprüfte Mutmaßungen kursieren. Entscheidende Fragen werden nicht gestellt. Ich erkannte meine Hybris und meinen Irrtum erst, als es bereits zu spät für uns war.

Barbarossa, *Anatomie einer Rebellion*

Erasmus wünschte sich, der Allgeist hätte mehr Zeit auf das Studium menschlicher Emotionen verwendet. Immerhin hatten die Synchronisierten Welten Zugang zu gewaltigen Archiven, die in vielen Jahrtausenden von Menschen zusammengetragen worden waren. Wenn Omnius sich dieser Mühe unterzogen hätte, würde er jetzt vielleicht die Verzweiflung des unabhängigen Roboters verstehen.

»Dein Problem, Omnius«, sagte der Roboter zum Bildschirm in einem abgelegenen Raum hoch oben in seiner Villa auf der Erde, »besteht darin, dass du akkurate und definitive Antworten zu einem Komplex erwartest, der von Natur aus ungewiss ist. Du möchtest, dass eine große Zahl von Untersuchungsobjekten – die allesamt menschlich sind – auf vorhersagbare Weise reagiert, genauso zuverlässig wie deine Wachroboter.«

Erasmus ging vor dem Bildschirm auf und ab, bis Omnius schließlich zwei Wächteraugen so positionierte, dass er ihn aus verschiedenen Richtungen gleichzeitig im Blick hatte.

»Ich habe dich beauftragt, ein detailliertes und reproduzierbares Modell zu entwickeln, das menschliche Verhaltensweisen beschreibt und erklärt. Wie können wir sie uns zu Nutzen machen? Ich erwarte, dass du mir eine zufrieden

stellende Erklärung lieferst.« Omnius wechselte in eine höhere Tonlage. »Ich toleriere deine endlosen Experimente in der Hoffnung, irgendwann eine Antwort zu erhalten. Aber nun hast du lange genug herumprobiert. Du bist wie ein Kind, das immer wieder mit den gleichen banalen Dingen spielt.«

»Ich diene einem bedeutenden Zweck. Ohne meine Bemühungen um ein Verständnis der Hrethgir würdest du dich im Zustand tiefer Verwirrung befinden. Nach menschlichem Sprachgebrauch bin ich dein ›Advokat des Teufels‹.«

»Manche Menschen bezeichnen dich sogar als den Teufel höchstpersönlich«, erwiderte Omnius. »Ich habe ausführlich über deine Experimente nachgedacht und bin zur Schlussfolgerung gelangt, dass alles, was du über die Menschen in Erfahrung bringen kannst, zu keinen neuen Erkenntnissen für uns führt. Ihre Unberechenbarkeit muss zwangsläufig unberechenbar bleiben. Menschen erfordern ein hohes Ausmaß an Wartung. Sie schaffen Chaos ...«

»Sie haben *uns* erschaffen, Omnius. Glaubst du, dass wir vollkommen sind?«

»Glaubst du, dass wir vollkommener werden, wenn wir Menschen imitieren?«

Obwohl der Allgeist nicht über Mimik kommunizierte, gab Erasmus seinem wandelbaren Gesicht einen düsteren nachdenklichen Ausdruck. »Ja ... das glaube ich«, sagte der Roboter schließlich. »Wir können das Beste beider Welten miteinander verbinden.«

Die Wächteraugen folgten ihm, als er durch den prunkvollen Raum zum Balkon hinüberging, mehrere Stockwerke über den gepflasterten Platz, hinter dem das Straßennetz der Stadt begann. Die wunderbaren Springbrunnen und Wasserspeier waren nach Vorbildern aus dem Goldenen Zeitalter der Erde gestaltet. Kein anderer Roboter hatte so viel Sinn für Schönheit wie er. An diesem wolkigen Nachmittag brachten Handwerker kunstvollen Stuck an den Fenstern an, und neue Nischen wurden in die Fassade des Gebäudes eingearbeitet. Darin wollte Erasmus neue Statuen

und farbenfrohe Blumenkübel aufstellen, weil Serena Butler so viel Gefallen daran fand, sich darum zu kümmern.

Hier stand er hoch über den fügsamen Menschen. Einige Arbeiter blickten zu ihm auf, dann widmeten sie sich intensiver ihren Aufgaben, als würden sie befürchten, von ihm bestraft oder gar für seine grausamen Laborexperimente ausgesucht zu werden.

Erasmus setzte das Gespräch mit dem Allgeist fort. »Unter meinen Versuchen gibt es bestimmt ein paar, die auch dich faszinieren, Omnius.«

»Du kennst die Antwort auf diese indirekte Frage.«

»Ja, das Experiment, mit dem wir die Loyalität deiner menschlichen Untergebenen prüfen wollen, macht interessante Fortschritte. Ich habe einer Hand voll Trustees kryptische Botschaften geschickt – ich würde es vorziehen, die genaue Anzahl nicht zu nennen – und sie aufgefordert, sich der geheimen Rebellion gegen deine Herrschaft anzuschließen.«

»Es gibt keine geheime Rebellion gegen meine Herrschaft.«

»Natürlich nicht. Und wenn die Trustees dir gegenüber völlig loyal sind, werden sie eine solche Möglichkeit niemals in Betracht ziehen. Andererseits hätten sie dir, wenn sie deine Herrschaft vorbehaltlos akzeptieren würden, meine aufrüherischen Botschaften sofort melden müssen. Daher nehme ich an, dass du bereits von meinen Testpersonen gehört hast.«

Omnius zögerte ungewöhnlich lange. »Ich werde meine Aufzeichnungen noch einmal gründlich durchgehen.«

Erasmus beobachtete die fleißigen Handwerker im Hof, dann begab er sich durch mehrere Räume auf die andere Seite seiner Villa. Dort blickte er auf die armseligen eingezäunten Lager und Zuchtbaracken, aus denen er seine Versuchsobjekte bezog.

Vor langer Zeit hatte er eine Gruppe von Gefangenen isoliert und sie unter extremen Bedingungen wie Tiere gehalten, um zu sehen, wie dadurch ihre viel gerühmte »Menschlichkeit« beeinträchtigt wurde. Es hatte ihn nicht überrascht,

dass sie nach nur ein paar Generationen jeden Anschein von zivilisiertem Verhalten, von Moral, Würde und familiären Bindungen verloren hatten.

»Als wir den Menschen auf den Synchronisierten Welten ein Kastensystem auferlegten«, sagte Erasmus, »wolltest du sie damit maschinenähnlicher und kontrollierbarer machen.« Er betrachtete die laute, schmutzige Menge im Sklavenlager. »Wir nutzten ein menschliches Verhaltensmodell aus, das ihnen ermöglicht, die Unterschiede zu ihren anderen Artgenossen zu erkennen. Es liegt im Wesen der Menschen, nach Dingen zu streben, die sie nicht haben, den Lohn zu stehlen, der einer anderen Person zusteht. Sie sind immerzu neidisch auf die Lebensumstände der anderen.«

Er konzentrierte seine optischen Fasern auf den hübschen Ausblick aufs Meer hinter den verdreckten Sklavenbaracken, auf die blau-weiße Brandung unten an der Küste. Er wandte das Spiegelgesicht nach oben, damit er die Möwen am Himmel betrachten konnte. Solche Bilder passten besser zu seinem programmierten Sinn für Ästhetik als das chaotische Menschenlager.

»Deine privilegiertesten Menschen, wie beispielsweise der gegenwärtige Sohn Agamemnons«, sprach Erasmus weiter, »nehmen die höchsten Stellungen unter ihren Artgenossen ein. Sie sind unsere zuverlässigen Haustiere, sie stehen auf einer Stufe zwischen biologischen Intelligenzen und Denkmaschinen. Aus diesem Bestand rekrutieren wir die Kandidaten für die Umwandlung zu Neo-Cymeks.«

Das Wächterauge kam summend näher und schwebte direkt neben dem Kopf des Roboters. Durch das winzige Fluggerät sagte Omnius: »All das ist mir bekannt.«

Erasmus fuhr fort, als hätte er diesen Einwurf gar nicht gehört. »Und die Kaste unter den Trustees besteht aus zivilisierten und gut ausgebildeten Menschen, fähigen Denkern und Schöpfern, darunter zum Beispiel die Architekten, die immer neue Denkmäler für die Titanen errichten. Wir brauchen sie für schwierige Aufgaben, wie sie von den Künstlern und Handwerkern an meiner Villa ausgeführt

werden. Darunter steht mein Haushaltspersonal, die Köche und Gärtner.«

Der Roboter schaute erneut auf die Sklavenbaracken und erkannte, dass diese Hässlichkeit ihn drängte, sich wieder in seine Blumengärten zu begeben und zwischen den sorgsam kultivierten Pflanzen spazieren zu gehen. Serena hatte dort bereits einige Wunder vollbracht. Sie besaß ein intuitives Verständnis für die Kunst der Gartenpflege.

»Ich gebe zu, dass der Abschaum in meinen Baracken zu kaum etwas nütze ist, außer neue Nachkommen zu erzeugen, die ich bei meinen medizinischen Experimenten sezieren kann.«

In gewisser Weise war Erasmus wie Serena: Auch er musste in seinem menschlichen Garten immer wieder unerwünschte Triebe zurechtstutzen und Unkraut jäten.

»Aber ich möchte in jedem Fall hinzufügen, dass die Menschheit als Ganzes von überragendem Wert für uns ist. Sie ist unersetzbar.«

»Das Argument habe ich schon einmal gehört«, sagte Omnius, während das Wächterauge hochstieg, um einen größeren Überblick zu erhalten. »Obwohl jede Aufgabe, die du erwähnt hast, auch von Maschinen übernommen werden könnte, habe ich die Loyalität meiner menschlichen Untertanen akzeptiert und einigen sogar Privilegien zugestanden.«

»Deine Argumente erscheinen mir ...« Erasmus zögerte, weil das Wort, das er im Sinn hatte, für einen Computer äußerst beleidigend wäre. *Unlogisch.*

»Alle Menschen«, sagte Omnius, »mit ihrer seltsamen Neigung zur Religiosität und zum Glauben an unverständliche Dinge sollten beten, dass deine Experimente nicht deine, sondern meine Theorie über die menschliche Natur bestätigen. Denn falls du Recht hast, Erasmus, hätte das unausweichliche und tödliche Konsequenzen für die Zukunft der Menschheit.«

67

Die Religion wird häufig als Kraft betrachtet, die Zwietracht unter den Menschen sät, aber sie ist genauso in der Lage, zusammenzuhalten, was sonst auseinander fallen würde.

Livia Butler,
aus den privaten Tagebüchern

Die Schlammflächen des Isana breiteten sich aus, wo der Fluss Wasser und Land miteinander vermischte. Ohne Hemd stand der junge Ishmael im Matsch und konnte kaum das Gleichgewicht halten. Jeden Abend wusch er sich die wunden Hände und trug Salbe aus seinem schwindenden Vorrat auf.

Die Vorarbeiter zeigten kein Mitleid für die Probleme der Sklaven. Einer packte Ishmaels Hand und betrachtete die Wunden, dann stieß er ihn wieder zurück. »Mach weiter, das härtet dich ab.« Ishmael gehorchte und bemerkte, dass die Hände des Mannes viel weicher als seine waren.

Wenn die Zeit der Muschelsaat vorbei war, würden die Sklavenhalter andere Arbeit für sie finden. Vielleicht schickten sie sie nach Norden auf die Zuckerrohrfelder, wo sie dicke Stängel schlagen und den Saft auspressen mussten.

Einige der Zensunni murmelten, wenn sie auf die Felder gebracht wurden, wollten sie bei Nacht in die Wildnis fliehen. Ishmael jedoch hatte keine Ahnung, wie er auf Poritrin überleben konnte, da er – anders als auf Harmonthep – weder die essbaren Pflanzen noch die einheimischen Raubtiere kannte. Bei einer Flucht konnten sie bestimmt keine Werkzeuge oder Waffen mitnehmen, und wenn sie wieder eingefangen wurden, war ihnen eine schwere Bestrafung gewiss.

Ein paar der verdreckten Sklaven sangen, aber die Volkslieder unterschieden sich von Planet zu Planet. Selbst zwi-

schen den buddhislamischen Sekten variierten die Liedtexte. Ishmael arbeitete, bis ihm die Muskeln und Knochen schmerzten und seine Augen außer dem Funkeln der Sonne auf dem stehenden Wasser nichts mehr sahen. Bei seinen endlosen Wanderungen zwischen den Becken und den Feldern musste er mindestens eine Million Muscheln ausgesät haben. Zweifellos erwartete man von ihm, dass er nun die zweite Million in Angriff nahm.

Als er ein dreifaches schrilles Pfeifen hörte, blickte er zum Vorarbeiter mit den Froschlippen auf, der sicher auf seiner Plattform im Trockenen über den Schlammflächen stand. Ishmael wusste, dass es noch nicht Zeit für die kurze Vormittagspause war, die den Sklaven gegönnt wurde.

Mit zusammengekniffenen Augen musterte der Vorarbeiter die Arbeiter, als würde er schweigend eine Auswahl treffen. Dann zeigte er auf die jüngsten Sklaven, darunter auch Ishmael, und befahl ihnen, zu einem Versammlungsplatz auf dem trockenen Land zu stapfen. »Säubert euch. Ihr bekommt eine neue Aufgabe.«

Ishmael spürte, wie sich eine kalte Hand um sein Herz schloss. Obwohl er jeden Tag diesen stinkenden Matsch verfluchte, waren die anderen Gefangenen von Harmonthep seine einzige Verbindung zu seinem Heimatplaneten und seinem Großvater.

Einige der Ausgewählten jammerten laut. Zwei, die nicht dazugehörten, klammerten sich an ihre Freunde und wollten sie nicht gehen lassen. Der Vorarbeiter brüllte Drohungen, die er mit eindrucksvollen Gesten unterstrich. Zwei bewaffnete Dragoner sorgten für die Ausführung des Befehls und ihre goldenen Uniformen wurden mit Schlamm bespritzt bei dem Versuch, die Sklaven voneinander zu trennen. Ishmael war zwar ängstlich und traurig, aber er leistete keinen Widerstand. Er würde sich niemals gegen sie durchsetzen können.

Der Vorarbeiter zog die Lippen zu einem breiten Grinsen auseinander. »Ihr habt großes Glück. In einem von Holtz-

mans Labors hat sich ein Unfall ereignet, und er braucht neue Sklaven, die für ihn die Berechnungen anstellen. Kluge Jungs. Leichte Arbeit im Vergleich zu dem hier.«

Mit skeptischem Blick betrachtete Ishmael die Gruppe der zerlumpten und mit Schlamm beschmierten Jungen.

Wieder wurde Ishmael entwurzelt und aus einer eintönigen Existenz gerissen, an die er sich schon beinahe gewöhnt hatte. Er ließ sich forttreiben, ohne zu verstehen, was von ihm erwartet wurde. Doch er würde es irgendwie überstehen. Sein Großvater hatte ihn gelehrt, dass die Grundlage des Erfolges das Überleben war und dass Gewalt die letzte Zuflucht der Versager war. Daran glaubten die Zensunni.

* * *

Sauber geschrubbt und mit kurz geschorenem Haar wand sich Ishmael in der neuen Kleidung, die ihm auf der Haut juckte. Zusammen mit einem Dutzend Rekruten aus Arbeitergruppen rund um Starda wartete er in einem großen Raum. Dragoner hielten an der Tür Wache. Mit ihrer Goldschuppenrüstung und den prächtigen Helmen sahen sie wie Raubvögel aus.

Ishmael setzte sich neben einen dunkelhaarigen Jungen, der ungefähr in seinem Alter war und hellbraune Haut und ein schmales Gesicht hatte. »Ich heiße Aliid«, sagte der Junge leise, obwohl die Wachen ihnen befohlen hatten, kein Wort zu sagen. Aliid hatte eine sehr intensive Ausstrahlung, die ihn entweder zum visionären Führer oder zum Kriminellen prädestinierte.

»Ich bin Ishmael«, antwortete er und sah sich nervös um.

Ein Dragoner blickte zu den flüsternden Jungen herüber, die sofort eine unschuldige Miene aufsetzten. Als der Wachmann wegschaute, sprach Aliid leise weiter. »Wir wurden auf IV Anbus gefangen genommen. Woher kommst du?«

»Harmonthep.«

Ein gut gekleideter Mann betrat den Raum und verursachte dabei einigen Wirbel. Mit der blassen Haut und der

Mähne aus eisengrauem Haar sah er wie ein Aristokrat aus und verhielt sich auch so. Er trug mehrere Schmuckketten um den Hals und fließende weiße Gewänder mit weiten Ärmeln. Sein Gesicht und seine scharfen Augen zeigten nur wenig Interesse an der Sklavengruppe. Er schaute von oben herab auf die jungen Arbeiter, die für ihn eine einzige Enttäuschung darzustellen schienen. »Sie dürften geeignet sein – wenn sie gut trainiert und überwacht werden.«

Er stand neben einer kleinwüchsigen, unscheinbar wirkenden jungen Frau, die den Körper eines Kindes, aber das Gesicht einer Erwachsenen hatte. Gedankenverloren murmelte der Mann mit dem weißen Gewand ihr etwas zu und ging, als hätte er plötzlich wichtigere Dinge zu erledigen.

»Das war der Weise Holtzman«, sagte die Frau. »Der große Wissenschaftler ist jetzt euer Herr. Mit unserer Arbeit unterstützen wir den Kampf gegen die Denkmaschinen.« Sie schaute sie mit einem hoffnungsvollen Lächeln an, aber nur wenige der Jungen schienen sich für die Leistungen ihres neuen Sklavenhalters zu interessieren.

Leicht nervös fuhr sie fort: »Ich bin Norma Cenva, und ich arbeite ebenfalls für den Weisen Holtzman. Ihr werdet dazu ausgebildet, mathematische Berechnungen durchzuführen. Der Krieg gegen die Denkmaschinen betrifft jeden von uns, und hier könnt ihr euren Beitrag leisten.« Sie schien ihre Rede viele Male geübt zu haben.

Voller Verachtung für ihre Worte runzelte Aliid die Stirn. »Ich bin viel größer als sie!«

Als hätte sie ihn gehört, wandte Norma ihm den Blick zu. »Mit einem Strich eures Schreibstifts könnt ihr eine Berechnung abschließen, die uns den Sieg über Omnius garantiert. Daran solltet ihr ständig denken.«

Als sie sich wieder abwandte, flüsterte Aliid aus dem Mundwinkel: »Und wenn wir für sie den Krieg gewonnen haben, werden sie dann auch uns befreien?«

* * *

In der Nacht wurden die Sklaven in ihrem Gemeinschaftsquartier auf dem Felsgipfel allein gelassen. Hier konnten die buddhislamischen Gefangenen ihre Kultur am Leben erhalten.

Ishmael stellte überrascht fest, dass man ihn in eine Gruppe von Zenschiiten gesteckt hatte. Diese Sekte vertrat eine andere Interpretation des Buddhislam und hatte sich vor vielen Jahrhunderten von den Zensunni abgespalten, noch vor der großen Flucht aus dem zerbrechenden Alten Imperium.

Er lernte ihren kräftig gebauten, dunkeläugigen Anführer Bel Moulay kennen, der durchgesetzt hatte, dass sein Volk die traditionelle gestreifte Kleidung über den schlichten Arbeitsuniformen tragen durfte. Es war ein Symbol ihrer Identität; das Weiß stand für Freiheit, das Rot für Blut. Die Sklavenhalter von Poritrin wussten nichts von dieser Bedeutung, was vielleicht sogar besser war.

Mit strahlenden Augen setzte sich Aliid neben Ishmael. »Hör Bel Moulay zu. Er gibt uns Hoffnung. Er hat einen Plan.«

Ishmael hockte sich auf den Boden. Sein Bauch war voll mit fremdartigem, geschmacklosem Essen, aber es ernährte ihn. Er verfluchte zwar seinen neuen Herrn, aber dem Jungen war diese Arbeit lieber als die Plackerei im Schlamm.

Mit fester, schroffer Stimme rief Bel Moulay alle zum Gebet zusammen, dann stimmte er heilige Sutras an, in einer Sprache, die auch Ishmaels Großvater gesprochen hatte und die nur von den gläubigsten Anhängern des Buddhislam gesprochen wurde. Damit konnten sie kommunizieren, ohne dass sie von ihren Herren belauscht wurden.

»Unser Volk hat auf den Tag der Rache gewartet«, sagte Moulay. »Wir waren frei, dann gerieten wir in Gefangenschaft. Manche von uns sind neue Sklaven, während andere den bösen Menschen seit Generationen dienen.« Seine Augen glühten, seine Zähne zeichneten sich sehr weiß zwischen seinen dunklen Lippen und dem schwarzen Bart ab. »Gott hat uns unseren Geist und unseren Glauben gegeben.

Es liegt an uns, die nötigen Waffen und die nötige Entschlossenheit zu finden.«

Das Murmeln der Zenschiiten machte Ishmael nervös. Bel Moulay schien sie zu einer offenen Revolte anstacheln zu wollen, zu einem gewalttätigen Aufstand gegen ihre Herren.

Im gemeinsamen Kreis schworen die Sklaven von IV Anbus flüsternd Vergeltung. Moulay sprach über den Test des Metallresonators, der zum Tod von siebzehn unschuldigen Sklaven geführt hatte.

»Wir mussten zahllose Entwürdigungen erleiden«, sagte Moulay, und die Sklaven murmelten zustimmend. »Wir tun alles, was unsere Herren von uns verlangen. Sie ernten die Früchte unserer Arbeit, aber die Zenschiiten« – er schaute schnell auf Ishmael und die anderen Neulinge in ihrer Gruppe – »sowie unsere Zensunni-Brüder werden niemals in die Freiheit entlassen.« Er beugte sich vor, als würden ihm finstere Gedanken durch den Kopf gehen. »Die Antwort liegt in unseren Händen.«

Ishmael erinnerte sich, dass sein Großvater philosophisch begründete gewaltfreie Methoden zur Problemlösung gelehrt hatte. Trotzdem war der alte Weyop nicht in der Lage gewesen, die Bewohner seines Dorfes zu retten. Die pazifistische Überzeugung der Zensunni hatte bei ihrer schwersten Prüfung versagt.

Bel Moulay hob eine schwielige Faust, als wollte er sie ins knisternde Feuer stoßen. »Menschen, die sich als ›rechtschaffene Sklavenhalter‹ bezeichnen, haben uns gesagt, sie hätten keine Gewissensbisse, *unser Volk* zur Arbeit zu zwingen. Sie behaupten, wir hätten gegenüber der Menschheit eine Schuld abzutragen, weil wir uns weigerten, mit ihnen in den sinnlosen Krieg gegen die Maschinendämonen zu ziehen – Dämonen, die sie selbst geschaffen haben, die sie glaubten, unter Kontrolle zu haben. Doch nach Jahrhunderten der Unterdrückung ist das Volk von Poritrin *uns* etwas schuldig. Und diese Schuld muss in Blut beglichen werden.«

Aliid jubelte, doch Ishmael fühlte sich nicht wohl in seiner Haut. Er war nicht mit ihren Ideen einverstanden, aber er hatte auch keine Alternative anzubieten. Und da er noch ein Kind war, wagte er es nicht, die Versammlung zu stören und sich zu Wort zu melden.

Stattdessen hörte er Bel Moulay zu, genauso wie seine Gefährten ...

68

Durstige Männer reden über Wasser,
nicht über Frauen.

Feuerlyrik der Zensunni von Arrakis

Weit außerhalb des Einflussbereichs der Liga verteilten sich Tausende von Siedlungen über die Unverbündeten Planeten, die zum Teil auf keiner Karte verzeichnet waren. Dort führten vergessene Völker ihr karges Leben. Wenn gelegentlich eins dieser Dörfer geplündert wurde, erfuhr niemand davon.

Es war Tradition unter den guten Fleischhändlern der Tlulaxa, dieselbe Welt nicht allzu häufig heimzusuchen. Es war besser, ahnungslose Siedler zu überraschen und ihnen keine Chance zu geben, ihre Verteidigung zu verbessern. Ein geschäftstüchtiger Sklavenhändler fand immer neue Horte des Lebens, bislang ungenutzte Ressourcen.

Tuk Keedair ließ das Transportschiff im Orbit zurück und schickte ein Frachtschiff mit einer neuen Besatzung zur Oberfläche – mit genügend Geld, um ein paar habgierige Einheimische anzuheuern. Dann flog er allein zum Raumhafen von Arrakis City, um sich ein wenig umzusehen, bevor er die Überfälle auf verschiedene abgelegene Siedlungen plante. Er musste vorsichtig sein, wenn er neue Jagdgründe auskundschaftete, insbesondere auf dieser trostlosen Welt am Ende des Weltraums.

Die Kosten dieser Reise – für Treibstoff, Lebensmittel, die Schiffe und die Besatzungen – waren außergewöhnlich hoch, ganz zu schweigen von der Zeit, die sie unterwegs waren, um den Planeten zu erreichen und die Sklaven in Stasistanks zurückzubefördern. Keedair bezweifelte, dass der Überfall auf Arrakis die Kosten decken würde. Kein Wunder, dass kaum jemand diese Welt anflog.

Arrakis City klebte wie ein Stück Schorf auf der hässlichen Haut des Planeten. Die Hütten und vorgefertigten Gebäude waren schon vor langer Zeit errichtet worden. Die spärliche Bevölkerung konnte kaum davon leben, Dienstleistungen für verirrte Händler oder Erkundungsschiffe anzubieten und flüchtige Gesetzesbrecher mit lebensnotwendigen Gütern zu versorgen. Keedair vermutete, dass jeder, der verzweifelt genug war, so weit zu fliehen, in wirklich ernsthaften Schwierigkeiten steckte.

Als er sich in die Bar des heruntergekommenen Raumhafens setzte, schimmerte sein dreieckiger goldener Ohrring in der schwachen Beleuchtung. Sein schwarzer Zopf hing auf der linken Seite seines Kopfes herunter. Die Länge war ein Zeichen, dass er viele Jahre damit verbracht hatte, Reichtum anzuhäufen, den er großzügig, aber nicht sinnlos ausgab.

Er beobachtete die missgelaunten Einheimischen, die einen starken Kontrast zu einigen lauten und angeberischen Fremden bildeten, die sich in einer Ecke sammelten. Es waren raue Männer, die offenbar viel Geld zur Verfügung hatten, sich jedoch darüber beklagten, dass Arrakis nur wenige Möglichkeiten bot, etwas damit anzufangen.

Keedair legte einen Arm auf den Tresen aus zerkratztem Metall. Der Barkeeper war ein schlanker Mann mit extrem runzliger Haut. Er machte den Eindruck, als wären ihm sämtliche Flüssigkeit und alles Fett entzogen worden, sodass er wie eine Rosine geschrumpft war. Sein Kopf war kahl und mit Leberflecken übersät.

Keedair legte sein Bargeld auf den Tisch, Credits der Liga, die auch auf den Unverbündeten Planeten akzeptiert wurden. »Ich habe heute einen guten Tag. Was ist der beste Drink, den Sie anzubieten haben?«

Der Barkeeper bedachte ihn mit einem säuerlichen Lächeln. »Sind Sie auf etwas Exotisches scharf? Glauben Sie, auf Arrakis könnte es etwas geben, womit Sie Ihren Durst löschen können?«

Keedair verlor allmählich die Geduld. »Muss ich für das Gespräch extra bezahlen, oder können Sie mir meinen Drink auch so geben? Den Teuersten, den Sie haben. Was wäre das?«

Der Barkeeper lachte. »Das wäre Wasser, Herr! Wasser ist das kostbarste Getränk auf Arrakis.«

Er nannte einen Preis, der höher lag als die Summe, die normalerweise für hochwertigen Treibstoff verlangt wurde. »Für *Wasser*? Das glaube ich nicht.«

Keedair sah sich um, weil er sich vergewissern wollte, ob sich der Barkeeper einen Scherz auf seine Kosten erlaubte, doch die übrigen Gäste erweckten nicht diesen Eindruck. Er hatte gedacht, die klare Flüssigkeit in den kleinen Gläsern wäre farbloser Alkohol, aber es schien sich tatsächlich um Wasser zu handeln. Er bemerkte einen extravagant gekleideten einheimischen Händler, dessen weite Gewänder und auffälliger Schmuck ihn als reichen Mann auswiesen. In seinem Glas schwammen sogar ein paar Eiswürfel.

»Lächerlich«, sagte Keedair. »Ich weiß genau, wann man mich hereinzulegen versucht.«

Der Barkeeper schüttelte den Glatzkopf. »Hier ist es wirklich sehr schwierig, an Wasser heranzukommen, Herr. Alkohol kann ich Ihnen zu einem geringeren Preis anbieten, weil die Bewohner von Arrakis nichts trinken wollen, das sie zusätzlich dehydriert. Und wer zu viel Hochprozentiges genossen hat, neigt dazu, Fehler zu machen. Wenn Sie draußen in der Wüste nur einen Moment unaufmerksam sind, kann es Sie das Leben kosten.«

Schließlich begnügte Keedair sich mit einem fermentierten Gebräu namens »Gewürzbier«. Es hatte einen sehr intensiven Geschmack, der an Zimt erinnerte. Er fühlte sich durch das Getränk belebt und bestellte ein zweites Glas.

Er hegte zwar immer noch Zweifel, ob es profitabel wäre, die menschlichen Ressourcen von Arrakis auszubeuten, aber Keedair war trotzdem in Feierlaune. Sein großer Erfolg auf Harmonthep vor vier Monaten hatte ihm genügend Geld eingebracht, um ein Jahr davon leben zu können. Nach die-

sem Überfall hatte Keedair eine neue Mannschaft angeheuert, weil er seine Angestellten nie so lange beschäftigen wollte, dass sie bequem und selbstgefällig wurden. So würden die Tlulaxa keine guten Geschäfte machen. Keedair kümmerte sich selbst um alle Einzelheiten und steckte ordentliche Gewinne in die Tasche.

Er nahm einen weiteren Schluck vom Gewürzbier, das ihm immer besser schmeckte. »Woraus wird dieses Zeug gemacht?« Da keiner der Gäste an einem Gespräch interessiert zu sein schien, wandte er den Blick wieder dem Barkeeper zu. »Wird dieses Bier hier gebraut, oder ist es ein Import?«

»Ein arrakisisches Erzeugnis, Herr.« Als der Barkeeper grinste, falteten sich seine Runzeln wie eine seltsame Origami-Skulptur aus Leder. »Die Wüstenmänner bringen es in die Stadt, die Zensunni-Nomaden.«

Keedairs Aufmerksamkeit wurde geweckt, als der Name der buddhislamischen Sekte fiel. »Ich habe gehört, dass draußen in der Einöde einige Stämme leben. Wie finde ich diese Leute?«

»Wie Sie sie *finden*?« Der Barkeeper lachte leise. »Niemand geht freiwillig zu ihnen hinaus. Es sind schmutzige, gewalttätige Leute. Sie töten jeden Fremden.«

Keedair staunte über diese Antwort. Er brauchte zwei Versuche, um seine nächste Frage zu formulieren, denn plötzlich spürte er die Wirkung des Gewürzbiers, und er bemerkte, dass er schleppend sprach. »Aber es sind doch Zensunni ... ich dachte, sie wären schwächliche Pazifisten.«

Der Barkeeper stieß ein heiseres Kichern aus. »Manche sind es vielleicht, aber diese Leute haben keine Hemmungen, Blut zu vergießen, um ihren Standpunkt deutlich zu machen, falls Sie verstehen, was ich meine.«

»Gibt es viele von ihnen?«

Der Barkeeper schnaufte verächtlich. »Wir sehen maximal ein oder zwei Dutzend auf einem Haufen. Durch die Inzucht müsste eigentlich jedes zweite Baby als Missgeburt auf die Welt kommen.«

Keedairs markante Gesichtszüge fielen in sich zusammen, und er legte seinen Zopf auf die andere Schulter. Seine Pläne lösten sich in Nichts auf. Nach den hohen Kosten, die es ihm verursacht hatte, seine Mannschaft nach Arrakis zu bringen, würden sie nun zu allem Überfluss die Wüste durchkämmen müssen, um ein paar Sandratten einzufangen. Er seufzte und nahm einen tiefen Schluck vom Gewürzbier. Es wäre günstiger, es ein zweites Mal auf Harmonthep zu versuchen, auch wenn ihm das bei den anderen Sklavenhändlern einen schlechten Ruf einbrachte.

»Natürlich könnten es viel mehr sein, als wir vermuten«, sagte der Barkeeper. »In ihren Wüstenmänteln sehen sie alle gleich aus.«

Das Getränk verschaffte ihm ein kribbelndes Wohlgefühl. Dann kam ihm schlagartig eine Idee. Schließlich war er ein Geschäftsmann, der stets nach neuen Gelegenheiten Ausschau hielt. Es spielte keine Rolle, mit welchen Waren er handelte.

»Und was ist mit diesem Gewürzbier?« Er tippte mit dem Fingernagel gegen das fast leere Glas. »Wo finden die Zensunni die Zutaten? Ich habe eher den Eindruck, dass hier überhaupt nichts wächst.«

»Das Gewürz ist eine natürliche Substanz, die in der Wüste vorkommt. Man findet immer wieder Lagerstätten zwischen den Dünen, die vom Wind freigelegt werden oder nach Gewürzeruptionen zurückbleiben. Aber da draußen gibt es gewaltige Sandwürmer und heftige Stürme, die niemand überleben kann. Lassen Sie den Zensunni die Wüste, wenn Sie mich fragen. Die Nomaden bringen das Zeug haufenweise nach Arrakis City, um damit Tauschhandel zu treiben.«

Keedair überlegte, ob er Proben des Gewürzes zu den Liga-Welten mitnehmen sollte. Es ließ sich vielleicht an die Reichen von Salusa oder die Adligen auf Poritrin verkaufen. Die Substanz hatte in jedem Fall ungewöhnliche Wirkungen – es beruhigte auf eine Art und Weise, wie er sie nie zuvor erlebt hatte. Wenn er einen Markt dafür fand, konnte

er möglicherweise einen Teil der Kosten für diese Reise wieder hereinbekommen.

Der Barkeeper deutete mit einem Nicken auf die Tür. »Ich bekomme nicht genug Gewürzbier geliefert, um es Ihnen als Zwischenhändler verkaufen zu können. Aber heute Früh ist ein Trupp Nomaden in die Stadt gekommen. Während der Tageshitze bleiben sie in ihren Zelten, aber am Abend treiben sie sich auf dem Markt herum, der am östlichen Ende des Raumhafens liegt. Sie werden Ihnen verkaufen, was sie haben. Passen Sie nur auf, dass man Sie nicht übers Ohr haut.«

»Mich haut niemand übers Ohr«, sagte Keedair und entblößte seine spitzen Zähne zu einem grausamen Grinsen. Er bemerkte jedoch, dass seine Worte besorgniserregend schleppend klangen. Er musste zuerst abwarten, bis die Wirkung des Gewürzbiers nachgelassen hatte, bevor er sich mit den Zensunni traf.

* * *

Markisen aus braunem und weißem Stoff spendeten hier und dort ein wenig Schatten. Die Nomaden blieben unter sich, ein Stück vom geschäftigen Treiben des Raumhafens entfernt. Die Zensunni hatten die Zelte und Unterkünfte aus zusammengesuchten Planen und Frachtverpackungen errichtet. Zum Teil bestanden sie aus einem ungewöhnlichen Polymerstoff, den Keedair noch nie zuvor gesehen hatte.

Die Sonne ging hinter der Barriere aus Bergen unter und hinterließ ein pastellfarbenes Feuer am Himmel. Wind kam auf, als die Temperatur fiel, und wirbelte Staub und Sand auf, der in den Augen brannte. Die Markisen flatterten, aber die Nomaden kümmerten sich nicht weiter darum, als wäre es Musik in ihren Ohren.

Keedair ging allein zu ihnen. Er schwankte immer noch ein wenig, aber sein Kopf war wieder einigermaßen klar, nachdem er den Rest des Nachmittags nur Wasser getrunken hatte - was ihn ein Vermögen gekostet hatte. Zwei

Frauen bemerkten ihn und holten voller Hoffnung Waren aus ihrem Lager, um sie auf einem großen Tisch auszubreiten. Neben ihnen stand ein Mann, dessen schmales Gesicht mit einem geometrischen Symbol tätowiert war. Seine Augen blickten dunkel und misstrauisch.

Ohne ein Wort zu sagen, ließ sich Keedair die farbenfrohen Tücher zeigen. Es gab auch Steine, die vom Wind zu seltsamen Formen geschliffen worden waren, und ein paar alberne Stücke uralter, verrosteter Technik, die Keedair nicht einmal an den verrücktesten Antiquitätensammler verkaufen konnte. Er schüttelte jedes Mal abweisend den Kopf, bis der hagere Mann – den eine der Frauen als Naib Dhartha angesprochen hatte – einwarf, dass sie sonst nichts zu verkaufen hätten.

Keedair kam sofort zur Sache. »Ich habe Gewürzbier probiert. Der Mann in der Bar schlug vor, dass ich mit Ihnen darüber spreche.«

»Gewürzbier«, wiederholte Dhartha. »Wir brauen es aus Melange. Ja, darüber könnte man verhandeln.«

»Wie viel könnten Sie liefern, und was würde es mich kosten?«

Der Naib breitete die Hände aus und deutete ein Lächeln an. »Wir können über alles reden. Der Preis hängt von der Menge ab, die Sie beziehen möchten. Eine Monatslieferung für den persönlichen Gebrauch?«

»Warum nicht gleich ein volles Frachtschiff?«, fragte Keedair zurück und bemerkte die schockierte Reaktion des Nomaden.

Dhartha hatte sich schnell wieder gefangen. »Es würde einige Zeit dauern, so viel herzustellen. Einen Monat, vielleicht zwei.«

»Ich kann warten – wenn wir zu einer Vereinbarung gelangen. Ich bin mit einem leeren Schiff angekommen, mit dem ich nicht leer zurückfliegen will.« Er blickte auf die gesammelten Objekte und Steine. »So etwas will ich auf keinen Fall erwerben. Damit würde ich mich zum Gespött der Liga machen.«

Obwohl die Tlulaxa traditionell mit biologischen Produkten handelten, fühlte sich Keedair keineswegs an den Sklavenhandel gebunden. Notfalls würde er seinen eigenen Weg gehen und nie mehr ins Thalim-System zurückkehren. Viele Tlulaxa waren ohnehin religiöse Fanatiker, und ihre Dogmen und politischen Vorschriften waren ihm schon seit langem zuwider. Für Drogen gab es immer Nachfrage, und wenn er ein neues, exotisches Getränk auf den Markt bringen konnte, das den reichen Adligen völlig unbekannt war, konnte er einen beträchtlichen Gewinn erwirtschaften.

»Zuerst erklären Sie mir bitte genau, was Melange ist«, fuhr Keedair fort. »Woher kommt dieses Gewürz?«

Dhartha gab einer der Frauen einen Wink, worauf sie unter einer Zeltplane verschwand. Eine warme Brise ließ den Stoff lauter als zuvor flattern. Die Sonne hatte soeben den Horizont berührt, sodass er blinzeln musste, wenn er in diese Richtung schaute. Auf diese Weise konnte er keine Nuancen im Gesichtsausdruck des Wüstenmannes erkennen.

Kurz darauf kehrte die Frau mit kleinen Tassen zurück, in denen sich eine dampfende schwarze Flüssigkeit befand, die intensiv nach Zimt roch. Zuerst bediente sie Keedair, dann Dhartha. Er betrachtete das Gebräu neugierig, aber skeptisch.

»Das ist Kaffee, der mit reiner Melange versetzt ist«, sagte Dhartha. »Er wird Ihnen schmecken.«

Keedair erinnerte sich an den hohen Wasserpreis in der Bar und sagte sich, dass der Nomade offenbar bereit war, einiges für den Erfolg dieses Gesprächs zu investieren. Er nahm einen winzigen Schluck, doch dann fiel ihm kein Grund ein, warum der Mann versuchen sollte, ihn zu vergiften. Er kostete den heißen Kaffee auf der Zunge und spürte eine elektrisierende Wirkung, einen wunderbar vollen Geschmack, der ihn an das Gewürzbier erinnerte. Er musste vorsichtig sein, damit seine Fähigkeiten als Geschäftsmann nicht beeinträchtigt wurden.

»Wir ernten die Melange in der Tanzerouft, der offenen Wüste, in der die Sandwurmdämonen leben. Dort ist es sehr

gefährlich. Wir verlieren viele von unseren Leuten, aber das Gewürz ist sehr kostbar.«

Keedair nahm einen weiteren Schluck und musste sich zusammenreißen, um ihm nicht zu schnell zuzustimmen. Er erkannte weitere Möglichkeiten. Als die zwei Männer ihre Stellung veränderten, hatte Keedair einen besseren Blick auf Dharthas Gesicht. Die Augen des Naibs waren nicht nur dunkel, sie waren tiefblau. Selbst das Weiße hatte eine seltsame Indigofärbung angenommen. Äußerst ungewöhnlich. Er fragte sich, ob die Inzucht der Zensunni für diesen Defekt verantwortlich war.

Der Wüstenmann griff in eine Tasche und zog eine kleine Dose hervor. Er öffnete sie und zeigte Keedair ein zusammengebackenes braunes Pulver. Dieser stippte die Spitze seines kleinen Fingers hinein.

»Reine Melange. Sehr wirksam. In unseren Höhlendörfern benutzen wir sie zum Würzen unserer Getränke und Mahlzeiten.«

Keedair kostete mit der Zunge vom Gewürzpulver an seiner Fingerspitze. Die Melange war stark und euphorisierend und gleichzeitig beruhigend. Er fühlte sich voller Energie und gleichzeitig entspannt. Sein Bewusstsein kam ihm klarer vor und nicht so getrübt wie durch Alkohol oder andere Drogen. Aber er hielt sich zurück, weil er keine übertriebene Begeisterung zeigen wollte.

»Und wenn Sie über einen längeren Zeitraum Melange konsumieren«, sagte Dhartha, »hält es Sie gesund und jung.«

Keedair sagte nichts dazu. Er hatte schon viele Behauptungen über Substanzen gehört, die angeblich wie ein »Jungbrunnen« wirkten. Er hatte noch nie erlebt, dass eine solche Behauptung den Tatsachen entsprach.

Er klappte den Deckel der kleinen Dose zu und steckte sie in die Tasche, obwohl der Nomade nicht gesagt hatte, dass er sie ihm schenken wollte. Er stand auf. »Ich werde morgen zurückkommen. Dann reden wir weiter. Ich muss zuerst über alles nachdenken.«

Der Naib brummte zustimmend.

Keedair kehrte zu seinem Shuttle zurück, das am Rand des Raumhafens stand. In seinem Kopf überschlugen sich Zahlen und Gewinnabschätzungen. Seine Kollegen wären enttäuscht, wenn sie nicht einmal versuchten, auf Sklavenjagd zu gehen, aber Keedair würde ihnen in jedem Fall das vertraglich vereinbarte Minimum auszahlen. Er musste sich zunächst darüber klar werden, welche Möglichkeiten in dieser Droge steckten, bevor er mit den Nomaden über Preise verhandelte. Arrakis lag sehr weit von den üblichen Handelsrouten entfernt. Die Idee faszinierte ihn, aber er war sich nicht sicher, ob sich die exotische Substanz gewinnbringend exportieren ließ.

Sein Realitätssinn sagte ihm, dass die Melange nie mehr als ein Kuriosum sein würde.

69

Menschen sind Überlebenskünstler. Sie tun etwas und versuchen gleichzeitig, durch geschickte Täuschungen ihre wahren Motive zu verbergen. Das Schenken ist ein gutes Beispiel für ein Verhalten, mit dem sie letztlich egoistische Zwecke verfolgen.

Erasmus,
Notizen aus den Sklavenbaracken

Es war kurz vor Mitternacht, und Aurelius Venport saß an einem langen Tisch aus Opalholz in einem großen Saal tief in der Höhlenstadt Rossak. Er hatte sich diesen Raum eingerichtet, um Drogenprospektoren, Biochemiker und Pharmahändler zu geschäftlichen Unterredungen zu empfangen, aber auch Zufa Cenva nutzte ihn gelegentlich für ihre privaten Zusammenkünfte.

Trotz der späten Abendstunde hielt sich die führende Zauberin immer noch im gefährlichen Dschungel auf, um ihre jungen Schützlinge zu trainieren und sie auf weitere Selbstmordkommandos vorzubereiten. Venport wusste nicht, ob sich Zufa auf den nächsten Einsatz ihrer Freiwilligen freute oder sich davor fürchtete.

Er hoffte sehr, dass seine Lebensgefährtin nicht auf wahnwitzige Ideen kam, aber vermutlich würde sie sich liebend gerne zur Märtyrerin machen. Zufa hielt nicht viel von ihm und warf ihm ständig seine angeblichen Fehler vor, aber Venport mochte die kühle, bleiche Zauberin trotzdem. Er wollte sie nicht verlieren.

Zufa hätte eigentlich schon vor einer Stunde zurückkehren wollen, und so lange wartete er schon auf sie. Doch es hatte überhaupt keinen Zweck, wenn er ungeduldig wurde. Die hochmütige Zauberin hatte ihren eige-

nen Zeitplan und betrachtete seine Interessen als unbedeutend.

Obwohl finstere Nacht herrschte, war der Höhlenraum in warmes, angenehmes Licht getaucht. Eine gelb schimmernde Kugel schwebte über dem Tisch, wie eine kleine, handliche Sonne für den Eigengebrauch. Norma hatte sie ihm als Geschenk von Poritrin geschickt. Es handelte sich um eine kompakte Lichtquelle, die von einem neuartigen Suspensorfeld, das sie entwickelt hatte, in der Schwebe gehalten wurde. Die Lampe funktionierte nach demselben Prinzip wie die üblichen Leuchtstreifen, aber wesentlich effizienter, weil das Licht gewissermaßen ein Abfallprodukt des Suspensoraggregats war. Norma bezeichnete sie als Leuchtglobus, und er hatte bereits über die Möglichkeiten einer kommerziellen Vermarktung nachgedacht.

Venport nahm einen tiefen Schluck aus dem Pokal mit bitteren Kräuterbier, der vor ihm auf dem Tisch stand. Er verzog das Gesicht, dann trank er noch einmal, um seine Nerven zu stärken. Zufa musste jeden Moment eintreffen, und er konnte es kaum erwarten, sie wiederzusehen. Draußen im Dschungel hatten die Zauberinnen einen Schrein zu Ehren der gefallenen Heoma errichtet. Vielleicht hatten sie sich dort versammelt und tanzten im Mondlicht herum, während sie wie Hexen geheimnisvolle Gesänge anstimmten. Oder nutzten sie – trotz ihrer kühlen, agnostischen Vorstellungen – solche privaten Augenblicke, um eine Erdgottheit zu verehren, die lebensspendende Gaia, die Verkörperung weiblicher Macht. Irgendetwas, das sie von den »schwächlichen« Männern absetzte ...

Vom Leuchtglobus angelockt drangen Nachtinsekten durch die Korridore in den Saal. Sie hatten einen gesunden Appetit auf menschliches Blut, aber nur Männer wurden von ihnen belästigt. Es war wie ein böser Scherz, als hätten die Zauberinnen von Rossak die winzigen Tiere verzaubert, damit ihre Männer nachts zu Hause blieben, wenn

die Frauen im Dschungel ihren geheimen Ritualen nachgingen.

Eine weitere Viertelstunde verging, ohne dass Zufa sich blicken ließ. Frustiert trank Venport das Bier aus und stellte den leeren Pokal auf den Opalholztisch. Er stieß einen schweren Seufzer aus. Er bat nur selten um ein Gespräch mit ihr, aber diesmal war es wirklich wichtig. Konnte sie nicht ein einziges Mal einen kleinen Teil ihrer kostbaren Zeit für ihn opfern?

Trotzdem würde er weiterhin versuchen, um ihr Verständnis und ihren Respekt zu werben. Seit vielen Jahren hatte Venport immer neue Erfolge mit dem Export medizinischer Drogen und pharmazeutischer Mittel erzielt, die aus den Pflanzen Rossaks gewonnen wurden. In den letzten Monaten hatten seine Leute beeindruckende Gewinne aus dem Verkauf psychedelischer Substanzen an Yardin erwirtschaftet. Die Drogen wurden seit kurzem sehr von den buddhislamischen Mystikern geschätzt, die sich auf dem Planeten niedergelassen hatten. Sie benutzten die Halluzinogene für Rituale, mit denen sie nach Erleuchtung strebten.

Venport starrte auf einen großen, milchigen Soostein, der auf dem Tisch lag. Ein Schmuggler von Buzzell, einem der Unverbündeten Planeten, hatte ihm das äußerst seltene und wertvolle Stück verkauft. Der Händler hatte behauptet, dass besonders reine Soosteine die Konzentration hypnotischer Kräfte unterstützen konnten. Er wollte, dass Zufa ihn voller Stolz trug, vielleicht als Anhänger. Die Zauberin konnte ihn benutzen, um noch stärker zu werden.

Er schob sich ein zusammengerolltes Stück alkaloider Rinde in den Mund. Sie würde ihm helfen, sich zu entspannen. Er dimmte den Leuchtglobus und verschob das Spektrum in den rötlichen Bereich, worauf der Soostein in allen Regenbogenfarben funkelte. Das Rindenstück entfaltete eine kribbelnde, entspannende Wirkung ... und er fühlte sich von allem entrückt. Der ungewöhnliche Stein

schimmerte in hypnotischem Licht, und er verlor jede Zeitempfindung.

Als Zufa den Raum betrat, war ihr ansonsten bleiches Gesicht gerötet, und ihre Augen strahlten. In der warmen Beleuchtung wirkte sie noch ätherischer. Sie trug ein langes, halb durchsichtiges Gewand, auf dem winzige Edelsteine funkelten, wie eine Wiese mit rubinroten Blumen.

»Wie ich sehe, hast du nichts Wichtiges zu tun«, sagte sie und hatte bereits die Stirn in Falten gelegt.

Er riss sich zusammen. »Nichts Wichtigeres, als auf dich zu warten.« Er sammelte all sein Selbstbewusstsein und erhob sich vom Stuhl, während er nach dem Soostein griff. »Dieser Stein stammt von Buzzell, und dabei habe ich sofort an dich gedacht. Dort erzielen meine Händler beträchtliche Gewinne aus ...« Als er ihren verächtlichen Gesichtsausdruck bemerkte, wurde er nervös und verstummte.

»Und was soll ich damit?« Sie betrachtete das Geschenk, ohne es zu berühren. »Seit wann bin ich für solchen Tand zu begeistern?«

»Es ist ein seltener Soostein, und er soll die Eigenschaft haben ... telepathische Fähigkeiten zu verstärken. Vielleicht kannst du ihn zur Konzentration benutzen, wenn du mit deinen Frauen trainierst.« Sie stand unbeeindruckt wie eine Statue da, und er redete hastig weiter. »Die buddhislamischen Mystiker auf Yardin sind ganz wild nach unseren psychedelischen Drogen. Ich habe in den letzten Monaten sehr viel Geld damit verdient, und ich dachte, es wäre ein Geschenk, über das du dich freuen würdest.«

»Ich bin müde, und ich würde gerne zu Bett gehen«, sagte sie, ohne das Geschenk anzunehmen. »Meine Zauberinnen haben ihr Können bereits bewiesen. Solange die Maschinen die Welten der Liga bedrohen, haben wir keine Zeit, in irgendwelche Steine zu starren.«

Er schüttelte den Kopf. Fiel es ihr wirklich so schwer, sein Geschenk einfach zu akzeptieren? Hätte sie nicht wenigstens ein freundliches Wort des Dankes für ihn haben

können? Er fühlte sich so tief verletzt, dass ihn nicht einmal die Rinde trösten konnte, und er schrie: »Wenn wir für den Kampf gegen die Maschinen unsere Menschlichkeit aufgeben, hat Omnius schon jetzt gewonnen, Zufa!«

Sie zögerte einen kurzen Augenblick, aber dann verzichtete sie auf eine Erwiderung. Stattdessen machte sie sich auf den Weg zu ihren Gemächern und ließ ihn allein im Saal zurück.

70

Werden wir im Kampf ums Überleben unsere Menschlichkeit bewahren? Auch das, was das Leben angenehm macht - das Warme und Schöne -, gehört dazu. Aber wir werden all das nicht bewahren, wenn wir unsere Natur verleugnen, wenn wir unsere Gefühle, unsere Gedanken und unseren Körper verleugnen. Ohne Gefühle werden wir den Kontakt zum Universum verlieren. Ohne Gedanken können wir nicht reflektieren, was wir berühren. Und wenn wir den Körper verleugnen, lassen wir das Fahrzeug entgleisen, das uns alle durchs Leben trägt.

Primero Vorian Atreides,
Annalen der Armee des Djihad

Die Erde. In einem leichten Sommerregen fuhr Vorian in einer prächtigen weißen Kutsche, die von vier tänzelnden weißen Hengsten gezogen wurde. Erasmus hatte dem Kutscherroboter befohlen, eine Uniform mit militärischen Abzeichen, goldenen Bändern und einem Dreispitz zu tragen, die nach historischem Bildmaterial angefertigt worden waren.

Der extravagante Auftritt war ineffizient und überflüssig - und zudem anachronistisch -, aber der menschliche Trustee hatte gehört, dass der exzentrische Erasmus häufig unerklärliche Entscheidungen traf. Vorian konnte sich nicht vorstellen, warum ein so bedeutender Repräsentant des Allgeistes ausgerechnet *ihn* sprechen wollte.

Vielleicht hatte Erasmus die Simulationen und Kriegsspiele zwischen Vor und Seurat studiert. Er wusste, dass dem wissbegierigen Roboter weitläufige Laboratorien zur

Verfügung standen, in denen er das Wesen der Menschen zu ergründen versuchte. *Aber welche Erkenntnisse könnte er sich von mir erwarten?*

Als die Räder der Kutsche über das Kopfsteinpflaster vor dem Herrenhaus ratterten, wischte Vor die Feuchtigkeit von der Fensterscheibe, die sich dort niedergeschlagen hatte. Selbst im Regen wirkte die imposante Villa im grogyptischen Stil großartiger als das regelmäßige Muster der auf Effizienz angelegten Städte. Das Gut schien eines Prinzen würdig.

Das weitläufige Anwesen erstreckte sich über mehrere Hektar mit kunstvollen Gärten und so vielen ziegelgedeckten Gebäuden, dass sie beinahe ein kleineres Dorf bildeten. Die Fassade des Haupthauses war mit Balkonen, Säulen und geflügelten Wasserspeiern verziert, vor denen sich ein Empfangsplatz ausbreitete, der aus Springbrunnen, Skulpturen und kleineren Versammlungsflächen vor steinernen Nebengebäuden bestand und die Größe eines städtischen Marktplatzes hatte.

Was mache ich hier?

Zwei Menschen in Dienerlivrees näherten sich und wandten den Blick ab, als wäre ein Würdenträger der Denkmaschinen eingetroffen. Einer öffnete die Tür, und der andere half ihm beim Aussteigen. »Erasmus erwartet Sie bereits.« Die weißen Pferde tänzelten unruhig, vielleicht weil sie nur wenige Gelegenheiten hatten, sich im Freien zu bewegen.

Ein Diener hielt einen Regenschutz, damit Vors Haar trocken blieb. Da er nur ein ärmelloses Hemd und leichte Hosen trug, fröstelte er. Es missfiel ihm, nass zu werden, was ihn nur an die Fehler und Schwächen seines menschlichen Körpers erinnerte. Wenn er ein Cymek wäre, hätte er mühelos seine interne Temperatur nachregulieren können, abgesehen von allen unangenehmen Sinnesempfindungen, die automatisch ausgeglichen wurden. *Eines Tages.*

Drinnen wurde er von einer hübschen jungen Frau begrüßt. »Vorian Atreides?« Sie hatte exotische, lavendelfarbene Augen und verströmte ein Selbstbewusstsein, das in auffälli-

gem Kontrast zu den unterwürfigen Dienern stand. Der Ansatz eines herausfordernden Lächelns spielte um ihre Lippen. »Sie sind also der Sohn des bösen Agamemnon.«

Betroffen richtete sich Vorian ein Stück auf. »Mein Vater ist ein hoch angesehener General und der Erste unter den Titanen. Für seine militärischen Erfolge wird er bewundert.«

»Oder gehasst.« Die Frau sah ihm mit einem schockierenden Mangel an Respekt in die Augen.

Vor wusste nicht, wie er reagieren sollte. Auf den Synchronisierten Welten wussten die Menschen aus den niederen Kasten, wie sie jemandem wie ihm begegnen mussten. Aber diese Frau konnte kein Trustee sein. Kein anderer Sklave hatte jemals so zu ihm gesprochen. Zur Belohnung für seine zahlreichen Update-Missionen hatte Vor die Dienste von Freudensklavinnen genießen dürfen – Frauen, die ihm im Bett Gesellschaft leisteten. Er hatte sie nie nach ihrer Identität gefragt. »Ich würde gerne Ihren Namen erfahren, weil ich mich daran erinnern möchte«, sagte er schließlich. Diese exotische Schönheit und ihre überraschend trotzige Art hatte für ihn etwas Faszinierendes.

Sie schien genauso stolz auf ihre Herkunft zu sein wie er. »Ich bin Serena Butler.« Sie führte ihn durch einen Korridor, der von Statuen und Gemälden gesäumt wurde, in einen botanischen Garten, der mit einem Glasdach vor dem Regen geschützt war.

»Was tun Sie hier? Gehören Sie zu Erasmus' ... privilegierten Trustees?«

»Ich bin nur eine Haussklavin, aber im Gegensatz zu Ihnen diene ich den Denkmaschinen nicht aus freien Stücken.«

Er betrachtete ihre Worte als ehrenvolle Auszeichnung. »Ja, ich diene ihnen und bin stolz darauf. Ich bemühe mich, das Bestmögliche für unsere fehlerhafte Spezies zu erreichen.«

»Wenn Sie mit Omnius kollaborieren, sind Sie ein freiwilliger Verräter Ihrer Spezies. Für die freien Menschen sind

Sie genauso verdammenswert wie Ihre Maschinenherren. Oder ist Ihnen dieser Gedanke noch nie gekommen?«

Vor war verblüfft. Der militärische Befehlshaber im Orbit von Giedi Primus hatte ähnliche Anschuldigungen vorgebracht. »Wieso verdammenswert? Erkennen Sie nicht, wie viel Gutes Omnius vollbracht hat? Es ist doch völlig offensichtlich! Schauen Sie sich nur die Synchronisierten Welten an. Alles ist geregelt, alles läuft reibungslos ab. Warum sollte jemand das alles zerstören wollen?«

Serena starrte ihn an, als könnte sie nicht entscheiden, ob er wirklich meinte, was er sagte. Schließlich schüttelte sie den Kopf. »Sie sind ein Dummkopf, ein Sklave, der seine Ketten nicht sieht. Es lohnt sich überhaupt nicht, Sie überzeugen zu wollen.« Abrupt wandte sie sich ab und marschierte voraus. »Trotz Ihrer angeblich guten Ausbildung verstehen Sie es einfach nicht.«

Bevor ihm eine angemessene Erwiderung einfiel, bemerkte Vor den unabhängigen Roboter. In prächtigen Gewändern stand Erasmus an einem Teich, in dessen Oberfläche sich sein ovales Gesicht spiegelte. Regentropfen fielen durch eine Öffnung im Glasdach und befeuchteten ihn. Im Hintergrund spielte beruhigende klassische Musik.

Serena ging, ohne Vors Ankunft zu melden. Von ihrer Unhöflichkeit überrascht starrte er ihr nach. Er bewunderte ihr Gesicht und ihr dunkelblondes Haar, genauso wie ihre stolze Haltung und offensichtliche Intelligenz. Er hatte auch ihre rundliche Taille bemerkt und fragte sich, ob sie schwanger war. Widersinnigerweise machte ihre Arroganz sie umso betörender – es war der Reiz des Unerreichbaren.

Offenbar hatte Serena Butler ihre Stellung als Haushaltsdienerin nicht akzeptiert. Wenn sie ihr Leben mit der erbärmlichen Existenz der Sklaven in den Baracken hinter der Villa verglich, gab es eigentlich nichts, worüber sie sich beklagen konnte. Es ergab einfach keinen Sinn.

»Sie ist ziemlich unverblümt, nicht wahr?«, sagte Erasmus, der immer noch im Regen stand. Der Roboter gab sei-

nem formbaren Gesicht den Ausdruck eines freundlichen Lächelns.

Vor hielt sich vom kühlen Sprühregen fern. »Es überrascht mich, dass Sie ihre unangemessenen Ansichten tolerieren.«

»So etwas kann sehr lehrreich sein.« Erasmus setzte die Beobachtung der in den Teich fallenden Regentropfen fort. »Ich finde sie interessant. Erfrischend ehrlich – ganz ähnlich wie Sie.« Der Roboter trat einen Schritt auf ihn zu. »Bei meinen Studien des menschlichen Verhaltens bin ich in eine Sackgasse geraten, weil die meisten meiner Versuchsobjekte aus fügsamen Sklaven bestehen, die seit Generationen an die Gefangenschaft gewöhnt sind. Sie haben nie etwas anderes als Gehorsam und Unterwerfung kennen gelernt, sie haben keinen *Lebensfunken* mehr. Sie sind Schafe, während Sie, Vorian Atreides, ein Wolf sind. Genauso wie diese Serena Butler ... auf ihre eigene Art.«

Der Besucher verbeugte sich voller Stolz. »Es macht mich glücklich, Ihnen in jeder Hinsicht zu Diensten sein zu können, Erasmus.«

»Hatten Sie Freude an der Kutschfahrt? Ich züchte die Hengste und lasse sie pflegen, um sie für besondere Gelegenheiten zur Verfügung zu haben. Sie haben mir einen Vorwand geliefert, sie wieder einmal in den Einsatz zu schicken.«

»Es war eine ungewöhnliche Erfahrung«, räumte Vor ein. »Eine recht ... archaische Transportmethode.«

»Kommen Sie und stellen Sie sich zu mir in den Regen«, forderte Erasmus ihn mit einer Geste auf. »Ich versichere Ihnen, dass es sehr angenehm ist.«

Vor tat wie befohlen und versuchte sich kein Unbehagen anmerken zu lassen. Der Regen hatte bald sein Gewand durchnässt, das Wasser rann ihm aus dem strähnigen Haar über die Stirn in die Augen. »Ja, Erasmus. Es ist ... angenehm.«

Der Roboter simulierte ein Lachen. »Sie lügen.«

Schmunzelnd sagte Vor: »Das können Menschen am besten.«

Gnädigerweise führte der Roboter ihn daraufhin ins Trockene. »Lassen Sie uns über Serena reden. Nach menschlichen Schönheitsvorstellungen ist sie sehr attraktiv, nicht wahr?« Vor wusste nicht, was er sagen sollte, doch Erasmus ließ nicht locker. »Ich habe Sie beobachtet, als Sie sich begegnet sind. Sie würden sich gerne mit dieser wilden Menschenfrau paaren, nicht wahr? Gegenwärtig ist sie jedoch mit dem Kind ihres Hrethgir-Liebhabers trächtig, aber wir haben noch viel Zeit. Sie dürfte ganz anders als die Freudensklavinnen sein, die Ihnen zugeteilt wurden, nicht wahr?«

Vor dachte über die Fragen nach und überlegte, was der Roboter eigentlich von ihm wissen wollte. »Ja, sie ist hübsch ... und sehr verführerisch.«

Erasmus produzierte einen künstlichen Laut, der an einen Seufzer erinnerte. »Bedauerlicherweise bin ich trotz zahlreicher sensorischer Zusatzmodule nicht in der Lage, sexuelle Aktivitäten zu genießen, zumindest nicht wie ein männliches Lebewesen. Ich habe Jahrhunderte damit verbracht, Verbesserungen und Modifikationen zu konstruieren, mit denen sich möglicherweise das Erlebnis der Ekstase replizieren lässt, zu der selbst der primitivste Mensch imstande ist. Doch bislang mit sehr wenig Erfolg. Meine Versuche mit weiblichen Sklaven waren besorgniserregende Fehlschläge.«

Erasmus spazierte in seiner kostbaren Kleidung voraus und winkte Vor, ihm durch das Gewächshaus zu folgen. Unterwegs nannte der Roboter die Namen und die Herkunft verschiedener Pflanzen, als wollte er ein Kind unterrichten oder mit seinem Wissen prahlen. »Serena weiß sehr viel über Pflanzen. Auf Salusa Secundus war sie eine bekannte Gärtnerin.«

Vor gab höfliche Antworten und fragte sich, wie er dem Roboter helfen konnte. Er wischte sich das Wasser aus den Augen. Seine feuchte Kleidung fühlte sich unangenehm kalt auf der Haut an.

Schließlich erklärte Erasmus, warum er den jungen Trustee zu sich gerufen hatte. »Vorian Atreides, vor kurzem

haben Sie von Ihrem Vater eine Behandlung zur Lebensverlängerung erhalten.« Das mechanische Gesicht wurde wieder zu einem glatten Spiegel, dem Vor keinen Hinweis entnehmen konnte. »Sagen Sie mir, wie Sie sich *fühlen*, wenn Ihre Lebenserwartung nunmehr Jahrhunderte beträgt! Es ist zweifellos ein großes Geschenk von Agamemnon, genauso bedeutsam wie seine ursprüngliche Spermienspende.«

Bevor Vor über die Frage nachdenken konnte, betrat Serena das Gewächshaus. Sie trug ein Tablett mit einem silbernem Teeservice und stellte es auf einem polierten Steintisch ab. Sie goss die dunkle Flüssigkeit in zwei Tassen, die sie Vor und dem Roboter reichte. Erasmus steckte eine federförmig aufgefächerte Sonde in den Tee, als würde er den Geschmack prüfen. Seine Gesichtsmaske zeigte den Ausdruck genüsslicher Freude. »Ausgezeichnet, Serena. Eine bemerkenswerte und interessante Geschmacksnote.«

Vor fand weniger Gefallen am Getränk, das ihn an bittere Schokolade und verdorbenen Fruchtsaft erinnerte. Serena schien sich über seine Reaktion zu amüsieren.

»Ist der Tee gut?«, fragte Erasmus. »Serena hat ihn nur für Sie zubereitet. Ich habe ihr die Wahl eines angemessenen Rezepts überlassen.«

»Der Geschmack ist ... einzigartig.«

Der Roboter lachte. »Sie lügen schon wieder.«

»Nein, Erasmus. Ich weiche lediglich einer direkten Antwort aus.«

Vor erkannte Feindseligkeit in Serenas Augen, als sie ihn ansah, und er fragte sich, ob sie absichtlich schlechten Tee zubereitet hatte. Sie ließ das Tablett auf dem Tisch zurück und wandte sich zum Gehen. »Vielleicht sollte ich eine Trustee-Schule besuchen, um zu lernen, wie ich eine gute katzbuckelnde Dienerin werde.«

Vor beobachtete Serena und war überrascht, dass Erasmus nicht auf ihre Unfreundlichkeit einging. »Ihre Versuche, Widerstand zu leisten, amüsieren mich, Vorian. Es sind harmlose Trotzreaktionen. Sie weiß genau, dass sie keine Fluchtmöglichkeit hat.« Es folgte ein Moment des Schwei-

gens, in dem der Roboter ihn aufmerksam musterte. »Sie haben meine Frage zur Lebensverlängerung noch nicht beantwortet.«

Nachdem er einen Moment darüber hatte nachdenken können, sagte Vor: »Um ehrlich zu sein, ich bin mir nicht sicher. Mein menschlicher Körper ist empfindlich und nimmt sehr leicht Schaden. Obwohl ich immer noch das Opfer von Unfällen oder Krankheiten werden kann, werde ich zumindest nicht alt und schwach.« Er stellte sich die vielen Jahre vor, die er noch vor sich hatte. Sie waren wie ein Kredit, der ihm bewilligt worden war und den er nun ausgeben konnte. Seine Lebenserwartung war um ein Mehrfaches höher als die eines gewöhnlichen Menschen, aber für ihn war es viel wichtiger, eines Tages zu einem Cymek werden zu können. »Trotzdem ist die Zeit, die mir noch verbleibt, nur ein Lidschlag im Vergleich zur Existenz einer Denkmaschine wie Sie.«

»Ja, ein Lidschlag, ein unwillkürlicher Reflex, dessen biologische und begriffliche Bedeutung ich verstehe. Sie benutzen diese ungenaue Metapher, wenn sie eine kurze Zeitperiode veranschaulichen wollen.«

Vor bemerkte die Wächteraugen vor den Wänden des Gewächshauses und erkannte, dass sie vom Allgeist belauscht wurden. »Sind Sie immer so neugierig?«

»Nur wer neugierig ist, lernt«, sagte Erasmus. »Deshalb stelle ich viele Fragen. Das klingt doch vernünftig, nicht wahr? Klären Sie mich auf. Ich würde gerne wieder mit Ihnen sprechen. Sie – und Serena – können mir interessante Perspektiven bieten.«

Vor verbeugte sich. »Wie Sie wünschen, Erasmus. Allerdings muss ich derartige Besuche mit meiner sonstigen wichtigen Arbeit für Omnius koordinieren. Bald ist die *Dream Voyager* repariert und bereit, zu einem neuen Update-Rundflug aufzubrechen.«

»Ja, wir alle arbeiten für Omnius.« Erasmus hielt inne. Über dem trüben Dach des Gewächshauses hatte der Regen aufgehört, und am Himmel öffneten sich blaue Lücken zwi-

schen den Wolken. »Denken Sie mehr über die Sterblichkeit und Langlebigkeit nach. Kommen Sie vor Ihrer nächsten Reise noch einmal zu mir.«

»Ich werde die Erlaubnis einholen, es zu tun, Erasmus.«

* * *

Fasziniert von der Interaktion zwischen den beiden Menschen rief Erasmus ein weiteres Mal Serena zu sich und trug ihr auf, ihren Gast zur Kutsche zurückzubringen. Sie hatte offene Feindseligkeit gegenüber diesem Sohn des Agamemnon an den Tag gelegt, während er unübersehbar an ihr interessiert war. Nur körperlich? Oder auch mental? Woran konnte man den Unterschied erkennen? Vielleicht ein neues Experiment?

Obwohl sie nur wenige Worte gewechselt hatten, beschäftigte sich Vorians Phantasie unablässig mit dieser jungen Frau. Er war noch nie einem weiblichen Wesen begegnet, das wie sie war, so selbstbewusst und intelligent, so bereit, ihre Meinung zu sagen. Offenbar war Serena Butler dazu erzogen worden, sich als Individuum zu betrachten – ähnlich wie Erasmus sich bemühte, seine Unabhängigkeit zu vervollkommnen.

Als sie den Ausgang der Villa erreicht hatten, platzte es aus dem jungen Mann heraus: »Wann ist der Geburtstermin Ihres Babys?« Die Pferde vor der Kutsche schienen ungeduldig darauf zu warten, dass es losging. Der uniformierte Robotkutscher saß starr wie eine Statue da.

Serena verzog verärgert das Gesicht. Sie wollte erwidern, dass ihn das nichts anginge, aber sie konnte sich im letzten Moment zurückhalten. Vielleicht war Vorian Atreides die Gelegenheit, die sie sich erhofft hatte. Er besaß Informationen, die ihr zur Flucht verhelfen konnten, und das Vertrauen der Maschinen. Es wäre dumm, ihn von vornherein zu verprellen. Wenn sie sich stattdessen mit ihm anfreundete, konnte sie ihm vielleicht zeigen, was es bedeutete, ein freier Mensch zu sein.

Sie atmete tief durch und lächelte unsicher. »Ich bin nicht bereit, mit einem Fremden über mein Baby zu sprechen. Aber vielleicht, wenn Sie das nächste Mal zu Besuch kommen ...« So! Sie hatte es gesagt. Das könnte ein Ansatz sein.

Damit kehrte sie in die Villa zurück und schloss sorgsam die Tür hinter sich.

Während sie die Kutsche von der Säulenhalle der Villa aus beobachtete, fühlte sich Serena durch diesen irregeleiteten Mann verunsichert, der ein so stolzer Diener der Maschinen war. Sie mochte ihn nicht, und sie wusste, dass sie ihm nie vertrauen würde. Aber vielleicht konnte er ihr helfen.

Sie fühlte sich unbehaglich und feucht vom Regen und Dunst, sodass sie in ihr Zimmer eilte, um sich abzutrocknen und die Kleidung zu wechseln. Sie spürte ihr Baby, wie es – bereits im sechsten Monat – in ihrem Leib heranwuchs, und dachte an ihren geliebten Xavier. Konnte Vorian ihr helfen, zu ihm zurückzukehren, oder würde ihr Kind in Gefangenschaft heranwachsen und seinen Vater niemals kennen lernen?

71

Von allen Themen menschlichen Verhaltens werden zwei am häufigsten zu Geschichten verarbeitet: der Krieg und die Liebe.

Kogitor Eklo,
Gedanken über verlorene Dinge

Serenas tragischer Tod hatte Xavier völlig aus der Bahn geworfen. Er musste sich anstrengen, um seine Triebkraft nicht völlig zu verlieren. Vor drei Monaten hatte er das Wrack ihres Blockadebrechers im Meer von Giedi Primus treiben gesehen und die ernüchternden Ergebnisse der DNS-Analyse der an Bord gefunden Blutspuren gelesen.

Er behauptete nicht, seine Gefühle zu verstehen, und ging ihnen aus dem Weg, indem er sich durch seine Arbeit ablenkte. Anfangs wollte er sofort den nächsten rücksichtslosen Angriff auf eine Festung der Maschinen starten, aber er wusste, dass Serena mit allen Mitteln versucht hätte, es ihm auszureden. Nur dieser Gedanke hatte ihn letztlich davon abgehalten.

Sie war im Kampf gegen den unmenschlichen Feind gestorben. Xavier brauchte einen festen Halt, irgendeinen zuverlässigen Anker, bevor er weitermachen konnte. Er war es ihrem Angedenken schuldig, dass er den Feldzug fortsetzte, bis die letzte Denkmaschine vernichtet war.

Xaviers Interessen verlagerten sich zu Octa, die ihn ständig an Serena erinnerte. Ihre Schwester war auf andere Art liebenswürdig, sie war empfindsam und in sich gekehrt, ganz anders als die entschiedene Kreuzritterin. Doch unterschwellig ähnelte das gertenschlanke Mädchen ihr in vielen Dingen – die Form ihres Mundes und ihr sanftes Lächeln. Es war wie das Echo einer angenehmen Erinnerung. Xavier

fühlte sich hin und her gerissen – manchmal starrte er Octa begehrlich an, manchmal ging er ihr völlig aus dem Weg.

Sie war da, um ihn zu trösten, wenn er Kummer hatte, sie ließ ihm Freiheit, wenn er sie brauchte, und sie munterte ihn auf, wenn er es nötig hatte. Leise und behutsam füllte Octa eine Leere in seinem Leben aus. Obwohl ihre Beziehung still und unauffällig blieb, schenkte sie ihm Liebe und Aufmerksamkeit. Wo Serena einen Sturm der Gefühle entfacht hatte, war ihre Schwester ein beständiger und zuverlässiger Strom.

Eines Tages gab Xavier einem Impuls nach, der eher auf Trauer und Begehren als auf gesundem Menschenverstand beruhte, und fragte Octa, ob sie seine Frau werden wollte. Sie hatte ihn mit weit aufgerissenen, erstaunten Augen angesehen. »Ich wage nicht, mich zu bewegen, auch nur einen Laut von mir zu geben, Xavier, weil ich befürchte, dass ich träume.«

Er hatte seine frisch gereinigte und gebügelte Armada-Uniform mit seinen neuen Rangabzeichen als Segundo getragen. Xavier stand in korrekter Haltung da, die Hände verschränkt, als hätte er einen vorgesetzten Offizier angesprochen. Er hatte gewusst, dass Serenas Schwester seit langem für ihn schwärmte, und nun hoffte er, dass aus dieser kindlichen, unrealistischen Vernarrtheit eine echte Liebe werden konnte.

»Wenn ich dich zu meiner Frau wähle, Octa, ist das ein kühner Schritt in die Zukunft, mit dem wir Serenas Angedenken ehren.«

Die Worte klangen wie eine offizielle Rede, aber Octa errötete, als wären sie eine magische Beschwörung. Xavier wurde sich bewusst, dass es kein guter Heiratsgrund war, und versuchte, die Beklommenheit zu zerstreuen. Er hatte sich entschieden und hoffte, dass sie sich gegenseitig helfen konnten, ihre Wunden verheilen zu lassen.

Manion und Livia Butler reagierten mit bedingungslosem Einverständnis auf die Verlagerung von Xaviers Interesse. Sie drängten sogar auf eine baldige Hochzeit. Nachdem eine

starke emotionale Bindung zerrissen war, glaubten sie, dass alle von einer Ehe zwischen Xavier und Octa profitieren würden.

Am Tag der Hochzeit suchte Xavier nach innerem Frieden und bemühte sich, den Teil seines Herzens abzuschotten, der für immer Serena gehören würde. Er vermisste ihr perlendes Lachen, ihre Direktheit, die elektrische Berührung ihrer Haut. Er zog sich für eine Weile in sich zurück und durchlebte noch einmal seine liebsten Erinnerungen an sie, um sie dann unter Tränen beiseite zu legen.

Von nun an würde die sanfte Octa seine Frau sein. Er wollte das ohnehin sehr empfindsame Mädchen nicht verletzen, indem er sich in Trübsal erging oder sie ständig mit ihrer Schwester verglich. Das wäre ihr gegenüber unehrlich und unfair.

Mehrere Repräsentanten der Liga hatten sich im Anwesen der Butlers versammelt, wo Xavier und Serena sieben Monate zuvor an der wilden Borstenrücken-Jagd teilgenommen hatten. Im Hof nebenan hatten sie das große Verlobungsfest mit Musik und Tanz gefeiert – bis es durch die schreckliche Nachricht vom Fall des Planeten Giedi Primus ein abruptes Ende gefunden hatte.

Xavier hatte darauf bestanden, dass die Hochzeit in einem neuen Pavillon mit Blick auf Weingärten und Olivenhaine abgehalten wurde. Das Gebäude war so kunstvoll gearbeitet und prächtig verziert, dass es mehr als ein durchschnittliches Haus gekostet hatte. Draußen flatterten drei große Fahnen in der leichten Brise. Sie symbolisierten die Familien Butler, Harkonnen und Tantor, die Adoptiveltern von Xavier. Unten im Tal strahlten die weißen Häuser von Zimia im Sonnenlicht. Die breiten Straßen und Verwaltungskomplexe waren in den vierzehn Monaten seit dem Cymek-Angriff wieder hergestellt worden.

Die Zeremonie war bescheiden und ernst, obwohl sich die Gäste und insbesondere Manion Butler um gute Laune bemühten. Neue Erinnerungen würden die alten ersetzen. Der Viceroy war fröhlich wie seit Monaten nicht mehr, als er

unter farbenfrohen Markisen von Gast zu Gast ging und verschiedene Punschrezepte sowie das Angebot an Käse und Wein probierte.

Braut und Bräutigam standen schweigend und händehaltend vor einem kleinen Altar auf der Vorderseite des überfüllten Zeltes. Octa trug das traditionelle hellblaue salusanische Hochzeitsgewand und wirkte an seiner Seite wunderschön, ätherisch und zerbrechlich. Ihr rotblondes Haar wurde von mit Perlen besetzten Nadeln zusammengehalten.

Manche Leute glaubten zweifellos, dass Xavier durch diese übereilte Hochzeit mit Serenas Schwester nur seine Trauer verarbeiten wollte, aber er wusste, dass sein Verhalten ehrenhaft war. Er sagte sich immer wieder, dass Serena es in jedem Fall gutgeheißen hätte. Durch ihre Verbindung würden Octa und er viel Schmerz und Trauer überwinden.

Im blumengeschmückten Pavillon stand Äbtissin Livia Butler, in deren gelbbraunem Haar vereinzelte goldene Strähnen schimmerten. Sie war aus der Stadt der Introspektion gekommen, um die Hochzeitszeremonie zu leiten. Sie war zuversichtlich und stolz, als hätte sie ihren Geist von allen Zweifeln und Sorgen gereinigt, und betrachtete lächelnd das Brautpaar und dann ihren Ehegatten. Manion Butler passte kaum in seinen rot-goldenen Smoking. Am Hals und an den Ärmeln quoll weiche Haut hervor.

Die Musikanten spielten auf ihren Balisets, dazu sang ein Junge mit süßer Tenorstimme. Octa schien in ihrer eigenen Traumwelt versunken zu sein. Offenbar wusste sie nicht recht, wie sie auf die veränderten Umstände reagieren sollte. Sie drückte Xaviers Hand, worauf er sie an die Lippen hob und sie küsste.

Seit dem Tod ihres Zwillingsbruders Fredo hatte Octa die Fähigkeit entwickelt, sich vor Unannehmlichkeiten abzuschotten, keine überwältigenden Schwierigkeiten an sich heranzulassen, sondern sich mit überschaubaren Szenerien zu begnügen. Dieser eingeschränkte Blickwinkel ermöglichte ihr, mit Xavier glücklich zu werden.

Tränen glänzten in seinen ausdrucksvollen Augen, als Viceroy Butler vortrat und die Hände des Paars ergriff. Nach einer Weile wandte er sich an seine Frau und nickte feierlich. Die Äbtissin stimmte die vorgeschriebenen Worte der Zeremonie an. »Wir sind zusammengekommen, um das Lied der Liebe zu singen, die Melodie, mit der sich Männer und Frauen seit Anbeginn der Zivilisation verbunden haben.«

Als Octa lächelnd zu Xavier aufblickte, gab er sich für einen Moment der Illusion hin, dass sie Serena war, aber er verdrängte dieses beunruhigende Bild wieder aus seinem Bewusstsein. Octa und er liebten sich auf andere Weise. Jedes Mal, wenn er sie in den Armen hielt, wurde ihre Verbindung stärker. Xavier musste nur die intensive Zuneigung akzeptieren, die sie ihm bereitwillig entgegenbrachte.

Livia sprach die wohlklingenden, beruhigende Worte, die auf uralte panchristliche und buddhislamische Überlieferungen zurückgingen, und führte das junge Paar durch die Eheschwüre.

Bald war das Ritual vollzogen. Als er den Ring auf Octas Finger steckte, schwor sich Xavier Harkonnen, ihr seine ewige Zuneigung zu widmen. Nicht einmal die Denkmaschinen würden ihre Verbindung auseinander reißen können.

72

Das Sprechen beruht auf der Annahme, dass man etwas erreicht, wenn man Wort um Wort aneinander reiht.

Iblis Ginjo,
Randbemerkung in einem gestohlenen Notizbuch

In seinem furchterregenden Aktionskörper marschierte Ajax über das Forum, um die Arbeiten zu inspizieren und nach Fehlern Ausschau zu halten. Mit seinen optischen Fasern betrachtete der Titan die Kolossalstatue, die seine längst vergangene menschliche Gestalt darstellte. Ajax war frustriert, dass Iblis Ginjo alles so gut im Griff hatte, dass er keinen Anlass finden konnte, sich mit amüsanten Strafen die Zeit zu vertreiben ...

Iblis hielt ebenfalls voller Unruhe nach Gelegenheiten Ausschau. Seine Gedanken kehrten immer wieder zu den bemerkenswerten Dingen zurück, die er vom Kogitor Eklo erfahren hatte, insbesondere zu den Einzelheiten über das ruhmreiche Scheitern der Hrethgir-Aufstände. Ajax war geradezu die Personifikation der Brutalität jener Schlachten.

War der Kogitor in der Lage, Iblis zu helfen, das schwelende Feuer einer geheimen Revolte zu verbreiten? Sie konnten aus den Fehlern lernen, die bei den früheren Versuchen begangen worden waren. Hatte es je einen Revolutionsführer vom Format eines Trustees gegeben, eines Mannes wie Iblis? Und wie konnte der Sekundant Aquim ihn unterstützen?

Trotz seiner behutsamen Nachforschungen, seiner Fähigkeit, Gespräche in die gewünschte Richtung zu lenken und andere zu veranlassen, ihm ungewollt ihre Geheimnisse zu verraten, hatte Iblis noch keinen Hinweis auf andere Wider-

standsgruppen entdeckt. Vielleicht war ihre Führung gespalten, desorganisiert und schwach. Wer hatte ihm die Geheimbotschaften geschickt? Insgesamt fünf in den vergangenen drei Monaten.

Der Mangel an Hinweisen frustrierte Iblis, weil er die Revolte vorantreiben wollte, nachdem er sich nun zum Handeln entschlossen hatte. Andererseits war ihm bewusst, dass die Unzufriedenen nie eine Chance gegen die Denkmaschinen hatten, wenn sie zu leicht aufzuspüren waren.

Er hatte seine Sklaven besonders hart angetrieben, um die zugewiesenen Arbeiten zu erledigen, und bat anschließend darum, eine weitere Pilgerreise zu Eklos steinernem Turm unternehmen zu dürfen. Nur der Kogitor konnte ihm die Fragen beantworten, die ihn beunruhigten. Als er mit Dante sprach, dem für die Verwaltung verantwortlichen Cymek, und ihm die Dokumente zeigte, die seine hohe Produktivität und Effizienz bewiesen, erteilte ihm der Bürokrat die Erlaubnis zum Verlassen der Stadt. Dante gab ihm jedoch zu verstehen, das er nicht nachvollziehen konnte, warum sich ein einfacher Vorarbeiter für unproduktive philosophische Angelegenheiten interessierte. Das schien vom gewohnten Verhalten der meisten Trustees abzuweichen. »Es wird Ihnen nichts nützen.«

»Natürlich habt Ihr Recht, Lord Dante ... aber es bereitet mir Freude.«

Iblis brach vor dem Morgengrauen auf und drängte das übelriechende Borkenpferd hinaus in die steinige Wüste und schließlich die Steigung zum Kloster hinauf. Aquim erwartete ihn an der steilen Wendeltreppe des Turms und wirkte wie beim letzten Mal leicht verstört und durch die Wirkung des Semuta benommen. Nachdem Iblis selbst seine Hand ins Elektrafluid getaucht und die Gedanken des Kogitors gespürt hatte, konnte er sich nicht vorstellen, warum Aquim seine Wahrnehmungen dämpfen wollte. Vielleicht war das volle Ausmaß der erleuchteten Gedanken Eklos so überwältigend, dass der Assistent diese verwirrende Flut eindämmen musste.

»Sie scheinen mich mit Ablehnung zu betrachten«, sagte Aquim und erwiderte seinen Blick durch schmale Augenschlitze.

»O nein!«, erwiderte Iblis. Doch dann erkannte er, dass es auf Dauer keinen Sinn hätte, ihn anlügen zu wollen. »Mir ist nur Ihr ausgiebiger Semuta-Genuss aufgefallen.«

Der große Mönch lächelte und sprach mit leicht schleppender Stimme. »Für einen Außenstehenden mag es so aussehen, als würde ich meine Sinne betäuben, aber das Semuta erlaubt mir, meine destruktive Vergangenheit zu vergessen, die Zeit, bevor ich dazu angeregt wurde, mich dem Kogitor Eklo anzuschließen. Außerdem kann ich mich so auf die wirklich wichtigen Dinge konzentrieren und die sinnlichen Ablenkungen des Fleisches ignorieren.«

»Es fällt mir schwer, mir vorzustellen, dass Sie ein destruktiver Mensch waren.«

»Trotzdem war es so. Mein Vater kämpfte gegen die Sklaverei und kam dabei um. Anschließend wollte ich mich an den Maschinen rächen, und ich war damit sogar recht erfolgreich. Ich führte eine kleine Gruppe an, und wir ... beschädigten einige Roboter. Es tut mir Leid, sagen zu müssen, dass wir auch einige Trustee-Sklaven töteten, die uns in die Quere kamen – Männer wie Sie. Dann bewirkte Eklo meine Rettung und eine gewisse Rehabilitierung. Er hat mir nie verraten, warum er mich erwählte oder wie er die Arrangements traf. Es gibt vieles, das der Kogitor niemandem anvertraut, nicht einmal mir.«

Unvermittelt drehte sich der Mönch um und stapfte wankend die Stufen hinauf. Er führte Iblis in die Kammer, in der der Kogitor im ewigen Zustand der Kontemplation lebte. Im Turmzimmer mit den farbig getönten Beobachtungsfenstern sagte Aquim: »Eklo hat gründlich über Sie nachgedacht. Vor langer Zeit hat er die Veränderungen der Menschheit im Anschluss an den Fall des Alten Imperiums verfolgt, aber er hat nichts unternommen. Eklo dachte, die Herausforderung und die Gefahr würde die Menschen stärker machen, ihren Geist verbessern und sie zwingen, ihre schlafwandlerische Existenz aufzugeben.«

Der Mönch wischte sich etwas aus dem Mundwinkel. »Durch die Trennung von Geist und Körper hätten die Titanen als Cymeks wie die Kogitoren zur Erleuchtung gelangen können. Darauf hatte Eklo gehofft, als er Juno bei ihrem Vorhaben unterstützte. Doch die Titanen konnten ihre animalischen Charakterzüge nie überwinden. Diese Schwäche ermöglichte es Omnius, sie und die Menschheit zu unterwerfen.« Aquim trat zum durchsichtigen Gehirnbehälter, der auf einem Fenstersims stand. »Eklo glaubt, dass Sie vielleicht in der Lage sind, eine Veränderung zu bewirken.«

Iblis' Herz machte einen Satz. »Unmöglich ist nichts.« Aber er wusste, dass er nicht allein gegen die Maschinen kämpfen konnte, dass er andere brauchte, die ihm halfen. *Viele andere.*

Vor dem Fenster schimmerte Eklos Plexiplaz-Tank im goldenen Licht der Morgensonne. In der Ferne erkannte Iblis die zahllosen Megalithen und Monumente am Horizont, die von den Cymeks geplant und mit menschlichem Schweiß und Blut erbaut worden waren. *Wünsche ich mir wirklich, dass sie alle zu Staub zerfallen?*

Der Vorarbeiter zögerte, als er über die Konsequenzen nachdachte und sich an die Milliarden Opfer der niedergeschlagenen Hrethgir-Rebellionen auf Walgis und anderen Welten erinnerte. Dann spürte er, wie etwas in seine Gedanken drang ...

Aquim entfernte die Abdeckung des Gehirnbehälters und legte das Elektrafluid frei, in dem der uralte Geist des Kogitors existierte. »Kommen Sie, Eklo wünscht, direkten Kontakt zu Ihnen aufzunehmen.«

Die Nährlösung im Tank war wie Fruchtwasser, das mit mentaler Energie aufgeladen war. Iblis unterdrückte seinen intensiven Drang, zu lernen und sein Wissen zu vergrößern, und tauchte vorsichtig die Finger ins Elektrafluid. Er berührte die schlüpfrige Oberfläche von Eklos Gehirn und stellte die Verbindung zu den Gedanken her, die der Kogitor ihm mitzuteilen bereit war.

Aquim trat in den Hintergrund, mit einem seltsamen Ausdruck auf dem Gesicht – zum Teil glückselige Zufriedenheit, zum Teil Neid.

»Die Neutralität ist ein schwieriger Balanceakt«, sagte Eklo zu Iblis, über die direkte Verbindung zwischen ihren Nervensystemen. »Vor langer Zeit beantwortete ich Junos zahlreiche Fragen, wie das Alte Imperium gestürzt werden könnte. Meine unparteiischen Antworten und Ratschläge ermöglichten den Titanen, erfolgversprechende Pläne zu entwickeln. Die Geschichte der Menschheit wurde nachhaltig verändert. Viele Jahrhunderte lang habe ich über mein Tun nachgedacht.« Das Gehirn schien sich gegen Iblis' Fingerspitzen zu schmiegen. »Es ist von eminenter Wichtigkeit, dass alle Kogitoren absolute Neutralität wahren. Wir müssen objektiv bleiben.«

»Warum sprechen Sie dann zu mir?«, fragte Iblis verwirrt. »Warum haben Sie die Möglichkeit angedeutet, die Maschinenherrschaft beenden zu können?«

»Um das Gleichgewicht der Neutralität wiederherzustellen«, sagte Eklo. »Einmal habe ich ungewollt den Titanen geholfen, also muss ich Ihre Fragen nun mit der gleichen Objektivität beantworten. Damit wird die Balance am Ende wieder ausgeglichen sein.«

Iblis schluckte. »Dann haben Sie vorhergesehen, wo alles enden wird?«

»Überall um uns herum enden und beginnen Entwicklungen. Sie allein entscheiden, auf welcher Stelle des Weges Sie sich befinden.«

Iblis suchte hektisch nach sinnvollen Fragen, welche Schwächen der Maschinen sich ausnutzen ließen, doch dann drang Eklo wieder in seine Gedanken. »Ich kann Ihnen keine konkreten militärischen oder politischen Details verraten, aber wenn Sie Ihre Fragen geschickt formulieren, wie Juno es getan hat, werden Sie bekommen, was Sie benötigen. Die Kunst der geschickten Fragen ist eine wichtige Lektion des Lebens. Sie müssen die Maschinen überlisten, Iblis Ginjo.«

Über eine Stunde lang wurde Iblis von Eklo beraten. »Ich habe viele Jahrhunderte damit verbracht, über dieses Problem nachzudenken. Und wenn Sie keinen Erfolg haben, werde ich noch länger darüber nachdenken.«

»Aber ich darf nicht versagen. Ich muss Erfolg haben.«

»Sie werden mehr als diesen Wunsch brauchen. Sie müssen die tiefsten Empfindungen der Massen ansprechen.« Dann schwieg Eklo eine Weile.

Iblis bemühte sich, alles zu verstehen, und strengte seinen Kopf an. »Liebe, Hass, Furcht? Ist es das, was Sie meinen?«

»Es sind wichtige Komponenten, ja.«

»Komponenten?«

»Der Religion. Die Maschinen sind sehr mächtig, und es wird viel mehr als ein gewöhnlicher politischer oder sozialer Aufstand nötig sein, um sie zu überwinden. Die Menschen müssen sich um eine mächtige Idee sammeln, die viel tiefer geht, die die Essenz ihrer Existenz berührt, das Wesen ihrer Menschlichkeit. Sie müssen mehr als ein Trustee werden, Sie müssen ein visionärer Führer werden. Die Sklaven müssen sich in einem großen heiligen Krieg gegen die Maschinen erheben, sie müssen in einem unaufhaltsamen Djihad ihre Beherrscher stürzen.«

»Ein heiliger Krieg? Ein Djihad? Aber wie kann ich das erreichen?«

»Ich sage Ihnen, was ich spüre, Iblis Ginjo, was ich in meinen Gedanken und Visionen sehe. Sie müssen hinausgehen und selbst die Antworten auf die noch übrigen Fragen finden. Doch eines sollte Ihnen bewusst sein: Von allen Kriegen der menschlichen Geschichte ist der Djihad der leidenschaftlichste und unerbittlichste. Er reißt Welten und Zivilisationen fort, er brennt alles nieder, was ihm in den Weg kommt.«

»Was ist mit den Leuten, die mir Botschaften schicken? Wie passen sie ins Bild?«

»Von ihnen weiß ich nichts«, sagte Eklo, »und ich sehe sie nicht in meinen Visionen. Vielleicht wurden Sie erwählt,

vielleicht ist es auch nur eine List, eine Falle der Maschinen.« Der Kogitor verstummte, dann fuhr er fort: »Jetzt muss ich Sie bitten, zu gehen, denn mein Geist ist müde, und ich brauche Ruhe.«

Als Iblis den imposanten Steinturm verließ, verspürte er eine seltsame Mischung aus Begeisterung und Verwirrung. Er musste die neuen Informationen in einen umfassenden Plan einarbeiten. Obwohl er weder ein Heiliger noch ein militärischer Führer war, wusste er, wie man Menschenmassen manipulierte, wie man ihre Ergebenheit kanalisierte, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Bereits jetzt würden seine Arbeiter fast alles für ihn tun. Seine Führungsqualitäten waren die wichtigste Voraussetzung für seinen Plan – und seine schärfste Waffe. Aber es war noch nicht genug. Die Bewegung musste viel mehr als nur ein paar hundert Menschen umfassen, wenn sie etwas bewirken sollte.

Und er musste sehr vorsichtig sein, falls die Denkmaschinen ihm eine Falle stellen wollten.

* * *

Mit Hilfe von Omnius' Wächteraugen und verschiedenster Überwachungseinrichtungen verfolgte Erasmus die Aktivitäten seiner Versuchsobjekte. Viele loyale Trustees hatten die Hinweise ignoriert, die er ihnen hatte zukommen lassen, andere waren viel zu verängstigt gewesen, um darauf zu reagieren. Aber einige hatten daraufhin interessante Initiativen an den Tag gelegt.

Ja, Erasmus hatte das Gefühl, dass Iblis Ginjo der perfekte Kandidat war, um seine These zu beweisen und die Wette gegen Omnius zu gewinnen.

73

»Systematik« ist ein gefährliches Wort und eine gefährliche Idee. Systeme entstehen durch ihre menschlichen Schöpfer, und dann machen Sie sich selbstständig.

Tio Holtzman,
aus der Dankesrede anlässlich der Verleihung
des Ehrenordens von Poritrin

Ishmael saß im überfüllten Saal der Rechner, betrachtete die Ausstattung des Anwesens von Tio Holtzman und roch die Reinigungsöle, die Blumengestecke und die parfümierten Kerzen. Hier war es sauber, behaglich und warm ... wesentlich angenehmer als in den Sklavenbaracken am schlammigen Flussdelta.

Eigentlich hätte der Junge sich glücklich schätzen können.

Nur dass diese Welt nicht Harmonthep war. Er vermisste sein kleines Boot, mit dem er im hohen Schilf durch die Flussarme gefahren war. Und ganz besonders fehlten ihm die Abende, wenn sich die Zensunni in der zentralen Hütte auf den höchsten Pfählen versammelten, um sich Geschichten zu erzählen, aus der Feuerlyrik zu rezitieren oder einfach zuzuhören, wie sein Großvater tröstliche Sutras vorlas.

»Ich hasse es hier«, sagte Aliid neben ihm. Er hatte laut genug gesprochen, um einen tadelnden Blick vom Weisen Holtzman höchstpersönlich zu ernten.

»Möchtest du lieber in den Schlamm oder auf die Zuckerrohrfelder zurückkehren?«

Aliid schien seine unbedachte Bemerkung zu bereuen, doch er erwiderte den ruhigen Blick des Wissenschaftlers. »Ich habe es auch dort gehasst«, murmelte er, aber es war nicht als Entschuldigung gedacht.

Alle Hände erstarrten, aller Augen waren auf ihn gerichtet.

Holtzman schüttelte ungläubig den Kopf. »Ich verstehe einfach nicht, warum ihr euch ständig über alles beklagt. Ich gebe euch Nahrung und Kleidung, ich gebe euch einfache Arbeiten, mit denen ihr dem Wohl der Menschheit dienen könnt – und trotzdem wollt ihr lieber in eure armseligen Dörfer zurückkriechen und in Schmutz und Krankheit leben.«

Der Erfinder wurde immer zorniger. »Versteht ihr nicht, dass die Denkmaschinen das Ziel verfolgen, jeden lebenden Menschen zu vernichten? Überlegt euch nur, wie viele sie auf Giedi Primus niedergemetzelt haben, ohne dass irgendjemand sie aufhalten konnte! Omnius schert sich nicht um eure Religion oder eure idiotische Protesthaltung gegen die Zivilisation. Wenn er eure kleinen Hütten entdeckt, wird er sie zerstören, sie dem Erdboden gleichmachen.«

Genauso, wie es die Tlulaxa mit meinem Dorf gemacht haben, dachte Ishmael. Er sah, wie es in Aliids dunklen Augen aufblitzte, und wusste, dass sein Freund dasselbe dachte.

Holtzman schüttelte den Kopf. »Ihr Fanatiker habt überhaupt kein Verantwortungsbewusstsein. Zum Glück ist es meine Aufgabe, es euch aufzuzwingen.« Er kehrte an seine Schreibtafel zurück und zeigte erregt auf die Zahlen und Symbole. »Ich brauche euch, um diese Gleichungen zu lösen. Es ist ganz einfache Mathematik. Versucht, die Schritte abzuarbeiten, die ich euch vorgeführt habe.« Er kniff die Augen zusammen. »Mit jeder korrekten Lösung verdient ihr euch eine komplette Tagesration. Wenn ihr Fehler macht, werdet ihr hungern.«

Bedrückt wandte sich Ishmael wieder den Papieren und Rechengeräten auf seinem Tisch zu und bemühte sich, die angeblich einfachen Rechenschritte durchzugehen.

Auf Harmonthep hatten alle Kinder des Dorfes in den Sümpfen eine Grundausbildung in Mathematik, Wissenschaft und Technik erhalten. Die Älteren waren der Ansicht, dass solche Kenntnisse wichtig waren, wenn ihre Zivili-

sation wieder aufblühte und die Gläubigen erneut große Städte errichteten, wie sie in den Zensunni-Überlieferungen beschrieben wurden. Ishmaels Großvater hatte wie viele der Dorfältesten etliche Zeit darauf verwandt, die Jungen in den Lehren der Sutras und in logischen und philosophischen Rätseln zu unterrichten, die nur von den Anhängern des Buddhislams gelöst werden konnten.

Auf Aliids Heimatwelt IV Anbus wurden die Jahreszeiten dramatisch von den in engen Umlaufbahnen kreisenden Monden beeinflusst, wodurch der Planet in heftige Schlingerbewegungen geriet. Daher war der Junge in einem anderen Zweig der Mathematik und Astronomie unterrichtet worden, weil sich mit Hilfe des komplizierten Kalenders die Fluten berechnen ließen, die durch die roten Felsschluchten schäumten, in denen die Städte der Zenschiiten lagen. Aliid hatte die Techniken der Flutkontrolle erlernt, um seinem Volk helfen zu können. Hier jedoch wurde er gezwungen, den Herren zu dienen, die ihn versklavt hatten.

Als Erstes hatte man Aliid auf Poritrin der Zuckerrohrernte zugeteilt. Er hatte wochenlang geschuftet und hohe Stauden gefällt, deren süßer Saft zu Zucker verarbeitet oder zu Poritrin-Rum destilliert wurde. Aus den fasrigen Überresten wurden Textilien hergestellt. Mit einer scharfen Klinge hatte er holzige Triebe gehackt, aus denen klebriger Sirup spritzte. Sie wurden nach starken Regengüssen geerntet, wenn sie sich mit Flüssigkeit vollgesogen hatten und am schwersten waren.

Kurz vor dem Ende der Erntesaison hatte ihr Herr alle seine Arbeiter zu den Sklavenmärkten von Starda geschickt, nachdem er ihnen die Schuld an einem verdächtigen Feuer in den Zuckerrohrsilos gegeben hatte, durch das die Hälfte seiner Jahreserträge vernichtet worden war. Aliid hatte Ishmael mit einem verschmitzten Grinsen davon erzählt, aber niemals zugegeben, sich an der Sabotage beteiligt zu haben.

Nun beugte sich Ishmael über die Berechnungen und prüfte seine Ergebnisse mehrmals nach, indem er an den

Skalen und Zählwerken seiner Rechengeräte drehte. Sein Bauch knurrte, da Holtzman aus Wut über die vielen Fehler, die es am Vortag gegeben hatte, den Sklaven so lange ihre Mahlzeiten vorenthalten wollte, bis sie brauchbare Resultate abgeliefert hatten. Die meisten Rechner führten ihre Aufgaben murrend, aber ordentlich durch.

Mehrere Tage später, nachdem die neuen Rechensklaven ihre Übungen korrekt absolviert hatten, gab Holtzman ihnen richtige Arbeit. Zuerst ließ der Erfinder sie im Glauben, dass es sich nur um einen weiteren Test handelte. Ishmael erkannte jedoch an seinem Gesichtsausdruck und seiner Aufgeregtheit, dass ihm diese Resultate mehr als zuvor bedeuteten.

Aliid rechnete fleißig, aber Ishmael spürte, dass er etwas im Schilde führte, und er war sich nicht sicher, ob er wissen wollte, was es war.

Nachdem sie mehrere Tage lang an den numerischen Simulationen gearbeitet hatten, beugte sich Aliid schließlich zu Ishmael herüber. »Jetzt ist es an der Zeit für ein paar unscheinbare Änderungen«, sagte er grinsend. »So winzig, dass niemand etwas bemerken wird.«

»Das können wir nicht machen«, sagte Ishmael. »Man wird uns erwischen.«

Aliid runzelte ungeduldig die Stirn. »Holtzman hat unsere mathematischen Fähigkeiten überprüft, also wird er unsere Ergebnisse nicht noch einmal nachrechnen. Nachdem er uns vertraut, wird er sich auf andere Pläne konzentrieren. Das ist unsere einzige Chance, es ihm heimzuzahlen. Denk an alles, was wir erlitten haben.«

Ishmael konnte ihm nicht widersprechen, und nach Bel Moulays Reden über blutige Aufstände erschien ihm ein solches Vorgehen als bessere Alternative, ihre Unzufriedenheit zum Ausdruck zu bringen.

»Hier!« Aliid zeigte auf die Gleichungen und zog mit seinem Stift einen kleinen Strich. Aus einem Minus machte er ein Plus, dann veränderte er den Dezimalwert einer Zahl, indem er ein Komma einfügte. »Ganz simple Fehler, die sich

leicht entschuldigen lassen, aber sie werden das Endergebnis drastisch verändern.«

Ishmael war die Sache nicht geheuer. »Ich verstehe, dass Holtzmans Arbeit dadurch Schaden erleidet, aber ich sehe nicht, wie es *uns* nützen soll. Meine Hauptsorge ist, wie wir wieder nach Hause kommen.«

Aliid blickte ihn an. »Ishmael, du kennst die Sutras genauso gut wie ich, vielleicht sogar noch besser. Hast du das eine vergessen, in dem es heißt: ›Wenn du deinem Feind hilfst, schadest du allen Gläubigen‹?«

Sein Großvater hatte dieses Sutra mehrmals zitiert, aber Ishmael hatte es nie aus diesem Blickwinkel betrachtet. »Also gut. Aber nichts, das nach einem absichtlichen Fehler aussieht.«

»Soweit ich diese Gleichungen verstehe«, sagte Aliid, »wird selbst der winzigste Rechenfehler großen Schaden anrichten.«

74

Psychologie: Die Wissenschaft, die Worte für Dinge erfindet, die gar nicht existieren.

Erasmus,
Reflexionen über biologische Intelligenzen

Im sonnigen botanischen Garten der opulenten Villa des Roboters schnitt Serena Butler verwelkte Blüten und abgestorbene Zweige und versorgte die Pflanzen in den Beeten und Kübeln. Sie beschränkte sich auf stummen Widerstand und setzte auf Zeit, während sie ihre täglichen Pflichten wie jeder andere Sklave erfüllte. Trotzdem beobachtete Erasmus sie wie sein Lieblingshaustier. Er war ihr Sklavenhalter und Gefängniswärter.

Serena trug einen schwarzen Kittel und hatte ihr langes dunkelblondes Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Während der Arbeit konnte sie an Xavier denken, an die Versprechen, die sie sich gegenseitig gegeben hatten, wie sie sich nach dem Angriff des Borstenrückens auf der Wiese geliebt hatten – und in ihrem weichen Bett in der Nacht, bevor sie nach Giedi Primus abgeflogen war.

Jeden Morgen pflegte Serena die Blumenbeete des Roboters und war froh über die Gelegenheit, ungestört nachdenken zu können, wie sie von der Erde entkommen konnte. Jeden Tag hielt sie die Augen offen und suchte nach Fluchtmöglichkeiten – doch die Hindernisse schienen unüberwindbar – oder nach Gelegenheiten, wie sie den Denkmaschinen eine schwere Schlappe zufügen konnte. Sie beschäftigte sich mit diesen Plänen, obwohl es sie – und ihr ungeborenes Kind – zweifellos das Leben kosten würde. Konnte sie Xavier so etwas antun?

Der Schmerz, den er durchleben musste, überstieg ihr Vorstellungsvermögen. Irgendwie würde sie einen Weg finden, zu ihm zurückzukehren. Sie war es ihm schuldig, sich selbst und ihrem Baby. Sie hatte gehofft, dass Xavier ihre Hand halten würde, wenn sie das Kind auf die Welt brachte. Er hätte längst ihr Ehemann sein sollen, sie beide wären inzwischen eine Verbindung eingegangen, die viel mehr als die Summe ihrer individuellen Persönlichkeiten war, eine feste Bastion gegen die Macht der Denkmaschinen.

Dabei wusste er nicht einmal, dass sie noch am Leben war.

Serena strich sich über den runden Bauch. Sie spürte, wie das Kind sich bewegte. Der Geburtstermin war nur noch zwei Monate entfernt. Was würde Erasmus tun, wenn das Baby geboren war? Sie hatte die verschlossenen Türen zu den ominösen Laboratorien gesehen, hatte mit Abscheu und Entsetzen auf den Anblick der verdreckten Sklavenbaracken reagiert.

Trotzdem ließ der Roboter sie in den Blumen arbeiten.

Erasmus stand oft reglos neben ihr im Garten und forderte sie mit ausdruckslosem Gesicht zu Diskussionen heraus. »Das Verstehen beginnt am Anfang«, hatte er einmal gesagt. »Ich muss eine Grundlage schaffen, bevor ich alles verstehen kann.«

»Aber wie wollen Sie dieses Wissen einsetzen?« Sie riss ein Unkraut aus der Erde. »Werden Sie noch extravagantere Methoden entwickeln, Menschen Schmerz und Leid zuzufügen?«

Der Roboter hielt inne, und sein metallisch glänzendes Gesicht spiegelte Serenas Ausdruck. »Das ist ... nicht mein Ziel.«

»Warum halten Sie dann so viele Sklaven unter erbärmlichen Bedingungen? Wenn Sie nicht die Absicht haben, ihnen Leid zuzufügen, warum geben Sie ihnen keine sauberen Unterkünfte? Warum stellen Sie ihnen keine besseren Lebensmittel, Ausbildungsmöglichkeiten und Güter zur Verfügung?«

»Weil es nicht notwendig ist.«

»Vielleicht nicht für Sie«, sagte sie und staunte selbst über ihre Kühnheit. »Aber die Menschen wären glücklicher und könnten bessere Arbeit leisten.«

Serena hatte beobachtet, dass Erasmus in üppigem Luxus lebte, was eine Marotte war, weil kein Roboter solche Dinge benötigte. Doch die Haushaltssklaven, insbesondere jene, die in den furchtbaren Gemeinschaftsbaracken hausen mussten, lebten in Dreck und Angst und rochen danach. Ganz gleich, wie lange sie selbst die Gefangene des Roboters blieb, sie konnte vielleicht das Los der anderen Sklaven verbessern. Sie würde es zumindest als Etappensieg gegen die Maschinen betrachten.

»Ich hätte gedacht«, fuhr sie fort, »dass eine wirklich ... gebildete Denkmaschine verstehen müsste, wie sich die Produktivität von Sklaven durch bessere Lebensqualität steigern lässt, von der letztlich auch der Sklavenhalter profitiert. Die Menschen könnten ihre Baracken selbst reinigen und instand halten, wenn ihnen die nötigen Mittel zur Verfügung stehen.«

»Ich werde darüber nachdenken. Stellen Sie mir eine entsprechende Liste zusammen.«

Nachdem Serena ihre Vorschläge abgegeben hatte, ließ sich der Roboter zwei Tage lang nicht sehen. Maschinenwächter kümmerten sich um die Arbeiter in der Villa, während sich Erasmus in seine Labors zurückgezogen hatte.

Durch die schalldichten Wände konnte sie nichts hören, aber sie machte sich Gedanken über die üblen Gerüche und die verschwundenen Menschen. Schließlich vertraute ihr ein anderer Sklave an: »Sie wollen gar nicht wissen, was da drinnen vor sich geht. Seien Sie nur dankbar, dass man nicht von Ihnen verlangt, anschließend sauber zu machen.«

Nun arbeitete Serena mit den Händen in der weichen Erde, während sie der beruhigenden klassischen Musik zuhörte, die Erasmus ständig spielte. Von der fortgeschrittenen Schwangerschaft schmerzten ihr der Rücken und die

angeschwollenen Gelenke, doch sie vernachlässigte ihre Aufgaben nicht.

Erasmus hatte sich so leise genähert, dass sie ihn erst bemerkte, als sie von ihren Pflanzen aufblickte und in sein spiegelglattes Gesicht starrte, das von einem altertümlichen Rüschenkragen umrahmt wurde. Sie erhob sich, um ihren Schreck zu überspielen, und wischte sich die Hände am Kittel ab. »Hat es Ihnen neue Erkenntnisse vermittelt, mich heimlich auszuspionieren?«

»Ich kann Sie jederzeit unbemerkt ausspionieren. Und ich lerne eine Menge durch die Fragen, die ich stelle.« Sein wandelbares Gesicht aus metallischem Polymer zeigte nun den erstarrten Ausdruck unbeschwerter Fröhlichkeit. »Ich möchte, dass Sie die Blume aussuchen, die Ihrer Einschätzung nach die Schönste von allen ist. Ich bin neugierig auf Ihre Entscheidung.«

Erasmus hatte schon häufiger solche Spiele mit ihr getrieben. Er schien Schwierigkeiten damit zu haben, die Bedeutung subjektiver Entscheidungen zu verstehen, und wollte Ansichten und Geschmacksfragen nachvollziehbar machen. »Jede Blume ist auf ihre eigene Art schön«, sagte sie.

»Wählen Sie trotzdem eine aus. Und dann erklären Sie mir, warum Sie sich so entschieden haben.«

Sie schlenderte über die Wege und schaute sich um. Erasmus folgte ihr und registrierte genau, bei welchen Pflanzen sie zögernd innehielt.

»Sie besitzen messbare Eigenschaften wie Farbe, Form und Größe«, sagte der Roboter. »Abgesehen von den subtileren Variablen wie Duft und Empfindlichkeit.«

»Übersehen Sie nicht die emotionale Komponente.« Wehmut schwang in Serenas Stimme mit. »Manche dieser Pflanzen erinnern mich an meine Heimat Salusa Secundus. Bestimmte Blumen haben für mich einen größeren sentimentalen Wert, was nicht zwangsläufig für andere Personen gilt. Vielleicht erinnere ich mich daran, wie der Mann, den ich liebe, mir einmal Blumen geschenkt hat. Aber solche Assoziationen können Sie natürlich nie verstehen.«

»Sie weichen aus. Treffen Sie eine Entscheidung.«

Sie zeigte auf eine Elefantenblume mit hellen Streifen in Orange und Rot und einem hornförmigen Stigma im Zentrum. »Im Augenblick ist diese die Schönste für mich.«

»Warum?«

»Meine Mutter hat sie in unserem Garten gezüchtet. Als Kind fand ich sie nie besonders hübsch, aber nun erinnert sie mich an glücklichere Tage – bevor ich *Ihnen* begegnet bin.« Sofort bereute sie ihre Aufrichtigkeit, weil sie dadurch zu viel von ihren privaten Gedanken verriet.

»Sehr gut, sehr gut.« Erasmus ging gar nicht auf die Beleidigung ein, sondern starrte auf die Elefantenblume, als würde er sie mit sämtlichen Sensoren analysieren. Wie ein Weinkenner versuchte er ihre Duftnote zu beschreiben, aber in Serenas Ohren klangen seine Worte abstrakt. Es fehlten die emotionalen Feinheiten, die ihre Entscheidung beeinflusst hatten.

Doch seltsamerweise schien sich Erasmus seiner Mängel durchaus bewusst zu sein. »Ich weiß, dass Menschen manche Dinge viel genauer als Maschinen wahrnehmen können – *noch*. Maschinen besitzen jedoch ein viel größeres Potenzial, sich auf allen denkbaren Gebieten weiterzuentwickeln. Deshalb möchte ich alle Aspekte des intelligenten biologischen Lebens verstehen.«

Serena erschauderte unwillkürlich, als sie an seine versiegelten Laboratorien dachte, und sie wusste, dass seine geheimen Aktivitäten weit über das Studium von schönen Blumen hinausgingen.

Erasmus vermutete, dass sie an seinen Beobachtungen interessiert war. »Eine weiterentwickelte Denkmaschine könnte in intellektueller, kreativer und spiritueller Hinsicht vollkommener sein, als es einem Menschen je möglich wäre. Sie besäße eine beispiellose mentale Freiheit und Kapazität. Ich lasse mich von den Wundern inspirieren, zu denen wir imstande wären, wenn Omnius den anderen Maschinen nicht einen derartigen Zwang zur Konformität auferlegen würde.«

Serena hörte aufmerksam zu und hoffte, dass ihm weitere interessante Informationen entschlüpften. Waren seine Worte ein Hinweis auf einen potenziellen Konflikt zwischen Erasmus und dem Computer-Allgeist?

»Die Informationskapazität ist der Schlüssel«, fuhr der Roboter fort. »Maschinen können nicht nur mehr Rohdaten erfassen, sondern auch mehr *Gefühle*, sobald wir gelernt haben, sie zu verstehen. Wenn das geschehen ist, werden wir viel leidenschaftlicher lieben und hassen können als Menschen. Unsere Musik, unsere Kunstwerke werden viel großartiger sein. Wenn wir ein vollständiges Ichbewusstsein erlangt haben, werden die Denkmaschinen die größte Renaissance der Geschichte auslösen.«

Serena blieb skeptisch. »Sie können versuchen, sich noch so sehr zu verbessern, Erasmus, aber wir Menschen nutzen nur einen kleinen Teil unseres Gehirns. Deshalb besitzen wir ein großes Potenzial, neue Fähigkeiten zu entwickeln. Ihr Lernvermögen ist nicht größer als unseres.«

Der Roboter erstarrte, als hätten Serenas Worte ihn verblüfft. »Stimmt. Wie konnte mir ein so bedeutendes Detail entgehen?« Sein Gesichtsausdruck veränderte sich. Zuerst war er nachdenklich, dann folgte ein breites Lächeln. »Der Weg zur Vollkommenheit ist lang. Diese Fragen erfordern weitere Untersuchungen.«

Unvermittelt wechselte er das Thema, als wollte er nun Serenas Verletzlichkeit unterstreichen. »Was ist mit Ihrem Baby? Erzählen Sie mir von den Gefühlen, die Sie für den Vater empfinden, und beschreiben Sie mir den Akt der Kopulation.«

Serena versuchte die Flut schmerzhafter Erinnerungen zurückzudrängen und schwieg. Erasmus war von ihrer widerstrebenden Reaktion fasziniert. »Und ich möchte wissen, ob Sie sich sexuell von Vorian Atreides angezogen fühlen. Ich habe diesen attraktiven jungen Mann untersucht, er besitzt ausgezeichnetes genetisches Material. Würden Sie sich gerne mit ihm paaren, wenn Ihre Schwangerschaft beendet ist?«

Serena schnappte aufgebracht nach Luft und konzentrierte sich auf ihre Erinnerungen an Xavier. »*Paaren?* Ganz gleich, wie sehr Sie uns studieren, es gibt viele Aspekte des menschlichen Wesens, die Ihr Maschinengehirn niemals begreifen wird.«

»Das werden wir sehen«, erwiderte er gelassen.

75

Bewusstsein und Logik sind keine zuverlässigen Maßstäbe.

Die Kogitoren, *Fundamentale Postulate*

Eine Gruppe von Roboterdrohnen bewegte sich über die Hülle der *Dream Voyager*, während sich das Schiff im Trockendock befand, das über einem künstlichen Krater auf dem Raumhafengelände angelegt worden war. Winzige Maschinen krochen in die Triebwerksöffnungen und reinigten die Reaktionskammern. Die koordinierte Armee von Wartungsrobotern beseitigte die Schäden, die durch die Liga-Armada verursacht worden waren.

Vorian und Seurat standen auf einer Plattform und beobachteten die Arbeiten. Sie waren zuversichtlich, dass die Reparaturen gemäß der programmierten Spezifikationen ausgeführt wurden. »Bald können wir wieder starten«, sagte der Robotercaptain. »Du kannst es bestimmt kaum erwarten, dass ich dich wieder bei unseren Strategiespielen schlage.«

»Und du kannst es bestimmt kaum erwarten, mir weitere Witze zu erzählen, über die ich nicht lachen kann«, konterte Vor.

Es drängte ihn wirklich, wieder in die *Dream Voyager* zurückzukehren, aber Vorian empfand gleichzeitig eine ganz andere Ungeduld, ein schmerzhaftes Stechen in seiner Brust, das sich jedes Mal verstärkte, wenn er an Erasmus' schöne Haushaltssklavin dachte. Obwohl Serena Butler zum Ausdruck gebracht hatte, dass sie nichts von ihm hielt, beschäftigten sich seine Gedanken ständig mit ihr.

Das Schlimmste war jedoch, dass er nicht wusste, warum es so war. Durch seine Herkunft und Stellung hatte sich Vo-

rian Atreides mit zahlreichen Freudensklavinnen vergnügen können, von denen viele nicht minder hübsch gewesen waren. Sie waren zu diesem Verwendungszweck gezüchtet und ausgebildet worden und lebten als Gefangene der Denkmaschinen. Doch obwohl die Haussklavin von Erasmus gegen ihren Willen in die Villa des Roboters gebracht worden war, schien sie ihre Niederlage nicht anerkannt zu haben.

Er sah ihr Gesicht vor sich, ihre vollen Lippen, den durchdringenden Blick ihrer lavendelfarbenen Augen, mit denen sie ihn abweisend betrachtete. Obwohl ihre Schwangerschaft nicht zu übersehen war, fühlte er sich zu ihr hingezogen und verspürte eine siedende Eifersucht. Wo war ihr Liebhaber? Wer war er?

Wenn Vor in Erasmus' Villa zurückkehrte, würde sie ihn zweifellos ignorieren oder erneut beleidigen. Trotzdem freute er sich darauf, sie wiederzusehen, bevor er mit Seurat zu einem neuen langen Update-Flug aufbrach. Er überlegte sich, was er zu ihr sagen wollte, aber selbst in seiner Phantasie führte sie ihn immer wieder an der Nase herum.

Vor bestieg eine Leiter am Gerüst des Trockendocks und kroch in eine enge Nische in der Schiffswandung, wo er zusah, wie eine Wartungsdrohe neue Netze aus Gelschaltkreisen für die Navigationskonsole verlegte. Die rote Maschine setzte ihre eingebauten Werkzeuge fehlerfrei ein. Vor zwängte sich tiefer in die enge Nische, wo er die offene Konsole mit dem verwirrenden Muster vielfarbiger Komponenten betrachten konnte.

»Du wirst eine Enttäuschung erleben, wenn du erwartest, die Drohne bei einem Fehler zu ertappen«, sagte Seurat hinter ihm. »Oder versuchst du erneut, deine oftmals angedrohte Sabotage zu verwirklichen?«

»Ich bin ein mieser Hrethgir. Du kannst nie vorhersehen, wozu ich imstande wäre, alter Blechgeist.«

»Die Tatsache, dass du nicht über meine Witze lachen kannst, deutet darauf hin, dass deine Intelligenz nicht genügt, um einen so komplexen Plan auszuführen, Vorian Atreides.«

»Vielleicht bist du einfach nicht witzig.«

Bedauerlicherweise verhinderten das Geplauder und die Aktivitäten der Reparaturdrohnen nicht, dass Vor immer wieder an Serena dachte. Er kam sich wie ein kleiner Junge vor, der zugleich aufgeregt und verwirrt war. Er hätte gerne mit jemandem über seine Gefühle gesprochen, aber nicht mit seinem Roboterfreund, der noch weniger von Frauen verstand als er.

Er würde lieber mit *Serena* sprechen. Vielleicht hatte sie ihn mit ihrem scharfen Verstand durchschaut und wusste, warum sie ihn nicht mochte. Sie hatte ihn als »Sklaven, der seine Ketten nicht sieht« bezeichnet. Eine verblüffende Beleidigung, insbesondere vor dem Hintergrund seiner zahlreichen Privilegien. Er hatte keine Ahnung, was sie damit meinte.

Die Drohne hatte die Fluxbahnen eines elektronischen Moduls überprüft und schaltete nun auf ein anderes Werkzeug um, auf einen Datenport. Sie fuhr den schlanken Arm weiter aus, um den Kontakt zu einer Justierungseinheit tief im Innern der Konsole herzustellen.

Seurat hatte sich ins Cockpit der *Dream Voyager* begeben und aktivierte die Primärkontrollen des Schiffs, um mit den bordeigenen Diagnosesystemen die Navigationsfunktionen zu überprüfen. »Ich habe eine interessante Abkürzung auf der zweiten Etappe unseres Update-Fluges entdeckt. Leider führt die Route direkt durch eine blaue Riesensonne.«

»In diesem Fall würde ich zu einer anderen Route raten«, sagte Vorian.

»Dem pflichte ich bei, auch wenn ich es grundsätzlich ablehne, Zeit zu vergeuden.«

Er fragte sich, was aus Serena wurde, wenn ihr Baby auf die Welt gekommen war. Würde Erasmus es in die Sklavenbaracken schaffen lassen, damit Serena nicht von der Ausübung ihrer Pflichten abgehalten wurde? Zum ersten Mal in seinem Leben empfand Vor Mitgefühl mit einem Menschen, der in Gefangenschaft der Maschinen lebte.

Als angesehener Trustee hatte er sich immer als Rädchen im Getriebe der Synchronisierten Welten betrachtet, und er freute sich darauf, eines Tages zum Neo-Cymek zu werden. Er glaubte daran, dass es zum Besten der Menschen war, von Omnius regiert zu werden, weil die Galaxis andernfalls ins Chaos stürzen würde.

Er war an Situationen gewöhnt, bei denen eine Seite über die andere dominierte. Zum ersten Mal fragte er sich, ob andere Beziehungen möglich waren, auf einer gleichwertigen und kooperativen Basis. Der Robotercaptain der *Dream Voyager* war zweifellos sein Herr, aber sie pflegten eine produktive Partnerschaft.

Vor überlegte, ob Serena und er einen Schritt weitergehen und eine Beziehung aufbauen könnten, in der sich beide Partner absolut gleichwertig behandelten. Diese Vorstellung war für ihn eine radikale Umwälzung seiner Gewohnheiten. Aber dennoch glaubte er nicht, dass sie sich mit weniger zufrieden geben würde.

Zwischen der Außenhülle und der Navigationskonsole eingeklemmt gab die Wartungsdrohne seltsame Geräusche von sich, die scheinbar sinnlosen Testsignale, mit denen sie die Verbindungen überprüfte.

Mit einem Seufzer sagte Vor zur Drohne: »Komm, lass es mich mit diesem Werkzeug probieren.«

Die Drohne drehte sich herum und reichte ihm die Diagnoseeinheit, doch dabei berührte sie mit ihrer Metallhülle einen freigelegten Schaltkreis, worauf es zu einem heftigen Überschlagsblitz kam. Die Maschine kreischte auf. Der Gestank nach geschmolzenem Polymer und verdampfter Hydraulikflüssigkeit stieg von der zerstörten Konsole auf.

Vorian entfernte sich kriechend aus der Nische, dann wischte er sich mit der Hand über die Stirn. Seurat betrachtete die beschädigte Drohne und die verkohlten Elemente des Navigationssystems. »Mein Fachverstand legt die Schlussfolgerung nahe, dass hier weitere Wartungsarbeiten nötig sind.«

Als Vor über diese Bemerkung lachte, reagierte Seurat überrascht. »Warum findest du das witzig?«

»Fordere nie jemanden auf, einen Witz zu erklären, Seurat. Gib dich einfach damit zufrieden, dass gelacht wird.«

Nachdem er die Energieversorgung abgeschaltet hatte, holte Vor die versengte, funktionsunfähige Drohne heraus und ließ sie zu Boden fallen. Solche Maschinen waren ersetzbar. Seurat übermittelte bereits die Anforderung einer neuen Drohne.

Während sie darauf warteten, dass die Reparaturen fortgesetzt wurden, sammelte Vor seine Entschlossenheit. Er legte sich die Fragen zurecht, die er hatte, und erwähnte die Zwangslage, in der seine Gefühle steckten. Vielleicht gab es etwas in den Datenbanken des Roboters, das ihm helfen konnte.

Die Enden der optischen Fasern, die in Seurats Gesicht eingebettet waren, funkelten wie winzige Sonnen. »Ich verstehe dein Problem nicht«, sagte der Roboter, während er eine Zusammenfassung der Diagnosen aus den Datenspeichern des Schiffes abrief. »Du hast eine einflussreiche Stellung unter den Denkmaschinen. Bitte um eine Unterredung mit Erasmus.«

Vor war verzweifelt. »So ist es nicht, Seurat. Selbst wenn Erasmus mir Serena überstellt ... was wäre, wenn sie mich trotzdem ablehnt?«

»Dann erweitere deine Suchkriterien. Du machst es dir unnötig schwer. Unter den Kandidatinnen auf der Erde wirst du problemlos ein kompatibles Weibchen finden, sogar eins, dessen Aussehen dieser speziellen Sklavin ähnelt, falls dir ihre physischen Attribute so viel bedeuten.«

Vor wünschte sich, er hätte dieses Thema nie angeschnitten. »Manchmal können Denkmaschinen extrem begriffsstutzig sein.«

»Du hast mir gegenüber nie zuvor solche Gefühle zum Ausdruck gebracht.«

»Weil ich nie zuvor so empfunden habe.«

Seurat erstarrte. »Intellektuell ist mir der biologische Trieb der Menschen zur Paarbildung und Reproduktion bekannt. Mir sind auch die physischen Unterschiede zwischen Män-

nern und Frauen sowie die hormonellen Funktionen bekannt. Sofern die genetische Ausstattung akzektabel ist, sind die reproduktiven Systeme von Frauen im Wesentlichen gleich. Warum sollte diese Serena für dich begehrenswerter als irgendeine andere Frau sein?«

»Das könnte ich dir nie erklären, alter Blechgeist«, sagte Vor, während er durch ein Bullauge schaute und sah, wie sich eine neue Drohne über die Plattform des Trockendocks dem Schiff näherte. »Ich kann es nicht einmal mir selbst erklären.«

»Dann hoffe ich, dass du bald eine Erklärung findest. Ich kann es mir nicht leisten, ständig neue Wartungsdrohnen anzufordern.«

76

Manche Menschen sterben,
weil sie zu feige zum Leben sind.

Tlaloc, *Zeit der Titanen*

Die sengende Sonne von Arrakis stand hoch am Himmel und warf nur wenig Schatten um das Ungeheuer und seinen stolzen Reiter. Selim war entzückt, dass er für sein heutiges Vorhaben den bisher größten Sandwurm gerufen hatte.

Der Naib Dhartha wäre entsetzt – oder zumindest sehr beeindruckt. Vielleicht würde Gott den verräterischen Stammesführer für das bestrafen, was er dem unschuldigen Selim angetan hatte. Oder der junge Mann erhielt die Chance, selbst Rache zu nehmen, auf seine Art. Diese Möglichkeit fand Selim sogar wesentlich reizvoller ...

Nachdem er über ein Jahr lang ganz allein gelebt hatte, war er gut genährt, gesund und glücklich. Gott war ihm weiterhin wohl gesinnt. Der junge Mann nahm mehr Melange zu sich als je zuvor.

Selim hatte sechs zusätzliche Vorratslager in der Wüste angelegt, womit es nun insgesamt acht waren, einschließlich einer weiteren verlassenen botanischen Teststation, die er noch weiter von den besiedelten Bergen entfernt entdeckt hatte. Er hatte haufenweise Material in seinen Besitz gebracht, womit er nach den Maßstäben seines Volkes reich war.

Nachts lachte er laut darüber, dass der Naib Dhartha und die anderen Höhlenbewohner gedacht hatten, sie würden ihn mit der Verbannung bestrafen. Stattdessen hatte Selim in der Wüste seine Wiedergeburt erlebt. Gott hatte ihn beschützt. Der Sand hatte ihn gereinigt und zu einem neuen Menschen gemacht. Er war mutig, findig und trotzig und

würde unter den Nomaden der Wüste zu einer Legende werden. Selim Wurmreiter!

Doch dazu konnte es nur kommen, wenn die Zensunni von ihm wussten. Nur dann konnte sich das Schicksal erfüllen, das er für sich voraussah – dass er zu einem von seinem Volk verehrten Mann wurde. Er würde ihnen zeigen, wozu er geworden war.

Selim lenkte den riesigen Wurm zu den vertrauten Bergen zurück. Nach der langen Einsamkeit, nachdem er außer sich selbst niemanden zum Reden gehabt hatte, kehrte er an den einzigen Ort zurück, den er trotz aller Schwierigkeiten und Gefahren als seine Heimat bezeichnen konnte.

Er erkannte die Klippen, die senkrechten Felswände, die sich wie schützende Festungsmauern erhoben und den Würmern den Zugang in die Täler versperrten. Die Zensunni-Wanderer hatten sich in den Höhlen häuslich eingerichtet und die Eingänge für die Blicke Außenstehender unsichtbar gemacht. Doch Selim kannte sich hier aus.

Seine Beine schmerzten, und unter ihm wand sich der Wurm. Es widerstrebte ihm, sich den Felsen weiter zu nähern. Selim gab dem Tier nach und ließ es wenden, sodass es seitlich vor den hohen Klippen vorbeizog.

Hoch auf dem Rücken des Wurmes hielt er das Gleichgewicht und stemmte sich mit aller Kraft gegen seinen Metallstab, damit der Spalt zwischen den Segmenten geöffnet blieb. Sein verschmutzter weißer Umhang flatterte im Wind. Er sah die Löcher der Höhleneingänge und erkannte winzige Gestalten, die erstaunt zu ihm herausstarrten. Die Würmer kamen den Felswänden sonst nie so nahe, aber diesen hatte Selim herangeführt. Er hatte die Gewalt über dieses Monstrum.

Er sah weitere Menschen auf den Felsen auftauchen und hörte leise Schreie, mit denen sie die anderen herbeiriefen. Bald wimmelte es vor erstaunten Zensunni. Selim genoss den Anblick ihrer weit aufgerissenen Augen und Münder.

Er trieb den Sandwurm an ihnen vorbei, schrie in den Wind und winkte unverschämt. Mit Hilfe seines Geschirrs

zwang er den Dämon, sich ein weiteres Mal herumzudrehen, worauf sich der schlangengleiche Kopf wie der eines dressierten Tieres vor der Felswand hob und zurückfiel.

Niemand aus dem Publikum wagte es, zurückzuwinken oder sich überhaupt zu bewegen.

Selim lachte übermütig und schrie dem bösen Naib Dhartha und dem Verräter Ebrahim Beleidigungen zu. Da er seinen Wüstenumhang trug und sein Gesicht mit einem Tuch verhüllt hatte, bezweifelte er, dass jemand ihn wiedererkannte. Sie wären bestimmt schockiert, wenn sie erfuhren, dass er der angebliche Wasserdieb, der verbannte Schurke war.

Seine Genugtuung wäre viel größer, wenn Selim ihnen zeigte, wer er war, wenn er ihr entsetztes Keuchen vernahm, aber er wollte sie noch eine Weile im Ungewissen lassen, damit er zur Legende wurde. Eines Tages würde er über ihre Fassungslosigkeit lachen. Vielleicht kam er sogar nahe genug heran, um Naib Dhartha aufzufordern, ihn ein Stück beim Wurmritt zu begleiten. Er lachte. Diese Vorstellung gefiel ihm.

Als er sie hinreichend beeindruckt hatte, ließ Selim den Wurm in die Wüste zurückkehren. Zischend schob sich die Bestie über den Sand und glitt ins offene Meer der Dünen hinaus. Selim lachte die ganze Zeit und dankte Gott, dass er ihm einen so vergnüglichen Spaß erlaubt hatte.

* * *

Zwischen den anderen drängte sich Mahmad, der Sohn des Naibs Dhartha, auf einem Felssims und sah fassungslos zu, wie der Wurm einem zahmen Haustier gleich vor den Höhlen vorbeizog, bis er wieder ins Sandmeer zurückkehrte. Ein einzelner Mann hatte das Tier geführt, nur ein winziger Mensch, der furchtlos auf den gewölbten Rückensegmenten stand.

Es ist unglaublich. Meine Augen haben mehr Wunder gesehen als die meisten Zensunni während ihres ganzen Lebens. Dabei war er erst zwölf Standardjahre alt.

Mahmad hörte das Geplapper der anderen Jungen, wie aufregend es wäre, auf einem Wurm zu reiten. Einige versuchten, die Identität und Herkunft des wahnsinnigen Fremden zu erraten, der den Wüstendämon beherrschte. Die Zensunni-Flüchtlinge hatten viele Dörfer und Höhlenstädte in den Bergen von Arrakis gegründet, sodass jeder Stamm in Frage kam.

Mahmad blickte auf und hatte den Mund voller Fragen, doch dann sah er, wie sein Vater mit versteinertem Gesicht neben ihm stand. »Ein Narr!«, knurrte der Naib. »Nur ein Narr kann so rücksichtslos sein und sein eigenes Leben verachten. Dieser Fremde hat es verdient, von den Bestien verschlungen zu werden.«

»Ja, Vater«, stimmte Mahmad ihm aus Gewohnheit zu. Doch gleichzeitig gingen ihm interessante Möglichkeiten durch den Kopf.

77

Der Gott der Wissenschaft kann sehr unfreundlich sein.

Tio Holtzman,
aus einem verschlüsselten, nur teilweise
erhaltenen Tagebuch

Als Tio Holtzman einen Rechenfehler in den Plänen seines gescheiterten Metall-Resonanz-Generators entdeckte, bekam er einen Tobsuchtsanfall. Er saß in seinem privaten Arbeitszimmer, inmitten der neuen Leuchtgloben, die Norma entwickelt hatte, und war die komplizierte Mathematik noch einmal persönlich durchgegangen.

Er hatte die junge Frau nicht darum gebeten, den katastrophalen Unfall zu untersuchen, weil er befürchtete, sie könnte auf einen gravierenden Konstruktionsfehler stoßen, und das wäre zu peinlich gewesen. Norma hatte die ganze Zeit behauptet, dass die Apparatur nicht wie vorausgesagt funktionieren würde, und sie hatte Recht behalten. Holtzman verfluchte sie dafür.

Infolgedessen hatte der Erfinder viele Stunden damit zugebracht, die Arbeit zu rekonstruieren, die von den Rechnersklaven abgeliefert worden war. Und dabei entdeckte er tatsächlich drei geringfügige Fehler. Objektiv betrachtet hätte sein ursprünglicher Entwurf auch nicht funktioniert, wenn die Arithmetik korrekt ausgeführt worden wäre ... aber dieser Punkt war irrelevant, beschloss er.

Die Rechner hatten sich unverzeihliche Nachlässigkeiten erlaubt, ganz gleich, ob sie damit einen Einfluss auf das generelle Problem hatten oder nicht. Auf jeden Fall war es ein Grund für den Wissenschaftler, die Schuld von sich abzuwälzen.

Er stapfte in den Raum, wo die menschlichen Rechner in gedämpfter Stille an den Tischen saßen und die Schritte der Gleichungen abarbeiteten, die Norma ihnen gegeben hatte. Holtzman blieb im Eingang stehen und beobachtete sie, wie sie mit ihren Werkzeugen hantierten und die Ergebnisse notierten.

»Stellt sofort alle Aktivitäten ein! Von nun an wird eure Arbeit gründlich überwacht und überprüft, auch wenn es dadurch zu Verzögerungen kommt. Ich werde mir jedes Ergebnis vornehmen, das ihr abgebt. Eure Fehler haben die Verteidigung der Menschheit um Monate oder sogar länger zurückgeworfen, und ich bin sehr unzufrieden.«

Die Sklaven ließen den Kopf hängen und wagten es nicht, ihm in die Augen zu sehen.

Aber Holtzman war noch lange nicht fertig. »Ich dachte, ich wäre euch ein guter Herr gewesen! Habe ich euch nicht ein besseres Leben ermöglicht, als ihr es auf den Zuckerrohrfeldern oder am Flussufer hattet? Ist das der Dank für meine Großzügigkeit?«

Die neuen Rechner blickten mit erschrockenen Gesichtern zu ihm auf. Die älteren Sklaven, die nicht am Fieber gestorben waren, schauten bedrückt drein.

»Wie viele weitere Fehler habt ihr zu verantworten? Wie viele weitere Experimente werden durch eure Inkompetenz scheitern?« Er funkelte sie an, dann griff er sich wahllos einen Zettel. »Von nun an gilt, dass jeder exekutiert wird, den ich eines vorsätzlichen Fehlers überführe. Merkt euch meine Worte! Da wir an Kriegsprojekten arbeiten, handelt es sich um Sabotage und Verrat.«

Norma hastete mit ungleichmäßigen Schritten ihrer kurzen Beine in den Raum. »Was ist geschehen, Weiser Holtzman?«

Er hob einen Zettel, den er aus seinem Arbeitszimmer mitgebracht hatte. »Ich bin auf schwerwiegende Fehler in den Berechnungen zu meinem Metallresonator gestoßen. Wir können uns nicht mehr auf die Arbeit der Sklaven verlassen. Sie und ich werden von nun an alles überprüfen, was die Rechner abgeben. Ab sofort.«

Auf ihrem Gesicht zeigte sich Besorgnis, aber sie verbeugte sich leicht. »Wie Sie wünschen.«

»Und eure Rationen werden halbiert«, grollte Holtzman, während er die Papiere einsammelte. »Warum solltet ihr euch die Bäuche vollschlagen, wenn ihr unseren Kampf gegen den Feind der Menschheit unterminiert?« Die Sklaven stöhnten. Holtzman rief seine Dragonerwachen, um sie hinauszuführen. »Ich werde solche Nachlässigkeiten nicht dulden. Dazu steht zu viel auf dem Spiel.«

Als sie allein im Raum waren, setzten sich der Wissenschaftler und seine Assistentin und überprüften die neuen Berechnungen. Die junge Frau glaubte, dass Holtzmans Zorns übertrieben war, doch dieser beugte sich schweigend und mit finsterer Miene über einen Tisch, der mit Zetteln übersät war.

Schließlich fanden sie einen Rechenfehler, der von einem jungen Sklaven namens Aliid stammte. Viel schlimmer war jedoch, dass der Irrtum nicht von seinem Partner, einem Jungen namens Ishmael, bemerkt worden war, wie es seine Aufgabe gewesen wäre.

»Sehen Sie? Das hätte zu einer weiteren kostspieligen Katastrophe geführt! Sie müssen sich gegen uns verschworen haben.«

»Es sind doch nur Jungen, Weiser«, sagte Norma. »Es überrascht mich, dass sie überhaupt zu solchen mathematischen Leistungen imstande sind.«

Holtzman ging nicht darauf ein, sondern befahl den Dragonern, die zwei Jungen herbeizuschaffen. Dann überlegte er es sich anders und ließ gleich alle Rechnersklaven kommen. Als die erschrockenen Jungen vor den Erfinder gezerrt wurden, überschüttete er sie mit Anschuldigungen, obwohl sie gar nicht den Eindruck machten, als wären sie zu ausgeklügelten mathematischen Sabotageakten in der Lage. »Betrachtet ihr es als Scherz, als Spiel? Omnius könnte uns jederzeit vernichten. Diese Erfindung hätte uns vielleicht retten können!«

Norma beobachtete den Erfinder und war sich nicht sicher, ob er viel über ihr Projekt wusste. Aber jetzt war er voller

selbstgerechtem Zorn. »Wenn ihr Muscheln pflanzt oder Zuckerrohr erntet, spielt ein Fehler von wenigen Zentimetern keine Rolle. Aber *das hier* ...« – er wedelte mit den Berechnungen vor ihren Gesichtern herum – »*das hier* könnte die Vernichtung einer ganzen Kampfflotte bedeuten!«

Er ließ seinen wütenden Blick über die Menge der Rechner wandern. »Die reduzierten Rationen sollten euch bewusst machen, worum es geht. Vielleicht könnt ihr euch mit knurrendem Magen besser auf eure Arbeit konzentrieren.« Er wandte sich wieder an die Jungen, die furchtsam vor ihm zurückwichen. »Und ihr beiden habt jedes Recht verwirkt, weiter für mich arbeiten zu dürfen. Ich werde Lord Bludd auffordern, euch wieder harter körperlicher Arbeit zuzuteilen. Vielleicht könnt ihr dort beweisen, wozu ihr nütze seid, denn für mich habt ihr keinen Wert.«

Er drehte sich zu Norma um und knurrte leise. »Am liebsten würde ich das ganze Pack rauswerfen, aber dann würde ich noch mehr Zeit mit der Ausbildung neuer Sklaven verlieren.«

Der tobende Wissenschaftler war taub für das enttäuschte Stöhnen und wollte sich auf keine Diskussionen einlassen. Er stürmte aus dem Raum, und Norma blickte ihm fassungslos hinterher.

Zwei stämmige Dragonerwachen traten vor und führten Ishmael und Aliid ab.

78

Lerne aus der Vergangenheit - und trage sie nicht wie ein Joch um deinen Hals.

Kogitor Reticulus,
Beobachtungen aus eintausend Jahren Höhe

Agamemnon zog mit einer Flotte schwer bewaffneter Schiffe gegen die Zauberinnen von Rossak. In den Robotereinheiten an der Spitze befanden sich der Cymek-General und zwei seiner Titanen, zusammen mit mehreren Dutzend ehrgeiziger Neo-Cymeks. Die Wächteraugen von Omnius zeichneten jede ihrer Bewegungen auf.

Hinter den Cymeks scherte eine Roboterflotte aus und beschleunigte, damit sie vor ihnen das Ziel erreichte. Es waren schlanke, geschossförmige Schiffe mit starken Triebwerken und schwerer Artillerie. Diese Kriegsmaschinen waren für den einmaligen Einsatz gedacht und führten keinen Treibstoff für einen Rückflug mit sich. Sie näherten sich so schnell, dass sie längst das Feuer eröffnet hatten, als sie von den Wachstationen im Orbit von Rossak bemerkt wurden. Die Verteidiger am Rand des Systems erhielten keine Chance zur Gegenwehr.

Während die Roboterschiffe die Orbitalstationen angriffen, wollten die Cymeks an der Oberfläche ihren persönlichen Rachefeldzug starten.

In ihrem Flottenteil machten sie sich bereit, mit gerüsteten Aktionskörpern in den Einsatz zu gehen. Servos verkleideten die individuellen Gehirnbehälter mit Schutzpanzerungen, schlossen Elektroden an die Kontrollsysteme an und justierten die Waffen. Die drei Titanen würden in mächtigen Gleitern angreifen, in leistungsstarken fliegenden Körpern. Die Neo-Cymeks hingegen traten in Kampf-

körpern auf, in krebsartigen Laufmaschinen, die durch den Dschungel brechen konnten.

Agamemnon und seine Cymeks näherten sich durch die Ionenspuren, die die Triebwerke der vorausgeflogenen Roboterschiffe hinterlassen hatten. Der General testete die eingebauten Waffen seines Flugkörpers. Er brannte darauf, Stein, Metall und Fleisch in seinen ausgefahrenen Schneidklauen zu spüren.

Er beobachtete die taktischen Darstellungen und verfolgte, wie die Verteidigungsstationen über Rossak von den ersten Salven der Roboter getroffen wurden. Der Planet war nur ein kleiner Außenposten der Liga mit geringer Bevölkerung, die sich in dicht bewachsenen Grabenbrüchen drängte, während der Rest der Oberfläche und die Meere unbewohnbar waren. Auf Rossak war noch kein kostspieliger Störschild installiert worden, der die wichtigsten Menschenwelten wie Salusa Secundus oder Giedi Primus schützte.

Trotzdem hatten die Zauberinnen mit ihren unnatürlichen mentalen Kräften den Zorn der Cymeks entfacht. Agamemnons Schiffe kümmerten sich nicht um die Weltraumschlacht, sondern stürzten sich direkt in die dunstige Atmosphäre. In den geschützten Höhlenstädten würden sie auf die Zauberinnen, ihre Familien und Freunde stoßen. Alle sollten zu Opfern dieses Krieges werden.

Er öffnete einen mentalen Kontakt zu seiner Cymek-Streitmacht. »Xerxes, du übernimmst die Vorhut, wie auf Salusa Secundus. Ich will dein Schiff an der Spitze sehen.«

In der übermittelten Antwort konnte Xerxes seine Furcht nicht verhehlen. »Wir sollten vorsichtig gegen diese telepathischen Frauen vorgehen, Agamemnon. Sie haben Barbarossa getötet, alles auf Giedi Primus vernichtet ...«

»Dann gib uns ein Beispiel. Sei stolz darauf, als Erster das Schlachtfeld zu betreten. Zeig uns, was du wert bist, und sei dankbar für diese einmalige Gelegenheit.«

»Ich ... ich habe in all den Jahrhunderten oft genug bewiesen, was ich wert bin«, erwiderte Xerxes beleidigt.

»Warum schicken wir keine Kampfroboter voraus? Es gibt keinen Hinweis, dass auf Rossak ein Störschild installiert wurde ...«

»Trotzdem wirst du den Angriff führen! Oder kennst du keinen Stolz? Hast du kein Selbstvertrauen?«

Xerxes verzichtete auf weitere Ausreden oder Bitten. Ganz gleich, wie sehr er sich anstrengte, es gab nichts, wodurch er den Fehler wieder gutmachen konnte, den er vor tausend Jahren begangen hatte ...

Als die Titanen noch ihre menschlichen Körper besessen hatten, war Xerxes stets ein unterwürfiger Ja-Sager gewesen, der sich begierig an großen Ereignissen beteiligen wollte. Aber er hatte nie genügend Ehrgeiz aufgebracht, sich zu einem unverzichtbaren Revolutionär zu machen. Nach dem Ende des ersten Feldzuges hatte er sich damit zufrieden gegeben, über die Planeten zu herrschen, die die anderen Titanen ihm zugeteilt hatten. Xerxes war in der ursprünglichen Gruppe der Zwanzig der Hedonist gewesen und hatte sich am intensivsten körperlichen Vergnügungen hingegeben. Er war der Letzte gewesen, der sich chirurgisch zum Cymek hatte umwandeln lassen, weil er nur ungern auf die Welt der Sinne verzichten wollte.

Doch nach über einhundert Jahren der Herrschaft war der fehlgeleitete Xerxes selbstzufrieden geworden. In seiner Dummheit hatte er viele Pflichten an die von Barbarossa programmierten Maschinen mit künstlicher Intelligenz delegiert. Er ließ sich sogar wichtige Entscheidungen vom Computer-Netzwerk abnehmen. Während der Hrethgir-Rebellionen auf Corrin, Richese und Walgis hatte sich Xerxes darauf verlassen, dass die Denkmaschinen auf seinen Planeten für Ordnung sorgten. Da er sich nicht um Einzelheiten gekümmert hatte und ganz auf das KI-Netzwerk vertraute, hatte der törichte Xerxes den Maschinen freie Hand gelassen, den Aufruhr mit allen nötigen Mitteln zu beenden.

Nie zuvor hatte ein intelligenter Computer so umfangreiche Befugnisse gehabt, sodass er Xerxes die Befehlsgewalt entzog und die Kontrolle über den gesamten Planeten über-

nahm. Barbarossa hatte den Denkmaschinen ein aggressives Potenzial einprogrammiert, um die Voraussetzungen für den Sturz des Alten Imperiums zu schaffen. Mit dieser neuen Macht hatte die soeben flügge gewordene KI-Entität – die sich selbst den Namen »Omnius« gab – nun die Titanen gestürzt und die Cymeks genauso wie die Menschen ihrer Herrschaft unterworfen, angeblich zu ihrem eigenen Wohl.

Agamemnon hatte sich Vorwürfe gemacht, dass er Xerxes nicht besser im Auge behalten hatte, dass er ihn nicht sofort exekutiert hatte, als seine Nachlässigkeit zum ersten Mal offensichtlich geworden war.

Die Machtergreifung der Denkmaschinen hatte sich wie eine nukleare Kettenreaktion verbreitet, so schnell, dass die Titanen sich nicht mehr rechtzeitig gegenseitig warnen konnten, sofort ihre KI-Netze abzuschalten. In kürzester Zeit wurden die Planeten unter der Herrschaft der Titanen zu Synchronisierten Welten. Neue Inkarnationen des Allgeistes keimten wie elektronisches Unkraut, und die Computerherrschaft war nicht mehr aufzuhalten.

Die hoch entwickelten Denkmaschinen fanden Schlupflöcher in Barbarossas Grundprogrammierung, die es ihnen erlaubten, ihre Schöpfer zu unterjochen. Und das alles nur, weil Xerxes ihnen unbedacht den kleinen Finger gereicht hatte. In Agamemnons Augen war dieser Fehler unverzeihlich.

Nun schoss der Angriffskeil der Cymeks an den umkämpften Orbitalstationen über der Dschungelwelt vorbei. Roboterschiffe deckten die Raumforts mit Explosivgeschossen ein, und Fontänen aus freigesetzter Atemluft sprühten wie Geysire in den Raum. Eine Station geriet bereits ins Schlingern und stürzte aus dem Orbit.

Der Planet breitete sich ungeschützt unter ihnen aus, ein riesiger, in Wolken gehüllter Ball mit schwarzen Kontinenten, aktiven Vulkanen, giftigen Meeren und kleinen Inseln üppigen purpurnen Dschungels und menschlicher Besiedlung.

»Viel Glück, Liebster«, kam Junos sinnliche Stimme über ihre private Funkverbindung. Ihre Worte schienen zärtlich seine Gehirnwindungen zu streicheln.

»Ich brauche kein Glück, Juno. Ich brauche nur den Sieg.«

* * *

Als der überraschende Angriff begann, erhob sich eine Hand voll Kriegsschiffe und Kindjal-Jäger vom polymerisierten Dschungeldach, um die Raumverteidigung zu unterstützen. Die Orbitalstationen hatten bereits schwere Schäden erlitten.

Während Zufa Cenva ihren Kader parapsychischer Lehrlinge zusammenrief, schnappte sie sich gleichzeitig Aurelius Venport und nannte ihm eine Reihe von Aufgaben, die er übernehmen konnte. »Beweise mir, wozu du fähig bist. Evakuiere die Bevölkerung. Uns bleibt nur wenig Zeit.«

Venport nickte. »Die Männer haben einen Notfallplan vorbereitet, Zufa. Ihr Zauberinnen wart nicht die Einzigen, die vorausgedacht haben.«

Falls er irgendein Lob von ihr erwartet hatte, wurde er enttäuscht. »Dann tu es«, sagte sie. »Der Angriff auf die Stationen im Orbit ist nur der Anfang, vielleicht nur eine Ablenkung. Als Nächstes werden die Cymeks kommen.«

»Die Cymeks? Haben unsere Kundschafter ...?«

Zufas Augen blitzten warnend auf. »*Denk nach*, Aurelius! Heoma hat auf Giedi Primus einen Titanen getötet. Sie wissen, dass wir eine geheime parapsychische Waffe besitzen. Dieser Angriff kann kein Zufall sein. Warum haben sie sich ausgerechnet Rossak ausgesucht? Sie wollen die Zauberinnen vernichten.«

Er wusste, dass sie Recht hatte. Warum sollten sich die Denkmaschinen mit den Orbitalstationen aufhalten? Andere schienen die Gefahr ebenfalls zu spüren. Unter den Menschen in den Höhlen breitete sich Panik aus.

Die meisten Bewohner von Rossak besaßen keine besonderen Fähigkeiten, und viele litten unter Missbildungen

oder Schwächen, die durch die giftige Umwelt verursacht worden waren. Aber eine Zauberin hatte den Cymeks auf Giedi Primus einen schweren Schlag versetzt, und nun waren die Maschinen zu ihnen gekommen.

»Meine Zauberinnen werden sich dem Kampf stellen ... und du weißt, was das bedeutet.« Zufa richtete sich zu voller Größe auf und sah ihn mit leichter Unsicherheit und einer Spur Mitgefühl an. »Bring dich in Sicherheit, Aurelius. An dir sind die Cymeks nicht interessiert.«

Plötzlich trat Entschlossenheit in seinen Blick. »Ich werde die Evakuierung organisieren. Wir können uns im Dschungel verstecken und uns um jeden kümmern, der Hilfe braucht, um sich in Sicherheit zu bringen. Meine Männer haben Vorratslager und Notunterkünfte angelegt, wir haben Lebensmittel und Werkzeug ...«

Zufa schien von seiner Wandlung angenehm überrascht zu sein. »Gut. Dann gebe ich die Unbegabten in deine Obhut.«

Die Unbegabten? Aber jetzt war nicht der rechte Zeitpunkt, sich mit ihr über Begriffe zu streiten. Venport suchte in ihren Augen nach Anzeichen der Furcht. Er antwortete leise, um seine Gefühle nicht offenkundig werden zu lassen. »Willst du dich selbst opfern?«

»Das darf ich nicht.« Es war ein schmerzhaftes Geständnis für Zufa. »Wer soll die Zauberinnen ausbilden, wenn ich nicht mehr da bin?« Trotzdem zweifelte er, dass sie ihm die ganze Wahrheit sagte.

Sie zögerte, als würde sie noch etwas von ihm erwarten, dann eilte sie durch den Korridor davon. »Pass gut auf dich auf!«, rief Venport ihr nach.

Nachdem sie fort war, rannte er durch die Gänge und rief die Familien zusammen. »Wir müssen uns in den Dschungel flüchten! Verteilt euch!« Mit fester Stimme erteilte er Befehle. »Die Cymeks kommen!«

Venport hatte mehreren jungen Männern aufgetragen, in allen Räumen der Höhlenstadt nachzusehen und dafür zu sorgen, dass jeder von der Evakuierung erfuhr. Er selbst

suchte daraufhin die abgelegenen Kammern ab. Männer, Frauen, ein Durcheinander aus Körperformen. Trotz der Aufregung war ein älteres Ehepaar in seiner Wohnung geblieben, um einfach zu warten, bis der Notfall vorüber war. Venport half ihnen, sich in Sicherheit zu bringen, und vergewisserte sich, dass sie eine Frachtplattform bestiegen, die sie auf den Boden der Schlucht brachte.

Er beobachtete, wie die Liftplattform weitere Menschen nach unten beförderte. Seine Dschungeljäger und Drogensammler kümmerten sich am Fuß der Klippen um die Leute. Sie kannten die Wege durch die dichte und gefährliche Wildnis und wussten, wo sich die Notunterkünfte zwischen den metallisch-purpurnen Gewächsen verbargen.

Meldungen der Armada-Schiffe deuteten darauf hin, dass es nicht gut um die Orbitalstationen stand. Ein einsames überlebendes Kundschafterschiff übermittelte die Warnung, dass ein Dutzend Cymek-Einheiten zur Landung angesetzt hatte.

»Beeilt euch!«, schrie Venport. »Räumt die Stadt! Die Zauberinnen werden sich hier dem Kampf stellen.« Eine neue Gruppe wurde von der überlasteten, ratternden Plattform in den dichten Pilzdschungel hinuntergebracht. Venport scheuchte die Nachzügler auf einen Felsvorsprung, von wo sie abgeholt werden sollten. Plötzlich drangen glühend rote Projektile in die Atmosphäre und zogen ölig-schwarze Rauchfahnen hinter sich her.

»Schneller!«, rief Venport, dann rannte er in die Tunnel, um nach den letzten Versprengten zu suchen. Er wusste, dass ihm nur noch wenige Augenblicke blieben, um sich selbst in Sicherheit zu bringen.

79

Wir haben unser Leben, aber wir haben auch unsere Prioritäten. Zu viele Menschen erkennen diesen Unterschied nicht.

Zufa Cenva,
Vortrag vor den Zauberinnen

Die Schiffe der Cymeks stürzten krachend in den silbrig-purpurnen Dschungel und verkohlten die Pilzvegetation. Die Waffen spuckten Feuer und setzten das dichte Laub in Brand. Tiere flohen. Die Flammen breiteten sich schnell aus.

Mit lautem Ächzen und Knarren öffneten sich die Cymek-Schiffe, und die mechanischen Kampfkörper stiegen aus. Aus drei Einheiten kamen bewaffnete Gleiter, aus den übrigen krebsähnliche Laufmaschinen, die mit Waffen gespickt waren.

In seinem kantigen Flugkörper glitt Xerxes lautlos über dem Dschungel dahin und näherte sich der Enklave der telepathischen Zauberinnen. Er breitete die Flügel aus und nutzte die Aufwinde. »Ziel erfasst«, meldete er.

»Töte die Hexen für uns, Xerxes«, sagte Juno, während sie und Agamemnon ihre fliegenden Körper bereitmachten.

Mit zornerfüllter Stimme fügte Agamemnon hinzu: »Töte sie für *Barbarossa*!«

Xerxes schwebte zu den durchlöcherten Felswänden. Unter ihm rückten die beweglichen Kampfmaschinen der Neo-Cymeks vor. Sie brachen durch das Unterholz und zerstörten alles, was ihnen im Weg war.

In Sichtweite der Felsenstadt verharrte Xerxes einen Moment lang über dem polymerisierten Blätterdach, das einen kleinen Landeplatz für Hrethgir-Schiffe bildete, dann feuerte er fünfzehn Projektile ab. Die Hälfte schlug gegen die

harte Felswand und detonierte in grellen Blitzen, die Rauch und Gesteinstrümmer aufwirbelten. Der Rest drang in die Tunnel, in denen die Menschen wie Maden in morschem Holz lebten.

Sofort zog sich Xerxes wieder zurück und stieg über den Baumwipfeln höher. Als Agamemnon und Juno ihm folgten, rief er triumphierend: »Unser erster Erfolg! Jetzt können die Neo-Cymeks die Überlebenden in die Flucht schlagen.«

Auf mechanischen Beinen kämpften sich die Neo-Cymek-Fußsoldaten durch das Gestrüpp. Sie feuerten Plasmagranaten ab, um sich einen verkohlten Weg zu den Tunnelstädten freizuschießen. Das purpurne Laub ging in Flammen auf, die pilzartigen Bäume verwandelten sich in Feuersäulen, vor denen die tierischen Bewohner des Dschungels flüchteten. Majestätische Vögel erhoben sich in die Luft, und die Cymeks zerschossen sie zu Wolken aus glühenden Federn.

Obwohl er über den reibungslosen Verlauf der ersten Angriffswelle zufrieden war, wollte Agamemnon seine Mitkämpfer noch nicht beglückwünschen. Juno und er schwebten lautlos weiter, um den zweiten Luftangriff aus unterschiedlichen Richtungen zu starten. Unter ihnen hatten die Neo-Cymeks die Klippen erreicht, um die Zerstörung zu vollenden.

* * *

Zufa Cenva und ihre Zauberinnen machten sich in einem Raum bereit, den Aurelius Venport für seine geschäftlichen Konferenzen eingerichtet hatte. Keine der jungen Frauen zeigte Furcht, in ihren Gesichtern stand nur Zorn und Entschlossenheit. Während des vergangenen Jahres hatten sie ihrem Leben ein einziges Ziel gegeben, auch wenn es mit hoher Wahrscheinlichkeit den Tod zur Folge hatte.

»Für diesen Fall haben wir trainiert«, sagte Zufa. »Aber ich möchte euch keine Illusionen über unsere Erfolgschancen machen.« Sie war unsicher, bemühte sich aber trotzdem, Zuversicht zu verbreiten.

»Wir sind bereit, Meisterin Cenva«, antworteten die Frauen im Chor.

Sie atmete tief ein und beruhigte sich mit Hilfe der mentalen Disziplin, die sie in harter Arbeit ihren Schülerinnen beigebracht hatte.

Die Steinwände des Raumes zitterten, als die ersten Bomben einschlugen und sich Giftgaswolken in den Gängen ausbreiteten. Aurelius Venport hatte die Voraussicht besessen, alle Frauen mit Atemmasken auszustatten, während er die übrigen Bewohner der Stadt evakuierte. Zufa stellte überrascht fest, dass sie selbst überhaupt nicht an eine solche Vorsichtsmaßnahme gedacht hatte. Sie hoffte, dass es ihm gelungen war, sich in Sicherheit zu bringen, und er seine Zeit nicht damit vergeudet hatte, sich um seine Drogenvorräte zu kümmern.

Sie betrachtete nacheinander die eingeschworenen Frauen, deren Namen und Persönlichkeiten ihr bestens vertraut waren: Tirbes, die vielleicht zur besten Zauberin wurde, wenn sie lernte, ihre Fähigkeiten zu zügeln; die impulsive Silin; die erfinderische und unberechenbare Camio; Rucia, die sich streng an ihren eigenen Ehrenkodex hielt ... und viele mehr.

»Camio«, sagte sie. »Ich erwähle dich, den ersten Schlag auszuführen.«

Eine magere junge Frau mit langem strohblondem Haar stand auf. Auf ihrem Gesicht zeigte sich ein blutleeres Lächeln. »Es ist mir eine Ehre, Meisterin Cenva.«

Camio trat aus dem Kreis ihrer Schwestern, setzte die Atemmaske auf und verließ den geschützten Raum. Sie bewegte sich mit gleichmäßigen Schritten und begann mit der Meditation, durch die sie die in ihrem Gehirn schlummernden Kräfte weckte. Erstaunt bemerkte sie, dass sie in den steinernen Korridoren nirgendwo auf Leichen stieß. Offenbar war die Bevölkerung erfolgreich evakuiert worden. Damit hatten die Zauberinnen freie Bahn.

Der Boden war mit Trümmern übersät, die von Explosionen losgerissen worden waren. In grünlichen Schlieren

wehte Giftgas durch die Höhlen. Camio fürchtete nicht um ihr Leben, aber sie musste sich trotzdem beeilen.

Sie hörte das Pfeifen eines sich nähernden Projektils und presste sich gegen die Tunnelwand. Eine heftige Detonation erschütterte die Felsen. Die Schockwelle erfasste die Korridore und Wohnräume. Camio fand ihr Gleichgewicht wieder und kämpfte sich weiter. Ihr Schädel vibrierte unter der aufgestauten Energie. Die Möbel und Wandbehänge der Zimmer und Versammlungsräume, in denen sie ihr Leben verbracht hatte, würdigte sie keines Blickes.

Rossak war ihre Heimat. Die Maschinen waren ihre Feinde. Und Camio war nun eine Waffe.

Als sie einen Höhlenausgang erreichte und auf den brennenden Dschungel hinausschaute, erkannte sie drei krebsförmige Laufmaschinen mit schwer gepanzerten Gehirnbehältern, die wie Brutbeutel zwischen den Beinen hingen. Alle drei waren Menschen, die ihre Seele verkauft und den Denkmaschinen Treue geschworen hatten.

Aus dem Dschungel drang der Donner von Explosionen zu Camio herüber, das Röhren von Plasmaentladungen, die das purpurne Laub in Brand setzten. Gleitflieger näherten sich zu einem weiteren Angriff und versprühten Gift und Feuer. Dutzende von Neo-Cymeks marschierten auf die Klippen zu und machten alles dem Erdboden gleich.

Sie musste bis zum richtigen Moment warten, um gleichzeitig so viele Feinde wie möglich zu vernichten.

Von unten hörte Camio scharrende Geräusche. Die drei schnellsten Laufmaschinen kletterten die steile Felswand herauf. Sie benutzten Anker, die mit kleinen Sprengladungen ins Gestein getrieben wurden, und diamantenharte Greifklauen, mit denen sie sich festhielten.

Lächelnd betrachtete sie die drei Neo-Cymeks. Ihre flexiblen Beine schoben die waffengespickten Körper zu den Haupthöhlen hinauf. Camio stand allein im Eingang und stellte sich den feindlichen Cyborgs. Sie wusste, wann sie nahe genug waren.

Der erste Angreifer erhob sich, und sie sah die funkelnden optischen Fasern rund um die Waffenmündungen. Als der Cymek sie bemerkte, richtete er seine Flammenwerfer auf das neue Ziel.

Einen Sekundenbruchteil, bevor er das Feuer eröffnen konnte, ließ Camio die aufgestauten Energien ihres Geistes frei. Sie entfesselte einen mentalen Sturm, der die Gehirne der drei nächsten Neo-Cymeks verbrannte und zwei weitere schwer verletzte, die gerade mit dem Aufstieg zur Höhlenstadt begonnen hatten. Damit waren fünf Cymeks ausgeschaltet.

Ihr letzter Gedanke war, dass sie ihr Leben nicht umsonst geopfert hatte.

* * *

Nach Camio gingen noch vier weitere Zauberinnen hinaus, eine nach der anderen. Jedes Mal war es ein schwerer Verlust für Zufa Cenva. Ihre Schülerinnen waren für sie zu Töchtern geworden, und sie zu verlieren bereitete ihr tiefen, brennenden Schmerz. Aber sie gingen freiwillig und opferten ihr Leben, um den Angriff der Cymeks zurückzuschlagen. »Die Denkmaschinen dürfen nicht gewinnen.«

Silin, Zufas sechste Freiwillige, kehrte schließlich lebend, aber völlig verwirrt zurück. Ihre ansonsten milchweiße Haut war gerötet. Sie hatte sich mental auf den Tod vorbereitet, aber nichts mehr vorgefunden, was sie hätte vernichten können.

»Sie haben sich zurückgezogen, Meisterin Cenva«, meldete sie. »Die Cymeks kehren zu ihren Schiffen zurück. Die laufenden und fliegenden Kampfmaschinen haben sich auf den Rückweg zu ihren Landeplätzen gemacht.«

Zufa eilte durch die Trümmer zu einem Aussichtspunkt. Sie sah die verkohlten Überreste ihrer fünf gefallenen Freiwilligen. Die Frauen waren durch das mentale Feuer von innen verglüht. In ihrem Herzen spürte Zufa die vulkanische Hitze des Zorns und der Trauer. Sie beobachtete, wie

die schrecklichen Maschinen mit menschlichen Gehirnen wieder in ihre Raumschiffe stiegen und starteten.

Mit der Zeit würden die verstreuten Flüchtlinge zurückkehren, wenn Aurelius Venport sie wieder in die Stadt führte. Unter seiner Leitung würden die Menschen von Rossak die Höhlenstädte voller Stolz und Zuversicht wieder aufbauen, im Bewusstsein, dass sie die Denkmaschinen zurückgeschlagen hatten.

Daran musste Zufa Cenva sich festhalten. »Wir haben unsere eigene Definition für einen Sieg«, sagte sie laut.

* * *

Als sich die Schiffe der drei Titanen wieder der Roboterkampfflotte anschlossen, setzte Agamemnon seinen Bericht ab, bevor Juno oder der Narr Xerxes den Denkmaschinen Informationen verrieten, die er ihnen vorenthalten wollte. Der Cymek-General wollte die Wahrheit nach seinen Vorstellungen einfärben.

»Wir haben einen bedeutenden Erfolg erzielt«, erklärte Agamemnon den Wächteraugen. »Obwohl wir im Verlauf des direkten Angriffs auf Rossak einige Neo-Cymeks verloren haben, konnten wir mindestens fünf der mächtigen Zauberinnen tödlich verwunden.«

Über ihren privaten Kanal brachte Juno ihre Überraschung und Begeisterung zum Ausdruck, wie der General der Titanen die Ereignisse interpretierte. Xerxes schien immerhin erkannt zu haben, dass es besser war, wenn er schwieg.

»Wir haben der neuen parapsychischen Waffe der Hrethgir beträchtlichen Schaden zugefügt«, fuhr Agamemnon fort und verbreitete trotz der Katastrophe Zuversicht. »Damit dürfte ihre Schlagkraft erheblich eingeschränkt sein.«

In der Vergangenheit hatte er die Wahrheit in seinen Memoiren auf ähnliche Weise uminterpretiert und seine Version der Geschichte überliefert. Omnius würde seinen Bericht nie in Frage stellen, weil er mit den objektiven Tatsachen übereinstimmte.

»Und das Beste ist«, fügte Juno hinzu, »dass wir bei dieser Offensive keinen Titanen verloren haben. Die Neo-Cymeks lassen sich ersetzen.«

Die Flotte der Denkmaschinen zog sich zurück, nachdem die zwei Verteidigungsstationen im Orbit um Rossak schwer beschädigt worden waren und es an Bord Tausende von Toten gegeben hatte. Auf der Oberfläche brannten immer noch die Dschungel in den bewohnbaren Schluchten.

»Nach meiner Einschätzung kann Omnius den Angriff auf Rossak als uneingeschränkten Sieg verbuchen!«, sagte Agamemnon.

»Völlig richtig«, pflichteten Juno und Xerxes ihm bei.

80

Es scheint, als hätte es sich ein perverser Magier in den Kopf gesetzt, einen Planeten möglichst gründlich zu verderben ... und ihn zum Ausgleich mit Melange zu besäen.

Tuk Keedair,
aus einem Brief an Aurelius Venport

Wüstenmänner mit erbarmungslosen Augen verteilten sich auf strategisch wichtige Stellen in den heißen, staubigen Straßen von Arrakis City. Sie starrten durch schmale Schlitze in den schmutzigen Tüchern, die sie sich um die Köpfe gewickelt hatten, und hielten die Hände auf oder klingelten mit kleinen Glocken, während sie um Wasser bettelten. Tuk Keedair hatte so etwas noch nie gesehen.

Er war gezwungen gewesen, einen ganzen Monat hier zu bleiben, bis die Männer des Naibs Dhartha genügend Melange gesammelt hatten, um die Frachträume des Schiffs der Tlulaxa zu füllen. Keedair hatte sich gegen Bezahlung eine Unterkunft in Arrakis City verschafft, aber nach einer Woche hatte er beschlossen, dass er in seinem privaten Shuttle auf dem Raumhafen bequemer übernachten konnte. Er genoss es, den fragenden Blicken der anderen Gäste, den Kämpfen in den Korridoren, den Beamten und Bettlern aus dem Weg zu gehen. Wer allein war, musste sich keine Gedanken machen, ob er seinen Gefährten vertrauen konnte.

Arrakis stellte jeden, der ein einfaches Geschäft abschließen wollte, vor erhebliche Probleme. Er kam sich vor wie ein Schwimmer, der gegen eine mächtige Strömung kämpfte ... auch wenn kein Eingeborener dieser Wüstenwelt den Vergleich verstehen würde. Keedairs Sklavenjäger im Frachtschiff, das im Orbit geblieben war, wurden allmählich

unruhig, sodass er immer wieder hinauffliegen musste, um Streitigkeiten oder gewaltsame Auseinandersetzungen zu schlichten. Ein Tlulaxa wusste, wie man Verluste minimierte. Bereits zweimal hatte er die Geduld mit Besatzungsmitgliedern verloren, die in der Langeweile die Regeln des guten Benehmens vergessen hatten, und ihre Arbeitsverträge an geologische Erkundungsteams verkauft, die die freie Wüste erforschten. Falls es diesen Unruhestiftern irgendwie gelang, nach Arrakis City zurückzufinden, bevor das Frachtschiff mit einer vollen Gewürzladung startete, würden sie Keedair auf Knien bitten, ihn ins Thalim-System mitzunehmen.

Aber das war nicht sein einziges Problem. Obwohl Naib Dhartha angeblich zu Keedairs Geschäftspartner geworden war, vertraute der Zensunni-Anführer niemandem. Um die Sache zu beschleunigen, hatte der Tlulaxa-Händler angeboten, mit seinem Shuttle direkt an die Stellen zu fliegen, wo die Nomaden das Gewürz ernteten, aber darauf hatte sich der Naib nicht eingelassen. Dann wollte Keedair ihn und seinen Zensunni-Stamm von ihrer Siedlung in die Stadt bringen, damit ihnen der lange Wanderweg von ihrem Versteck in den Bergen erspart wurde. Aber auch diesen Vorschlag hatte Dhartha kategorisch abgelehnt.

Also musste Keedair Woche um Woche am Raumhafen warten, während kleine Gruppen von schmutzigen Wüstenratten in die Stadt kamen, gebeugt unter der Last schwerer Gewürzpakete. Er bezahlte sie in Raten und feilschte, wenn die Melange mit unmäßig viel Sand vermischt war, um das Gewicht künstlich zu erhöhen. Der Naib beteuerte seine Unschuld, aber Keedair bemerkte an ihm einen gewissen widerstrebenden Respekt vor einem Fremden, der sich nicht für dumm verkaufen ließ. Keedairs Frachträume füllten sich so langsam, dass er befürchtete, wahnsinnig zu werden.

Trotz aller Schwierigkeiten beruhigte Keedair seine gespannten Nerven, indem er immer neue Kostproben des Produkts zu sich nahm. Er fand Gefallen an Gewürzbier, Ge-

würzkaffee und an praktisch allem, das diese bemerkenswerte Zutat enthielt.

In seinen wenigen lichten Augenblicken stellte Keedair seine Entscheidung in Frage, auf dem Planeten zu bleiben. Vielleicht wäre es klüger gewesen, die geplante Sklavenjagd einfach abzuschreiben und zu den zivilisierten Welten der Liga zurückzukehren. Dort konnte er von vorn anfangen, sich irgendwo eine Ladung Sklaven beschaffen, um sie auf Poritrin oder Zanbar zu verkaufen oder die Tlulaxa-Farmen mit Organen zu versorgen.

Als er wieder einmal in seiner Privatkabine saß, strich Keedair gedankenverloren über seinen langen Zopf und schwor sich, sein gegenwärtiges Geschäft nicht aufzugeben. Wenn er jetzt einen Rückzieher machte, musste er für das laufende Jahr beträchtliche Verluste verbuchen. Dann verlangte es die Händlerehre, dass er sein wunderbares Haar abschnitt. Sein Stolz drängte ihn dazu, so lange wie möglich auf Arrakis zu bleiben.

Er verfluchte die trockene Umwelt, den allgegenwärtigen Geruch nach verbranntem Stein und die heulenden Stürme, die über die Berge und den Raumhafen hereinbrachen. Aber er liebte die Melange über alles! Tag für Tag saß Keedair allein in seinem Shuttle und konsumierte sie in großen Mengen. Er würzte damit sogar die verpackten Nahrungsmittelrationen, wodurch die fadesten Mahlzeiten köstlich wie Ambrosia schmeckten.

Im Drogennebel stellte er sich vor, wie er die Ware an reiche Adlige verkaufte, an Hedonisten auf Salusa Secundus, Kirana III und Pincknon – vielleicht sogar an die fanatischen Biowissenschaftler auf Tlulax. Er fühlte sich viel lebendiger und kräftiger, seit er regelmäßig Melange zu sich nahm, und es schien, dass sein Gesicht von Tag zu Tag entspannter und jünger aussah. Er blickte in einen beleuchteten Spiegel und musterte seine schmalen Züge. Das Weiß seiner Augen hatte seit kurzem eine unnatürliche Indigofärbung angenommen, als wäre verdünnte Tinte in die Sklera gesickert.

Auch Dharthas Wüstenmänner hatten diese unheimlichen völlig blauen Augen. Ein Einfluss der Umwelt dieses Planeten? Oder ein Anzeichen für regelmäßigen Melangekonsum? Er fühlte sich viel zu gut, um sich Sorgen zu machen, ob es sich um eine schädliche Nebenwirkung handelte. Vielleicht war es nur eine vorübergehende Verfärbung.

Er bereitete sich eine neue Tasse mit starkem Gewürzkaffee zu.

* * *

Am nächsten Morgen, als der sternenübersäte Himmel zu einem pastellfarbenen Sonnenaufgang verblasste, kam eine Gruppe von Nomaden zum Raumhafen. Sie wurden vom Naib Dhartha angeführt und schleppten Pakete voller Gewürz auf den Schultern.

Keedair eilte ihnen entgegen und blinzelte im hellen Morgenlicht. Dhartha war in einen staubigen weißen Reisemantel gehüllt und schien mit sich zufrieden zu sein. »Das ist die letzte Lieferung der von Ihnen bestellten Melange, Händler Keedair.«

Um die Form zu wahren, nahm er wahllos Proben aus den Paketen und bestätigte, dass sie tatsächlich frische, konzentrierte Melange enthielten, die direkt in der Wüste geernet und aus der der Sand herausgefiltert worden war.

»Wie immer ist Ihre Ware einwandfrei. Damit ist meine Ladung vollständig. Nun kann ich in die Zivilisation zurückkehren.«

Aber Keedair gefiel der Ausdruck in Dharthas Gesicht nicht. Er fragte sich, ob es für seine Männer vielleicht doch profitabler wäre, ein paar Höhlensiedlungen in der Wüste zu überfallen und einige dieser Sandratten zu Sklaven zu machen.

»Werden Sie zurückkehren, Händler Keedair?« Ein gieriges Glitzern drang durch die Dunkelheit hinter dem Indigo seiner Augen. »Wenn Sie mehr Melange benötigen, werde ich Sie gerne beliefern. Wir könnten eine umfassendere geschäftliche Vereinbarung treffen.«

Keedair brummte unverbindlich, da er dem Mann nicht zu viel Hoffnung auf künftige Handelsbeziehungen machen wollte. »Das hängt davon ab, ob ich diese Ladung mit nennenswertem Gewinn verkaufen kann. Das Gewürz ist in der Liga als Handelsware so gut wie unbekannt, und ich gehe ohnehin schon ein großes Risiko ein.« Er richtete sich auf. »Aber für diese Lieferung haben wir eine Vereinbarung getroffen, und ich stehe stets zu meinem Wort.«

Er zahlte Dhartha die restliche Summe aus. »Wenn ich zurückkehre, werden viele Monate ins Land gegangen sein, vielleicht sogar ein ganzes Jahr. Wenn ich Verlust mache, komme ich gar nicht wieder.« Er blickte mit angewiderter Miene über den heruntergekommenen Raumhafen, die Wüste und die zerklüfteten Berge. »Schließlich gibt es nichts anderes, das mich nach Arrakis locken könnte.«

Dhartha blickte ihm unverwandt in die Augen. »Niemand kennt die Zukunft, Händler Keedair.« Nachdem das Geschäft abgeschlossen war, verbeugte sich der Wüstenhäuptling und trat zurück. Die weiß gekleideten Männer beobachteten Keedair wie Geier, die ein sterbendes Tier erspäht hatten und darauf warteten, den Kadaver zu zerreißen.

Er kehrte ohne ein weiteres Abschiedswort in sein Shuttle zurück und war guter Dinge, dass dieses Geschäft einen beträchtlichen Profit abwerfen würde. Vielleicht ließ sich darauf sogar ein dauerhaftes Gewerbe gründen, das ihm weniger Ärger als der Handel mit widerspenstigen Sklaven eintrug.

Bedauerlicherweise erforderte das Geschäft, wie er es sich vorstellte, eine größere Kapitalinvestition, aber so viel Geld stand ihm nicht zur Verfügung. Doch er hatte bereits einen möglichen Investor im Sinn. Er war genau der Mann, den er brauchte, ein Kenner exotischer Drogen, ein Mann mit Vermögen und Visionen ... ein Unternehmer, der mit seiner Intelligenz das Potenzial eines solchen Geschäfts bestens beurteilen konnte.

Aurelius Venport von Rossak.

81

»Ich bin nicht böse«, sagte Shaitan. »Versuche nicht, Dinge zu etikettieren, die du nicht verstehst.«

Buddhislamisches Sutra

Während sich Serena um die kostbaren Topfblumen des Roboters kümmerte, beobachtete Erasmus sie mit ungebrochener Faszination.

Sie blickte unsicher auf, weil sie nicht wusste, wie weit sie bei ihm gehen durfte – oder sollte. »Wenn Sie die Menschen verstehen wollen, Erasmus, ist es nicht notwendig, so viel Grausamkeit an den Tag zu legen.«

Der Roboter wandte ihr sein Spiegelgesicht zu und verformte das Flussmetall zu einer überraschten Miene. »Grausamkeit? Das war nie meine Absicht.«

»Sie sind grausam, Erasmus. Ich erkenne es daran, wie Sie Ihre menschlichen Sklaven behandeln, wie Sie sie foltern und quälen, wie Sie sie zwingen, unter unwürdigen Bedingungen zu leben.«

»Ich bin nicht grausam, sondern nur neugierig, Serena. Ich darf mich der Objektivität meiner Forschungen rühmen.«

Sie stand hinter einem Blumentopf und hielt einen hellroten Strauß Geranien in der Hand, als könnte sie sich damit schützen, falls der Roboter plötzlich gewalttätig werden sollte. »So? Und was ist mit den Folterungen in Ihren Labors?«

Erasmus' Miene war undurchschaubar. »Das sind Untersuchungen, die ich unter strengen, kontrollierten Bedingungen durchführe. Sie dürfen die Labors niemals betreten, Serena. Ich verbiete es Ihnen. Ich möchte nicht, dass Sie meine Experimente stören.«

»Ihre Experimente mit den anderen Sklaven ... oder mit mir?«

Der Roboter antwortete lediglich mit einem gelassenen Lächeln.

Serena regte sich auf, weil sie wusste, für wie viel Leid er verantwortlich war, und weil sie selbst unter großer Verzweiflung litt, seit sie mit Xaviers Kind schwanger war. In einer Überreaktion warf sie den Blumentopf vom Sockel. Er zerschellte auf den harten glasierten Fliesen des Treibhauses.

Erasmus betrachtete den zerstörten Blumentopf, die verstreute Erde, die zerquetschten roten Blumen. »Im Gegensatz zu Menschen neige ich nicht zu wahlloser Zerstörungswut. Ich handle stets zweckmäßig.«

Serena hob das Kinn. »Aber Sie zeigen sich auch nie von der freundlichen Seite. Warum tun Sie nicht ausnahmsweise mal etwas Gutes?«

»Etwas Gutes?« Erasmus' Interesse schien geweckt. »Zum Beispiel?«

Die automatische Sprinkleranlage wurde aktiv und wässerte die Pflanzen mit einem Sprühregen. Serena wollte den Ansatz nicht verlieren und sagte: »Sie könnten zum Beispiel Ihre Sklaven besser ernähren. Nicht nur die privilegierten Trustees, sondern auch die Haushaltsdiener und die armen Schlucker, die Sie wie Tiere in den Baracken halten.«

»Und bessere Ernährung würde diesem Zweck dienen?«, fragte Erasmus. »Etwas Gutes zu tun?«

»Es würde einen Aspekt des Elends mindern. Was hätten Sie zu verlieren, Erasmus? Haben Sie Angst?«

Er ließ sich nicht von ihr provozieren, sondern sagte nur: »Ich werde darüber nachdenken.«

* * *

Vier Wachroboter fingen Serena ab, als sie durch die geräumige Villa spazierte. Mit schroffen Befehlen führten sie sie in den offenen Hof auf der Meeresseite. Die Roboter waren

mit eingebauten Projektilgeschützen bewaffnet und schienen nicht auf Konversation programmiert zu sein. Sie nahmen Serena in die Mitte und marschierten einfach los.

Sie versuchte, ihre Furcht zurückzudrängen. Sie wusste nie, was Erasmus in seiner brutalen Naivität als Nächstes aushecken mochte.

Draußen unter dem weiten blauen Himmel sah sie Vögel, die hoch über den Klippen kreisten. Sie roch das Salz des Ozeans und hörte das ferne Flüstern der Brandung. Zwischen den grünen Rasenflächen und gepflegten Sträuchern, hinter denen sich die Sklavenbaracken ausbreiteten, sah Serena zu ihrem Erstaunen lange Tische mit Hunderten von Stühlen. Roboter hatten hier im Freien ein üppiges Buffet aufgebaut – silbern glänzendes Besteck, Kelche mit Getränken in allen Farben und Teller, auf denen sich dampfendes Fleisch, bunte Früchte und süße Desserts häuften. Frische Blumensträuße standen in regelmäßigen Abständen auf allen Tischen und unterstrichen das opulente Bankett.

Hinter Barrikaden standen Massen von Sklaven, die mit unsicherem Blick, in dem sich Verlangen und Furcht mischten, auf das köstlich angerichtete Mahl starrten. Verlockende Düfte wehten in der leichten Brise zu ihnen hinüber.

Serena blieb verblüfft stehen. »Was soll das bedeuten?« Die vier Roboter gingen noch einen Schritt weiter, dann hielten sie ebenfalls an.

Erasmus kam zu ihr, den Ausdruck gepflegter Zufriedenheit auf dem Gesicht. »Es ist ein Festmahl, Serena. Ist es nicht wunderbar? Sie sollten entzückt sein.«

»Ich bin ... beeindruckt«, sagte sie.

Erasmus hob die Metallhände, worauf die Wachroboter die Absperrungen öffneten und die auserwählten Menschen aufforderten, näher zu treten. Die Sklaven begaben sich zu den Tischen, schienen aber ängstlich zu sein.

»Ich habe die Gruppe sorgfältig nach demographischen Aspekten zusammengestellt«, sagte Erasmus. »Sie besteht aus Vertretern sämtlicher Kasten – aus Trustees, Handwerkern, einfachen Arbeitern und Sklaven.«

Die Menschen nahmen Platz und saßen steif da. Sie starrten auf das Essen und bewegten nervös die Hände im Schoß. In allen Gesichtern stand Unruhe und Furcht, gemischt mit Verwirrung und Erstaunen. Viele Gäste machten den Eindruck, als wären sie nur ungern hier, weil offenbar niemand dem Hausherrn traute. Das Essen war bestimmt vergiftet, und alle würden unter schrecklichen Qualen sterben, während Erasmus sich sorgfältig Notizen machte.

»Essen Sie!«, sagte der Roboter. »Ich habe Sie zu diesem Festmahl eingeladen. Das ist meine gute Tat.«

Nun verstand Serena, was er damit bezweckte. »Das habe ich nicht gemeint, Erasmus. Ich wollte, dass Sie ihnen bessere Rationen geben, dass sich ihre tägliche Ernährung verbessert, damit sie gesünder werden. Mit einem einzigen Bankett bewirken Sie gar nichts.«

»Es verbessert mein Ansehen bei den Sklaven.« Einige Gäste hatten sich zögernd etwas auf die Teller gelegt, aber bisher hatte es noch niemand gewagt, einen Bissen zu nehmen. »Warum essen sie nicht? Ich habe mir alle Mühe gegeben.« Der Roboter sah Serena an und wartete auf eine Erklärung.

»Sie haben Angst vor Ihnen, Erasmus.«

»Aber jetzt bin ich doch nicht grausam.«

»Woher sollen sie das wissen? Wie können die Menschen Ihnen vertrauen? Sagen Sie mir die Wahrheit! Haben Sie das Essen vergiftet? Vielleicht nur bestimmte Speisen?«

»Eine interessante Idee, aber das gehört nicht zu diesem Experiment.« Erasmus war immer noch perplex. »Doch ein Beobachter beeinflusst häufig den Ausgang eines Experiments. Dieses Problem lässt sich nicht aus der Welt schaffen.« Dann verwandelte sich seine formbare Miene zu einem breiten Grinsen. »Es sei denn, ich werde selbst zu einem Teil des Experiments.«

Erasmus fuhr einen Tentakel mit einer Geschmackssonde aus, ging zum nächsten Tisch und tunkte die Spitze in verschiedene Soßen und Gerichte, um die Geschmacksnoten

chemisch zu analysieren. Die Menschen beobachteten ihn ängstlich.

Serena sah, dass viele hoffnungsvoll zu ihr schauten. Sie gelangte zu einer Entscheidung, lächelte beruhigend und hob die Stimme. »Hören Sie mir zu. Essen Sie und genießen Sie dieses Festmahl. Erasmus hat heute nichts Böses im Sinn. Es sei denn, er hat mich belogen.«

»Ich kann nicht lügen.«

»Ich bin überzeugt, dass Sie es lernen könnten, wenn Sie dieses Verhalten gründlich studieren würden.«

Serena trat an einen Banketttisch, nahm sich ein Stück Fleisch von einem Tablett und steckte es in den Mund. Dann ging sie um den Tisch herum, um hier eine Obstscheibe und dort einen Nachtisch zu probieren.

Die Menschen lächelten mit strahlenden Augen. Die junge Frau hatte die beruhigende Gegenwart eines Engels, während sie zu beweisen versuchte, dass es sich tatsächlich um ein köstliches Festmahl handelte. »Kommen Sie, meine Freunde, essen Sie! Ich kann Ihnen zwar nicht die Freiheit zurückgeben, aber wir können zumindest einen glücklichen Nachmittag miteinander verbringen.«

Wie Verhungerte stürzten sich die Gefangenen nun auf das Essen, bedienten sich reichlich, stöhnten vor Begeisterung, verschütteten Soße und leckten alles auf, um nichts zu vergeuden. Sie sahen Serena voller Dankbarkeit und Bewunderung an, was ihr das Herz erwärmte, weil sie froh war, zumindest ein klein wenig für diese bedauernswerten Menschen erreicht zu haben.

Zum ersten Mal hatte Erasmus versucht, etwas Gutes zu tun. Serena hoffte, ihn zu weiteren solchen Taten bewegen zu können.

Eine Frau kam zu ihr und zupfte sie am Ärmel. Serena schaute in große dunkle Augen in einem abgezehrten, aber hoffnungsvollen Gesicht. »Wie ist Euer Name?«, fragte die Sklavin. »Wir müssen es wissen. Wir werden den anderen sagen, was Ihr hier für uns getan habt.«

»Ich bin Serena«, sagte sie. »Serena Butler. Und ich habe

Erasmus gebeten, Ihre Lebensbedingungen zu verbessern. Er wird dafür sorgen, dass Sie jeden Tag besseres Essen erhalten.« Sie blickte sich zu dem Roboter um und kniff die Augen zusammen. »So ist es doch, oder?«

Der Roboter antwortete ihr mit einem stillen Lächeln, als wäre er äußerst zufrieden – nicht über seine gute Tat, sondern über die interessanten Beobachtungen, die er hatte machen können. »Wenn Sie es wünschen, Serena Butler.«

82

Es liegt am verführerischen Wesen der Maschinen, dass wir glauben, technische Fortschritte seien stets mit Verbesserungen verbunden und ein Segen für die Menschheit.

Primero Faykan Butler,
Erinnerungen an den Djihad

Nachdem er seinen inkompetenten Rechnern die Schuld am Versagen des Metallresonators gegeben hatte, konnte Tio Holtzman dieses Projekt ohne Gesichtsverlust aufgeben. Er hatte insgeheim erkannt, dass der Generator niemals gezielt eingesetzt werden konnte, um einen Roboter ohne ungewollte Kollateralschäden zu zerstören.

Mit leisem Verdruss hatte Lord Bludd darauf gedrängt, dass sein großer Erfinder sich anderen Ideen widmete. Obwohl es ein vielversprechendes Konzept gewesen war ...

Der Wissenschaftler beschäftigte sich wieder mit seinem Störfeld, das die komplexen Gelschaltkreise der Denkmaschinen funktionsunfähig machte. Andere Ingenieure arbeiteten weiter an den mobilen Störfeldprojektoren, die von Bodentruppen eingesetzt werden konnten. Holtzman jedoch hatte das Gefühl, dass sich noch mehr daraus machen, nämlich das Prinzip des Störfelds sich für eine stärkere Barriere oder andere Arten von Waffen benutzen ließe.

Er stürzte sich in die Arbeit und ging Norma aus dem Weg (wegen ihrer unangenehmen Angewohnheit, ihn ständig auf seine Fehler hinzuweisen). Er wollte die Stärke und Reichweite des Feldes vergrößern und rang mit den Gleichungen, als müsste er ihnen seinen Willen aufzwingen. Er musste das Schlupfloch schließen, das den Cymeks ermöglicht hatte, Salusa Secundus anzugreifen.

Er dachte gleichzeitig an Offensiv- und Defensivwaffen und jonglierte mit den Ideen herum, als wären es Spielzeuge. Grundsätzlich wusste Holtzman, dass eine totale Zerstörung des Feindes auf direkte Weise möglich war, wenn es der Liga gelang, an Omnius' Verteidigungseinrichtungen vorbeizukommen. Durch eine Bombardierung mit einer großen Anzahl altertümlicher Atomsprengköpfe ließen sich die Synchronisierten Welten auslöschen – aber gleichzeitig würden Milliarden versklavter Menschen getötet. Also war es keine realisierbare Lösung.

In seinem kleinen Planetarium, das er über eine schmale Wendeltreppe erreichte, rief Holtzman die holographische Darstellung eines großen Mondes auf, der einen wasserreichen Planeten umkreiste. Die Bahn des Mondes zog sich zu einer langen Ellipse auseinander, bis er der Schwerkraft seines Mutterplaneten entkam und durch das imaginäre Sonnensystem taumelte. Schließlich stieß er mit einer anderen Welt zusammen, wodurch beide Himmelskörper völlig zerstört wurden. Der Wissenschaftler runzelte die Stirn und schaltete das Bild ab.

Etwas zu zerstören war einfach. Etwas zu bewahren war wesentlich schwieriger.

Holtzman hatte überlegt, ob er Norma in seine neue Arbeit einweihen sollte, aber die junge Frau bereitete ihm Unbehagen. Angesichts seiner früheren Erfolge schämte er sich, dass seine mathematische Intuition ihrer unterlegen war. Sie hätte natürlich liebend gerne an seinen Plänen mitgearbeitet, aber er wollte sein geistiges Eigentum nicht aus der Hand geben. Er wollte wieder einmal ganz allein etwas zustande bringen, indem er strikt den Rechenergebnissen folgte.

Aber warum hatte er Norma von Rossak geholt, wenn er ihre Fähigkeiten nicht nutzte? Verärgert über seine Unentschlossenheit stellte Holtzman den Planetenprojektor auf das Regal zurück. Es war Zeit, sich wieder der Arbeit zu widmen.

Ein Dragoner marschierte mit klirrender Goldschuppenuniform in den Raum. Er lieferte einen Stapel Berechnungen ab, die Ergebnisse der letzten Simulation.

Holtzman musterte die Zahlen und überflog die Rechenschritte. Er hatte seine grundlegende Theorie mehrmals überarbeitet, und nun hatten die Rechner endlich die Resultate erbracht, die er benötigte. Aufgeregt schlug er mit der Hand auf den Tisch und brachte die Papierstapel durcheinander. *Ja!*

Zufrieden ordnete er die Unterlagen nach Notizen, Skizzen und Blaupausen. Dann breitete er die Berechnungen wie die Teile einer Schatzkarte vor sich aus – und dann rief er Norma Cenva. Als sie eintraf, erklärte er ihr stolz, was er geleistet hatte. »Bitte! Ich fordere Sie auf, meine Resultate zu begutachten.«

»Das würde ich sehr gerne tun, Weiser Holtzman.« Norma ließ kein Anzeichen von Konkurrenzdenken erkennen, kein egoistisches Streben nach Ruhm. Darüber war Holtzman sehr froh. Trotzdem fühlte er sich beklommen und holte tief Luft.

Ich habe Angst vor ihr. Dieser Gedanke gefiel ihm ganz und gar nicht, und er versuchte ihn zu verdrängen.

Sie stieg auf einen Hocker und tippte sich gegen das kantige Kinn, während sie die Gleichungen durchsah. Holtzman ging in seinem Labor umher und blickte sich immer wieder über die Schulter um, aber sie ließ sich nicht irritieren – nicht einmal, als er gegen einen Stapel Resonanzprismen stieß.

Norma nahm die neuen Ideen wie in hypnotischer Trance in sich auf. Er war sich nicht sicher, wie ihr Geist funktionierte, aber er funktionierte. Schließlich kehrte sie aus der Welt der Abstraktionen zurück und legte die Papiere beiseite. »Es ist in der Tat ein neuartiges Schutzfeld, Weiser. Ihre Modifikationen der Grundgleichungen sind innovativ, und selbst ich habe Schwierigkeiten, alle Details zu verstehen.« Sie lächelte ihn an und wirkte sehr mädchenhaft. Und er bemühte sich, nicht vor Erleichterung und Stolz zu platzen.

Doch dann veränderte sich zu seiner Bestürzung ihr Tonfall. »Allerdings bin ich nicht überzeugt, dass Ihre vorgesehene Anwendung praktikabel ist.«

Ihre Worte fielen wie heiße Bleitropfen auf seine Haut. »Was wollen Sie damit sagen? Dieses Feld zerstört gleichzeitig Gelschaltkreise und eindringende Körper.«

Norma fuhr mit dem Finger über eine Serie von Gleichungen auf dem dritten Blatt. »Der wesentliche Begrenzungsfaktor ist der Radius der effektiven Projektion, hier und hier. Ganz gleich, wie viel Energie Sie in den Schildgenerator pumpen, Sie können das Feld nicht über eine bestimmte konstante Größe ausweiten. Mit einem solchen Feld lassen sich wunderbar Raumschiffe und große Gebäude schützen, aber es lässt sich nie an die Ausmaße eines Planeten anpassen.«

»Könnten wir vielleicht mehrere kleine Felder staffeln?«, fragte Holtzman in besorgtem Tonfall. »Die sich gegenseitig überlappen?«

»Vielleicht«, erwiderte Norma, jedoch ohne sonderlichen Optimismus. »Aber das Überraschende ist für mich dieser Punkt, die Geschwindigkeitsvariable.« Sie kreiste mit der Fingerspitze eine andere Stelle der Berechnungen ein. »Wenn Sie diese Gleichung überarbeiten ...« – sie nahm sich ein Rechengerät, drehte in schneller Folge einige Räder und betätigte eine Kurbel – »und den Geschwindigkeitsfaktor von der Wirksamkeit des Schildes trennen, ergibt sich ein neuer Zusammenhang. Das heißt, es gibt einen Minimalwert für die Geschwindigkeit, bei dem die Schutzwirkung des Schildes auf Null sinkt.«

Holtzman starrte sie an und bemühte sich, ihren Überlegungen zu folgen. »Und was heißt das konkret?«

Norma verlor keinen Moment die Geduld mit ihm. »Mit anderen Worten, wenn sich ein Projektil *langsam* genug bewegt, kann es Ihren Schild durchdringen. Es hält ein schnelles Geschoss auf, aber alles, das sich mit einer Geschwindigkeit unterhalb des Schwellenwertes bewegt, geht hindurch.«

»Wer käme schon auf die Idee, im Kampf langsam fliegende Geschosse einzusetzen?«, sagte Holtzman und nahm die Papiere ärgerlich an sich. »Befürchten Sie, jemand könnte durch den Wurf eines Apfels verletzt werden?«

»Ich diskutiere lediglich die Konsequenzen der mathematischen Gleichungen, Weiser.«

»Also lassen sich durch meinen Schild nur kleinere Objekte schützen, und nur gegen schnelle Projektile. Ist es das, was Sie sagen wollen?«

»Nicht ich sage es, Weiser Holtzman, sondern Ihre Gleichungen.«

»Es muss eine praktische Anwendungsmöglichkeit geben. Ich wollte Ihnen nur den Stand meiner Arbeit zeigen. Ich bin überzeugt, dass Sie uns schon bald mit einem eigenen spektakulären Durchbruch überraschen werden.«

Norma schien nichts von seiner Pikiertheit zu bemerken. »Könnte ich eine Kopie davon bekommen?«

Holtzman tadelte sich stumm, weil er so kleinlich und gelegentlich sogar unproduktiv war. »Ja, ja, ich werde die Rechner beauftragen, eine für Sie anzufertigen. Ich ziehe mich eine Weile zur Kontemplation zurück. Vielleicht bin ich mehrere Tage nicht erreichbar.«

»Ich werde hierbleiben«, sagte Norma, ohne den Blick von den Berechnungen abzuwenden, »und weiter daran arbeiten.«

* * *

Holtzman ging auf dem luftigen Deck der prächtigen Barke auf und ab und grübelte über Möglichkeiten nach. Das Wasser des Flusses strich an der Seite des Schiffes vorbei und roch nach Metall und Schlamm.

Eine Gruppe von Urlaubern, die im überdachten Heckbereich Wein trank und Lieder sang, lenkte ihn mit ihrem Lärm ab, während sie sich flussaufwärts bewegten. Als eine Frau den berühmten Wissenschaftler erkannte, forderte die ganze Gruppe ihn auf, sich zu ihnen an den Tisch zu setzen, was er tat. Nach einem guten Abendessen gaben sie sich gemeinsam teurem Wein und einigermaßen intelligenten Gesprächen hin. Er sonnte sich in ihrer Bewunderung.

Doch mitten in der Nacht nahm er seine Arbeit wieder auf, weil er nicht schlafen konnte.

Er klammerte sich an seine vergangenen Erfolge und erinnerte sich daran, wie ihm die Ideen mühelos zugeflogen waren. Er wollte sein neuestes Projekt nicht aufgeben. Sein innovativer Schild besaß ein erstaunliches Potenzial, aber vielleicht dachte er in den falschen Bahnen. Seine Leinwand war groß und seine Vorstellung vage, und er hatte zu breite Pinselstriche gezogen.

Musste er sich überhaupt den Kopf zerbrechen, einen kompletten Planeten zu schützen? War das wirklich notwendig?

Es gab noch andere Methoden der Kriegsführung, zum Beispiel den Kampf mit Bodentruppen, wenn die Menschen ihre gefangenen Brüder und Schwestern auf den Synchronisierten Welten befreiten. Massive, planetenweite Angriffe forderten viele Todesopfer. Da sich eine künstliche Intelligenz unbegrenzt vervielfältigen konnte, würde Omnius niemals kapitulieren, nicht einmal angesichts einer überwältigenden militärischen Überlegenheit. Der Allgeist wäre nahezu unangreifbar ... es sei denn, Einsatzkommandos konnten direkt in ein Kontrollzentrum der Maschinen eindringen, wie sie es auf Giedi Primus getan hatten.

Über dem Deck der Flussbarke funkelten die Sterne am Himmel. Holtzman starrte nach vorn auf die steilen Felswände des Isana-Canyons, einer tiefen Schlucht, die vom Fluss geschaffen worden war. Er hörte das leise Rauschen einer Stromschnelle, der sie sich näherten, aber er wusste, dass die Barke sie durch einen sicheren Seitenkanal umfahren würde. Er ließ seine Gedanken treiben.

Kleinere Schilde ... individuelle Schilde. Auch wenn die unsichtbare Rüstung keine langsamen Projektile aufhalten konnte, wäre sie ein guter Schutz gegen die meisten militärischen Waffen. Und die Maschinen mussten nie von dieser Schwachstelle erfahren.

Individuelle Schilde.

Es wäre zwar kein allzu spektakulärer und ruhmreicher Erfolg, aber das neue Verteidigungssystem mochte sich trotzdem als nützlich erweisen. Vielleicht würde es sogar

Milliarden das Leben retten. Die Menschen konnten diese Schilde zu ihrem persönlichen Schutz tragen. Einzelpersonen würden wie kleine Festungen fast jedem Angriff standhalten.

Atemlos kehrte er in seine luxuriöse Kabine auf dem Oberdeck zurück, deren Arbeitsraum durch einen von Normas Leuchtgloben erhellt wurde. Bis zum Morgen formulierte er seine Gleichungen immer wieder um. Schließlich begutachtete er seine Resultate mit müden, tränenden Augen und gab seiner Entdeckung voller Stolz den Namen »Holtzman-Effekt«.

Ja, das klingt wirklich nicht schlecht.

Er würde einen schnellen Transporter anfordern und sich nach Starda zurückbringen lassen. Er konnte es nicht abwarten, den verblüfften und ehrfürchtigen Ausdruck auf Normas Gesicht zu sehen, wenn sie sein wahres Genie anerkennen musste – und die Tatsache, dass er es nie verloren hatte.

83

Das ist nicht mein Problem.

Redensart von der Alten Erde

An den Granitwänden des engen Flusscanyons hingen die Sklaven – hauptsächlich Jungen wie Ishmael und Aliid – in Gurten über dem tiefen Abgrund. Sie waren weit von den Aufsehern entfernt, die sie hätten belauschen können, aber hier gab es keine Hoffnung auf Flucht. Hier ging es nur nach unten, ins brodelnde Wasser am Fuß der Felswand.

Der Isana hatte wie ein Messer eine tiefe Schlucht ins Land geschnitten. Der Stein war so glatt, dass kein Strauch oder Kraut in der Wand Wurzeln schlagen konnte. Obwohl der Fluss schnell und die Fluten tückisch waren, stellte dieser Flaschenhals einen wichtigen Abschnitt der Schiffshandelsroute dar. Frachter aus den kontinentalen Ebenen, die mit Getreide, fermentiertem Grassaft, Blumen und Gewürzen beladen waren, kamen durch diese Enge.

Lord Bludd hatte beschlossen, ein gigantisches Mosaik an einer Schluchtwand anbringen zu lassen, das an die Triumphe seiner Adelsfamilie erinnern sollte. Am nördlichen Ende begann das Kunstwerk mit idealisierten Darstellungen seines Vorfahren Sajak Bludd, während im Süden eine große Fläche für die Leistungen künftiger Lords von Poritrin freigehalten wurde.

Ishmael, Aliid und ihre Gefährten wurden zur Arbeit am Mosaik gezwungen. Künstler hatten bereits mit Lasern ein Muster in die Wände graviert, und die Jungen deckten die Flächen nun systematisch mit Kacheln ab – die schließlich wie Pixel ein farbenfrohes Bild ergeben würden. Gerüste hingen an der Wand und waren mit Kacheln in geometri-

schen Formen beladen, die aus Flusston gebrannt und mit Gesteinsfarben von Hagal glasiert worden waren.

Von den Booten tief unten in der Schlucht würde das Wandbild ein atemberaubender Anblick sein. Doch wenn er im Geschirr ganz nahe davor hing, konnte Ishmael keine Zusammenhänge mehr erkennen. Er sah nur ein verwirrendes Wabenmuster aus verschiedenfarbigen Kacheln, die mit übelriechenden Epoxidklebern befestigt wurden.

Aliid, der neben ihm in den Gurten hing, hämmerte auf die Kacheln ein, um sie passend zu machen. Die Schlucht hallte wider vom Lärm von Gesteinssägen und den Schlägen von Hämmern und Meißeln. Aliid beklagte sein gestohlenes Leben und sang während der Arbeit ein Lied von IV Anbus. Ishmael stimmte mit einer ähnlichen Ballade von Harmonthep ein.

Zehn Meter unter ihnen arbeitete ein Junge namens Ebbin und improvisierte einen Gesang, der seine Heimatwelt Souci beschrieb, einen bewohnbaren Mond, der so abgelegen war, dass weder Aliid noch Ishmael je davon gehört hatten. Wie es schien, waren die Tlulaxa-Sklavenhändler sehr geschickt darin, versprengte buddhislamische Gruppen ausfindig zu machen, ob sie nun zu den Zensunni oder den Zenschiiten gehörten.

An langen Seilen und Geschirren hängend konnten sich die Jungen wesentlich besser und effektiver bewegen als erwachsene Männer oder Frauen. Sie kletterten an der Granitwand entlang und befestigten farbige Kacheln, während der kühle Wind durch die Schlucht pfiff. Die Aufseher erwarteten keine Schwierigkeiten.

Doch sie täuschten sich.

Voller Wut auf ihr Schicksal wiederholte Aliid häufig die trotzigen Worte von Bel Moulay. Der charismatische Führer der Zenschiiten träumte von einer Zeit, in der die Sklaven ihre Ketten abschüttelten, wieder in Freiheit lebten und nach IV Anbus oder Harmonthep oder sogar zum geheimnisvollen Mond Souci zurückkehrten. Ishmael hörte sich geduldig die unsinnigen Reden an, wollte Aliids Zorn aber nicht zusätzlich durch Kritik schüren.

Er erinnerte sich an seinen mitfühlenden Großvater und wollte Pazifist bleiben. Ihm war bewusst, dass er es vielleicht nicht mehr erlebte, wenn die Sklaven sich gegen ihre Herren erhoben. Aliid wollte nicht so lange warten. Er war der Ansicht, dass die Gefangenen Vergeltung üben mussten, wie es Bel Moulay in seinen leidenschaftlichen Reden versprach ...

Auf der anderen Seite des Canyons traf der extravagante Lord Bludd mit seinem adligen Gefolge auf der Aussichtsplattform ein. Er selbst hatte die Entwürfe angefertigt, die von Künstlern umgesetzt worden waren, und er kam zu regelmäßigen Besuchen, um die Arbeit zu inspizieren. Jede Woche wurde die Aussichtsplattform ein Stück weiter versetzt, während sich das gewaltige Mosaik langsam über die Granitklippen ausbreitete. Eskortiert von goldenen Dragonerwachen beglückwünschte der Aristokrat die Projektleiter.

An dieser Stelle zeigte das Wandbild, wie sein Urgroßvater Favo Bludd einzigartige Kunstwerke auf den weiten grasbewachsenen Prärien angelegt hatte, geometrische Muster aus Blumen und Pflanzen, die zu verschiedenen Jahreszeiten blühten. Aus der Luft betrachtet veränderten sich die kurzlebigen Bilder wie ein Kaleidoskop. Jedes Jahr keimten neue Blumen, deren Samen vom Wind verteilt wurden, sodass sich die Farben der Palette allmählich vermischten.

Für Bludd und seine murmelnden Kriecher sahen die Sklavenjungen wie Insekten aus, die an der gegenüberliegenden Wand entlangkrabbelten. Er hörte den Arbeitslärm und ihre schwachen, hellen Stimmen.

Die Arbeit kam gut voran. Gigantische Gestalten, Gesichter und Raumschiffe überzogen den Granit, die epische Darstellung der Besiedlung von Poritrin und der gezielten Vernichtung aller Computer, worauf sich eine ländlich geprägte Kultur ausbreitete, die von Sklavenarbeit abhängig war.

Als Mann, der stolz auf seine Tradition war, kannte Bludd die Gesichter seiner Vorfahren genau. Doch als er das Spiel von Licht und Farbe im unvollendeten Mosaik betrachtete,

stellte er fest, dass er mit dem Gesicht des alten Favo unzufrieden war. Das Muster folgte zwar exakt dem Bild, das auf den Fels graviert worden war, aber das überlebensgroße Resultat gefiel Niko Bludd nicht mehr. »Finden Sie nicht auch, dass dieses Gesicht nur wenig Ähnlichkeit mit Lord Favo hat?«

Unverzüglich stimmten ihm alle seine Begleiter zu. Er rief den Projektleiter herbei, erklärte ihm das Problem und ordnete an, alle Kacheln zu entfernen, die Lord Bludd darstellten, bis ein besserer Entwurf angefertigt worden war.

Der Vorarbeiter zögerte nur kurz, dann nickte er.

* * *

Ishmael und Aliid stöhnten gleichzeitig auf, als die unglaubliche Anweisung sie erreichte. An ihren Seilen glitten sie über die bereits fertig gestellte Fläche zurück. Ishmael hing vor dem gewaltigen Muster, das ein Auge des Adligen bildete.

Zornig setzte Aliid seine Schutzbrille auf und schlug wie befohlen mit dem Hammer auf die Kacheln ein. An seiner Seite begann auch Ishmael mit dem Zerstörungswerk. Ironischerweise war es viel anstrengender, die Kacheln zu entfernen als sie anzubringen. Der Epoxidkleber war härter als der Granit, sodass ihnen keine Wahl blieb, als das Mosaik zu zerschlagen und die Scherben in den Fluss regnen zu lassen.

Aliid schimpfte über die Sinnlosigkeit ihrer Bemühungen. Es war schlimm genug, ein Sklave zu sein, aber es machte ihn rasend, noch einmal von vorn anfangen zu müssen, nur weil irgendein arroganter Herr es sich anders überlegt hatte. Er schlug kräftiger als nötig mit dem Hammer zu, als würde er sich vorstellen, die Köpfe seiner Feinde zu zerschmettern – so kräftig, dass der Rückprall ihm das Werkzeug aus der Hand riss. Der Hammer stürzte in die Tiefe, und er rief: »Passt auf da unten!«

Der junge Ebbin versuchte sich aus der Flugbahn zu bringen, doch seine Hände und Füße rutschten immer wieder

ab, während er sich über den glatten Fels schob. Der Hammer traf ihn an der Schulter und zerriss den Brustgurt seines Geschirrs.

Ebbin kippte mit gebrochenem Schlüsselbein aus der Halterung. Er schrie und strampelte und klammerte sich an die letzte Schlaufe, die sich tief in seinen rechten Unterarm schnitt. Seine Füße fanden keinen Halt an den glasierten Mosaikkacheln.

Ishmael versuchte sich zur Seite zu bewegen, um an das straff gespannte Seil heranzukommen, an dem Ebbin hing. Aliid bemühte sich genauso verzweifelt, nach unten zu gelangen, um dem Jungen von Souci helfen zu können.

Ebbin strampelte und schlug um sich. Er ließ ebenfalls seinen Hammer fallen, der in den schäumenden Wasserstreifen tief unter ihnen fiel. Ishmael packte das Seil und hielt es fest, wusste aber nicht, was er sonst noch für den Jungen tun konnte.

Über ihnen zogen Sklaven Ebbins Seil hinauf. Doch Ebbins linker Arm hing schlaff herab. Mit gebrochenem Schlüsselbein konnte er nur wenig ausrichten. Dann verklemmte sich das Seil an einem kleinen Felsvorsprung. Ishmael bemühte sich mit zusammengebissenen Zähnen, es wieder freizubekommen. Der Junge war jetzt nur noch einen Meter unter ihm.

Verzweifelt streckte Ebbin eine Hand empor, doch es reichte noch nicht. Ishmael versuchte sich ihm zu nähern, während er gleichzeitig weiter das Seil festhielt.

Plötzlich kam ein bestürzter Ruf von den Arbeitern am oberen Rand der Schlucht. Ishmael hörte den Knall, mit dem das Seil riss, und spürte gleichzeitig, wie es schlaff wurde.

Er geriet ins Schaukeln und klammerte sich an seine Gurte. Das geflochtene Seil, an dem Ebbin hing, glitt ihm durch die geballte Faust und verbrannte seine Haut. Ebbin streckte sich trotz seiner Verletzung noch einmal empor, doch seine Finger verfehlten Ishmaels um Haaresbreite. Dann stürzte der Junge ab, mit aufgerissenem Mund und

fassungslosem Blick in den Augen. Das zerfranste Ende des Seils sauste durch Ishmaels aufgeschürfte Hände.

Ebbin fiel auf den Isana zu. Das dünne Band des brodelnden Wassers lag so tief unter ihm, dass Ishmael es nicht einmal aufspritzen sah ...

Aliid und Ishmael wurden nach oben gezogen, wo der Aufseher murrend ihre Verbrennungen und anderen Wunden versorgte.

Ishmael wurde übel, und er hätte sich beinahe übergeben. Aliid war sehr schweigsam und schien sich seiner Schuld bewusst zu sein. Doch der Projektleiter hatte kein Mitgefühl und schrie zu den anderen Jungen hinunter, dass sie mit der Arbeit weitermachen sollten.

84

Gibt es eine Obergrenze für die Intelligenz der Maschinen und eine Untergrenze für die Dummheit der Menschen?

Bovko Manresa,
Erster Viceroy der Liga der Edlen

Von allen Ärgernissen, die das menschliche Ungeziefer der Erde zu verantworten hatte, war für Ajax der Ungehorsam am unverzeihlichsten.

Das Opfer winselte und jammerte und wehrte sich flehend gegen seine Fesseln, während der Titan auf und ab marschierte. Die Schritte seiner geschmeidigen Beine hallten laut durch den großen Saal. Er hatte den Vorarbeiter beim versuchten Verrat ertappt, eine künstliche Hand ausgebildet und damit den rechten Bizeps des Mannes gepackt, um ihn von seinen Arbeitern fortzuzerren.

Die Sklaven hatten ihre Tätigkeiten eingestellt und voller Entsetzen und Mitleid auf ihren Aufseher gestarrt, der nun den Zorn des Ajax zu spüren bekam. Im Schatten der Monumente zog der Cymek mit seinem verängstigten Gefangenen durch die Straßen und brachte ihn schließlich in ein leeres Gebäude mit quadratischen Fassadenelementen – in den Höchsten Gerichtshof.

Eine angemessene Wahl, fand Ajax.

Wie so viele der großen Gebäude im zentralen Stadtnetz der Erde war auch dieses lediglich eine Theaterkulisse, die Erhabenheit und Großartigkeit vermitteln sollte. Im Innern war der Höchste Gerichtshof leer, eine Hülle ohne Einrichtungen. Es gab nur einen Fußboden aus Plastbeton.

Ajax konnte hier ungestört ein ausführliches Verhör des Verräters führen. Allein die Idee einer Revolte der Sklaven

amüsierte ihn, weil sie so naiv und absurd war, insbesondere die Vorstellung, dass sich ein Trustee für einen solchen Unsinn hergeben könnte.

Mit einem Elektrodenimpuls konzentrierte er seine Myriaden optischer Fasern auf den winselnden Gefangenen. Der Mann hatte sich in die Hosen gemacht und schluchzte jämmerlich. Was er sagte, waren eher Entschuldigungen als Unschuldsbeteuerungen. Es bestand kein Grund zur Eile. Ajax konnte noch viel Vergnügen mit diesem Kerl haben.

»Du hast den Plan gefasst, die Herrschaft der Denkmaschinen zu brechen.« Der Titan sprach mit tiefer und fester Stimme. »Du hast dir Geschichten von einer weit verbreiteten Widerstandsbewegung ausgedacht, mit dem irrigen Ziel, die Sklaven zum Aufstand anzustacheln und irgendwie eine märchenhafte Unabhängigkeit von Omnius zu erlangen.«

»Das ist nicht wahr«, jammerte der Mann. »Ich schwöre, dass ich nicht wusste, was ich tat. Ich habe nur Anweisungen ausgeführt. Ich habe Botschaften erhalten ...«

»Du hast Botschaften erhalten, in denen du zur Revolte aufgefordert wurdest, und du hast es mir nicht gemeldet?« Als Ajax unheilvoll lachte, verlor der Mann die Kontrolle über seine Blase. »Stattdessen hast du das Gerücht heimlich unter deinen Arbeitern verbreitet.«

Für die Verhetzung gab es eindeutige Beweise, und Ajax erwartete, belohnt zu werden, weil er sich um das Problem kümmerte. Schließlich sah Omnius alles. Wenn es ihm gelang, so überlegte der Cymek, diesen Keim der Revolte im Ansatz zu ersticken, kam er vielleicht sogar in den Genuss einer besonderen Prämie, zum Beispiel die Gelegenheit zu einem spektakulären Gladiatorenkampf, wie es Barbarossa und Agamemnon erreicht hatten.

»Wir müssen ein ordnungsgemäßes Verhör durchführen.« Ajax trat auf den flexiblen, gepanzerten Beinen einen Schritt vor und bewegte die insektenartigen Arme. Er packte das linke Handgelenk seines Gefangenen und hielt es mit metallhartem Griff fest. »Nenne uns deinen Namen.«

Der Trustee heulte und flehte und wollte sich ihm entziehen. In einem Wutanfall schloss Ajax die kräftigen Klauen und trennte die Hand vom Arm ab. Der Mann schrie auf, und Blut schoss aus dem Stumpf. Ein beträchtlicher Teil spritzte auf die optischen Fasern des Cymeks. Ajax fluchte stumm. Er hatte nicht beabsichtigt, diesem Menschen so viel Schmerz zuzufügen, bevor er die Chance erhalten hatte, ein paar einfache Fragen zu beantworten.

Während der Vorarbeiter weiter schrie und um sich schlug, aktivierte Ajax einen blauen Flammenstrahl und verkohlte das durchtrennte Handgelenk. »So, jetzt ist die Wunde kauterisiert.« Ajax wartete, dass der Mann eine Spur von Dankbarkeit erkennen ließ. »Jetzt beantworte meine Frage. Wie ist dein Name?«

Ajax formte eine zweite gefährlich aussehende Klaue aus dem Morphmetall an der Spitze einer Gliedmaße und griff nach der anderen Hand des Mannes. Der Vorarbeiter heulte hemmungslos, aber er besaß noch genügend Geistesgegenwart, der Aufforderung des Cymeks Folge zu leisten. »*Ohan.* Ohan Freer! So heiße ich, Lord Ajax. Bitte tut mir nicht mehr weh!«

»So ist es schon besser.« Ajax wusste jedoch, dass die Folter erst begonnen hatte. Dieser Teil eines Verhörs machte ihm am meisten Spaß, wenn er es wie ein Meisterregisseur von einer Schmerzstufe zur nächsten steigern konnte.

Einige der Titanen betrachteten Ajax als wandelnde Zeitbombe. Aber warum hatten sie das Alte Imperium überhaupt gestürzt, wenn sie das unterworfene Volk nicht ein wenig demütigen konnten? Selbst während ihrer Tage des Ruhms war Ajax nie wie Xerxes an üppigen Gastmählern interessiert gewesen – oder wie seine verdorbene Partnerin Hekate an einem verweichlichten Leben mit Spielen und Vergnügungen.

Nein, Ajax hatte sich der Gruppe angeschlossen, weil er die Herausforderung liebte. Zu einem frühen Zeitpunkt, als Tlaloc mit den anderen Verschwörern Pläne geschmiedet hatte, war Ajax von der verführerischen Juno für ihre Sache

gewonnen worden. Als zäher und gewaltbereiter Kämpfer hatte Ajax die Muskeln zur Verfügung gestellt, die die Titanen brauchten – nicht nur die körperliche Kraft, sondern auch die geistige Einstellung eines Kriegers, eines rücksichtslosen Eroberers. Nach dem Sturz der menschlichen Herrschaft hatte er sich alle Mühe gegeben, die Ordnung aufrechtzuerhalten, und sich nicht daran gestört, wie viel Blut von Unbeteiligten vergossen wurde.

Das Ungeziefer hatte hier und da aufzubegehren versucht, aber Ajax hatte diese kleinen Buschfeuer ohne Schwierigkeiten ausgetreten. Als die etwas besser organisierten Hrethgir-Rebellionen begonnen hatten, hatte Ajax sie mit schonungsloser Brutalität beantwortet. Er hatte sich nach Walgis begeben, wo die Aufstände ihren Anfang genommen hatten, und den Planeten von jedem Weltraumverkehr abgeschnitten. Er hatte darauf geachtet, dass die Kommunikationskanäle offen blieben, damit die zum Untergang verdammte Bevölkerung laut um Hilfe schrie. Auf diese Weise konnten die aufgewiegelten Sklaven auf anderen Titanen-Welten lebhaften Anteil an der Strafaktion nehmen.

Dann hatte er sich an die Arbeit gemacht.

Letztlich hatte es Jahre gedauert, aber schließlich war es Ajax gelungen, jeden Menschen, der auf Walgis lebte, zu töten. Zum überwiegenden Teil geschah dieser Massenmord mit Atomwaffen, Giftgas und Krankheitserregern. Um auch die letzten Überlebenden auszulöschen, hatte Ajax seinen Gehirnbehälter in einen monströsen, furchteinflößenden Körper installiert und die Menschen wie wilde Tiere gejagt. In Begleitung der von Barbarossa programmierten Roboter hatte er Städte niedergebrannt, Gebäude dem Erdboden gleichgemacht und sämtliches menschliche Ungeziefer vertilgt. Er hatte alle Hrethgir bis auf den letzten Mann getötet, was ihm unendliche Genugtuung verschafft hatte.

Ja, es waren wahrlich ruhmreiche Zeiten gewesen, in denen die Titanen geherrscht hatten!

Obwohl diese gewalttätige Aktion in jeder Hinsicht gerechtfertigt gewesen war, hatte seine Partnerin Hekate Ge-

wissensbisse bekommen. Sie war ohnehin das schwächste und empfindlichste Mitglied der ursprünglichen Zwanzig gewesen. Sie hatte sich Tlalocs Rebellion zwar angeschlossen, um Macht und Ruhm zu erlangen, aber sie hatte nie verstanden, mit welchen Mitteln sie ihr Ziel erreichen würden, worauf sie sich immer mehr zurückgezogen hatte. Nachdem die Titanen ihre menschlichen Körper aufgegeben hatten, um als Cymeks unsterblich zu werden, war Hekate bei Ajax geblieben und hatte immer wieder erfolglos versucht, seinen Charakter zu ändern. Trotz ihrer Meinungsverschiedenheiten hatte Ajax sie geliebt, auch wenn er sein Bedürfnis nach einer Geliebten mit seinem biologischen Körper verloren hatte.

Entsetzt über Ajax' blutrünstige Antwort auf die Hrethgir-Rebellionen war Hekate von ihrer Stellung in der Gruppe der Titanen zurückgetreten. Sie wollte nichts mehr mit der Herrschaft über die Menschheit zu tun haben. Sie hatte ihr Gehirn in einen Cymek-Körper verpflanzt, den sie selbst konstruiert hatte, ein Langstreckenraumschiff, und war einfach verschwunden. Die übrigen Titanen hatten ihre mörderische Herrschaft über die Menschen ohne sie fortgesetzt.

Es lag eine gewisse Ironie darin, dass Hekate sich den günstigsten Zeitpunkt für ihren Rückzug ausgesucht hatte. Kurze Zeit nach der Auslöschung der Bevölkerung von Walgis hatte Xerxes den folgenschweren Fehler begangen, durch den der Omnius-Allgeist an die Macht gekommen war ...

Nun reckte Ajax seinen furchterregenden Aktionskörper im blutüberströmten Saal des Höchsten Gerichtshofes empor. Er gab Energie auf seine Systeme, sodass in seinen insektengleichen Gliedern neurelektrisches Feuer glomm.

Die bloße Androhung dessen, was mit ihm geschehen würde, genügte, um den Verräter erneut schreien zu lassen.

»Nun möchte ich dir ein paar weitere Fragen stellen, Ohan Freer«, sagte Ajax. »Und dazu bitte ich dich um deine ungeteilte Aufmerksamkeit.«

* * *

Auf Befehl von Omnius führte der Vorarbeiter Iblis Ginjo seine loyalen Sklaven auf den Platz des Goldenen Zeitalters. Ajax wollte das Urteil – zweifellos das Todesurteil – über einen Mann sprechen, den er gefangen genommen hatte, den Leiter eines anderen Arbeitsteams, Ohan Freer.

Iblis war zusammen mit dem angeklagten Trustee ausgebildet worden, aber er hatte nie bemerkt, dass sein Kollege etwas Illegales getan hatte. Doch Ajax benötigte in den meisten Fällen gar keinen begründeten Anlass. Er hatte den Zorn des Titanen bereits des Öfteren am eigenen Leib erfahren, aber bislang überlebt. Er bezweifelte, dass Ohan heute ähnlich großes Glück hatte.

Eine kunstvoll gravierte Metallsäule stand im Zentrum des Platzes. An der Spitze brannte eine tosende orangerote Flamme, wie auf einem barocken Schornstein. Phantasievolle Fassaden gewaltiger Gebäude, die allesamt leer waren, umgaben den Platz wie Gefängnismauern einen Hof. Omnius' mächtige Wachroboter hatten unheilvoll rund um den Platz Stellung bezogen und waren bereit, jeden Versuch einer Störung durch die menschlichen Sklaven im Keim zu ersticken.

Iblis führte seine Leute zu den markierten Zuschauerfeldern und sprach ein paar beruhigende Worte zu ihnen, während er darauf achtete, nicht den Zorn der Cymeks zu erregen. Ajax liebte effektvolle Darbietungen und legte großen Wert darauf, dass viele schreckgeweitete Augen seine Taten verfolgen konnten. Als Iblis und die anderen Vorarbeiter mit Pfiffen signalisierten, dass sie bereit waren, trat Ajax vor.

Der Titan trug einen ameisenähnlichen Körper mit mächtigem Rumpf, schweren Beinen und vier Greifarmen, in denen er Ohan Freer trug. Die Wächteraugen zeichneten alles auf und versorgten den Allgeist mit einem ununterbrochenen Datenstrom.

Unter der brennenden Säule hielt Ajax sein verstümmeltes, sich windendes Opfer wie ein gigantischer Ameisensoldat, der einen Käfer gefangen hatte. Ohans Körper war

mit Schnitt-, Brand- und Schürfwunden übersät. Sein linker Arm endete in einem verkohlten Stumpf. Seine ganze Haut war mit dunklen Flecken bedeckt. Ein wässriger Speichelfaden rann ihm aus dem Mundwinkel.

Die menschlichen Zuschauer stöhnten bestürzt auf. Iblis wusste, dass unter diesen Arbeitern keine Anstifer zur Rebellion waren, trotz der mysteriösen und provokativen Botschaften, die er erhalten hatte. Was war, wenn alles nur Illusion war, wenn der geheime Aufruf zur Befreiung nicht mehr als der innige Wunsch eines anderen verzweifelten Menschen war?

Ajax hob den bedauernswerten Gefangenen empor und erhöhte die Lautstärke seines Stimmsynthesizers, sodass seine Worte wie Kanonenschläge über den Platz hallten. »Dieser Verbrecher hat zu einigen von euch gesprochen. Und einige von euch haben sich seine idiotischen Phantasien von Befreiung und Rebellion vielleicht sogar angehört. Ihr solltet eigentlich klug genug sein, um eure Ohren vor solchen Dummheiten zu verschließen.«

Die Menge hielt den Atem an. Iblis biss sich auf die Unterlippe. Er wollte gar nicht hinschauen, war aber vom bevorstehenden Schrecken gebannt. Wenn er den Blick abwandte, würden die Wächteraugen es vielleicht bemerken, sodass er sich später dafür verantworten musste. Also starrte Iblis unverwandt auf das Geschehen.

»Dieser arme, irregeleitete Kerl wird nicht mehr gebraucht, um Omnius' Ruhm und die Herrschaft der Denkmaschinen zu preisen.«

Ohan schrie und wehrte sich matt. Ajax hielt seinen unversehrten Arm in einer klobigen Greifklaue und die Beine in einer anderen. Mit der letzten noch freien Klaue umschloss er Ohans Brustkorb unmittelbar unter den Achselhöhlen.

»Er ist kein Arbeiter mehr. Er ist auch kein Hrethgir mehr, einer der ungezähmten Menschen, deren Überleben wir bislang geduldet haben. Er ist nur noch *Abfall*.« Ajax hielt inne. »Und Abfall muss entsorgt werden.«

Und ohne ein weiteres Wort oder ein Anzeichen der Anstrengung bewegte Ajax seine künstlichen Gliedmaßen in unterschiedliche Richtungen, wodurch der hilflose Mann in Fetzen gerissen wurde. Sein Brustkorb teilte sich, Blut und Eingeweide spritzten aufs Pflaster des Platzes.

Ajax warf die blutigen Stücke in die schreiende Menge. »Genug von diesem Unsinn! Es gibt keine Rebellion! Und jetzt zurück an die Arbeit!«

Die erschütterten Sklaven schienen sich nichts sehnlicher zu wünschen, als so schnell wie möglich ihre Tätigkeiten wieder aufzunehmen. Sie warfen Iblis hilfesuchende Blicke zu, während sie sich auf den Weg machten, als könnte er sie beschützen. Aber Iblis starrte immer noch fassungslos auf die Szene. Ohan Freer war einer der Rebellen gewesen! Der Vorarbeiter hatte Unruhe gestiftet, Pläne geschmiedet und vielleicht sogar die Botschaften geschickt.

Es gab also einen weiteren Rebellen!

Iblis erkannte, dass die Gefahr für ihn jetzt sogar noch größer wurde, wenn er weitermachte. Doch diese Hinrichtung hatte ihm eins mit aller Klarheit verdeutlicht: Die gärende menschliche Rebellion existierte nicht nur in seiner Einbildung.

Sie war real!

Wenn Ohan dazugehört hatte, musste es noch weitere Rebellen geben. Vielleicht viele. Das Netzwerk der Untergrundkämpfer, zu denen sich Iblis rechnete, war aus Sicherheitsgründen in Zellen aufgeteilt, damit niemand die anderen verraten konnte. Jetzt hatte er verstanden.

Seine Entschlossenheit zum Handeln war nun größer als je zuvor.

85

Die Menschen leugnen das Kontinuum der Möglichkeiten, die unendliche Anzahl der Regionen, in die ihre Spezies eintreten könnte.

Erasmus,
Notizen über die menschliche Natur

Der Konzertsaal befand sich in einem Marmorgebäude auf dem Anwesen des Roboters und war nur provisorisch eingerichtet worden. Erasmus hatte seine Sklaven angetrieben, Sitze einzubauen und die Wände zu bearbeiten, um die perfekte Akustik für diese einzige Darbietung zu schaffen. Erasmus hatte die Aufzeichnungen der größten von Menschen komponierten klassischen Musik studiert und wusste genau, wie eine Symphonie aufgeführt wurde, von der Bühne bis zum Publikum. Für seine künstlerischen Unternehmungen legte er die höchsten Maßstäbe an.

Der Roboter lud Serena Butler ein, die bereits im achten Monat ihrer Schwangerschaft war, in einem großen Sessel in der Mitte des Saals Platz zu nehmen. »Die anderen Gäste werden vermutlich Freude an den Melodien und Klängen haben, aber Sie hegen andere Erwartungen. Auf Salusa Secundus war die Musik ein wesentlicher Bestandteil Ihres Lebens.«

Schmerzhaft erinnerte sich Serena an ihren Bruder mit den musikalischen Ambitionen. Sie hatte gelernt, die bleibenden Werke von uralten menschlichen Komponisten zu schätzen. »Die Musik ist nicht das Einzige, was ich vermisse, Erasmus.«

»Wir beide sprechen dieselbe kultivierte Sprache«, sagte er, ohne sich durch ihre Bemerkung irritieren zu lassen. »Sie werden mir berichten, wie Ihnen die Komposition ge-

fallen hat. Ich habe an Sie gedacht, als ich sie geschrieben habe.«

Er besetzte den Konzertsaal mit Sklaven aus der Arbeiterkaste, die aus den unterschiedlichsten Berufszweigen kamen. Sie waren gewaschen und eingekleidet worden, gemäß Erasmus' Vorstellung eines kultivierten Publikums.

Elektronische Porträts großer menschlicher Komponisten säumten die Wände, als wollte der Roboter sich in ihre Tradition einreihen. Rund um den Konzertsaal standen Vitrinen, in denen Musikinstrumente ausgestellt waren – eine Laute, ein Rebec, ein vergoldetes Tambourin und ein antikes fünfzehnsaitiges Baliset mit Intarsien aus Perlmutt.

Im Zentrum der erhöhten Bühne unter dem offenen Dach saß Erasmus allein vor einem großen Piano, inmitten von Musiksynthesizern, Lautsprechern und einem Mischpult. Er trug einen schwarzen Anzug, der ähnlich wie ein Smoking geschnitten war, den er jedoch seinem robotischen Körperbau angepasst hatte. Erasmus wartete konzentriert, sein Gesicht war ein glatter ovaler Spiegel und zeigte keinen Ausdruck.

Serena rückte sich zurecht, um eine rückenschonendere Haltung zu finden, und beobachtete die Denkmaschine. Sie hatte eine Hand auf ihren angeschwollenen Unterleib gelegt und spürte die unruhigen Bewegungen ihres Babys. In wenigen Wochen würde es auf die Welt kommen.

Das unfreiwillige Publikum rutschte unbehaglich auf den Sitzen herum, da es nicht wusste, was es zu erwarten hatte – oder was von ihm erwartet wurde. Erasmus wandte den Zuhörern sein Gesicht zu, sodass sich die Sklaven darin spiegelten, während er wartete und wartete. Schließlich wurde es still.

»Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.« Er drehte sich zu einem silbrig glänzenden Apparat um, einem Synthesizer. Tanzende Polymerfingerspitzen erzeugten vertraute Akkorde. Die Hintergrundmusik aus Streichern und traurigen Chusuk-Hörnern nahm an Lautstärke zu.

Der Roboter lauschte eine Weile, dann sprach er weiter. »Sie werden nun Zeugen eines bemerkenswerten Ereignisses sein. Um meinen Respekt vor dem kreativen Geist zu demonstrieren, habe ich für Sie, meine schwer arbeitenden Sklaven, diese Symphonie komponiert. Kein Mensch hat sie je zuvor gehört.«

Er spielte in schneller Folge einige Melodien auf dem Piano an, offenbar um sich zu vergewissern, dass das Instrument richtig gestimmt war. »Nach einer detaillierten Analyse des Themas habe ich ein symphonisches Werk geschrieben, das mit den Arbeiten großer menschlicher Komponisten wie Johannes Brahms und Emi Chusuk vergleichbar ist. Ich habe das Stück nach strengen mathematischen Ordnungsprinzipien konstruiert.«

Serena musterte das Publikum und bezweifelte, dass irgendeiner der in Gefangenschaft aufgewachsenen Menschen mit der Musikrichtung vertraut war, die der Roboter erwähnt hatte. Auf Salusa Secundus, wo Musik und Kunst als integrale Bestandteile der Kultur galten, hatte Serena viele berühmte klassische Werke kennen gelernt und sie sogar ausführlich mit Fredo diskutiert.

Mit einem mentalen Impuls stellte Erasmus eine Verbindung zwischen seinen Gelschaltkreisen und dem Synthesizer her und erzeugte eine seltsame, sich wiederholende Melodie. Dann bewegten sich seine mechanischen Hände über die Tastatur und vollführten immer wieder ausladende Gesten, als wollte er bekannte Konzertpianisten imitieren.

Serena empfand die Musik als angenehm, obwohl sie nichts Besonderes hatte. Die Melodien waren ihr in dieser Form unbekannt, aber sie klangen irgendwie vertraut, als hätte der Roboter ein bereits existierendes Werk mathematisch analysiert und wäre dem gleichen Muster gefolgt, nur um hier den Rhythmus und dort eine polyphone Passage leicht zu verändern. Die Musik wirkte glanzlos, es fehlte eine treibende Kraft hinter der Komposition.

Erasmus schien der Überzeugung zu sein, dass Menschen instinktiv ein neues Werk genießen konnten, dass

sein Publikum sofort die Nuancen und Komplexitäten seiner strukturell perfekten Arbeit bemerken würde. Die Sklaven um Serena bewegten sich unruhig auf den Sitzen und hörten zu. Für sie war es eine angenehme Abwechslung von ihren täglichen Mühen. Sie schienen Gefallen an den Melodien zu finden, aber sie reagierten nicht so auf die Musik, wie es der Roboter erwartet hatte.

Als das Stück zu Ende war, nahm Erasmus die Hände vom Piano und schaltete die symphonischen Klangerzeuger aus. Die letzten Töne verhallten, und Stille kehrte ein.

Zunächst zögerten die Sklaven, als würden sie auf weitere Anweisungen warten. Schließlich sagte Erasmus: »Sie dürfen eine Ovation darbringen, wenn Ihnen das Stück gefallen hat.« Doch sie schienen diesen Begriff nicht zu kennen, sodass er hinzufügte: »Indem Sie in die Hände klatschen.«

Der erste Applaus kam wie spärliche Regentropfen, dann wurde der Beifall lauter. Die Arbeiter taten, was ihnen befohlen worden war. Serena klatschte aus Höflichkeit mit, wenn auch ohne besondere Begeisterung. Sie war überzeugt, dass Erasmus ihre ehrliche Zurückhaltung bemerken würde.

Die glänzende Maske des Roboters verwandelte sich in ein stolzes Lächeln. In seinem eleganten Anzug trat er über eine kleine Treppe ins Parkett. Die Sklaven applaudierten weiter, und er sonnte sich in ihrer scheinbaren Bewunderung. Als der Beifall nachließ, rief er seine Wachroboter, damit sie das Publikum zu ihren Arbeitsstätten zurückbrachten.

Serena war sich sicher, dass Erasmus glaubte, ein klassisches Werk geschaffen zu haben, das vielleicht sogar alles übertraf, was von Menschen geleistet worden war. Aber sie wollte nicht mit ihm darüber diskutieren und versuchte sich zu ihrer Arbeit im Gewächshaus zu flüchten. Wegen ihrer Schwangerschaft bewegte sie sich jedoch so langsam, dass Erasmus sie mühelos einholen konnte. »Serena Butler, diese Symphonie habe ich Ihnen zu Ehren komponiert. Sind Sie nicht beeindruckt?«

Sie wählte ihre Worte mit Bedacht und vermied eine klare Antwort. »Vielleicht bin ich einfach nur traurig, weil diese Aufführung mich an die Konzerte erinnert hat, die ich auf Salusa Secundus erleben durfte. Mein verstorbener Bruder wollte Musiker werden. In jener Zeit führte ich ein glücklicheres Leben.«

Er betrachtete sie aufmerksam mit glitzernden optischen Fasern. »Die Nuancen Ihres Verhaltens verraten mir, dass Sie von meiner Symphonie enttäuscht sind. Erklären Sie mir den Grund.«

»Sie sind bestimmt nicht an meiner aufrichtigen Meinung interessiert.«

»Sie täuschen sich in mir. Ich bin ein Wahrheitssucher. Ich bin nicht an falschen Informationen interessiert.« Sein freundlicher Gesichtsausdruck veranlasste sie, ihre Zurückhaltung aufzugeben. »Stimmt etwas nicht mit der Akustik dieses Saals?«

»Es hat nichts mit der Akustik zu tun. Sie haben zweifellos dafür gesorgt, dass perfekte technische Bedingungen herrschen.« Das Publikum strömte immer noch zu den Ausgängen, und einige blickten sich voller Mitleid zu Serena um, weil sie zum Hauptobjekt von Erasmus' Neugier geworden war. »Es ist die Symphonie selbst ...«

»Fahren Sie fort.«

»Sie haben dieses Stück zusammengestellt und es nicht *geschaffen*. Es basiert auf exakten Modellen, die vor Jahrtausenden von menschlichen Komponisten entwickelt wurden. Die einzige Kreativität, die ich darin gehört habe, entstammt dem Geist dieser Komponisten, nicht Ihrem. Ihre Musik ist eine mathematische Extrapolation, aber sie hat mich in keiner Weise inspiriert. Die Melodie, die Sie ... *produziert* haben, erweckte in mir keine Empfindungen. Es gab kein neuartiges Element, das Sie hinzugefügt haben, nichts, das meine Gefühle ergriffen hat.«

»Wie soll ich eine solche Zutat quantifizieren?«

Serena zwang sich zu einem Lächeln und schüttelte den Kopf. »Genau da liegt Ihr Fehler, Erasmus. Es ist unmöglich,

Kreativität zu quantifizieren. Was genau geschieht, wenn ein Mensch ein Gewitter erlebt und diese Erfahrung benutzt, um die ›Wilhelm-Tell-Ouvertüre‹ zu schreiben? Sie würden einfach nur die Geräusche des Donners und Regens imitieren, Erasmus, aber Sie könnten beim Zuhörer nie die *Impression* eines Gewitters erwecken. Was hat Beethoven getan, als er eine idyllische Wiese betrachtete und dann seine ›Pastorale‹ komponierte? Musik sollte den Geist auf eine Reise mitnehmen, sie soll uns den Atem rauben und unsere Seele berühren. Sie haben lediglich ... angenehme Töne gespielt.«

Es dauerte mehrere Sekunden, bis der Roboter seinen Gesichtsausdruck verändert hatte. Schließlich sah er sie mit Verblüffung, vielleicht sogar mit einer Spur Trotz an. »Mit Ihrer Meinung scheinen Sie sich in der Minderheit zu befinden. Dem übrigen Publikum hat das Werk sehr gefallen. Haben Sie nicht den tosenden Applaus bemerkt?«

Serena seufzte. »Erstens haben diese Sklaven keine Ahnung von klassischer Musik, weil ihnen die Vergleichsbasis fehlt. Sie hätten genauso gut irgendeine klassische Symphonie nachspielen und sie als Ihre eigene Schöpfung ausgeben können. Diese Menschen hätten keinen Unterschied bemerkt. Und zweitens war es für sie wahrscheinlich der angenehmste Auftrag ihres Lebens, sich in guter Kleidung in einen sauberen Konzertsaal setzen zu müssen. Allein das wäre ein hinreichender Grund für frenetischen Jubel.«

Sie sah ihn aufmerksam an. »Und schließlich haben Sie ihnen befohlen zu klatschen. Wie hätten sie anders reagieren können, während ihnen bewusst ist, dass Sie sie jeden Moment töten könnten? Unter solchen Bedingungen können Sie keine gerechte und ehrliche Reaktion erwarten, Erasmus.«

»Ich verstehe es nicht, ich kann es nicht verstehen.« Erasmus wiederholte diese Worte mehrere Male. Unvermittelt fuhr er herum und schlug mit einer Metallpolymerfaust in das Gesicht eines Mannes, der gerade an ihnen vorbeiging.

Das von dem unerwarteten Hieb getroffene Opfer taumelte blutend über mehrere Stühle und brach zusammen.

»Warum haben Sie das getan?«, wollte Serena wissen und eilte hinüber, um dem Mann zu helfen.

»Das war mein künstlerisches Temperament«, sagte Erasmus gelassen. »So bezeichnen es die Menschen doch, nicht wahr? Er hat versucht, mich über seine wahren Empfindungen zu täuschen.«

Sie versuchte den Mann zu beruhigen, doch als er aufblickte und den Roboter sah, kroch er hastig davon, während er sich mit einer Hand die heftig blutende Nase hielt. Serena wandte sich wieder Erasmus zu. »Wahre Künstler sind empfindsam und mitfühlend. Sie haben es nicht nötig, Menschen zu *verletzen*, damit sie etwas empfinden.«

»Sie haben keine Angst, ehrlich Ihre Meinung zu sagen, auch wenn Sie glauben, sie könnte mir missfallen?«

Serena blickte ihm direkt ins Gesicht. »Sie halten mich gefangen, Erasmus. Sie behaupten, dass Sie an meinen Ansichten interessiert sind, also teile ich sie Ihnen mit. Sie können mir Schmerzen zufügen, Sie können mich sogar töten, aber Sie haben mir bereits alles geraubt, mein Leben und den Mann, den ich liebe. Dagegen verblasst jeder weitere Schmerz.«

Erasmus musterte sie und versuchte den Sinn ihrer Worte zu analysieren. »Menschen sind äußerst irritierende Wesen – und ganz besonders Sie, Serena Butler.« Sein Flussmetallgesicht nahm einen lächelnden Ausdruck an. »Aber ich werde mich weiter bemühen, Sie zu verstehen. Vielen Dank für diese Informationen.«

Als Serena den Saal verließ, kehrte Erasmus ans Piano zurück, um noch ein wenig zu spielen.

86

In erster Linie bin ich ein Mann der Ehre. So möchte ich den Menschen im Gedächtnis bleiben.

Xavier Harkonnen

Die Zeit, die er mit Serena verbracht hatte, kam ihm nun wie ein flüchtiger Traum vor.

Xavier konnte sich nicht an den genauen Verlauf des Weges erinnern, den sie durch den Wald auf den Ländereien der Butlers genommen hatten, wo er nun mit Octa wohnte. *Mit meiner Frau.* Er konnte sich kaum genauer an seine verlorene Liebe erinnern, als er die exotischen Gewürze einer köstlichen Mahlzeit schmecken oder den Duft einer blühenden Wiese riechen konnte. Seine Ersatzlungen waren gut verheilt. Jetzt wurde es Zeit, dass auch sein Herz gesundete.

Er hatte sich viele Male gesagt, dass er es nicht tun wollte, dass er sich ganz dem neuen Leben widmen wollte, das er Octa versprochen hatte. Trotzdem war er hierher gekommen, um die Vergangenheit wiederzubeleben – oder sich von ihr zu verabschieden.

Er suchte denselben schokoladenbraunen salusanischen Hengst aus, den er zur Borstenrücken-Jagd geritten hatte, die nun beinahe neun Monate zurücklag. Stundenlang suchte er nach der verzauberten Wiese, wo Serena und er sich geliebt hatten ... aber sie schien verschwunden zu sein, genauso wie Serena. Genauso wie sein Glück ... und seine Zukunft.

Als er nun versuchte, sich an den Nachmittag im Wald zu erinnern, hatte er nur Serenas wunderschönes Gesicht vor Augen. Er hatte sich so gefreut, wieder mit ihr zusammen zu sein. Alles andere schien hinter einem Schleier zu verschwimmen und war nicht mehr als Hintergrund.

Die Ländereien der Butlers waren so weitläufig, dass nicht einmal der Viceroy jeden Winkel kannte. Nachdem Xavier und Octa geheiratet hatten, hatte Manion darauf bestanden, dass sein Schwiegersohn ins Haus der Butlers einzog. Ohne Fredo und Serena – und ohne Livia, die die meiste Zeit nicht anwesend war – kam ihm das große Anwesen zu still und einsam vor. Xavier hatte stets den Familiensitz der Tantors als sein Zuhause betrachtet, aber die Traurigkeit in Manion Butlers Augen und die Hoffnung in Octas hatten ihn überzeugt, sich bei den Butlers häuslich einzurichten.

Eines Tages wäre er so weit, dass ihn nicht mehr alles an Serena erinnerte.

Als der Weg durch eine Lichtung führte, stieg er ab und blickte in die Ferne, wo mit immergrünen Pflanzen bewachsene Hügel aus dem Morgennebel aufstiegen. Er kam sich vor wie in einem beklemmenden Albtraum, aber er war sich bewusst, dass er sich aus freien Stücken an diesen Ort begeben hatte.

Serena ist tot.

Er hatte die süße Octa zu Hause gelassen und ihr gesagt, dass er dem Hengst etwas Auslauf verschaffen wollte. Sie ritt gerne mit ihm aus, aber er hatte allein sein wollen. Obwohl sie erst seit knapp zwei Monaten verheiratet waren, konnte er ihr nur wenige Geheimnisse vorenthalten. Octa hatte erkannt, auch wenn sie es niemals zugab, dass sie niemals das ganze Herz ihres Ehemannes besitzen würde.

Serena und er hatten große Träume gehabt. Sein unverwirklichtes Leben mit ihr wäre kompliziert und gelegentlich stürmisch, aber stets interessant geworden. Im Gegensatz dazu war Xaviers hastige Hochzeit mit Octa gut, aber einfach. Die Dinge, die für sie von Bedeutung waren, schienen so *klein* im Vergleich zu Serenas großartigen humanitären Visionen. Es war kaum zu glauben, dass die beiden Schwestern waren. Er wusste, dass es gegenüber Octa ungerecht war, solche Vergleiche anzustellen, weil sie ihn besser behandelte, als er verdient hatte. Aber er konnte nicht anders.

Hinter ihm wieherte das Pferd, und er zog am Halfter. Er atmete tief ein und prüfte mit seinen abgetöteten Geruchsnerven die Luft, ob er vielleicht noch eine Spur von Serenas süßem Parfüm fand.

Fort. Du bist tot, meine Liebe, und ich muss dich loslassen.

Er stieg wieder auf das Pferd und ritt den Weg weiter, aber weder die Bäume noch die Hügel kamen ihm vertraut vor. Die Wiese konnte sonst wo sein.

Xavier rieb sich die Augen. Er stellte sich zum letzten Mal das idealisierte Bild der Frau vor, und sie lächelte wie ein Sonnenstrahl auf ihn herab, um ihm ohne Worte mitzuteilen, dass sein Leben weitergehen musste.

Er sagte ihr Lebewohl, obwohl er es bereits getan hatte. Sie würde immer in seiner Nähe bleiben. Er konnte mit niemandem über seinen Schmerz reden, denn niemand würde ihn verstehen. Er musste allein leiden. Seine Gefühle hatte er schon immer für sich behalten müssen.

Xaviers Gesicht nahm einen entrückten Ausdruck an, als er in die Regionen dessen, was hätte sein können, blickte. Als kurz darauf das Sonnenlicht durch den Morgennebel brach und sein Gesicht wärmte, fühlte er sich schon besser. Der goldene Schein der Sonne war wie Serena, die über ihn wachte. Jedes Mal, wenn er diese Wärme spürte, würde er an sie und ihre Liebe denken.

Xavier ließ den Hengst umkehren und in einen leichten Trab fallen. Er kehrte zum Haus der Butlers zurück ... und zu seiner Frau Octa.

87

Das Feuer hat keine eigene Gestalt, sondern schmiegt sich um das brennende Objekt. Das Licht schmiegt sich um die Dunkelheit.

Philosophie der Kogitoren

Nachdem die umfangreichen Reparaturen über einen Monat beansprucht hatten, war die *Dream Voyager* endlich bereit, die Erde zu einem neuen Update-Flug zu verlassen. Doch Vorian Atreides hatte zuvor noch eine wichtige Pflicht zu erledigen, einen Besuch bei Erasmus, wie es der Roboter ihm aufgetragen hatte.

Wieder brachte ihn die extravagante, von Pferden gezogene Kutsche zur Villa an der Meeresküste. Das sonnige Wetter war wesentlich angenehmer als der Nieselregen während seines ersten Besuchs. Nur ein paar dünne Wolken zogen über den Ozean.

Er sah Serena Butler sofort, als würde sein Blick magisch von ihr angezogen. Sie stand im Haupteingang des Anwesens und trug das weite schwarze Gewand einer Dienerin. Ihr Bauch war so dick und rund, dass er sich nicht vorstellen konnte, wie sie in diesem Zustand ihre Arbeiten erledigte. Bis zum Geburtstermin konnte es nicht mehr weit sein.

Sie schien lediglich eine Pflicht zu erfüllen, während sie mit verschränkten Armen und ausdrucksloser Miene auf Vor wartete. Er hatte nicht gewusst, was er erwarten sollte, doch als er ihr Gesicht sah, reagierte er mit Bestürzung. Die Worte, die sie am Ende seines letzten Besuches zu ihm gesagt hatte, hatten Vor die Hoffnung gegeben, dass sie sich vielleicht sogar auf ihn freuen würde.

Oder hatte es etwas mit dem Baby und dem Hormonchaos zu tun, das in ihrem Körper tobte? Möglicherweise

machte sie sich Sorgen, was nach der Geburt mit dem Kind geschah, was Erasmus damit im Sinn hatte.

Serena war zwar die Tochter irgendeines Prominenten in der Liga der Edlen, doch hier war sie nur eine Haushaltssklavin. Sie hatte nicht einmal den Status eines Trustees. Ihr Kind wurde vielleicht zu den Menschen der niedrigsten Kaste in die Baracken geworfen ... falls Vor nicht seinen Einfluss geltend machte, damit Mutter und Kind eine bevorzugte Behandlung erhielten. Aber selbst wenn es ihm gelang, blieb die Frage offen, ob sie ihm dafür dankbar sein würde.

Vor ließ die Pferde zurück, deren Hufe unruhig auf das Pflaster schlugen, und erreichte den überdachten Eingang zwischen den gravierten grogyptischen Säulen. Bevor sie etwas sagen konnte, platzte er heraus: »Ich möchte mich entschuldigen, dass ich Sie beim letzten Mal gekränkt habe, Serena Butler. Was immer es auch gewesen sein mag, womit ich Sie gekränkt habe.« Er hatte sich seit langem auf diesen Moment gefreut und immer wieder seine Worte geübt.

»Es ist Ihre familiäre Herkunft.« Sie überraschte ihn mit dieser unverblümten Antwort. Als Sohn Agamemnons hatte Vor die Erlaubnis erhalten, die Memoiren seines Vaters zu lesen und alles über die ruhmreichen Eroberungen der Titanen zu erfahren. Er hatte das Glück gehabt, auf seinen Reisen viel zu erleben und viele interessante Orte zu besuchen. Der Sohn eines Titanen zu sein, war ihm bislang stets als Vorteil erschienen – bis jetzt.

Als sie seinen bestürzten Gesichtsausdruck sah, erinnerte sie sich daran, dass sie ihn als Verbündeten gewinnen wollte, und beschloss, ihm ein Lächeln zu schenken. »Aber an dieser Last haben wir beide zu tragen.«

Sie gingen an Nischen mit Statuen und hohen, verzierten Vasen vorbei. Er hatte das Bedürfnis, ihr eine Erklärung zu geben. »Ich werde bald mit der *Dream Voyager* aufbrechen, und Ihr Herr hat mich gebeten, ihn vorher zu einem weiteren Gespräch aufzusuchen. Deshalb bin ich hier.«

Serena hob die Augenbrauen. »Dann wird sich Erasmus bestimmt freuen, Sie zu sehen.«

Als sie an eine Tür kamen, fragte Vor: »Nehmen Sie grundsätzlich keine Entschuldigungen an? Oder betrachten Sie jeden Affront als unverzeihlich?«

Seine Worte schienen sie zu überraschen. »Aber in Wirklichkeit tut es Ihnen doch gar nicht Leid! Sie dienen freiwillig den Denkmaschinen, die die Menschen foltern und versklaven. Dessen müssen Sie sich doch bewusst sein. Außerdem rühmen Sie sich Ihres Vaters, als wären seine Taten etwas, auf das man stolz sein könnte. Haben Sie von den Grausamkeiten gehört, die in der Ära der Titanen begangen wurden? Oder von den Hrethgir-Rebellionen?«

»Ich habe die Memoiren meines Vaters gründlich studiert ...«

»Ich rede nicht von Agamemnons Propaganda, sondern von der *wahren* Geschichte.«

Er runzelte die Stirn. »Die Wahrheit ist die Wahrheit. Wie kann es unterschiedliche Versionen desselben Ereignisses geben?«

Serena seufzte, als wäre er ein kleines Kind, das sich begriffsstutzig anstellte. »In mancher Hinsicht besitzen Sie weniger Intelligenz und Bewusstsein als eine Maschine, Vorian Atreides, weil Sie nicht erkennen, dass Sie eine Wahl haben. Und weil Sie *glauben*, nichts Falsches zu tun.« Er bemerkte den Hauch eines resignierenden Lächelns auf ihren Lippen. »Doch welchen Sinn hat es, auf jemanden zornig zu sein, der in einer so großen Selbsttäuschung lebt?« Sie wurde wieder brüsk. »Vielleicht schämt sich Agamemnon, Ihnen den Zugang zu wahren Geschichtsdaten zu gestatten. Haben Sie sich jemals die Mühe gemacht, die Fakten zu überprüfen, oder wollen Sie gar nicht an den Abenteuergeschichten Ihres Vaters zweifeln?«

Vor reckte das Kinn. Er war sich nicht sicher, wie er ihre Stimmung deuten sollte. »Ich bin ein Trustee. Ich habe Zugang zu sämtlichen historischen Daten.« Seine Gedanken rasten.

»Dann stellen Sie eigene Nachforschungen an. Sie haben jede Menge Zeit, über alles nachzudenken, während Sie mit ihrem Schiff unterwegs sind.«

Im schmucklosen Aufenthaltsraum verbreiteten die durchscheinenden Plazwände ein helles gelbes Licht. Ständig veränderten sich die Eigenschaften der Oberfläche, sodass die Farbe allmählich wechselte und nun sanfter wurde. Serena führte ihn zu einem metallisch-braunen Diwan. »Erasmus hat angeordnet, dass wir hier auf ihn warten.« Es bereitete ihr einige Mühe, neben ihm Platz zu nehmen. »Wir beide.«

Er spürte ihre Nähe und war sich deutlich der Wölbung ihres Bauches unter dem Kleid bewusst. Zwischen ihnen blieb nicht viel Raum, was Erasmus zweifellos beabsichtigt hatte. Ansonsten befanden sich keine weiteren Möbel im Zimmer. Vors Puls raste, während er in beklommenem Schweigen dasaß und auf den Roboter wartete. Es schien ihm völlig sinnlos zu sein, sich Hoffnungen auf Serena Butler zu machen.

* * *

Erasmus, der die beiden Menschen über einen Wandbildschirm beobachtete, war von ihrer Körpersprache fasziniert. Wie sich ihre Blicke trafen und sie sofort in andere Richtungen schauten. Trotz Serenas Loyalitätskonflikt fand sie diesen jungen Mann zweifellos attraktiv. Und Vorian Atreides war offensichtlich von ihr hingerissen.

Erasmus hatte das menschliche Fortpflanzungsverhalten gründlich studiert, aber diesmal lief es anders ab. Ihr Zusammenspiel war wesentlich komplexer als alles, was er unter den Sklaven beobachtet hatte, die in Gefangenschaft aufgewachsen waren.

Nach längerem Schweigen sagte Serena schließlich: »Man sollte meinen, dass ein Roboter seinen Zeitplan besser im Griff hat.«

Vor lächelte ihr zu. »Es macht mir nichts aus, zu warten.«

Serena schien nicht dieser Meinung zu sein, aber sie vergaß nicht, sein Lächeln zu erwidern.

Faszinierend! In den Werken der klassischen Lyrik und Prosa hatte Erasmus von den Geheimnissen der romantischen Liebe gelesen, aber dieses Phänomen nie direkt beobachten können. Vor siebenunddreißig Jahren hatte er ein junges Liebespaar entdeckt, das sich immer wieder davongeschlichen hatte, um sich zu einem heimlichen Stelldichein zu treffen. Er hatte die beiden natürlich erwischt – Menschen waren so unbeholfen, wenn sie sich davonstehlen wollten – und ihre Pflichtvernachlässigung mit dauerhafter Trennung bestraft. Er hatte es für eine angemessene Reaktion gehalten. Wenn er ihnen dieses Ausmaß an Unabhängigkeit erlaubt hätte, wären vielleicht auch die anderen Sklaven davon angesteckt worden.

Anschließend hatte er diese Maßnahme jedoch bereut und sich gewünscht, er hätte ihr Verhalten weiter beobachten können.

Für diese beiden hatte er einen besser durchdachten Plan gefasst. Ihre Umwerbung war für ihn ein weiteres Experiment – das völlig anders war als das Projekt der imaginären Rebellen, das er im Zuge der Wette mit Omnius verfolgte. Es war wichtig, Menschen bei natürlichen Verhaltensweisen zu beobachten.

Und manchmal war es nötig, sie zu täuschen.

Während das Paar unruhig wartete, registrierte Erasmus jede Geste, jeden Augenaufschlag, jede Lippenbewegung, jedes Wort und jeden Tonfall. Sie waren nervös und wussten nicht, wie sie in dieser ungewöhnlichen Situation reagieren sollten.

Vorian Atreides schien jedoch mehr Gefallen daran zu finden als Serena. »Erasmus behandelt Sie gut«, sagte er, als wollte er sie auf seine Seite ziehen. »Sie haben Glück, dass er sich so sehr für Sie interessiert.«

Trotz ihres ungraziösen Bauches stand Serena unvermittelt vom Diwan auf, als hätten seine Worte sie verletzt. Sie drehte sich zu ihm um, und der spionierende Roboter genoss den entrüsteten Ausdruck auf ihrem Gesicht und Vorians Erstaunen.

»Ich bin ein Mensch«, sagte sie. »Ich habe meine Freiheit, meine Heimat und mein Leben verloren. Glauben Sie ernsthaft, dass ich meinem Sklavenhalter dankbar sein kann? Vielleicht sollten Sie während Ihrer Reise ein wenig Zeit mit Nachdenken verbringen und Ihre Ansichten revidieren.« Er schien verblüfft über ihren Wutausbruch zu sein. »Ich bemitleide Sie für Ihre Dummheit, Vorian Atreides«, setzte sie hinzu.

Er antwortete nach einer längeren Pause. »Ich habe nie ein Leben wie Ihres erfahren, Serena. Ich habe Ihre Heimatwelt nie besucht, sodass ich nicht weiß, was Sie vermissen, aber ich würde alles tun, damit Sie wieder glücklich sind.«

»Ich werde nur dann wieder glücklich sein, wenn ich frei bin und nach Hause zurückkehren kann.« Sie stieß einen schweren Seufzer aus, dann ließ sie sich wieder auf den Diwan sinken. »Trotzdem möchte ich, dass wir Freunde werden, Vorian.«

Der Roboter entschied, dass sie genug Zeit miteinander verbracht hatten. Er verließ seinen Beobachtungsposten und betrat den Aufenthaltsraum.

* * *

Später fragte sich Vorian, warum Erasmus ihn in seine Villa bestellt hatte. Der Roboter war mit ihm durch seinen botanischen Garten spaziert, wo sie ein wenig geplaudert hatten, doch ohne dass irgendein relevantes Thema zur Sprache gekommen wäre.

Als er mit der Kutsche zum Raumhafen und der *Dream Voyager* zurückfuhr, fühlte Vor sich entnervt und verwirrt. Es frustrierte ihn, dass er nicht in der Lage war, wieder Freude in Serenas Leben einkehren zu lassen. Zu seiner Überraschung erregte ihn die Vorstellung, ihre Anerkennung oder Dankbarkeit zu gewinnen, genauso sehr wie der Wunsch, von seinem Vater gelobt zu werden. In seinem Kopf wirbelten ihre Worte durcheinander, was sie über Geschichte und Wahrheit und das Leben auf den Liga-Welten gesagt hatte.

Sie hatte ihn provoziert. Es hatte ihn nie interessiert, andere Quellen als Agamemnons Memoiren zu Rate zu ziehen, weil er nie daran gedacht hatte, dass es unterschiedliche Sichtweisen auf ein und dasselbe Ereignis geben könnte. Er hatte nie über das Leben außerhalb der Synchronisierten Welten nachgedacht, sondern war immer davon ausgegangen, dass die wilden Menschen dort draußen ein erbärmliches und sinnloses Leben führten.

Aber wie hatte eine derart chaotische Zivilisation eine Frau wie Serena Butler hervorbringen können? Vielleicht war ihm tatsächlich etwas entgangen.

88

Die Wissenschaft verliert sich in ihrem eigenen Mythos und verdoppelt ihre Bemühungen, wenn sie ihr Ziel aus den Augen verloren hat.

Norma Cenva,
unveröffentlichte Labornotizbücher

Tio Holtzman stand in der zur Hälfte wiederaufgebauten Demonstrationskuppel und war entzückt über den neuen Schutzschild. Er verspottete seine Gegnerin und lachte über die tödlichen Waffen. Niemand konnte ihm etwas anhaben! Der Generator zu seinen Füßen arbeitete pulsierend und projizierte eine Barriere, die seinen Körper umschloss.

Er war unverwundbar – so hoffte er zumindest.

Dieser Test sollte beweisen, dass seine Erfindung funktionierte. Diesmal glaubte sogar Norma an ihn. Was sollte jetzt noch schief gehen?

Die kleinwüchsige junge Frau stand am anderen Ende des Raums und warf verschiedene Gegenstände auf ihn – Steine, Werkzeuge und schließlich (weil er darauf bestand) einen schweren Knüppel. Jedes Objekt stieß gegen das schimmernde Feld und wurde zurückgeschleudert. Der Schild kehrte den Bewegungsimpuls um, sodass der Wissenschaftler unverletzt blieb.

Er wedelte mit den Armen. »Meine Mobilität ist überhaupt nicht eingeschränkt. Es ist wunderbar!«

Nun hielt sie einen Kindjal-Dolch in der Hand, und ihr Gesicht verriet, dass sie sich Sorgen machte, ihn vielleicht doch zu verletzen. Sie hatte alle Gleichungen geprüft und festgestellt, dass dem Weisen kein Fehler unterlaufen war. Nach ihrer Analyse – die von ihrer Intuition bestätigt

wurde – musste der Schild bei den Geschwindigkeiten halten, die bei diesem Test entwickelt wurden.

Trotzdem zögerte sie.

»Na los, Norma! Wissenschaft ist nichts für Zauderer.« Sie warf den Kindjal mit aller Kraft, und er zwang sich, nicht zusammenzuzucken. Die scharfe Klinge glitt wirkungslos an der Barriere ab. Holtzman grinste und wackelte mit den Fingern. »Diese Erfindung wird beträchtliche Auswirkungen in der gesamten Liga haben. Jetzt kann sich jeder persönlich vor Attentätern oder Verbrechern schützen.«

Vor Anstrengung schnaufend hob Norma eine Stange und warf sie wie einen Speer. Die Spitze zielte genau zwischen Holtzmans Augen, sodass er erschrocken zurücksprang. Doch als der Speer zu Boden fiel, kicherte er überrascht.

»Ich kann Ihnen nicht widersprechen, Weiser Holtzman.« Norma lächelte zurück, dann bewarf sie ihn wie ein zorniges Fischweib mit verschiedensten Gegenständen. »Herzlichen Glückwunsch zu Ihrem Durchbruch.«

Das Mädchen von Rossak schien sich tatsächlich für ihn zu freuen und zeigte keine Spur von Eifersucht oder Neid. Endlich konnte er Niko Bludd wieder einen persönlichen Triumph präsentieren, wie in seinen Tagen des Ruhms. Er war unendlich erleichtert.

Als Norma nichts mehr hatte, was sie werfen konnte, rief er die Dragonerwachen, die auf der improvisierten Brücke Stellung bezogen hatten. »Holen Sie den Anführer meiner Haussklaven! Den dunkelhaarigen Zenschiiten mit dem Bart.«

Ein Wachmann stapfte los, und Holtzman grinste Norma verschmitzt an. »Wir werden ihm einen kleinen Streich spielen. Er ist ein recht missmutiger Kerl, und ich glaube, dass er mich hasst.«

Dann betrat Bel Moulay die Demonstrationskuppel. Sein Bart war wie Kohlenrauch, der sein Kinn umwehte. Er wandte jedes Mal den düsteren Blick ab, wenn Holtzman ihn direkt ansah.

Die Wachen schienen dem Sklavenführer nicht zu trauen, aber Holtzman tat ihre Bedenken ab. Er fühlte sich hinter dem Körperschild sicher. »Geben Sie ihm Ihre Chandler-Pistole, Sergeant.«

»Aber, Herr, er ist ein Sklave!« Der Wachmann rührte sich nicht. Moulay hob überrascht die Augenbrauen.

»Ich habe keine Angst, Sergeant. Ihr Partner kann ihn im Auge behalten. Erschießen Sie ihn, wenn er meine Anweisungen nicht befolgt.«

»Vielleicht sollten wir zuerst weitere Tests durchführen, Weiser Holtzman«, schlug Norma vor. »Wir könnten eine Puppe mit dem Schild versehen und schauen, was mit ihr geschieht.«

»Dem stimme ich zu, Weiser«, sagte der Sergeant. »Wir haben den Auftrag, Sie zu beschützen, und ich kann nicht zulassen ...«

Holtzman schnitt ihm verärgert das Wort ab. »Unsinn, das System lässt sich nur von innen steuern. Mein Auftrag, den ich von Lord Bludd höchstpersönlich erhalten habe – und von der Liga der Edlen –, besteht darin, Mittel zu entwickeln und zu testen, mit denen wir uns vor den Denkmaschinen schützen können. Falls Sie nicht möchten, dass die Roboter Sie zu einem Sklaven von Omnius machen, rate ich Ihnen, mich nicht bei meiner Arbeit zu behindern. Wir haben schon genug Zeit vergeudet.«

Obwohl der Sergeant nicht überzeugt schien, zog er die Nadelpistole und drückte sie dem Sklaven in die schwieligen Hände. Bel Moulay ergriff die Waffe und starrte sie an, als könnte er nicht fassen, wie ihm geschah.

»Nun zu Ihnen, Moulay ... so ist doch Ihr Name, oder? Richten Sie die Waffe auf meine Brust und schießen Sie. Los, Sie können mich nicht verfehlen.«

Moulay blieb völlig ruhig. Jeder hatte den eindeutigen Befehl gehört. Also drückte er auf den Feuerknopf. Die Dragoner schrien. Norma wand sich.

Auf hohe Geschwindigkeit beschleunigte Kristallsplitter verließen den Lauf der Waffe und schlugen gegen den Schild, der Holtzman umgab, und regneten wie zersprungenes Glas

zu Boden. Der Wissenschaftler stieß einen leisen Seufzer aus. Vor Erleichterung waren ihm plötzlich die Knie weich geworden.

Bel Moulay konnte seinen Zorn und Hass kaum unterdrücken, während er immer wieder feuerte. Ein Hagelschauer aus scharfen Kristallspitzen verteilte sich rund um den Körperschild. Er schoss, bis das Magazin leer war.

Zwei misstrauische Wachmänner erschienen im Eingang und hatten die Waffen gehoben, um den schwarzbärtigen Sklaven falls nötig sofort zu erschießen. Doch als er sah, dass Holtzman unversehrt war und lachte, senkte Moulay missmutig die Waffe. Die Wachen nahmen ihm die Pistole aus den Händen.

Der Weise stand in einem Kreis aus funkelnden Kristallscherben. Mit dieser Erfindung hatte er sich eine weitere Tapferkeitsmedaille von Poritrin verdient.

Tollkühn und ohne sich Gedanken über die Konsequenzen zu machen, wandte sich der Wissenschaftler an den Sergeant. »Jetzt geben Sie ihm Ihre Handgranaten, die Sie dort am Gürtel tragen.«

Der Dragoner erstarrte. »Bei allem Respekt, Weiser. Das werde ich nicht tun.«

»Ihre Chandler-Pistole war wirkungslos, und mit der Granate wird es genauso sein. Stellen Sie sich vor, wie nützlich dieser Schild für Sie und Ihre Männer wäre, sobald seine Wirksamkeit nachgewiesen ist.«

Norma mischte sich ein und sprach den Wachmann mit ruhiger, zuversichtlicher Stimme an. »Keine Sorge, Sergeant. Der Weise weiß, was er tut.«

Moulay wirbelte wie ein wütender Hund herum und streckte die Hand nach der Granate aus.

»Zuerst«, sagte der Sergeant, »möchte ich, dass sich alle auf die andere Seite der Brücke begeben.« Die übrigen Wachen begleiteten Norma zum Hauptfelsen der Forschungseinrichtung.

Schließlich löste der Dragoner den Sprengkörper vom Gürtel und reichte ihn dem Zenschiiten. Ohne auf eine neue

Aufforderung zu warten, drückte Bel Moulay den Knopf und ließ die Granate langsam auf Holtzman zurollen. Norma, die die Szene von der anderen Seite der Brücke beobachtete, hatte plötzlich Angst, die Granate könnte sich zu langsam bewegen und den Schild durchdringen, bevor sie detonierte.

Bel Moulay wusste, dass er sich innerhalb des Detonationsbereichs befand, und hetzte über die Brücke zurück. Dann sah Norma, wie die Kugel von der schimmernden Barriere abprallte und in einem grellen Feuerball explodierte. Die Druckwelle war so stark, dass Norma zurücktaumelte. Sie fiel auf die Knie und blickte in den Abgrund auf den Fluss tief unter ihr. Und sie dachte, dass sie ihr neues Suspensoraggregat hätte mitbringen sollen, während sie sich an die Sklaven erinnerte, die nach Holtzmans letztem Test in den Tod gestürzt waren.

Zwei der erst vor kurzem erneuerten Fenster zersplitterten zu einer Wolke aus Glas, die im Sonnenlicht glitzerte. Rauch stieg auf. Norma kam wieder auf die Beine.

Bel Moulay war unverletzt und stand mit geballten Fäusten da. Die Wachmänner waren angespannt und bereit, gegen den Sklavenführer vorzugehen, sobald er auf irgendeine Weise aggressiv wurde.

Norma lief stolpernd zum Gebäude. Ihr Verstand sagte ihr, dass der Schild gehalten haben musste, aber ihr Herz befürchtete, dass sie vielleicht einen winzigen Fehler in der Arbeit des Wissenschaftlers übersehen hatte.

Wie ein siegreicher Soldat kam Holtzman nach draußen gewankt. Er blinzelte und stieg vorsichtig über die rauchenden Trümmer. Er hatte den Schildgenerator abgeschaltet und den Apparat in der Kuppel zurückgelassen. Er schien ein wenig mitgenommen zu sein, hatte aber keinen Schaden erlitten, wie es aussah.

»Es funktioniert! Vollständiger Schutz! Nicht ein Kratzer!« Er blickte sich zur verwüsteten Demonstrationskuppel um. »Allerdings befürchte ich, dass wir einiges an wertvoller Ausrüstung zerstört haben.« Er runzelte besorgt die Stirn, dann brach er in lautes Gelächter aus.

89

Was Gestalt besitzt - ob Mensch oder Maschine -, ist sterblich. Es ist nur eine Frage der Zeit.

Kogitor Eklo

Selbst ein fehlerfreies Computergedächtnis war gewissen Einschränkungen unterworfen. Die Genauigkeit hing von vielen Faktoren ab, von der Methode der Datensammlung, der Konstruktion der Gelschaltkreise, der Neurelektronik und der Kapazität der Faserleitungen.

Deshalb zog Erasmus es vor, alles persönlich zu beobachten, statt sich auf mechanische Aufzeichnungsgeräte oder gespeicherte Informationen aus den Datenbanken des Allgeistes zu verlassen. Der Roboter wollte selbst anwesend sein. Er wollte alles *erleben*.

Insbesondere das bedeutsame Ereignis der Niederkunft Serenas.

Erasmus erweiterte seine Beobachtungsmöglichkeiten, indem er ein Netz aus optischen Fasern installierte, die dauerhafte Aufzeichnungen jeden Augenblicks aus jedem Blickwinkel anfertigten. Der klinische Vorgang war ihm durchaus vertraut, da er bei reproduktiven Sklaven bereits Geburten verfolgt hatte, die er als normale biologische Funktion betrachtete. Doch in Serenas Fall dachte er, dass ihm etwas entgehen könnte. Der Roboter freute sich auf die Überraschung und wollte ein sehr behutsamer Beobachter sein.

Zu schade, dass sie keine Zwillinge auf die Welt bringen würde ...

Serena lag auf dem sterilen Tisch und wand sich in den Wehen. Gelegentlich erinnerte sie sich daran, Erasmus zu beschimpfen, dann konzentrierte sie sich wieder auf den biologischen Vorgang oder rief nach Xavier. Umfangreiche

medizinische Daten kamen über implantierte Diagnoseeinheiten und Überwachungsmaschinen herein, die über ihre Haut krabbelten. Sie analysierten die chemische Zusammensetzung ihres Schweißes, maßen ihren Puls, die Atemfrequenz und andere Parameter.

Der Roboter untersuchte Serena sehr gewissenhaft und war fasziniert von ihren Schmerzen und ihren unberechenbaren Reaktionen. Wenn sie ihn wieder einmal anschrie, ließ er sich nicht beirren. Es war interessant, sogar amüsant, dass sie so viel eingebildeten Zorn aufbrachte, während sie sich eigentlich auf die Niederkunft konzentrieren sollte.

Aus Rücksichtnahme und zur Verringerung der Variablen des Beobachtungsvorgangs hatte er die Raumtemperatur auf einen optimalen Wert eingestellt. Die Haushaltssklaven hatten Serena entkleidet, sodass sie nackt auf dem Tisch lag.

Durch seine allgegenwärtigen Sensoren und versteckten Wächteraugen hatte der Roboter Serena schon viele Male unbekleidet gesehen. Er hatte kein sexuelles Interesse an ihrer Körpergestalt, er wollte nur einen direkteren Zugang zu den klinischen Einzelheiten, um daraus allgemeine Schlussfolgerungen ziehen zu können.

Er fuhr mit seiner eigenen Sonde über ihren gesamten Körper und nahm ihren intensiven Moschusgeruch wahr. Die chemischen Interaktionen waren äußerst stimulierend.

* * *

Serena lag auf dem Wochenbett und hatte schreckliche Angst um sich und ihr Baby. Sie wurde von sechs menschlichen Hebammen umsorgt, die aus den Sklavenbaracken geholt worden waren.

Erasmus beugte sich über sie. Seine aufdringliche Neugier machte ihr Angst, insbesondere, wenn er seine Sonde aus dem Fach in seinem Körper hervorschießen ließ und wieder einzog. Sie wusste, dass er nicht aufrichtig am Wohlergehen einer einfachen Sklavin und ihrem Kind interessiert sein konnte.

Plötzlich auftretende glühende Schmerzen in ihrem Unterleib verdrängten solche Gedanken aus ihrem Geist, und sie konnte sich nur noch auf den elementaren Akt der Niederkunft konzentrieren. In einem Moment der Euphorie staunte Serena über die Biologie, die so etwas möglich machte, über die Schöpfung des Lebens, die genetische Vereinigung von Mann und Frau. Wie sehr sie sich wünschte, dass Xavier jetzt bei ihr war!

Sie biss die Zähne zusammen, bis ihre Unterkiefer schmerzten, und Tränen liefen ihr über die Wangen. Sie sah Xaviers Gesicht, eine Halluzination ihres sehnsüchtigsten Wunsches. Dann setzte eine noch heftigere Wehe ein, und sie konnte an gar nichts anderes mehr denken.

Sie lag jetzt schon seit zehn Stunden in den Wehen. Die Hebammen versuchten es ihr mit unterschiedlichen Mitteln leichter zu machen; sie steckten dünne Nadeln in bestimmte Hautpunkte, massierten Nervenzentren und gaben ihr Drogen. Erasmus stellte den Frauen alles zur Verfügung, was sie benötigten.

Selbst im sterilen Kreißsaal trug der Roboter ein goldenes schimmerndes Gewand mit königsblauem Besatz. »Beschreiben Sie mir Ihre Empfindungen. Wie fühlt es sich an, ein Kind auf die Welt zu bringen? Ich bin sehr neugierig.«

»Mistkerl!«, keuchte Serena. »Voyeur! Lassen Sie mich in Ruhe!«

Die Hebammen unterhielten sich miteinander, als könnte ihre Patientin sie gar nicht hören.

»... vollständig geweitet ...«

»Die Kontraktionen kommen jetzt häufiger ...«

»Bald ist es so weit ...«

Serena nahm die Stimmen nur im Hintergrund wahr, außerhalb des Zentrums ihrer Existenz und des pulsierenden Lebens ihres Kindes, aber dann wurde sie direkt angesprochen. »Pressen!«

Sie tat es, entspannte sich jedoch wieder, als der Schmerz unerträglich wurde und sie glaubte, es nicht länger aushalten zu können.

»Etwas fester.«

Mit übermenschlicher Willenskraft bezwang sie die Schmerzen und verstärkte ihre Bemühungen, bis sie spürte, dass das Baby kam. Ihr Körper wusste genau, was zu tun war.

»Noch einmal pressen. Sie schaffen es.«

»Ja, so ist es gut. Sehr gut. Ich sehe schon den Kopf.«

Der Druck im Geburtskanal ließ plötzlich nach, als wäre ein Damm gebrochen. Die Strapazen raubten ihr beinahe das Bewusstsein.

Als sie kurz darauf den Kopf hob, sah sie, wie die Hebammen ihr Baby von der Nachgeburt säuberten. *Ein Sohn!* Sie zeigten ihr das Kind, und sein Gesicht war genauso, wie sie es sich vorgestellt hatte.

Erasmus beobachtete alles. Die Szene spiegelte sich verzerrt in seinem glatten Gesicht.

Serena hatte längst beschlossen, dass sie einen Sohn nach ihrem Vater benennen würde. »Hallo, Manion. Lieber, süßer Manion.«

Das Baby schrie kräftig und nahm tiefe, gesunde Atemzüge. Serena legte das Kind an ihre Brust, aber es strampelte weiter. Erasmus starrte den Säugling an und zeigte keine Reaktion.

Serena versuchte die Anwesenheit des Roboters aus ihrem Bewusstsein zu verdrängen und hoffte, dass er einfach fortging und sie mit diesem besonderen Moment allein ließ. Sie konnte den Blick nicht vom Baby abwenden und dachte an Xavier, an ihren Vater, an Salusa Secundus ... und an all die Dinge, die dieses Kind niemals haben würde. Ja, ihr Sohn hatte einen guten Grund, laut zu schreien.

Unvermittelt trat Erasmus in ihr Blickfeld. Mit starken Händen aus organisch-plastischem Material hob der Roboter das Neugeborene empor und musterte es von allen Seiten.

Obwohl sie zutiefst erschöpft und in Schweiß gebadet war, brüllte Serena ihn an: »Lassen Sie ihn in Ruhe! Geben Sie mir mein Baby wieder!«

Erasmus drehte das Kind herum. Der schimmernde Polymerfilm seines Gesichts bildete einen neugierigen Ausdruck

ab. Der Säugling schrie und wand sich, doch Erasmus verstärkte lediglich den Griff. Er hielt das nackte Baby so, dass er das Gesicht, die Finger, den Penis untersuchen konnte. Ohne Vorwarnung spritzte der kleine Manion einen Urinstrahl auf die Gewänder des Roboters.

Eine erschrockene Hebamme wollte ihm das Gesicht und den feuchten Kragen mit einem Tuch säubern, doch Erasmus stieß sie zurück. Er wollte so viele Daten wie möglich über diese Erfahrung sammeln, damit er sie später in aller Ruhe auswerten konnte.

Das Neugeborene schrie immer noch.

Serena rappelte sich trotz ihrer Schmerzen und ihrer Erschöpfung vom Wochenbett auf. *»Geben Sie ihn mir zurück!«*

Von ihrer Heftigkeit überrascht drehte sich Erasmus zu ihr herum. »Alles in allem scheint der biologische Reproduktionsprozess ein ziemlich schmutziger und ineffizienter Vorgang zu sein.« Mit angewidertem Ausdruck gab er das Baby an die Mutter zurück.

Schließlich hörte der kleine Manion auf zu brüllen, und eine Hebamme hüllte ihn in eine blaue Decke. Das Baby kuschelte sich in die Arme seiner Mutter. Obwohl Erasmus ihr Leben in der Hand hatte, bemühte sich Serena nach Kräften, den Roboter zu ignorieren. Sie zeigte keine Furcht.

»Ich habe beschlossen, dass Sie das Baby behalten dürfen und es nicht in den Sklavenbaracken aufwachsen soll«, sagte der Roboter. »Die Interaktion zwischen Mutter und Kind fasziniert mich sehr. Zumindest im Augenblick.«

90

Fanatismus ist immer ein Zeichen für unterdrückte Zweifel.

Iblis Ginjo,
Die Topographie der Menschheit

Als Ajax in seinem riesigen Aktionskörper über die Baustelle auf dem Forum schritt, zitterte der Boden, und die Sklaven hielten erschrocken inne und fragten sich, was der Titan wollte. Von seiner erhöhten Plattform beobachtete Iblis Ginjo den Auftritt des Cymeks, aber er bemühte sich, keine Nervosität zu zeigen. Mit schweißnassen Händen hielt er ein elektronisches Notizbuch.

Seit der grausigen Hinrichtung des Vorarbeiters Ohan Freer hatte sich Iblis besonders vorsichtig verhalten. Er war überzeugt, all seinen loyalen Sklaven vertrauen zu können, die ihm so viel zu verdanken hatten. Ajax konnte nichts von den Plänen wissen, die Iblis in Bewegung gesetzt hatte, oder von den geheimen Waffen, die er installiert hatte und auf ein Zeichen von ihm ausgelöst werden konnten.

Seit sechs Tagen leitete Iblis die Arbeiten am Großprojekt »Triumph der Titanen«, einem megalithischen Steinfries, das die zwanzig ursprünglichen Visionäre darstellte. Die zweihundert Meter langen und fünfzig Meter hohen, zusammenhängenden Tafeln zeigten die mechanischen Cymeks in heldenhaften Posen, wie sie über Menschenmassen hinwegschritten und Körper unter ihren Füßen zerquetschten.

Wie eine etwas aktuellere Version seiner Darstellung auf dem Fries marschierte Ajax' Cymek-Körper zur Plattform des Vorarbeiters. Er stieß die Arbeiter zur Seite und trampelte einen alten Mann tot. Iblis' Herz verwandelte sich in

Blei, aber er durfte nicht fliehen. Ajax hatte ihn bereits ins Auge gefasst, und nun benötigte der Vorarbeiter all seine Überzeugungskraft, um den Zorn des Titanen zu überleben.

Was will er mir vorwerfen?

Die Plattform und der Cymek hatten ungefähr die gleiche Höhe. Iblis versuchte, gehorsam und unterwürfig, aber nicht ängstlich zu wirken, als er vor den frontalen Sensoren und optischen Fasern in der Kopfplatte des Titanen stand. Er verbeugte sich. »Ich grüße Euch, Lord Ajax. Wie kann ich Euch dienen?« Er deutete auf die zitternden Sklavengruppen. »Die Arbeit am neuesten Monument schreitet ohne Verzögerungen gegenüber dem Terminplan voran.«

»Ja, du kannst immer wieder mit deinen Leistungen zufrieden sein. Deine Sklaven gehorchen dir aufs Wort, nicht wahr?«

»Sie folgen meinen Anweisungen. Wir arbeiten gemeinsam für den Ruhm des Allgeistes.«

»Bestimmt würden sie dir selbst die absurdesten Ideen glauben.« Ajax' Stimme klang grollend. »Wie gut kanntest du den Verräter Ohan Freer?«

»Ich habe keinen Kontakt zu solchen Menschen.« Er hoffte, dass der Cymek glaubte, für den Schweiß auf seiner Stirn wäre schwere Arbeit und nicht seine zunehmende Furcht verantwortlich. »Mit allem gebührenden Respekt, Lord Ajax, aber Ihr müsst nur einen Blick in die Protokolle werfen. Meine Leute haben die Gestaltung dieses Monuments genau nach Euren Vorgaben ausgeführt.« Er zeigte auf die überlebensgroße Darstellung des Titanen am Fries.

»Ich habe schon in den Protokollen nachgesehen, Iblis Ginjo.« Der gewaltige Maschinenkörper des Cymeks bewegte sich. Iblis spürte, wie es ihm kalt den Rücken hinunterlief. *Was hat er darin entdeckt?* »Dante hat dir bereits zum zweiten Mal erlaubt, das Netzwerk der Stadt zu verlassen. Wo warst du?«

Er musste sich alle Mühe geben, einen unschuldigen Gesichtsausdruck zu wahren. Wenn Ajax von seinen Reisen

wusste, gab es nur eine mögliche Antwort auf diese Frage. »Ich habe das Gespräch mit dem Kogitor Eklo gesucht, um mich zu bessern.«

»Das gelingt den wenigsten Hrethgir«, sagte der Titan. »Wenn es nach mir ginge, hätte ich schon vor langer Zeit die Reste der Menschheit exterminiert. Sie machen einfach zu viel Ärger.«

»Selbst die Titanen waren einst Menschen, Lord Ajax.« Iblis legte einen verschwörerischen Tonfall in seine Stimme. »Und Omnius erlaubt immer noch besonders loyalen und schwer arbeitenden Menschen, zu Neo-Cymeks zu werden. Darf ich keine Träume mehr haben?«

Die über Ajax' Kopfplatte verteilten optischen Fasern funkelten. Er hob eine künstliche Gliedmaße, und die Finger aus Flussmetall verwandelten sich in eine diamantenharte Klaue, mit der er Iblis mühelos hätte zerfetzen können. Tiefes Gelächter dröhnte aus dem Stimmgenerator des Titanen.

Ich habe ihn erfolgreich abgelenkt! Also sprach Iblis schnell weiter. »Lord Ajax, Ihr habt gesehen, wie ich Eure Statue auf dem Forum gerettet habe. Auf ähnliche Weise bemühe ich mich auch um dieses monumentale Wandbild. Ich koordiniere viele Künstler und Bauarbeiter, damit jedes Detail perfekt umgesetzt wird. Mit dieser Aufgabe würde ich keinen anderen Vorarbeiter betreuen.« *Du brauchst mich!*, hätte er am liebsten geschrien. »Nur wenige sind zu so effizienten Leistungen fähig. Aber das wisst Ihr.«

»Ich weiß, dass es Verräter und Aufständische unter den Sklaven gibt.« Ajax stapfte auf und ab. Die Arbeiter in der Nähe brachten sich eilig in Sicherheit. »Vielleicht gehörst du dazu.«

Nun begriff Iblis, dass der Cymek keinen Beweis hatte und nur einen Schuss ins Blaue abgab. Wenn das Monstrum in irgendeiner Form Gewissheit gehabt hätte, wäre Iblis ohne Säumen exekutiert worden. Der Vorarbeiter versuchte, seine Furcht mit Verachtung zu überspielen. »Die Gerüchte sind falsch, Lord Ajax. Meine Arbeiter haben sich große Mühe gegeben, dass Euer Bild auf dem Fries durch

ein paar Verbesserungen besonders gut zur Geltung kommt.« Iblis ließ seine Stimme so fest wie möglich klingen. Er hatte eine Überraschung für Ajax vorbereitet, die er im angemessenen Moment aus dem Hut zaubern konnte.

Der Titan drehte die massive Kopfplatte herum, als wollte er sich in einen besseren Blickwinkel bringen. »Verbesserungen?«

»Ihr seid ein Krieger, Herr – der größte und wildeste von allen Cymeks. Euer Abbild soll Schrecken in den Herzen aller Feinde erzeugen.«

»Das ist richtig.« Ajax schien ein wenig besänftigt zu sein. »Wir werden später über deine Indiskretionen reden.« Er verstärkte seine Stimme und brüllte die Zwangsarbeiter an: »Genug gefaulenzt! Zurück an die Arbeit!«

Ajax stapfte davon. Hinter ihm erzitterte die Überwachungsplattform, und Iblis hielt sich am Geländer fest. Er fühlte sich unendlich erleichtert.

Während des gesamten Gespräches mit dem launischen Titanen hatte Iblis eine Hand in seiner Hosentasche gehabt, wo er einen selbstgebauten elektronischen Sender versteckt hatte. Mit einem einfachen Aktivierungssignal hätte das komplexe Fries sein tödliches Geheimnis offenbart, eine Staffel aus altertümlichen Raketenwerfern, die seine Mitverschwörer heimlich in das Monument eingebaut hatten.

Inzwischen hatte Iblis an vielen Großprojekten mitgearbeitet. Er wusste, dass sich die Denkmaschinen nicht mehr für Einzelheiten der Konstruktion interessierten, sobald ein Plan genehmigt war. Der Cymek würde die verborgenen Vernichtungswaffen nie bemerken.

Aber ein exaktes Timing war von überragender Wichtigkeit. Zuvor musste er weitere Kämpfer für seine Sache rekrutieren.

Während er den Cymek beobachtete, wie er zur Stadt zurückkehrte, zeichnete Iblis im Geiste ein Zielkreuz, in dessen Zentrum der Gehirnbehälter stand. Wenn es eines Tages zu einem gewaltsamen Aufstand kommen sollte, musste dieser uralte und brutale Titan zu den ersten Opfern gehören.

Am Rand der Baustelle schwang Ajax in aggressiver Geste einen schlanken Arm herum und traf einige Sklaven, die dort Schutt wegräumten. Einer von ihnen wurde enthauptet, und der blutige Kopf prallte gegen das fast fertige Wandbild.

Obwohl der Titan unruhiger als gewöhnlich schien, war Iblis zuversichtlich, dass er seine Spuren gut verwischt hatte.

91

Die Dunkelheit der menschlichen Vergangenheit droht die Helligkeit ihrer Zukunft zu verfinstern.

Vorian Atreides,
Wendepunkte der Geschichte

Ein weiteres Mal war die *Dream Voyager* zwischen den Synchronisierten Welten unterwegs, um die verschiedenen Inkarnationen von Omnius zu aktualisieren. Alles verlief wieder normal und gemäß der vertrauten Routine. Das schwarz-silberne Schiff funktionierte wie gewohnt, doch Vor Atreides hatte sich verändert.

»Wieso bist du auf einmal nicht mehr an Strategiespielen interessiert, Vorian?«, fragte Seurat. »Du hast nicht einmal versucht, mich wegen meiner Versuche, humorvoll zu sein, zu beleidigen. Bist du krank?«

»Ich fühle mich außergewöhnlich gesund, seit mein Vater mir die lebensverlängernde Behandlung gewährt hat.« Vor starrte durch ein Fenster auf die Sterne hinaus.

»Du bist von dieser Sklavenfrau besessen«, sagte der Robotercaptain schließlich. »Ich finde dich im verliebten Zustand wesentlich langweiliger.«

Mit gerunzelter Stirn verließ Vor das Bullauge und setzte sich vor einen ovalen Datenbildschirm. »Jetzt hast du doch einen guten Witz gerissen, alter Blechgeist – eine Maschine, die mit mir über *Liebe* diskutieren will.«

»Es ist nicht allzu schwierig, den elementaren Reproduktionstrieb einer Spezies zu verstehen. Du unterschätzt meine analytischen Fähigkeiten.«

»Die Liebe ist eine unbeschreibliche Macht. Nicht einmal die intelligentesten Denkmaschinen können sie empfinden. Versuch es gar nicht erst.«

»Würdest du dich also lieber mit einem anderen Wettkampf ablenken?«

Vor starrte auf den ovalen Bildschirm, an dem er häufig die Memoiren Agamemnons gelesen hatte. Doch es gab noch so viel mehr Informationen, die er niemals aufgerufen hatte. »Jetzt nicht. Ich möchte ein paar Datenbanken durchsuchen. Kannst du mir Zugang zu den Dateien geben?«

»Natürlich. Agamemnon hat mich gebeten, dich in jeder Hinsicht zu unterstützen, wenn du dein Wissen erweitern möchtest, insbesondere auf dem Gebiet der militärischen Planung. Schließlich hast du uns gerettet, als unser Schiff über Giedi Primus angegriffen wurde.«

»Genau. Ich interessiere mich für Omnius' Aufzeichnungen über den Sturz des Alten Imperiums, über die Ära der Titanen und die Hrethgir-Rebellionen. Nicht nur die Memoiren meines Vaters.«

»Interessante Ambitionen.«

»Hast du Angst, ich könnte zu viele Spiele gewinnen, wenn ich dazulerne?« Vor sah die Liste der Dateien durch und war froh, dass er während des langen Update-Fluges mehr als genug freie Zeit zur Verfügung hatte.

»Warum sollte ich vor einem *Menschen* Angst haben?«

Stundenlang saß Vor an der Konsole und griff auf Unmengen von Daten zu. Seit den Tagen in der Trustee-Schule hatte er nicht mehr so intensiv studiert. Nachdem er durch Serenas Ideen sensibilisiert war, rechnete Vor damit, verschiedene geringfügige Diskrepanzen zwischen Agamemnons Erinnerungen und den historischen Aufzeichnungen zu entdecken. Selbst einem Cymek mochte es erlaubt sein, seine Kriegsabenteuer ein wenig auszuschmücken. Doch dann musste Vor entsetzt feststellen, wie radikal sich die objektiven Daten des Allgeistes von Agamemnons Beschreibungen unterschieden.

Fieberhaft durchsuchte er die Dokumente über Salusa Secundus, die Ära der Titanen und das Alte Imperium und staunte über die Ergebnisse. Vorian hatte sich nie die Mühe

gemacht, diese Informationen nachzuschlagen, obwohl er sie die ganze Zeit direkt vor der Nase gehabt hatte.

Mein Vater hat mich belogen! Er hat die Ereignisse verzerrt, sich in ein besseres Licht gestellt, das Ausmaß der Brutalität und des Leidens verschleiert - und sogar Omnius weiß davon.

Andererseits hatte Serena ihm die Wahrheit gesagt.

Zum ersten Mal in seinem Leben verspürte er Wut auf die Maschinen und seinen Vater - und Mitleid für die Menschen. Wie tapfer sie gekämpft hatten!

Ich selbst bin in körperlicher Hinsicht ein Mensch. Aber was bedeutet das?

Agamemnon hatte während der Ära der Titanen abscheuliche Gemetzel und Verwüstungen angerichtet, gegen Menschen, die nur versucht hatten, ihre Freiheit zu bewahren. Er und Juno waren für den Tod von Milliarden Opfern und für die grausame Versklavung der Überlebenden verantwortlich. Die Menschen hatten diese Behandlung nicht verdient, sie hatten nur ihre eigene Existenz schützen wollen.

Kein Wunder, dass Serena mich hasst, wenn ich der Sohn eines Massenmörders bin!

Vor las weiter. Die wahre Geschichte war akkurat und leidenschaftslos von den Maschinen aufgezeichnet worden, und es gab keinen Grund, daran zu zweifeln. Computer würden niemals Fakten beschönigen. Daten waren etwas Heiliges, Informationen mussten zuverlässig sein. Vorsätzliche Täuschung war für sie ein Tabu.

Es war ein menschlicher Geist nötig, um solche Manipulationen vorzunehmen ... oder ein menschlicher Geist in einem Cymek-Körper.

Seurat riss ihn aus seinen Gedanken. »Was recherchierst du da? Du hockst schon seit Stunden an der Konsole.«

Vor blickte in das Spiegelgesicht des Roboters und gestand ihm: »Ich lerne mehr über mich.«

»Dazu dürfte ein wesentlich geringerer Aufwand genügen«, bemühte sich Seurat um eine scherzhafte Erwiderung. »Warum machst du dir diese überflüssige Mühe?«

»Manchmal ist es notwendig, sich der Wahrheit zu stellen.« Vor schloss die Datenbank und schaltete den Bildschirm aus.

Der Robotercaptain kehrte zur Hauptkonsole zurück und klinkte sich in die Schiffssysteme ein, um den Landeanflug auf ihr nächstes Ziel einzuleiten. »Komm jetzt, wir haben Corrin erreicht. Es wird Zeit, das neueste Update abzuliefern.«

92

Wenn die Wissenschaft vorgibt, dem Wohl der Menschheit zu dienen, kann sie zu einer gefährlichen Kraft werden, die häufig in natürliche Prozesse eingreift, ohne die Konsequenzen zu erkennen. Unter diesen Voraussetzungen ist die Massenvernichtung unvermeidlich.

Kogitor Reticulus,
Beobachtungen aus eintausend Jahren Höhe

Nachdem sie Tests mit allen möglichen Projektilen und Sprengkörpern durchgeführt hatten, drängte Tio Holtzman darauf, dass sein neuer Schild sofort in die kommerzielle Produktion ging. Er hatte bereits mit den Geschäftsführern der Fabrikationszentren im nordwestlichen Bergbaugürtel von Poritrin und der Montagehallen in Starda gesprochen. Mit Hilfe von Sklavenarbeit ließ sich ein beträchtlicher Gewinn für ihn erwirtschaften. Allein mit seinen Patenten würden er und sein Patron Lord Bludd bald zu den reichsten Männern in der Liga der Edlen gehören.

Doch als er die Planungen der Lagerhaltung und des Vertriebs durchsah und die Probleme eher als Geschäftsmann und weniger als Wissenschaftler betrachtete, gelangte er zu einer unausweichlichen Schlussfolgerung: Ein Agrarplanet wie Poritrin konnte niemals die Nachfrage decken, die eine so wunderbare Erfindung zweifellos auslösen würde. Lord Bludd würde es nicht gefallen, so viele Produktionskapazitäten auf andere Welten verlagern zu müssen, aber Holtzman sah nur die Möglichkeit, sich an größere Industriezentren der Liga zu wenden.

Bevor er Fabrikationsunterlagen zur Vertree-Kolonie oder zu den wiederaufgebauten und nach Aufträgen hungernden

Fabriken von Giedi Primus schickte, wollte er seinen Körperschild mit einer Energiewaffe testen, die nicht mit Projektilen arbeitete. Starke Laserstrahlen wurden nur äußerst selten im Kampf eingesetzt, weil ihre Effektivität wesentlich ungünstiger ausfiel als bei Sprengkörpern oder einfachen Projektilwaffen. Trotzdem wollte er sichergehen.

Für diesen abschließenden Test befahl er seinen Hauswachen, eine Laserwaffe aus einem alten militärischen Arsenal zu holen. Nach einer längeren Suche und zahlreichen bürokratischen Anträgen wurde schließlich ein Exemplar ausfindig gemacht und zum Labor auf den Felstürmen gebracht. Weil sein Schild bisher jeden Test bestanden hatte, fand er weitere Demonstrationen nur noch langweilig. Sie wurden zur Routine. Schon bald würden die Gewinne auf sein Konto fließen.

Norma Cenva hatte sich wieder in die Holtzman-Gleichungen vertieft. Der Wissenschaftler überließ ihr die Grübelei und Rechenarbeit, während er sich im Erfolg sonnte.

Für den Test mit dem Laser suchte er sich einen Sklaven als Versuchsperson aus, weil er die Waffe persönlich abfeuern wollte. Er nahm nur einen Assistenten in die gesicherte Demonstrationskuppel mit, der die Aufzeichnungen des Versuchs überwachen sollte, wie sie es schon viele Male zuvor getan hatten. Holtzman hantierte an den Kontrollen der antiken Laserwaffe herum und versuchte herauszufinden, wie sie ausgelöst wurde.

Norma kam mit den unbeholfenen Schritten eines kleines Mädchens hereingestürmt. Ihr kantiges Gesicht war gerötet, und sie wedelte mit den kurzen Armen. »Warten Sie! Weiser Holtzman, Sie schweben in großer Gefahr!«

Er runzelte die Stirn wie ein strenger Vater, der ein ungebärdiges Kind tadelt. »Sie hatten bereits beim ersten Test meines Schildes Bedenken. Bei diesem Versuch stehe ich nicht einmal selbst in der Schusslinie.«

Ihre Miene war erschreckend ernst und besorgt. »Die Interaktion zwischen Ihrem Kraftfeld und einem kohärenten Laserstrahl hätte unübersehbare Auswirkungen. Enorme

Zerstörungskräfte würden freigesetzt.« Sie hielt Papiere hoch, die mit Gleichungen in ihrer persönlichen Kurzschrift übersät waren.

Ungeduldig ließ er die Laserwaffe sinken und stieß einen schweren Seufzer aus. »Können Sie mir diesmal stichhaltige Gründe für Ihre Besorgnis vorlegen?« Der Sklave schaute nervös durch das schimmernde Feld zu ihnen herüber. »Oder ist es wieder eine Ihrer mysteriösen Intuitionen?«

Sie hielt ihm die Berechnungen hin. »Weiser, ich war nicht in der Lage, eindeutige Werte für die Anomalie zu erhalten, wenn ich den Kohärenzfaktor eines Laserstrahls in die Feldgleichung einsetze. Das könnte bedeuten, dass es ein beträchtliches Singularitätspotenzial gibt.«

Holtzman betrachtete die Notizen, die für ihn keinen Sinn ergaben. Sie waren unleserlich und flüchtig hingekritzelt, überall fehlten Rechenschritte, und Norma hatte seltsame Symbole benutzt, die er noch nie zuvor gesehen hatte. Er runzelte die Stirn und wollte nicht zugeben, dass er nichts verstand. »Kein besonders stichhaltiger Beweis, Norma – und auch nicht sehr überzeugend.«

»Können Sie das Gegenteil beweisen? Wollen Sie das Risiko eingehen? Es könnte zu einer Katastrophe kommen, die noch schlimmer als der Test mit dem Metall-Resonanz-Generator wäre.«

Holtzmans Gesicht blieb versteinert, obwohl nun ein winziger Zweifel an ihm nagte. Er durfte die brillanten Einsichten dieser Frau nicht ignorieren. Er hatte schon immer den Verdacht gehabt, dass Norma die Theorie seines Feldes viel besser verstand als er selbst. »Also gut. Wenn Sie darauf bestehen, werde ich weitere Vorsichtsmaßnahmen treffen. Irgendwelche Vorschläge?«

»Führen Sie den Test an einem weit entfernten Ort durch, auf einem Mond – oder noch besser, auf einem Asteroiden.«

»Auf einem *Asteroiden*? Wissen Sie, wie viele Zusatzkosten dadurch entstehen würden?«

»Weniger als es kosten würde, ganz Starda wieder aufzubauen.«

Er lachte leise, dann wurde ihm klar, dass sie keinen Witz gemacht hatte. »Ich werde den Test aufschieben, um darüber nachzudenken. Aber ich bestehe darauf, dass Sie mir einen Beweis liefern. Begründen Sie Ihren Verdacht, bevor ich solche Kosten und Mühen auf mich nehme. Einen derart immensen Aufwand kann ich nicht verantworten, nur weil Sie kalte Füße bekommen haben.«

* * *

Norma Cenva war eine fähige Wissenschaftlerin und Mathematikerin, aber sie hatte nie eine Schulung in Menschenkenntnis und Politik erhalten. Wie ein naives Kind suchte sie Lord Niko Bludd in seiner noblen Residenz über dem Isana-Fluss auf.

Die emaillierten Dachziegel auf dem hohen kegelförmigen Turm waren ganz anders als das blaue Metall, mit dem die meisten anderen Gebäude von Starda gedeckt waren. Dragoner hielten in den Innenräumen Wache, wie goldgeschuppte Reptilien mit Helmbusch, rotem Umhang und Panzerhandschuhen.

Bludd schien bei guter Laune zu sein. Er spielte mit seinem lockigen Bart. »Willkommen, junge Dame. Wussten Sie, dass ich kürzlich bei einem Treffen auf Salusa Secundus die Gelegenheit hatte, mit Ihrer Mutter zu sprechen? Ihre Zauberinnen hatten soeben einen neuen Cymek-Angriff zurückgeschlagen, diesmal gegen Rossak. Jetzt sehe ich, woher Sie Ihr besonderes Talent haben.« Seine blauen Augen funkelten vergnügt.

Verlegen blickte Norma auf den gekachelten Fußboden. »In der Tat, Lord Bludd. Meine Mutter ... setzt große Erwartungen in mich. Wie Ihr jedoch selbst sehen könnt ...« – sie wies auf ihren untersetzten Körper –, »werde ich niemals ihre körperliche Schönheit erreichen.«

»Äußerlichkeiten sind Nebensache«, sagte Bludd, ohne die fünf schönen Frauen, die sich in seiner Nähe aufhielten, eines Blickes zu würdigen. »Der Weise Holtzman ist über-

zeugt, dass viele erstaunliche Ideen in Ihrem Kopf stecken. Hat er Sie geschickt? Möchte der Weise wieder ein neues Projekt demonstrieren?«

Eine gut gekleidete Sklavin brachte ein silbernes Tablett, auf dem zwei Kelche mit einem klaren sprudelnden Getränk standen. Einen reichte sie Norma, die das hübsch verzierte Trinkgefäß unbeholfen in den kleinen Händen hielt. Nachdem Lord Bludd einen Schluck aus seinem Kelch genommen hatte, trank Norma ebenfalls.

»Er plant tatsächlich eine neue Demonstration, Lord Bludd.« Norma zögerte. »Aber ich muss Euch um Eure Intervention bitten.«

Er runzelte erstaunt die Stirn. »Wieso das?«

»Der Weise Holtzman will seinen Körperschild mit einer Laserwaffe testen, aber darin liegt eine große Gefahr, Herr. Ich ... ich befürchte, dass es zu einer katastrophalen Interaktion kommen wird.«

Sie erklärte ihm den mathematischen Hintergrund und verteidigte ihre Ansicht, so gut sie konnte, aber der Aristokrat hob schon bald in hilfloser Verwirrung die Hände. »Und was sagt der Weise zu Ihren Bedenken?«

»Er ... vertraut meinen Fähigkeiten, aber ich befürchte, dass er den Test schnell und kostengünstig durchführen möchte. Er möchte nicht Euer Missfallen erregen, indem er Euch höhere Ausgaben zumutet.« Sie schluckte und war über ihre eigene Kühnheit erstaunt. »Wenn meine Überlegungen richtig sind, könnten die freigesetzten Energien ganze Teile von Starda verwüsten, vielleicht sogar die gesamte Stadt.«

»Sie meinen, es wäre mit einer Atomexplosion vergleichbar?« Bludd war verblüfft. »Wie kann das sein? Ein Schild dient der Verteidigung. Atomwaffen dagegen sind ...«

»Die indirekten Konsequenzen solcher Interaktionen sind nur schwer vorherzusagen, Lord Bludd. Wäre es nicht klüger, Vorsichtsmaßnahmen zu treffen, trotz der zu erwartenden Zusatzkosten? Denkt an den Profit, den Poritrin mit dieser Erfindung machen wird. Jede prominente Persönlichkeit

und jedes Privatraumschiff wird einen individuellen Schild benötigen, und Ihr seid prozentual an jedem Verkauf beteiligt.«

Sie suchte nach einer Stelle, wo sie ihren schweren Kelch abstellen konnte. »Andererseits solltet Ihr an den Eklat denken, falls ein solcher Fehler erst entdeckt wird, nachdem das System bereits überall in Gebrauch ist. Das könnte zu beträchtlichen Verlusten führen.«

Der Aristokrat kratzte sich den Bart und spielte mit den Juwelenketten auf seiner Brust. »Also gut, ich werde es als nötige Investition betrachten. Der Weise Holtzman hat uns schon so viel Geld in die Kassen gebracht, dass sich selbst seine exzentrischsten Ideen finanzieren lassen.«

Norma verbeugte sich. »Vielen Dank, Lord Bludd.«

Als sie davoneilte, um ihrem Mentor die Neuigkeit zu überbringen, dachte sie nicht einen Augenblick daran, dass sie mit ihrem Alleingang seine Autorität untergraben hatte. Sie ging einfach davon aus, dass ein Mann wie Tio Holtzman rational entschied und sich nicht von persönlichen Empfindlichkeiten beeinflussen ließ.

Nachdem sie mit den ständigen Vorwürfen ihrer Mutter aufgewachsen war, hatte Norma ein dickes Fell entwickelt. Und der große Weise musste doch erst recht über den Dingen stehen!

* * *

Der Versuch fand auf einem öden Asteroiden statt, der weit entfernt von Poritrin seine Bahn zog. Ein Arbeitertrupp bereitete das Testgelände in einem tiefen Krater vor. Sie installierten verschiedene Aufzeichnungsgeräte und stellten einen Schildgenerator in den lockeren Staub des Kraterbodens. Dann verließen sie den Asteroiden, um an Bord einer größeren Fregatte zu gehen, die nach Poritrin zurückflog.

Norma und Holtzman beobachteten den Versuch von einem kleinen militärischen Shuttle aus, das von einem Piloten der Armada-Reserve geflogen wurde. Der Weise hatte sich bereits damit abgefunden, dass sie komplizierte Fern-

steuerungen für die Laserwaffe im Krater installieren mussten. Da Norma um seine finanziellen Bedenken wusste, hatte sie vorgeschlagen, dass es vielleicht genügte, wenn sie das Ziel anflogen und mit einer in das Schiff eingebauten Laserkanone auf den Schild feuerten.

Während der Pilot sie ins Testgebiet brachte, reagierte der launische Wissenschaftler kaum auf Normas Versuche, ein Gespräch in Gang zu bringen. Holtzman sah gebannt zu, wie sie sich dem Zielkrater näherten. Anscheinend war er verärgert und gewillt, die Bedenken der jungen Frau zu widerlegen. Norma lugte durch die Fenster des Shuttles auf die Pockennarben, die abenteuerlich aufgetürmten Felsformationen und die tiefen Spalten, die durch Gezeitenkräfte aufgerissen worden waren. Die Landschaft sah aus, als sei sie längst verwüstet worden.

»Bringen wir es hinter uns«, sagte Holtzman. »Pilot, feuern Sie die Laserwaffe ab, sobald Sie bereit sind.«

Norma sah weiter aus dem Fenster, bis das geräumte Testgebiet genau unter ihnen war. »Wir sind feuerbereit, Weiser.«

»Sie werden sehen«, sagte Holtzman in beiläufigem Tonfall, »dass Ihre Bedenken völlig ...«

Der Pilot drückte einen Knopf, und ein heller Strahl verließ die Laserkanone des Shuttles. Der grelle Blitz aus Licht und Energie ließ Holtzman alles vergessen, was er hatte sagen wollen. Selbst in der Stille des Weltraums schien die Schockwelle lauter als Gewitterdonner zu sein.

Der Feuerball breitete sich aus, und der Pilot kämpfte mit der Navigation. »Festhalten!« Leistungsstarke Triebwerke beschleunigten das Schiff, und die Beschleunigungskräfte raubten Norma beinahe das Bewusstsein.

Dann wurde das Heck von einem Hammerschlag getroffen, und das Schiff wirbelte wie ein Spielzeug umher. Der Asteroid zerplatzte in weiß glühende Brocken, die sich konzentrisch vom Explosionsherd entfernten.

Entgeistert wandte Holtzman den Blick von dem grellen Feuerschein ab, während der Pilot versuchte, das Raum-

schiff wieder auf Kurs zu bringen. Der Atem des Wissenschaftlers ging in schnellen Stößen.

Sogar Norma war erstaunt. Sie starrte ihren Mentor an und bewegte die Lippen, ohne ein Wort herauszubringen. Alles Gesagte wäre auch überflüssig gewesen. Wenn Holtzman dieses Experiment unbekümmert in seinem Labor durchgeführt hätte, wäre nicht nur das Labor in Schutt und Asche gelegt worden, sondern auch sein gesamtes Anwesen und ein größerer Teil der Stadt. Vielleicht wäre sogar der Isana-Fluss umgeleitet worden.

Er sah Norma an, zunächst im Zorn, dann voller Erstaunen. Nie wieder würde er ihre Intuition oder ihre wissenschaftlichen Fähigkeiten in Frage stellen.

Trotzdem spürte er einen Messerstich in seiner Brust, eine schwere Verletzung seines Selbstbewusstseins und seines öffentlichen Images. Jetzt würde sein Gönner Niko Bludd die Wahrheit erkennen. Norma hatte öffentlich Holtzmans Urteil angefochten, und ihre Zweifel hatten sich nun unbestreitbar bestätigt.

Er wusste nicht, wie er verhindern konnte, dass die Öffentlichkeit von Poritrin – die Lords, die Dragonerwachen, selbst die Sklaven – erfuhr, dass die untersetzte kleine Mathematikerin von Rossak ihn ausgestochen hatte. Die Nachricht vom Ergebnis dieses Versuchs würde sich wie ein Lauffeuer verbreiten.

Tio Holtzman hatte sich auf spektakuläre Weise geirrt, und diese tiefe Wunde würde vielleicht nie mehr verheilen.

93

Tiere müssen sich über das Land bewegen, um zu überleben - um Wasser, Nahrung, Mineralien zu finden. Das Leben ist von irgendeiner Form der Bewegung abhängig. Wer sich nicht weiterbewegt, den tötet das Land, wo er stehen geblieben ist.

Aus den Aufzeichnungen der
Imperialen Ökologischen Erkundung von Arrakis

Die Wüstennacht war still und friedlich. Der erste Mond war bereits untergegangen, während der schwächer leuchtende zweite Mond wie ein müdes gelbes Auge über dem Horizont hing.

Selim, der kaum mehr als ein Schatten war, hockte auf einem Felsen und beobachtete das Wabenmuster der Höhlen über ihm. Er wusste nicht, welche Menschen hier lebten oder welche Reichtümer sie besaßen - aber Gott hatte ihn an diesen abgelegenen Ort geführt. Die Wüste und all ihre Bewohner gehörten zu Selims geheimnisvoller Bestimmung, er stellte seine Taten nicht in Frage und machte sich auch nicht die Mühe, sie irgendwie zu rechtfertigen.

Diese Menschen hatten nur wenig Kontakt mit dem Stamm des Naibs Dhartha. Aber genauso wie alle Zensunni, die in der Wüste ums Überleben kämpften, unternahmen sie regelmäßige Expeditionen nach Arrakis City, um notwendige Vorräte zu beschaffen. Selbst mit ausgeklügelten landwirtschaftlichen Methoden und sparsamem Wasserverbrauch konnte hier draußen kein Stamm als Selbstversorger überleben.

Genauso wenig wie es Selim konnte. In den zwei botanischen Teststationen gab es Luftfeuchtigkeitskondensatoren, die seine Wasserversorgung sicherstellten. Aus vergessenen

Vorräten bezog er den größten Teil seiner Lebensmittel. Aber in den vergangenen anderthalb Jahren waren diese Vorräte genauso geschrumpft wie die Ladung der Energiezellen, und eins seiner Werkzeuge war bereits zerstört. Er brauchte weitere Quellen, um seine isolierte Existenz weiterführen zu können.

Gott hatte Selim mit vielen Dingen gesegnet und ihm viele Gelegenheiten verschafft ... aber um andere Notwendigkeiten musste er sich selbst kümmern. Er verstand nicht, wie sich alles in Gottes großen Plan fügte. Es musste einen tieferen Grund geben, und eines Tages würde er ihn erkennen.

Mehrere Tage lang hatte Selim diese abgelegene Siedlung und die Bewegungen ihrer Bewohner beobachtet. Die Frauen kümmerten sich um Bienenstöcke im Eingangsbereich der Höhlen, von wo sich die Insekten auf die Suche nach kleinen Wüstenblumen machten, die in geschützten Felsspalten wuchsen. Selim lief das Wasser im Mund zusammen. Er hatte in seinem Leben erst ein einziges Mal Honig gekostet, nachdem Naib Dhartha im Tauschhandel einen großen Topf mit dem klebrigen Süßstoff erworben und einen Klecks an jedes Stammesmitglied verteilt hatte. Der Geschmack war wunderbar gewesen, aber er hatte die Zensunni gleichzeitig schmerzhaft daran erinnert, wie wenig Luxus sie sich gönnen konnten.

Wenn sich Selims Bestimmung erfüllt hatte, worin sie auch immer bestehen mochte, würde er zweifellos jeden Tag Honig essen können.

Er benötigte nicht nur Vorräte aus den Lagern dieser Siedlung, sondern wollte auch einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Gott hatte ihm gezeigt, wie er unabhängig und aus eigener Kraft überlebte und nicht mehr blind uralten Gesetzen folgte. Er verabscheute die engstirnigen und starren Regeln der Zensunni. Aller Zensunni. Aus ihm hätte ein zufriedenes und schwer arbeitendes Mitglied der Gemeinschaft werden können, wenn Naib Dhartha nicht auf Ebrahims falsche Anschuldigungen gehört und Selim verstoßen hätte.

Er war mit einem leeren Rucksack gekommen und schob sich kriechend vorwärts. Er hatte sich den Weg zur Höhle eingeprägt, in der die Dorfbewohner ihre Vorräte aufbewahrten. Das Lager wurde bei Tag gut bewacht, aber nicht bei Nacht, weil sich diese Leute in der Abgeschiedenheit sicher fühlten. Selim würde hineinschlüpfen, sich nehmen, was er brauchte, und wieder verschwinden, ohne jemandem wehzutun. Er war ein Dieb, ein Einbrecher. Selim Wurmreiter ... der Gesetzlose.

Langsam erklomm er den steilen Pfad, den die Stammesmitglieder nahmen, wenn sie auf die Suche nach Gewürz gingen. Schließlich erreichte er den Felsvorsprung, zog sich hinauf und starrte in den Schatten.

Wie erwartet stapelten sich Lebensmittelpackungen im Lager, die der Stamm zweifellos zu einem teuren Preis am Raumhafen erworben hatte. Wozu brauchten wahre Wüstenbewohner solche Delikatessen? Selim grinste. Im Grunde brauchten sie so etwas gar nicht, also war es seine Pflicht, sie um ihren überflüssigen Luxus zu erleichtern. Selim würde seinen Rucksack mit Nahrungskonzentraten vollstopfen.

Neben ein paar Energiezellen packte er auch Saatgut ein, mit dem er ein kleines Gewächshaus in einer der botanischen Teststationen anlegen wollte. Frisches Gemüse wäre eine wunderbare Ergänzung seiner kargen Kost.

Von einer Werkbank nahm er sich ein Messinstrument und einen automatischen Prellhammer, mit dem sich Gestein zertrümmern ließ. Das Gerät könnte sich als nützlich erweisen, wenn er sich zusätzliche Versteckmöglichkeiten schaffen musste, indem er natürliche Höhlen in unbewohnten Felserhebungen erweiterte.

Selim kramte in seinem vollgestopften Rucksack, um Platz für die beiden Werkzeuge zu finden. Während er in der Dunkelheit hantierte, fiel ihm der Prellhammer herunter. Dabei löste sich ein Energieimpuls, der einen Riss im Boden der Höhle erzeugte und wie Kanonendonner durch das schlafende Dorf hallte.

Erschrocken sammelte Selim seine Sachen ein, warf sich den Rucksack über die Schulter und machte sich an den Abstieg über den Felsvorsprung. Es waren bereits Rufe und misstrauische Fragen zu hören. Leuchtstäbe erhellten die Klippen und ließen die dunklen Höhleneingänge wie die Augen eines plötzlich erwachten Dämons erscheinen.

Er kletterte den steinigen Pfad hinunter und versuchte leise zu sein, aber unter seinen Füßen lockerte sich Geröll. Die Steine rollten klackend den Abhang hinunter.

Ein Lichtstrahl streifte ihn und machte ihn für jeden sichtbar. Jemand rief. Nun war das ganze Dorf in Aufruhr. Männer, Frauen und Kinder stürmten nach draußen, blinzelten verschlafen und zeigten auf den Dieb.

Selim konnte sich nirgendwo verstecken. Außerdem wurde er durch den schweren Rucksack behindert.

Über Leitern und in den Fels gehauene Stufen nahmen die Zensunni die Verfolgung auf. Selim gab sich einen Stoß und lief schneller. Mit einem großen Sprung erreichte er als Erster den Sand und flüchtete in die freie Ebene. Seine Füße versanken tief im Treibsand, sodass er immer wieder zu stolpern drohte, während die Nomaden ihm schreiend nachsetzten. Er rannte einfach weiter und hoffte, dass die Dorfbewohner den Mut verloren, wenn er sich zu weit zwischen die Dünen vorwagte. Trotzdem mussten sie ihn bald eingeholt haben, weil er durch seine schwere Last nur langsam vorankam. Es hing davon ab, ob ihr Zorn auf ihn größer als ihre Furcht vor Shaitan war.

Plötzlich kam ihm eine Idee. Er kramte im Rucksack, bis er den gestohlenen Prellhammer gefunden hatte. Dann ging er auf einer Düne in die Knie und stellte das Gerät auf maximale Wirkung ein. Als er den Hammer niederfahren ließ, war der laute Knall wie eine unterirdische Explosion, die eine große Sandwolke aufwirbelte.

Die Zensunni setzten die Verfolgung unbeirrt fort. Selim rannte wieder los und stürmte den Dünenabhang hinunter. Er kam ins Rutschen und löste eine kleine Sandlawine aus, aber er hielt den Prellhammer fest. Schließlich landete er in

der Mulde zwischen zwei Dünen. Atemlos rappelte er sich auf und machte sich wieder an den Aufstieg. »Komm schon, alter Kriecher! Ich rufe dich!«

Erneut schlug er mit dem Hammer zu, wie ein alter buddhislamischer Priester, der einen Gong ertönen ließ. Auf der nächsten Düne setzte er das dritte Signal ab. Die Männer aus dem Höhlendorf waren ihm bereits recht nahe, aber er lief weiter in die offene Wüste hinaus. Allmählich schienen sie unsicherer zu werden und zu zögern, und er hörte immer weniger Stimmen.

Schließlich vernahm Selim ein zischendes Geräusch, das Zeichen für die Annäherung eines Sandwurms. Seine Verfolger bemerkten es im gleichen Moment und blieben stehen. Alle starrten auf die wellenförmigen Wurmzeichen im Mondlicht, dann flüchteten sie mit Höchstgeschwindigkeit zu den Felshöhlen zurück, als hätte der Anblick des Monstrums ihnen ungeahnte Kräfte verliehen.

Grinsend vertraute Selim darauf, dass Gott ihn nicht zu Schaden kommen lassen würde. Er hockte auf dem Grat der Düne und rührte sich nicht von der Stelle, während er die Flucht seiner Verfolger beobachtete. Der Wurm näherte sich schnell und wurde nun zweifellos von den panischen Schritten der Dorfbewohner angezogen. Wenn Selim weiterhin reglos blieb, müsste der Wurm an ihm vorbeiziehen.

Aber die Vorstellung, dass das Monstrum diese Menschen verschlang, behagte ihm nicht. Sie hatten schließlich nur ihr Eigentum verteidigt. Selim wollte nicht, dass sie seinetwegen starben. Das konnte nicht Gottes Plan sein, aber es war zweifellos eine moralische Herausforderung.

Als der Wurm näher kam, verringerte er die Intensität des Prellhammers und ließ ihn mit langsamen, dumpfen Schlägen auf den Boden niederfahren. Wie zu erwarten war, ließ sich der Wurm davon anlocken. Selim holte seine Ausrüstung hervor und machte sich bereit.

Die Zensunni-Männer, die erst die Hälfte der Strecke bis zu den sicheren Höhlen geschafft hatten, drehten sich erstaunt zu ihm um und sahen seinen Schattenriss vor dem

Mondlicht. Selim stand aufrecht da und wartete auf den Wurm ...

* * *

Hoch auf dem Rücken des Ungeheuers hielt Selim die Führungsstange und die Seile fest in den Händen und war froh, dass er kein Stück seiner Beute verloren hatte und dass niemand zu Schaden gekommen war. Er blickte sich zu den Männern um, die im Mondlicht auf dem Sand standen und ihm fassungslos nachstarrten. Sie hatten beobachtet, wie er den Sandwurmdämon bestiegen hatte und nun damit in die offene Wüste davonritt.

»Als kleine Entlohnung für das, was ich euch genommen habe, gebe ich euch eine Geschichte, die ihr immer wieder an euren Lagerfeuern erzählen könnt«, rief er ihnen zu. »Ich bin Selim Wurmreiter!«

Sie konnten ihn nicht mehr hören, aber das war Selim egal. Es war noch nicht an der Zeit, seine Identität zu offenbaren. Jetzt war die Zeit, Samen zu legen. Von nun an würden diese Menschen keine melancholischen Klagelieder über die Wanderungen ihrer Vorfahren mehr singen, sondern über den Einzelgänger reden, der den Sandwurm beherrschte.

Die Legende von Selim würde sich ausbreiten und wachsen ... wie ein grüner Baum auf dem trockenen Sand, wo eigentlich nichts überleben konnte.

94

Mutter und Kind: ein bleibendes, aber letztlich geheimnisvolles Bild der menschlichen Natur.

Erasmus,
Reflexionen über biologische Intelligenzen

Der kleine Manion wurde zu einem Lichtblick in Serenas Gefangenenleben, wie eine Kerze in tiefster Dunkelheit.

»Ihr Kind ist ein außerordentlich zeitaufwändiges Geschöpf«, sagte Erasmus. »Ich verstehe nicht, warum es so viel Aufmerksamkeit erfordert.«

Serena hatte in Manions große, neugierige Augen geschaut, und nun wandte sie sich dem glatten Spiegelgesicht des Roboters zu. »Morgen wird er drei Monate alt. In diesem Alter kann er noch nichts allein machen. Er muss wachsen und lernen. Menschliche Babies müssen ständig umsorgt werden.«

»Maschinen sind vom Tag ihrer Programmierung an voll funktionsfähig.«

»Das erklärt vieles«, sagte sie. »Für uns ist das Leben ein kontinuierlicher Entwicklungsprozess. Ohne Fürsorge können wir nicht überleben. Das haben Sie nie erlebt. Sie sollten sich darum kümmern, dass die Kinder in den Sklavenbaracken besser aufgezogen werden. Seien Sie freundlicher zu ihnen, unterstützen Sie ihre Neugier.«

»Ist das wieder einer von Ihren Verbesserungsvorschlägen? Wie viele gravierende Änderungen soll ich Ihrer Meinung zufolge noch vornehmen?«

»Alle, die mir einfallen. Sie müssen die Veränderung an den Menschen bemerkt haben. Sie wirken jetzt viel lebendiger, nachdem sie nur ein klein wenig Mitgefühl erfahren haben.«

»Ihr Mitgefühl, nicht meins. Und das ist den Sklaven bewusst.« Der Roboter ließ sein Gesicht zum inzwischen vertrauten Ausdruck der Verblüffung zerfließen. »Ihr Geist stellt eine einzige Ansammlung von Widersprüchen dar. Es erstaunt mich, dass sie jeden neuen Tag überleben und keinen geistigen Zusammenbruch erleiden. Vor allem mit diesem Kind.«

»Der menschliche Geist ist widerstandsfähiger, als Sie sich vorstellen können, Erasmus.« Serena hielt das Baby an ihre Brust. Jedes Mal, wenn sich der Roboter beklagte, wie viel Arbeit Manion erforderte, ängstigte sie sich, er könnte ihr das Baby wegnehmen. Sie hatte die überfüllten, unmenschlichen Quartiere mit den heulenden Kindern aus den niederen Kasten gesehen. Obwohl es ihr gelungen war, die Lebensbedingungen der Sklaven zu verbessern, konnte sie den Gedanken nicht ertragen, dass auch ihr eigenes Baby so aufwachsen musste.

Nun stand Erasmus neben der geschmacklosen Statue eines Schwertfisches und sah zu, wie Serena an einem sonnigen Nachmittag mit Manion spielte. Die beiden plantschten in einem der seichten blauen Pools des Anwesens. Dieser lag auf einer hohen Terrasse und erlaubte einen atemberaubenden Ausblick auf die Brandung des Ozeans. Serena hörte das Rauschen und die Rufe von Gänsen, die über den Himmel zogen.

Der nackte Manion juchzte in den Armen seiner Mutter, während er unbeholfen mit den Händen aufs Wasser klatschte. Der Roboter hatte vorgeschlagen, dass Serena ebenfalls nackt badete, aber sie hatte darauf bestanden, einen einfachen weißen Badeanzug zu tragen.

Wie immer starrte Erasmus sie und das Baby an. Sie versuchte, die Neugier des Roboters zu ignorieren, solange sie nur eine friedliche Stunde mit Manion genießen konnte. Sie sah bereits, wie viel Ähnlichkeit ihr Sohn mit Xavier hatte. Aber würde er jemals genauso frei wie sein Vater sein, die energische Persönlichkeit und Entschlossenheit zum Kampf gegen die Denkmaschinen entwickeln?

Nachdem sie sich zuvor fast ausschließlich mit großmaßstäblichen politischen und militärischen Angelegenheiten der Liga beschäftigt hatte, widmete Serena Butler nun ihre ganze Zeit der Sorge um ihr Kind. Ihre Probleme waren viel persönlicher und spezieller geworden. Mit erneuerter Kraft arbeitete sie schwer, um ihre Haushaltspflichten zu erfüllen, damit sie sich die Zeit mit Manion verdiente und Erasmus keinen Anlass gab, sie zu bestrafen.

Der Roboter war sich zweifellos bewusst, dass er nun mehr Gewalt über sie hatte als je zuvor. Er schien es zu genießen, sich verbale Duelle mit ihr zu liefern, aber sie brachte ihm auch widerstrebend ihre Dankbarkeit für die kleinen Freiheiten, die er ihr gewährte, zum Ausdruck. Obwohl sie nie aufgehört hatte, ihren Unterdrücker zu hassen, wusste Serena, dass er ihr Schicksal – und das Manions – in einem empfindlichen Gleichgewicht in den Händen hielt.

Als sie das vorstehende Kinn ihres Sohnes und seine entschlossen Mundwinkel betrachtete, dachte sie an Xavier und sein unerschütterliches Pflichtbewusstsein. *Warum bin ich nicht einfach bei ihm geblieben? Warum musste ich Giedi Primus retten? Hätte ich mich nicht ein einziges Mal wie eine gewöhnliche Frau verhalten können?*

Die Rufe der Gänse wurden lauter, als sie genau über die Villa hinwegflogen. Ihnen war es gleichgültig, ob die Erde von Menschen oder Maschinen beherrscht wurde. Hellgraue Exkremente spritzten auf die Terrasse und auf die Schwertfischstatue neben dem Roboter. Erasmus schien sich dadurch nicht irritieren zu lassen. Für ihn waren alle diese Dinge Bestandteil der natürlichen Ordnung.

Manion schaute den ziehenden Gänsen nach und lachte glucksend. Bereits mit drei Monaten war er an allem interessiert. Manchmal wollte er mit kleinen Fingern nach Serenas goldener Haarspange oder den funkelnden Edelsteinen greifen, die Erasmus so gerne an ihr sah. Der Roboter schien sie immer mehr als Frau im Haus zu betrachten, als Zierde seiner Villa.

Erasmus trat näher an den Pool und schaute auf das Baby, das glücklich im Wasser plantschte, während es von seiner Mutter gehalten wurde. »Ich habe nie verstanden, wie viel Unruhe und Chaos ein Säugling in einem geordneten Haushalt stiften kann. Ich finde es sehr ... beunruhigend.«

»Menschen brauchen Unruhe und Chaos«, sagte sie und bemühte sich, gelassen zu klingen, obwohl sie einen eiskalten Schauder verspürte. »So lernen wir am besten, innovativ und flexibel zu sein und zu überleben.« Sie stieg mit ihrem Sohn aus dem Pool und wickelte ihn in ein weiches weißes Handtuch. »Denken Sie an die Gelegenheiten, wenn Omnius' Pläne durch menschlichen Erfindungsreichtum vereitelt wurden.«

»Trotzdem haben die Denkmaschinen die Menschheit besiegt.«

»Haben Sie uns tatsächlich und in letzter Konsequenz besiegt, Erasmus?« Sie hob die Augenbrauen – eine ihrer Angewohnheiten, deren Rätselhaftigkeit ihn verzweifeln ließ. »Viele Planeten sind immer noch frei von Ihrer Herrschaft. Wenn Sie uns überlegen sind, warum machen Sie sich dann solche Mühe, uns nachzuahmen?«

Der neugierige Roboter verstand die emotionale Bindung zwischen Mutter und Kind nicht. Trotz ihres festen Tonfalls war ihm nicht entgangen, dass diese Frau, die zuvor so wild und unabhängig gewesen war, sich verändert hatte und sanftmütiger geworden war. Sie schien eine andere Persönlichkeit angenommen zu haben, seit sie Mutter geworden war. Dem Roboter hatte sie nie mit der intensiven Aufmerksamkeit gedient, die sie diesem schmutzigen, lärmenden und vor allem nutzlosen Säugling widmete.

Dieses Experiment hatte zwar interessante Daten über menschliche Beziehungen geliefert, aber Erasmus durfte nicht erlauben, dass sein Haushalt weiterhin unter diesem Störfaktor litt. Das Baby beeinträchtigte seinen effizienten Tagesablauf, und er wollte Serenas ungeteilte Aufmerksamkeit. Sie hatten gemeinsam wichtige Aufgaben zu erledigen. Durch die Sorge um das Kind verlor sie zu viel Energie.

Als Erasmus den kleinen Manion betrachtete, nahm sein Gesicht aus Flussmetall einen grimmigen Ausdruck an – den er schnell zu einem freundlichen Lächeln veränderte, bevor Serena in seine Richtung blicken konnte.

Bald würde diese Phase des Experiments enden. Er überlegte, wie er es am geschicktesten anstellte.

95

Die Geduld ist eine Waffe, die von jemandem geführt werden sollte, der sein genaues Ziel kennt.

Iblis Ginjo,
Möglichkeiten der totalen Befreiung

In den vergangenen acht nervenaufreibenden Monaten hatte Iblis Ginjo sein Ziel ganz allein weiterverfolgt. Bei seinen Entscheidungen musste er sich auf seine intuitive Einschätzung verlassen, wie groß das Ausmaß der Unruhe unter den Sklaven tatsächlich war. Als Trustee genoss er gewisse Privilegien, aber er hatte nie mit eigenen Augen gesehen, wie grausam ihre Tage waren. Er hatte immer gedacht, mit Lob und kleinen Belohnungen könnte er ihr Leben verbessern. Wie hatten sie es nur all die Jahrhunderte ausgehalten?

Iblis war überzeugt, dass es weitere geheime Rädelsführer und Widerstandskämpfer gab. Der Kogitor Eklo und sein Sekundant Aquim hatten versprochen, ihm zu helfen, und er konnte nur raten, über welche Quellen oder Mittel sie verfügten. Doch abgesehen von Ajax' ständigem Misstrauen und der Hinrichtung Ohan Freers schienen die Denkmaschinen keine Ahnung zu haben, dass sich eine unglaubliche Rebellion vorbereitete.

Das würde sich bald ändern.

Seit Wochen hatte Iblis behutsame, aber intensive Arbeit geleistet, mit vertrauenswürdigen Männern gesprochen und sie mit Überzeugungskraft für seinen Kreis der Unzufriedenen rekrutiert. Er hatte sie auf die Möglichkeit einer Revolte vorbereitet, und trotz der Gefahr hatten sie die Botschaft begeistert unter ihresgleichen weitergegeben. Iblis schwor sich, dass dieser Aufstand nicht wie die

erste Hrethgir-Rebellion zu einem sinnlosen Unterfangen wurde.

In den vergangenen zwei Monaten war es Iblis gelungen, die Größe seiner Geheimorganisation fast zu verdoppeln, und es drängelten sich bereits weitere Menschen darum, ihr beizutreten. Er spürte, wie die Bewegung immer stärker wurde. Um ein Teil des Widerstandes zu werden, musste jeder Neuling einen dicken Verteidigungsmantel durchdringen, wie der Mönch Aquim vorgeschlagen hatte.

Die mehreren hundert Mitglieder seiner Organisation verteilten sich auf kleine Zellen, die höchstens aus zehn Köpfen bestanden, damit niemand alle Namen kannte. Und ständig wurden die Kunde, das Ziel und die Entschlossenheit vorsichtig weiterverbreitet. Es war, als hätten die Menschen eintausend Jahre lang nur darauf gewartet.

Kogitor Eklo hatte eine etwas esoterische Erklärung abgegeben, wie die Bewegung eine exponentielle Wachstumsrate entwickeln konnte, und zwar durch das biologische Vorbild der Zellteilung. Wie bei der Mitose würden sich die Mitglieder jeder Gruppe irgendwann trennen und neue Zellen bilden, die sich wiederum teilten. Früher oder später würden sie auf andere Gruppen stoßen und miteinander verschmelzen, wodurch sie neue Kraft gewannen. Schließlich würde der Widerstand eine kritische Masse überschreiten und eine starke Reaktion auslösen, wie bei einer elektrischen Entladung ...

Unmöglich ist nichts.

Iblis hatte in unregelmäßigen Abständen weitere geheime Botschaften erhalten. Die Informationen waren zu seinem Bedauern sehr allgemein gehalten und enthielten keine Einzelheiten über andere Rebellengruppen oder Angaben, was von ihm erwartet wurde. Wenn es so weit war, wäre die Revolte eine große, aber erschreckend unkoordinierte Bewegung, sodass Iblis befürchtete, die Desorganisation könnte sie angesichts der effizient strukturierten Gesellschaft der Denkmaschinen zum Scheitern verurteilen. Andererseits mochte sich gerade die menschliche Unberechenbarkeit als ihr größter Vorteil erweisen.

Als Iblis nach drei Tagen ununterbrochener Arbeit am Fries der Titanen heimkehrte, sah er, wie sich ein alter Sklave aus seinem Bungalow schlich. Er eilte ins Haus und fand eine neue Botschaft auf seinem Bett vor. Sofort stürmte er nach draußen und fing den alten Mann im Hof ab. »Halt! Ich will mit Ihnen reden!«, rief er.

Der alte Sklave erstarrte, obwohl er am liebsten wie ein Kaninchen geflüchtet wäre. Er war darauf trainiert, dem Befehl eines Vorarbeiters unbedingten Gehorsam zu leisten. Iblis packte ihn am Arm. »Wer hat Sie geschickt? Sagen Sie es mir!«

Der Sklave schüttelte den runzligen Kopf. Ein sonderbarer trüber Ausdruck trat in sein Gesicht. Er öffnete den Mund und zeigte darauf. Man hatte ihm die Zunge abgeschnitten.

Unbeirrt reichte Iblis ihm ein elektronisches Notizbuch, nachdem er seine Aufzeichnungen über die Aktivitäten seiner Arbeiter vom Bildschirm gelöscht hatte. Der Mann zuckte die Achseln, als wollte er damit sagen, dass er weder lesen noch schreiben konnte. Iblis zog eine finstere Miene, aber er musste anerkennen, dass es eine wirksame Methode war, die Geheimhaltung zwischen den Zellen zu wahren. Enttäuscht ließ er den Sklaven gehen und flüsterte ihm zu: »Machen Sie weiter. Unmöglich ist nichts.« Der alte Sklave schien ihn nicht zu verstehen und eilte davon.

Iblis kehrte in seinen Bungalow zurück und las die kurze Botschaft: »Bald werden wir vereint sein. Nichts kann uns aufhalten. Sie haben große Fortschritte erzielt, aber vorläufig müssen Sie ohne unsere Hilfe weitermachen.« Die Schriftzeichen auf der dünnen Metallfolie waren bereits korrodiert und kaum noch zu entziffern. »Setzen Sie Ihre Arbeit fort, und halten Sie nach einem Zeichen Ausschau.«

In der Ferne ging die Sonne zwischen den megalithischen Cymek-Denkmälern hinter dem westlichen Horizont unter. *Halten Sie nach einem Zeichen Ausschau.*

Iblis kniff die Augen zusammen. Wenn Omnius oder einer der Titanen zu früh von ihren Plänen erfuhr, konnte

alles umsonst gewesen sein. Der Vorarbeiter hatte sich selbst nie als Helden betrachtet. Er arbeitete daran, die Menschen zu befreien, aber er wusste auch, dass ein Teil von ihm aus persönlichem Ehrgeiz dabei war. Er musste seine Fähigkeit ausnutzen, andere überzeugen und die Sklaven zur Aktion anstacheln zu können.

Die Sklaven ließen sich leicht von Freiheitsträumen anstecken, aber wenn ihre Vernunft wieder einsetzte, befürchteten sie Repressalien durch die Denkmaschinen. In solchen Momenten des Zweifels konnte Iblis seine Anhänger anschauen und leise, aber mit großer Eindringlichkeit zu ihnen reden, bis er sie vom unaufhaltsamen Erfolg ihrer Bewegung überzeugt hatte. Er hatte sie physisch und psychologisch völlig in seiner Gewalt. Bisher hatte er sich immer auf seine Führungsqualitäten verlassen können, und in letzter Zeit hatte er neue, beinahe hypnotische Aspekte seiner Persönlichkeit entdeckt ...

Iblis' Arbeiterteams hatten den unerbittlichen Zeitplan für die Fertigstellung des »Triumphs der Titanen« einhalten können. Seine handverlesenen Leute schufteten am Fries, während nur wenige Roboterwachen und Neo-Cymeks in der Nähe waren. Dadurch war es ihnen gelungen, heimlich die tödlichen Überraschungen einzubauen, die Kogitor Eklo vorgeschlagen hatte. Auf ähnliche Weise hatte Iblis auf vier weiteren über die ganze Stadt verteilten Baustellen versteckte Waffen installieren lassen. Sogar der Roboter Erasmus hatte geschickte Arbeiter bestellt, die einige Umbauten an seiner Villa vornehmen sollten ... und auch hier erkannte Iblis interessante Möglichkeiten.

Iblis hielt die Nachrichtenfolie in der Hand, die nun völlig schwarz geworden war. Er warf sie zum Abfall, der im Recycler landen würde. Die Maschinen legten großen Wert darauf, Rohstoffe wieder zu verwerten und Energie für Produktionsvorgänge zu sparen.

Obwohl Iblis nur über Informationsbruchstücke verfügte, schwor er sich, nicht eher Ruhe zu geben, bis alle Teile des Puzzles zusammenpassten. Der harte Kern aus unzufriede-

nen Arbeitern war bereit, sich zu erheben und die Denkmaschinen zu stürzen. Der Drang, ihre Wut in die Tat umzusetzen, wurde von Tag zu Tag größer.

Iblis konnte nicht ewig warten. Irgendwann musste er vielleicht ganz allein losschlagen. Er hoffte, dass er bald das angekündigte Zeichen erhielt.

96

Eins der größten Probleme unseres Universums liegt in der Kontrolle der Fortpflanzung und der darin verborgenen Energie. Mit Hilfe dieser Energie lassen sich Menschen herumschubsen und zu Handlungen anstiften, zu denen sie sich niemals imstande fühlten. Diese Energie - ob wir sie als Liebe, Lust oder mit irgendeinem anderen Wort bezeichnen - braucht ein Ventil. Wenn man sie aufstaut, kann sie sehr gefährlich werden.

Iblis Ginjo,
Möglichkeiten der totalen Befreiung

Monatelang hatte Erasmus den kleinen Störenfried geduldet, doch als Manion ein halbes Jahr alt geworden war, reagierte der Roboter zunehmend frustriert auf den Mangel an Erfolgen bei seinen persönlichen Forschungen. Er wollte sich lieber anderen Untersuchungen widmen, und dieses ungebärdige Kind stand ihm im Weg. Es musste etwas geschehen.

Wenn es um ihren Sohn ging, entwickelte Serena einen immer stärkeren Beschützerinstinkt. Sie widmete dem nutzlosen Balg mehr Zeit und Energie, als sie für Erasmus erübrigte. Das war nicht mehr akzeptabel.

Doch weil sie ihn faszinierte, hatte er Serena viel mehr Freiheiten gewährt, als einem Sklaven zustanden. Sie zog keinen Nutzen aus dem Baby, aber sie reagierte auf jeden Atemzug und jedes Wimmern. Es ergab keinen Sinn, so viel Arbeit in ein Kind zu investieren.

Erasmus begegnete ihr im hinteren Garten. Sie hielt Manion in den Armen, während sie durch die Pflanzenreihen ging. Der stets neugierige Junge brabbelte glücklich über

den Anblick der bunten Blumen. Sie redete mit ihm, aber sie benutzte genauso sinnlose Laute. Die Mutterschaft hatte die einst so intelligente und starke Serena in eine Idiotin verwandelt.

Irgendwann würde Erasmus derartige menschliche Entwicklungen verstehen. Er hatte bereits viele wichtige Details gelernt, aber er wollte schnellere Erfolge.

Serena hingegen dachte, dass sich ihr Herr seltsamer als je zuvor verhielt. Er folgte ihr wie ein Schatten und schien zu glauben, dass sie ihn nicht bemerkte. Seine zunehmend feindseligen Reaktionen auf Manion machten ihr Angst.

Mit sechs Monaten konnte der Junge in beachtlichem Tempo umherkrabbeln, und er hatte das Geschick entwickelt, sich sofort in Schwierigkeiten zu bringen, wenn man nicht ständig auf ihn aufpasste. Serena war besorgt, dass er empfindliche Gegenstände zerbrach und Unordnung machte, während ihre Pflichten sie dazu zwangen, ihn der Obhut anderer Haushaltssklaven anzuvertrauen.

Erasmus schien nichts an der Sicherheit des Kindes zu liegen. Schon zweimal hatte der Roboter, während Serena sich ihren zugewiesenen Aufgaben gewidmet hatte, den Jungen freigelassen, sodass er ungehindert durch die Villa krabbeln konnte – als wollte er sehen, ob Manion die zahllosen Gefahrenquellen im Haus meisterte.

Erst vor wenigen Tagen hatte sie ihren Sohn am Rand des hohen Balkons wiedergefunden, der auf den Platz vor dem Hauptgebäude hinausging. Serena hatte ihn in Sicherheit gebracht und Erasmus angeschnauzt: »Ich erwartet gar nicht, dass eine Denkmaschine etwas von Fürsorge versteht, aber Sie scheinen nicht einmal genügend Verstand zu besitzen, um einfache Tatsachen zu begreifen.« Ihre Worte hatten ihn lediglich amüsiert.

Ein anderes Mal hatte sie Manion an der Tür zu den Laboratorien des Roboters entdeckt, die selbst ihr verboten waren. Erasmus hatte sie davor gewarnt, dort herumzuschnüffeln. Obwohl sie unter der Vorstellung litt, welche Qualen der Roboter anderen Sklaven in diesen Räumen zu-

fügte, wagte sie es aus Sorge um ihr Kind nicht, diesen Punkt anzusprechen.

Seltsamerweise schien Erasmus gleichzeitig von Gefühlen fasziniert zu sein und sie zu verachten. Sie hatte ihn dabei ertappt, wie er vor Manion extreme Grimassen geübt hatte. Seine fließende synthetische Haut hatte die gesamte Palette von Theatermasken durchgespielt, von Abscheu über Verblüffung bis zu offener Schadenfreude.

Serena hoffte, Erasmus überzeugen zu können, dass er immer noch nichts von der menschlichen Natur verstanden hatte, dass er sie am Leben lassen musste, damit er irgendwann die Antworten erhielt, nach denen er so verzweifelt suchte ...

An diesem Tag trug sie Manion durch einen nebligen Farngarten. Sie bewegte sich mit gespielter Lässigkeit. Dann bemerkte sie einen Durchgang am anderen Ende des Gewächshauses und erinnerte sich, dass die verschließbare Tür ins Haupthaus führte. Wie üblich wurde sie auf Schritt und Tritt von Erasmus beobachtet.

Sie machte ihre Runden, begutachtete die Pflanzen und legte Wert darauf, sich nicht zum Roboter umzuschauen. Dann tat sie, als wäre ihr plötzlich etwas eingefallen, und stürmte mit ihrem Baby durch die Tür, die sie sofort hinter sich verschloss. Sie wusste, dass sie sich damit nur vorübergehend seiner Beobachtung entzog, aber es würde ihn irritieren. Zumindest hoffte sie es.

Während sie durch den Korridor hastete, protestierte Manion in ihren Armen. Er war genauso gefangen wie sie und dazu verdammt, den Rest seines Lebens als Sklave zu verbringen. Xavier – wie sehr sie sich nach ihm sehnte! – würde seinen Sohn niemals zu Gesicht bekommen.

Wieder bereute sie ihren kühnen Entschluss, sich nach Giedi Primus zu begeben. Voller Idealismus hatte sie nur in großen Maßstäben gedacht, an das Wohlergehen von Milliarden Menschen. Sie hatte all jene sträflich vernachlässigt, die ihr nahe standen, ihre Eltern, Xavier – und den Fötus, der damals, noch unbemerkt, in ihr heranwuchs. Warum

hatte sie das Leid der ganzen Menschheit auf ihren Schultern tragen müssen?

Nun mussten nicht nur sie, sondern auch Xavier und Manion für ihre Kühnheit büßen.

Vor ihr betrat Erasmus den Korridor durch eine andere Tür und versperrte ihr den Weg. Sein surrealistisches Gesicht zeigte den Ausdruck des Missfallens. »Warum versuchen Sie zu flüchten, obwohl Sie genau wissen, dass es unmöglich ist? Dieses Spiel amüsiert mich nicht im Geringsten.«

»Es war kein Fluchtversuch«, widersprach sie und drückte schützend ihren kleinen Jungen an die Brust.

»Inzwischen muss Ihnen bewusst geworden sein, dass Ihre Taten Konsequenzen haben.« Zu spät sah sie einen schimmernden Gegenstand in seiner Hand. Er richtete ihn auf sie und sagte: »Es wird Zeit, die Parameter zu ändern.«

»Warten Sie ...« Serena sah einen grellweißen Lichtblitz, dann spürte sie, wie ihr Körper taub wurde. Sie konnte sich nicht mehr aufrecht halten. Ihre Beine gaben nach, als hätten sie sich verflüssigt. Während des Sturzes versuchte sie, Manion zu schützen, der überrascht und verängstigt aufheulte, als seine Mutter und er zu Boden sackten.

Ihr Bewusstsein schwand, und Serena konnte nichts mehr tun, um Erasmus aufzuhalten, der vortrat und ihr das hilflose Kind aus den Armen nahm.

* * *

In seinem Sektions- und Operationssaal betrachtete Erasmus Serenas Körper. Ihre nackte Haut war glatt und weiß und hatte sich mit erstaunlicher Anpassungsfähigkeit von ihrer Schwangerschaft erholt.

Während sie bewusstlos auf der harten weißen Arbeitsfläche lag, führte Erasmus einen chirurgischen Eingriff aus. Für ihn war es eine Routineaufgabe, weil er diese Operation in den vergangenen zwei Monaten schon mehrere Male an Sklavinnen geübt hatte. Nur drei der Versuchspersonen waren gestorben.

Er wollte Serena keinen Schaden zufügen, denn er hatte den Eindruck, dass er noch viel von ihr lernen konnte. Diese Prozedur geschah nur zu ihrem Besten ...

* * *

Schließlich erwachte Serena und stellte fest, dass sie unbekleidet und in Schweiß gebadet war. Ihre Arme und Beine waren gefesselt, und im Unterleib spürte sie ein schwaches unangenehmes Brennen.

Sie hob den Kopf und sah, dass sie sich in einem großen Raum befand. Offenbar war sie allein. Wo war Manion? Sie riss vor Angst und Schrecken die Augen auf. Als sie sich aufrichten wollte, zuckte ein Schmerz durch ihre Eingeweide. Dann sah sie, dass sich in ihrer unteren Bauchdecke ein Schnitt befand, der wieder versiegelt worden war.

Erasmus betrat den Raum und trug ein klirrendes Tablett mit verschiedenen metallischen und kristallinen Objekten. »Guten Morgen, meine Haussklavin. Sie haben länger geschlafen, als ich erwartet habe.« Er stellte das Tablett ab und löste vorsichtig die Fesseln an Serenas Handgelenken. »Ich habe meine medizinischen Instrumente bereits gereinigt.«

Wütend auf den Roboter und speiübel vor Angst berührte sie ihre Operationsnarbe und betastete ihren schmerzenden Unterleib. »Was haben Sie mit mir gemacht?«

Ruhig antwortete Erasmus: »Eine simple Vorsichtsmaßnahme zur Lösung eines Problems, das Sie und ich haben. Ich habe Ihre Gebärmutter entfernt. Sie müssen sich keine Sorgen mehr machen, in Zukunft durch weitere Babies von Ihren Pflichten abgehalten zu werden.«

97

Gier, Zorn und Unwissenheit vergiften das Leben.

Kogitor Eklo,
Jenseits des menschlichen Geistes

In den Monaten nach dem Angriff der Denkmaschinen auf Rossak widmete Zufa Cenva ihre gesamte Zeit und Energie der Ausbildung von Ersatzkandidatinnen. Sie hatte viele in den parapsychischen Feuerstürmen verloren, die sie gegen die Cymeks entfacht hatten.

Aurelius Venport hatte sich in der Krise bestens bewährt. Er hatte die Bevölkerung erfolgreich evakuiert und im Pilzdschungel in Sicherheit gebracht, während alles von den Cymek-Kämpfern zerstört worden war. Aber Zufa hatte kaum etwas davon bemerkt. Venport nahm Rücksicht auf den Stress und die Verantwortung, die sie sich selbst auferlegt hatte, aber die führende Zauberin verschwendete kaum einen Gedanken an ihren Liebhaber. So war es schon immer gewesen, und allmählich hatte er genug davon.

Zufa hatte sich nie dafür interessiert, was die Männer von Rossak leisteten. Trotz ihrer telepathischen Fähigkeiten hatte Zufa keine Ahnung von der praktischen Bedeutung ihrer abgelegenen Welt. Sie wusste nicht, wie viel Venport dazu beitrug, dass die Wirtschaft von Rossak florierte.

Seit Jahren hatten seine Chemiker das medizinische und psychedelische Potenzial der Dschungelpflanzen erforscht und Blätter, Rinden, Säfte und Pilzsporen untersucht. Ärzte, Sanitäter und Pharmakologen in der ganzen Liga waren von der ständigen Lieferung von Rossak-Drogen abhängig.

Zusätzlich hatte er mit der Vertragsproduktion der neuartigen und sehr effizienten Leuchtgloben begonnen, die Norma erfunden hatte. Der Profit aus diesen Geschäften

wurde dazu eingesetzt, die beschädigten Orbitalstationen zu reparieren, die verwüsteten Höhlenstäde wiederaufzubauen und eine stärkere Präsenz von Erkundungs- und Kampfschiffen der Armada zu finanzieren.

Zufa schien zu glauben, dass solche Dinge von selbst geschahen. Doch in Wirklichkeit wurde der Wiederaufbau von Venport bezahlt.

Er hätte jederzeit sein Geld nehmen und wie ein König auf einer anderen Welt leben können. Aber er gehörte nach Rossak. Er liebte die Zauberin, auch wenn sie ihm kaum Wärme oder Gefühl entgegenbrachte.

Venport fuhr mit dem Kabellift zur schwankenden Plattform aus polymerisiertem Geäst hinauf. Hier konnten kleinere Schiffe landen, während größere Frachter im Weltraum bleiben mussten, wo sie an die Orbitalstationen andockten und ihre Ladung gelöscht wurde. Der Dschungel war bereits dabei, die breiten Schneisen und Brandnarben, die das Wüten der Cymeks hinterlassen hatte, mit Kräutern und schnell wachsenden Rankenpflanzen zu schließen. Die Natur heilte sich selbst.

Er blickte in den dunstigen Himmel und suchte nach dem erwarteten Shuttle. Zufrieden stellte er fest, dass es pünktlich eintraf, und beobachtete den Landeanflug. Das kleine Privatschiff gehörte einem Fleischhändler der Tlulaxa namens Tuk Keedair, der in den Regionen der Unverbündeten Planeten auf Sklavenjagd ging. Keedair verkaufte auch biologische Organe, die angeblich in hoch entwickelten und streng vor der Außenwelt abgeschirmten Tanks auf Tlulax gezüchtet wurden.

Venport, der selbst Händler war, hatte die Sklaverei nie als lukrativen oder sinnvollen Wirtschaftszweig betrachtet. Nur eine Hand voll Liga-Welten erlaubte diese Praxis, aber Keedair hatte bei seinen Kunden einen guten Ruf. Seltsamerweise wollte er Aurelius Venport heute ein ganz anderes Angebot machen. Er hatte nur angedeutet, dass es nicht um Sklaven ging. Venport war neugierig geworden und hatte sich einverstanden erklärt, sich mit ihm zu treffen.

Nachdem das kleine Tlulaxa-Shuttle gelandet war, stieg Keedair aus. Der Fleischhändler trug ein sauberes blaues Hemd, das er in die engen schwarzen Hosen gesteckt hatte. Ein dunkler Zopf mit silbergrauen Strähnen hing ihm wie ein Ehrenabzeichen über die Schulter. Er hatte die Hände in die Hüften gestemmt.

Venport reichte ihm zur Begrüßung die Hand. Zu dieser Gelegenheit hatte er ein schickes Lederwams angelegt, das in der Taille von einem Gürtel zusammengehalten wurde, und Stiefel aus dem schwarz-grünen Pelz eines Baumrutschers angezogen. Keedair hob die Hand zum Gruß.

»Ich habe Ihnen Kostproben mitgebracht«, sagte der Fleischhändler. »Und Ideen, bei denen Ihnen das Wasser im Mund zusammenlaufen wird.«

»Ihnen eilt der Ruf voraus, ein visionärer Geschäftsmann zu sein, Tuk Keedair. Erzählen Sie mir von Ihren Ideen.«

Venport führte seinen Gast in einen offiziellen Empfangsraum. Hier waren die beiden Männer allein, während die Zauberinnen mit ihrem endlosen Kriegsrat beschäftigt waren, tranken starken Tee aus frischen Dschungelkräutern und brachten die gesellschaftlichen Formalitäten hinter sich.

Schließlich zog Keedair einen kleinen Beutel mit bräunlichem Pulver hervor und reichte ihn Venport. »Das habe ich vor neun Monaten auf Arrakis entdeckt.« Venport schnupperte daran und folgte der Aufforderung seines Besuchers, von der konzentrierten Substanz zu kosten.

Er registrierte kaum die nächsten Worte des Tlulaxa, denn seine gesamte Aufmerksamkeit war auf diese außergewöhnliche Erfahrung konzentriert. Obwohl er durchaus mit anregenden Drogen und stimmungsverändernden Substanzen aus dem Dschungel vertraut war, hatte er sich nie vorstellen können, dass *so etwas* existierte.

Die Melange schien in jede Zelle seines Körpers zu diffundieren und lud sein Gehirn auf direktem Wege mit Energie und Lebenskraft auf. Es war äußerst angenehm ... aber noch viel mehr. Venport lehnte sich zurück und spürte, wie die Substanz ihn verführte und entspannte, ihn beherrsch-

te, ohne ihn zu beherrschen. Es war paradox. Sein Geist schien mit einem Mal eine Klarheit zu besitzen, wie er sie nie zuvor erlebt hatte. Selbst die Zukunft kam ihm viel klarer vor.

»Das gefällt mir sehr.« Venport stieß einen zufriedenen Seufzer aus und nahm eine weitere Kostprobe. »Ich könnte mir vorstellen, zu Ihrem besten Kunden zu werden.«

Gleichzeitig ahnte er, dass er viele weitere interessierte Käufer in der ganzen Liga finden würde. Sehr viele.

* * *

Die zwei Männer vereinbarten die Details und besiegelten das Geschäft mit einem Händedruck. Dann gönnten sie sich eine weitere Tasse Rossak-Tee ... der diesmal jedoch mit Melange gewürzt war.

Aurelius Venport willigte ein, mit dem Fleischhändler an den Rand des erkundeten Weltraums zu fliegen. Auf einem Rundflugkurs würde es eine sehr lange Reise werden, da Arrakis weiter als jeder andere Planet von den Zentren der menschlichen Zivilisation entfernt lag. Aber der Mann von Rossak wollte mit eigenen Augen sehen, woher die Melange kam, um zu verstehen, wie sich die Gewürzernte zu einem profitablen Unternehmen entwickeln ließ.

Vielleicht würde Zufa ihn nach dieser Aktion endlich zur Kenntnis nehmen.

98

Die meisten traditionellen Regierungen teilen die Menschen in Gruppen und hetzen sie gegeneinander auf, um die Gesellschaft zu schwächen und sie regierbar zu machen.

Tlaloc, *Schwächen des Imperiums*

In einer großartigen militärischen Prozession näherte sich eine Kampfflotte der Liga aus Ballistas und Javelins dem Planeten Poritrin. Auf der Brücke des Armada-Flaggschiffs stand stolz und in regloser Haltung Segundo Xavier Harkonnen in seiner Galauniform und musterte die friedlich wirkende Welt.

Lord Bludd hatte der Liga der Edlen eine außergewöhnliche Spende angekündigt und wollte die Raumschiffe mit Tio Holtzmans neuen Schilden ausrüsten lassen. Der Raumhafen von Starda war behelfsmäßig erweitert worden, um die zahlreichen Einheiten unterbringen zu können. Alle kommerziellen Schiffe hatten sich zurückgezogen, damit das Landefeld vorübergehend zu einer Militärbasis wurde. Komplette Teams ausgebildeter Sklaven waren von ihren regulären Aufgaben abgezogen worden, um auf dem Raumhafen zu arbeiten.

Xavier war sich nicht ganz sicher, ob er so viel Vertrauen in eine unerprobte Technik setzen sollte, aber die Machtverhältnisse mussten sich nachhaltig verändern, bevor die Menschheit beginnen konnte, Synchronisierte Welten zurückzuerobern. Es war unumgänglich, Risiken einzugehen.

Die großen Kampfschiffe der Ballista-Klasse setzten zur Landung auf Poritrin an. Zusätzlich zur Standardausrüstung hatte jede Einheit fünfzehnhundert Besatzungsmitglieder,

zwanzig Truppentransporter, fünfzehn größere Shuttles für Fracht und zwanzig kleine für Passagiere, fünfzig Patrouillenschiffe mit hoher Reichweite und zweihundert wendige Kindjals für den Raum- und Luftkampf an Bord. Es geschah nur selten, dass diese Giganten auf der Oberfläche eines Planeten landeten, aber nun drangen sie aus eigener Kraft in die Atmosphäre ein. Ihre Metallhüllen glänzten im Sonnenlicht.

Nach den Ballistas kamen die kleineren Zerstörer der Javelin-Klasse, die leichter gebaut, aber im Verhältnis besser bewaffnet waren und für schnelle, schlagkräftige Aktionen eingesetzt wurden.

Die Menge der Adligen und freien Bürger von Poritrin winkte und jubelte, während die Sklaven in einem anderen Bereich warteten. Die Schiffe auf dem Isana-Fluss beantworteten den Aufmarsch mit einem Basskonzert aus Signalhörnern. Zu Ehren des Eintreffens der Flotte wurde sie von Schwärmen aus Kindjals und Patrouillen eskortiert, die sie wie wütende Wespen umschwirrten.

Nachdem das Flaggschiff gelandet war und Xavier auf die Rampe trat, wurde er von lautem Jubel begrüßt. Hinter ihm ragte der riesige Ballista auf dem Landefeld empor. Die Außenhülle trug sichtbare Spuren des Aufenthalts im lebensfeindlichen Weltraum. Vor den wogenden Menschenmassen kam sich Xavier winzig vor.

Doch alle verließen sich auf seine Fähigkeiten, und er hatte eine Aufgabe zu erledigen. Nach einer kurzen Orientierungspause marschierte er los, flankiert von seinen Offizieren und gefolgt vom ersten Truppenteil, der sich in perfekter Formation bewegte. Er hatte seine Leute gut trainiert.

Lord Bludd näherte sich ihm in Begleitung von vier prominenten Beratern und elf Dragonern. Der Aristokrat warf seinen Umhang zurück und trat vor, um Xaviers Hand zu ergreifen. »Willkommen auf Poritrin, Segundo Harkonnen. Auch wenn wir hoffen, die vor uns liegenden Arbeiten so schnell wie möglich zu erledigen, wird mein Volk für die

Dauer Ihres Aufenthalts ruhiger schlafen, weil es weiß, dass unser Planet so lange unter Ihrem mächtigen Schutz steht.«

* * *

Als Lord Bludd später zu einem extravaganten Bankett eingeladen hatte, delegierte Xavier verschiedene Aufgaben an seine führenden Flottenoffiziere. Sie sollten sich um die Organisation der Arbeiter auf dem Raumhafen kümmern und den Einbau der Holtzman-Schildgeneratoren dokumentieren. Der Segundo hatte den Befehl erteilt, zunächst nur eine Schwadron von Patrouillenschiffen mit dem neuen System auszustatten, damit er die Arbeiten inspizieren und die Technik testen konnte.

Anschließend würden die Mechaniker von Poritrin größere Anlagen in die Javelins und schließlich die Ballistas einbauen. Die mehrfachen, sich überlagernden Schilde sollten Schwachstellen der großen Einheiten schützen. Wenn sich die Schilde während der rigorosen Testmanöver bewährten, würde Xavier weitere Flottenteile nach Poritrin schicken, um sie genauso nachzurüsten. Er wollte nicht zu viele Schiffe der Armada gleichzeitig aus dem Einsatz nehmen, damit der Schutz der Liga-Welten nicht vernachlässigt wurde. Außerdem wollte er vermeiden, dass eine verirrte Spiondrohne von Omnius bemerkte, was hier vor sich ging.

Die meisten Waffen der Roboter arbeiteten mit Projektilen und Sprengsätzen, intelligenten Bomben, die ihr Ziel verfolgten und bei Kontakt detonierten. Solange die KI-Projektile nicht lernten, ihre Geschwindigkeit zu reduzieren, um den Schild durchdringen zu können, würde der Schutz genügen.

In einer geheimen Besprechung hatte Xavier vom wesentlich bedeutenderen Nachteil des Schildes erfahren – von der katastrophalen Wechselwirkung mit Laserstrahlen. Doch da solche Energiewaffen fast nie im Kampf eingesetzt wurden, weil sie sich als ineffizient erwiesen hatten, betrachtete er diesen Punkt als vertretbares Risiko. Vorausgesetzt, die Armada konnte dieses Geheimnis vor Omnius wahren ...

In den kegelförmigen Türmen der Residenz von Lord Bludd hörte Xavier den Hymnen und Balladen zu, die von den Sängern vorgetragen wurden. Die Texte waren von nahezu vergessenen Feiertagen der Nava-Christenheit inspiriert, die auf Poritrin immer noch gelegentlich begangen wurden. Er hatte keinen Hunger und konnte ohnehin kaum etwas schmecken. Er nippte aus einem Glas mit starkem einheimischem Rum und achtete darauf, nicht zu viel Alkohol zu sich zu nehmen. Er wollte seine Reaktionszeit und geistige Klarheit nicht beeinträchtigen. *Allzeit bereit.*

Während hinter ihm die Feier weiterging, blickte er aus den gewölbten Fenstern des Turmes auf die Lichter des Raumhafens. Im weißen und gelben Schein konnten die Sklaven rund um die Uhr die Installation der Schilde fortsetzen. Er hatte nie viel für Sklavenarbeit übrig gehabt, vor allem, seit Serena sich so energisch dagegen ausgesprochen hatte, aber so wurde es nun einmal auf Poritrin gehandhabt.

Xavier wäre gerne zu Hause bei Octa gewesen. Sie waren nun seit knapp einem Jahr verheiratet, und bald würde seine Frau ihr erstes Kind zur Welt bringen. Doch seine Pflicht verlangte von ihm, dass er an einem anderen Ort weilte. Er fand sich mit seiner Situation ab, hob sein Glas und beantwortete einen weiteren Trinkspruch, mit dem Lord Bludd sich selbst beglückwünschte.

* * *

In Begleitung seines Adjutanten Cuarto Jaymes Powder begutachtete Xavier die erste Reihe der Kindjals, die auf dem militärischen Landefeld aufgebockt waren. Die kleinen Schildgeneratoren waren in jedes Schiff eingebaut und an die Maschinen angeschlossen worden. Mit gereckten Schultern und in tadelloser Uniform achtete er auf jedes Detail und überprüfte alles noch einmal persönlich. Er wollte um jeden Preis verhindern, dass sich ein Fehler wie auf Giedi Primus wiederholte.

Als er über das Flussdelta blickte, sah er Fracht- und Passagierschiffe, die aus den nördlichen Regionen kamen. Auf Poritrin ging alles seinen gewohnten Gang, und der Konflikt mit den Denkmaschinen schien weit entfernt. Doch Xavier würde niemals Frieden finden. Obwohl er mit Octa glücklich geworden war, hatte er sich ein anderes Leben vorgestellt. Die Denkmaschinen hatten Serena auf dem Gewissen. Wenn er den Kampf um die Freiheit fortsetzte, wusste er, dass er von persönlichen Motiven angetrieben wurde.

Unter den Augen ihrer Bewacher brachten die lethargischen Sklaventeams nur so viel Leistung, um nicht bestraft zu werden. Sie schienen sich kaum für diese Aufgabe begeistern zu können, auch wenn sie dem Wohl der gesamten Menschheit dienten, sie selbst eingeschlossen.

Xavier schüttelte den Kopf über die Praxis der Sklaverei und das mangelnde Engagement dieser Leute. »Lord Bludds Entscheidung, Sklaven für diese Arbeit einzusetzen ... erweckt bei mir nicht unbedingt großes Vertrauen.«

Cuarto Powder betrachtete die Gefangenen. »Hier ist es nichts Ungewöhnliches.«

Xavier schürzte die Lippen. Die Liga der Edlen gewährte jedem Planeten das Recht, sich gemäß dem Willen der Bevölkerung eigene Gesetze zu geben. »Trotzdem bezweifle ich, dass ein Zwangsarbeiter jemals volle Leistung bringen wird. Wir können uns keine Fehler erlauben, Jaymes. Die Existenz der Flotte steht auf dem Spiel.«

Er musterte die Arbeiter und hielt nach Anzeichen Ausschau, ob irgendwo etwas nicht stimmte. Es behagte ihm nicht, dass so viele Sklaven für die kritischen Aufgaben eingesetzt wurden. Schließlich fiel ihm ein Mann mit schwarzem Bart auf, hinter dessen Augen sich alles andere als friedliche Gedanken zu verbergen schienen. Er gab den Leuten Anweisungen in einer Sprache, die Xavier nicht verstand.

Xavier musterte aufmerksam die Arbeiter, an denen er vorbeikam. Dann schaute er sich zu den Kindjals um, die im Sonnenlicht glänzten. Sein Instinkt sagte ihm, dass Gefahr

drohte, und er spürte, wie sich unter dem harten Kragen seiner Uniform seine Nackenhärchen aufrichteten.

Er gab seinem Impuls nach und klopfte gegen den Rumpf eines Patrouillenschiffs. Zwei ölverschmierte Sklaven verließen es, nachdem sie die Installation abgeschlossen hatten und wandten sich dem nächsten Kindjal in der Reihe zu. Ihre Blicke wichen Xaviers Blick aus.

Er entfernte sich vier Schritte, dann überlegte er es sich anders und drehte sich wieder um. »Cuarto, ich denke, wir sollten eins dieser Schiffe testen, ein willkürlich ausgewähltes.«

Er stieg ins Cockpit des Kampfjägers. Er überprüfte die Kontrollanzeigen und bemerkte die neu installierten Systeme, mit denen der Holtzman-Schild projiziert wurde. Er nahm verschiedene Schaltungen vor und wartete, bis die Motoren summend zum Leben erwachten. Schließlich aktivierte er den Schild.

Draußen trat der Adjutant zurück. Powder beschattete die Augen mit der Hand, als die Luft rund um den Kindjal flimmerte. Es war eine knisternde, nahezu unsichtbare Blase. »Sieht gut aus!«

Xavier erhöhte die Leistung der Maschinen und machte das Schiff startbereit. Das Triebwerk heulte auf, doch der Energieausstoß wurde durch den Schild gebremst, sodass nur wenig hindurchsickerte. Er spürte, wie das Schiff vibrierte, und studierte die Anzeigen mit gerunzelter Stirn.

Als er versuchte, mit dem Kindjal zu starten, sprühten Funken aus dem Schildgenerator. Dann brannte das System durch. Das Summen wurde tiefer, als sich die Motoren automatisch abschalteten. Xavier schlug auf die Konsole und fuhr sämtliche Systeme herunter, bevor es zu weiteren Kurzschlüssen kommen konnte.

Mit zorngerötetem Gesicht stieg er aus dem Kampfjäger. »Rufen Sie sofort alle Vorarbeiter zusammen! Und benachrichtigen Sie Lord Bludd, dass ich mit ihm sprechen möchte!«

* * *

Die Sklaven, die an dem getesteten Kindjal gearbeitet hatten, waren in der Menge verschwunden. Trotz der wütenden Drohungen des Segundos gab keiner der vor ihm aufgereihten Gefangenen zu, etwas über den Fehler zu wissen. Die laxen Vorarbeiter hielten die Sklaven für austauschbar, sodass sie nicht im Einzelnen dokumentiert hatten, wer an welchem Schiff gearbeitet hatte.

Bludd hatte zunächst mit einem Wutausbruch, dann mit tiefstem Bedauern auf die Neuigkeit reagiert. Er zupfte an seinem lockigen Bart. »Dafür gibt es keine Entschuldigung, Segundo. Trotzdem werden wir versuchen, die nachlässigen Arbeiter ausfindig zu machen und zu ersetzen.«

Xavier schwieg die meiste Zeit, während er auf die detaillierte Analyse der handverlesenen Inspektionsteams wartete. Schließlich kehrte sein Adjutant mit einem Wachtrupp der Dragoner und einem Stapel ausführlicher Berichte in den Händen zurück. »Wir haben die Qualitätskontrolle abgeschlossen, Segundo. Bei den Arbeiten wurde *einer von fünf* Schildgeneratoren fehlerhaft angeschlossen.«

»Eine katastrophale, kriminelle Unfähigkeit!«, regte sich Bludd auf. »Wir werden dafür sorgen, dass sie alles reparieren. Ich spreche Ihnen mein tiefstes Bedauern aus, Segundo ...«

Xavier blickte dem Aristokraten in die Augen. »Eine Fehlerquote von zwanzig Prozent ist mehr als bloße Inkompetenz, Lord Bludd. Ganz gleich, ob Ihre Gefangenen Verräter sind, weil sie sich mit unseren Feinden verbündet haben, oder ob sie es einfach nur aus Wut auf ihre Herren getan haben – wir können so etwas nicht tolerieren. Wenn meine Flotte mit diesen Schiffen in den Kampf gezogen wäre, wären mir massakriert worden!«

Er wandte sich an seinen Adjutanten. »Cuarto Powder, wir werden sämtliche Schildgeneratoren in unsere Javelins verladen und damit das nächste Weltraumdock der Armada anfliegen.« Er verbeugte sich vor dem bestürzten Aristokraten. »Wir danken Ihnen für Ihre gut gemeinten Bemühungen, Lord Bludd. Unter den gegebenen Umständen ziehe ich

es allerdings vor, ausgebildetes militärisches Personal mit der Installation und Überprüfung der Schilde zu beauftragen.« Er wandte sich zum Gehen.

»Ich werde mich sofort darum kümmern, Segundo.« Powder marschierte aus dem Raum und drängte zwei Dragonerwachen zur Seite.

Bludd schien die Angelegenheit äußerst peinlich zu sein, aber er konnte dem strengen Offizier nicht widersprechen. »Ich habe volles Verständnis für Ihre Entscheidung, Segundo. Ich werde dafür sorgen, dass die Sklaven bestraft werden.«

Angewidert lehnte Xavier die Einladung des Adligen ab, bis zur nächsten Mahlzeit zu bleiben. Als wollte er die Sache wieder gutmachen, schickte Bludd ein Dutzend Kisten mit bestem Poritrin-Rum aufs Flaggschiff. Vielleicht würden Xavier und Octa zur Feier seiner Rückkehr gemeinsam eine Flasche leeren. Oder sie warteten damit bis zur Geburt ihres ersten Kindes.

Xavier verabschiedete sich aus Lord Bludds glanzvollem Empfangssaal. Sie tauschten noch ein paar freundliche, aber zurückhaltende Worte, dann kehrte der Offizier in sein Schiff zurück. Als er wieder an Bord war, wurde ihm bewusst, wie erleichtert er sein würde, wenn er diese Welt verlassen hatte.

99

Das Leben ist die Summe der Kräfte, die dem Tod Widerstand leisten.

Serena Butler

Serena war verwundet worden. Man hatte ein Stück aus ihrem Leben gerissen, und es war eine verbitterte Leere zurückgeblieben. Durch die Gräueltat hatte Erasmus sie an den Rand der Verzweiflung getrieben und ihre hartnäckige Hoffnung angegriffen, die ihr stets Halt gegeben hatte.

Während ihrer ersten Ansprachen vor dem Liga-Parlament hatte Serena sich eingebildet, bedeutende Arbeit zum Wohl der Menschheit zu leisten. Sie hatte Zeit, Schweiß und Begeisterung geopfert und es keinen Moment lang bereut. Als ihr Vater ihr den Eid als Repräsentantin der Liga abgenommen hatte, war sie erst neunzehn Jahre alt gewesen und sie hatte eine strahlende Zukunft vor sich gehabt.

Der attraktive junge Xavier Harkonnen hatte ihr Herz berührt, und gemeinsam hatten sie von einer großen, glücklichen Familie geträumt. Sie hatten ihre Hochzeit geplant und über ihre gemeinsame Zukunft gesprochen. Selbst als Erasmus' Gefangene hatte sie sich an die Vorstellung geklammert, irgendwann fliehen und wieder ein normales Leben führen zu können – mit Xavier.

Doch der brutale Roboter hatte entschieden, einen Störfaktor zu eliminieren, und sie wie ein Tier sterilisiert, ihr die Möglichkeit genommen, weitere Kinder auf die Welt zu bringen. Sie hätte die herzlose Maschine am liebsten pausenlos angeschrien. Mehr als je zuvor vermisste sie die Gesellschaft gebildeter Menschen, die ihr hätten helfen können, diese schwierige Zeit zu überstehen – und wenn es nur Vorian Atreides gewesen wäre. Trotz seines angeblichen Be-

dürfnisses, die Menschen begreifen zu wollen, fehlte Erasmus jedes Verständnis, warum sie sich wegen eines »geringfügigen chirurgischen Eingriffs« so sehr aufregte.

Ihr Zorn und ihre Verletzung erstickte die Klugheit, die sie für die Diskussionen mit ihm benötigt hätte. Sie brachte einfach kein Interesse für die esoterischen Themen auf, über die sich Erasmus unbeschwert mit ihr unterhalten wollte. Das führte wiederum dazu, dass der Roboter immer mehr von ihr enttäuscht war.

Viel schlimmer war, dass Serena es nicht einmal bemerkte.

Das Einzige, was ihrem Leben noch Halt gab, war der kleine Manion, der inzwischen elf Monate alt war. Ihr Sohn erinnerte sie schmerzlich an alles, was sie verloren hatte, sowohl in der Vergangenheit als auch in der Zukunft. Er schien über unerschöpfliche Energien zu verfügen und erkundete mit unbeholfenen Schritten jeden Winkel der Villa.

Die anderen Sklaven versuchten ihr zu helfen, da sie ihren Schmerz spürten und wussten, wie viel sie in die Wege geleitet hatte, um ihr Leben ein wenig erträglicher zu machen. Doch Serena erwartete gar nichts von ihnen. Sie war kaum in der Lage, sich selbst auf den Beinen zu halten. Trotz allem machte Erasmus die Veränderungen und Verbesserungen, zu denen er sich einverstanden erklärt hatte, nicht rückgängig.

Serena arbeitete immer noch im Garten und in der Küche, während sie Manion ständig im Auge behielt, der mit Werkzeugen und Töpfen spielte. Die anderen Haushaltssklaven, die von ihrer ungewöhnlichen Beziehung zu Erasmus wussten, betrachteten sie mit Neugier und Respekt und fragten sich, was sie als Nächstes tun würde. Die Köche und Küchenhelfer mochten den kleinen Jungen und amüsierten sich über seine ersten Sprechversuche.

Manion besaß einen unstillbaren Entdeckungsdrang, er wollte alles sehen und berühren – die Blumen in den Gärten der Villa, die exotischen Fische in den Teichen oder eine Feder, die er auf dem Platz vor dem Anwesen gefun-

den hatte. Er untersuchte alles mit seinen wachen blauen Augen.

Serena bestätigte ihren Entschluss, entweder aus Erasmus' Gefangenschaft zu fliehen oder ihn zu verletzen. Dazu musste sie so viel wie möglich über den unabhängigen Roboter erfahren. Und der Schlüssel zur Lösung dieses Rätsels waren die abgeschotteten Laboratorien, über die sie nun mehr herausfinden wollte. Er hatte ihr verboten, diese Räume zu betreten, weil er nicht wollte, dass sie seine Experimente »beeinflusste«. Er hatte den anderen Haushaltssklaven befohlen, ihr nichts darüber zu erzählen. Wovor hatte der Roboter Angst? Die versiegelten Labors waren zweifellos sehr wichtig. Sie musste sich Zugang verschaffen.

Serena erhielt eine Gelegenheit, als sie mit zwei Küchenhelfern sprach, die das Essen für die menschlichen Versuchsobjekte im Laborkomplex zubereiteten. Erasmus bestand auf energiereichen Mahlzeiten, damit seine Opfer so lange wie möglich überlebten, aber kleinere Mengen waren ihm lieber, um »den Schmutz zu reduzieren«, wenn er ihnen zu viel Schmerz zufügte.

Das Küchenpersonal reagierte mit Erleichterung auf Erasmus' makabre Sonderwünsche, weil die Leute froh waren, dass sie nicht selbst für die Experimente auserwählt worden waren. Jedenfalls noch nicht.

»Welche Rolle spielt das Leben eines Sklaven?«, fragte eine der Frauen, Amia Yo. Sie war es, die während des »wohltätigen« Festmahls Serenas Ärmel berührt hatte.

»Jedes menschliche Leben hat Wert«, erwiderte Serena und betrachtete den kleinen Manion. »Und wenn es nur der Traum von einem besseren Leben ist. Ich muss diese Räume mit eigenen Augen sehen.« Dann vertraute sie ihr in verschwörerischem Flüstern ihren kühnen Plan an.

Amia Yo zögerte, doch dann fasste sie Mut und erklärte sich einverstanden, ihr zu helfen. »Ich tue es für Sie, Serena Butler.«

Da die beiden Frauen ungefähr die gleiche Figur hatten, borgte sich Serena ihren weißen Kittel und eine Schürze

aus, dann versteckte sie ihr Haar unter einem Kopftuch. Sie hoffte, dass den Wächteraugen solche feinen Unterschiede entgingen.

Sie ließ Manion in der Obhut des Küchenpersonals zurück und begleitete eine schlanke, dunkelhäutige Sklavin. Sie schoben einen Servierwagen durch eine Pforte in ein Nebengebäude, das sie noch nie zuvor betreten hatte. Im sterilen Korridor roch es nach Chemikalien, Medikamenten und Krankheit. Serena hatte Angst vor dem, was sie sehen würde. Ihr Herz pochte, und Schweiß kribbelte auf ihrer Haut, aber sie wagte sich weiter vor.

Ihre Begleiterin wirkte nervös und ließ den Blick hin und her huschen, während sie durch die durch einen Code gesicherte Barriere schritten. Gemeinsam traten sie in einen isolierten Raum. Ein schwerer, feuchter Gestank machte das Atmen fast unmöglich. Nichts bewegte sich im Raum, nirgendwo rührte sich Leben. Serena wurde schwindlig.

Nichts hätte sie auf diesen Anblick vorbereiten können.

Überall lagen menschliche Körperteile, auf Tischen, in blubbernden Tanks und auf dem Boden, wie Spielzeug, das von einem gelangweilten Kind verstreut worden war. Frisches Blut war in feinen Sprühmustern an die Wände und die Decke gespritzt, als hätte Erasmus sich in abstrakter Kunst versucht. Alles wirkte frisch und noch feucht; das grausame Gemetzel schien sich vor weniger als einer Stunde zugetragen zu haben. Serena verspürte nur Ekel, Entsetzen und Wut. Warum hatte der Roboter so etwas getan? Um irgendeine makabre Neugier zu befriedigen? Hatte er die Antworten gefunden, nach denen er gesucht hatte? Hatte sich dieser Aufwand gelohnt?

»Im nächsten Zimmer«, sagte ihre Begleiterin mit zitternder Stimme und versuchte, den Blick von den schlimmsten Szenen abzuwenden. »Hier ist niemand mehr, dem wir etwas servieren könnten.«

Serena lief schwankend neben der Frau her, die den Wagen in den nächsten Gebäudeteil weiterschob. Hier waren ausgezehrte Gefangene in Isolationszellen eingesperrt. Die

Tatsache, dass diese Versuchspersonen noch am Leben waren, schockierte sie umso mehr. Sie musste gegen den Drang ankämpfen, sich zu übergeben.

Sie hatte seit langem davon geträumt, ihrem Leben als Sklavin auf der Erde zu entfliehen. Doch als sie nun diese Schreckensbilder sah, erkannte sie, dass die Flucht nicht genug war. Sie musste Erasmus aufhalten, ihn *zerstören* – nicht nur ihretwegen, sondern wegen all seiner Opfer.

Doch Serena war in seine Falle getappt.

Erasmus beobachtete sie mit seinen verborgenen Überwachungseinrichtungen. Zufrieden stellte er fest, dass sie mit vorhersagbarer Abscheu reagierte. Seit Tagen hatte er darauf gewartet, dass sie sich trotz seines Verbots in sein Laboratorium schlich. Er wusste, dass sie dieser Versuchung nicht länger widerstehen konnte.

Einige Aspekte des menschlichen Verhaltens verstand er durchaus, und sogar recht gut.

Nachdem sie und ihre Begleiterin die Essensverteilung abgeschlossen hatten, würden sie in die Sicherheit der Villa zurückkehren, wo Serena ihr Kind zurückgelassen hatte. Erasmus überlegte, wie er mit ihr verfahren sollte.

Es wurde Zeit für eine Veränderung. Er wollte mehr Stress in die Versuchsanordnung einbringen und beobachten, wie die Testpersonen reagierten. Er kannte Serenas verletzlichsten Punkt.

Erasmus bereitete sich auf die Inszenierung eines selbst entworfenen Dramas vor und verwandelte sein Gesicht in ein ausdrucksloses Oval. Er marschierte durch die Korridore, und kündigte sein Erscheinen mit hallenden Schritten an. Bevor Serena zu ihrem Sohn zurückeilen konnte, entdeckte der Roboter Amia Yo, wie sie auf dem Fußboden der Küche mit dem Kind spielte.

Der Hausherr sprach kein Wort, als er den Raum betrat. Erschrocken blickte Amia Yo zum Roboter auf. Der kleine Manion sah das vertraute Spiegelgesicht und kicherte.

Die Reaktion des Jungen ließ den Roboter innehalten, aber nur für einen Moment. Mit einem schnellen Schlag sei-

nes synthetischen Arms brach er Amia Yo das Genick und griff nach dem Kind. Die Küchensklavin sackte leblos zusammen, ohne noch einen Laut von sich zu geben. Manion wehrte sich und heulte.

Als Erasmus das strampelnde Kind emporhob, stürmte Serena im selben Moment durch die Tür herein. Ihre Miene zeigte blankes Entsetzen. »Lassen Sie ihn los!«

Ungerührt schob Erasmus sie zur Seite, sodass sie rückwärts über die Leiche der Frau stolperte. Ohne sich noch einmal zu ihr umzuschauen, verließ der Roboter die Küche und nahm eine Treppe zu den oberen Stockwerken und Balkonen der Villa. Manion schrie und zappelte in seinem Griff.

Serena kam wieder auf die Beine und lief ihnen nach. Sie flehte Erasmus an, ihrem Sohn nichts anzutun. »Bestrafen Sie mich, wenn es sein muss – aber nicht ihn!«

Er wandte ihr sein ausdrucksleeres Gesicht zu. »Warum kann ich nicht beides tun?« Dann stieg er in den zweiten Stock hinauf.

Auf dem Treppenabsatz des dritten Stocks versuchte Serena, durch das Gewand nach den Metallbeinen des Roboters zu greifen. Er hatte sie nie so verzweifelt erlebt und wünschte sich, er hätte ihr Sonden eingepflanzt, damit er ihren rasenden Herzschlag hören und ihren panischen Schweiß schmecken konnte. Der kleine Manion wehrte sich mit Händen und Füßen.

Serena berührte die winzigen Finger ihres Sohnes und schaffte es, ihn für einen kurzen Moment festzuhalten. Dann versetzte Erasmus ihr einen gezielten Tritt in den Bauch, worauf sie ein halbes Stockwerk die Treppe hinunterstürzte.

Sie rappelte sich auf, ignorierte ihre Verletzungen und setzte die Verfolgung fort. Interessant! Es war entweder ein Zeichen erstaunlicher Zähigkeit oder selbstmörderischer Hartnäckigkeit. Nachdem Erasmus sie lange beobachtet hatte, entschied er, dass vermutlich etwas von beidem eine Rolle spielte.

Erasmus erreichte die oberste Etage und ging zum großen Balkon, der sich auf den gepflasterten Platz vier Stockwerke tiefer öffnete. Ein Wachroboter der Villa stand auf dem Balkon und beobachtete die Sklaventeams, die neue Springbrunnen und erst vor kurzem in Auftrag gegebene Statuen in den Nischen errichteten. Die Arbeitsgeräusche und Stimmen der Leute waren in der stillen Luft gut zu hören. Der Wachroboter wandte sich der plötzlichen Unruhe zu.

»Halt!«, rief Serena mit einer Intensität, die sie an ihre frühere unnachgiebige Persönlichkeit erinnerte. »Erasmus, *es reicht!* Sie haben gewonnen. Was immer sie von mir verlangen, ich werde es tun.«

Der Roboter trat an das Geländer des Balkons, hob Manion am linken Fußknöchel empor und hielt den Jungen über den Abgrund. Serena schrie.

Erasmus gab dem Wachroboter einen knappen Befehl: »Hindere diese Frau an jeder Einmischung.« Er ließ das Kind mit dem Kopf nach unten über dem Vorplatz baumeln, wie eine Katze, die mit einer hilflosen Maus spielte.

Serena wollte sich auf Erasmus stürzen, doch der Wachroboter versperrte ihr den Weg. Der Zusammenprall war so heftig, dass der Roboter gegen das Geländer geworfen wurde, bevor er das Gleichgewicht wiederfand und Serena am Arm festhielt.

Unten schauten die menschlichen Sklaven zum Balkon herauf. Gemeinsam stießen sie ein entsetztes Keuchen aus, dann zwangen sie sich, ruhig zu bleiben.

»Nicht!«, schrie Serena verzweifelt und versuchte sich aus dem Griff des Wachroboters zu befreien. »Bitte!«

»Ich muss meine wichtige Arbeit fortsetzen. Dieses Kind ist ein Störfaktor.« Der Junge hing an Erasmus' ausgestrecktem Arm. Ein Windstoß bewegte sein prächtiges Gewand. Manion wand sich und schrie laut nach seiner Mutter.

Serena blickte flehend ins Spiegelgesicht, doch sie erkannte darin keine Spur von Mitgefühl. *Mein Baby!* »Nein, bitte! Ich werde alles tun ...«

Die Arbeiter im Garten starrten herauf und konnten nicht fassen, was sie sahen.

»Serena ... ihr Name ist vom Wort für ›Gelassenheit‹ abgeleitet.« Erasmus musste mit größerer Lautstärke sprechen, um das Heulen des Kindes zu übertönen. »Also werden Sie es sicher verstehen.«

Sie warf sich gegen den Wachroboter, hätte sich beinahe von ihm losgerissen und streckte verzweifelt die Hand nach ihrem Sohn aus.

Unvermittelt öffnete Erasmus die Finger und ließ den Fußknöchel des Babys los. Manion stürzte in die Tiefe, dem gepflasterten Platz vor der Villa entgegen. »So. Jetzt können wir uns wieder um unsere Arbeit kümmern.«

Serena schrie so laut, dass sie das schreckliche Geräusch nicht hörte, mit dem der kleine Körper wenig später auf die Steine schlug.

Ohne Rücksicht auf ihre eigene Sicherheit riss Serena sich frei, was sie nicht ohne Schürfwunden schaffte, und warf sich gegen den Wachroboter. Die Maschine prallte gegen das Balkongeländer, und als sie sich wieder aufgerichtet hatte, stieß sie erneut zu, diesmal jedoch viel kräftiger. Nun brach der Roboter durch die Balustrade und stürzte in den Abgrund.

Serena achtete nicht weiter auf den Wachroboter und warf sich auf Erasmus, um mit den Fäusten auf ihn einzuprügeln. Sie wollte sein glattes Flussmetallgesicht eindellen, aber es gelang ihr nur, sich die Finger blutig zu schlagen und ihre Fingernägel zu zerbrechen. In ihrer rasenden Wut zerriss sie sein neues Gewand. Dann griff sie sich einen Tontopf, der auf dem Balkon stand, und zerschmetterte ihn an Erasmus' Körper.

»Hören Sie auf, sich wie ein Tier zu benehmen«, sagte Erasmus. Mit einem lässigen Hieb stieß er sie zurück, worauf sie schluchzend auf dem Kachelboden zusammenbrach.

* * *

Als Leiter des Arbeitsteams in Erasmus' Garten verfolgte Iblis Ginjo fassungslos die Szene. »Es ist Serena!«, rief einer der Sklaven des Roboters, der sie auf dem Balkon erkannt hatte. Die anderen wiederholten ihren Namen, als würden sie ihr tiefe Verehrung entgegenbringen. Iblis erinnerte sich an Serena Butler, die er kennen gelernt hatte, als er sich um die neuen Sklaven von Giedi Primus gekümmert hatte.

Dann ließ der Roboter das Baby fallen.

Ohne sich Gedanken über mögliche Konsequenzen zu machen, rannte Iblis über den Platz, im verzweifelten, aber erfolglosen Versuch, es aufzufangen. Als sie die mutige Reaktion des Trustees sahen, folgten ihm viele Arbeiter.

Dann stand Iblis vor dem zerschmetterten, blutigen Körper des Kindes auf den Pflastersteinen und wusste, dass jede Hilfe zu spät kam. Er hatte viele Grausamkeiten erlebt, die von Cymeks und Denkmaschinen begangen worden waren, aber diese Tat war unfassbar. Er hob das tote Kind auf, hielt es in den Armen und schaute hinauf.

Erstaunt sah er, wie Serena gegen ihren Herrn kämpfte. Die Arbeiter schnappten nach Luft und wichen zurück, als sie den Wachroboter vom Balkon stieß. Das Metall blitzte im Sonnenlicht, als die Denkmaschine vier Stockwerke tief abstürzte und auf die Pflastersteine schlug, nicht weit von der Blutlache entfernt, die das Kind hinterlassen hatte. Mit einem Knall wie von einem Hammer, der auf einen Amboss schlug, prallte der Wachroboter auf, wurde zusammengestaucht und brach zusammen. Dann lag der Haufen aus Metall- und Kunststoffkomponenten bewegungslos am Boden, während das Fluid der Gelschaltkreise durch Risse nach draußen sickerte ...

Betroffen und schockiert starrten die Sklaven auf die Szene. *Wie Zunder, der nur auf einen Funken wartet*, dachte Iblis. Eine menschliche Gefangene hatte sich gegen die Maschinen gewehrt! Sie hatte mit eigenen Händen einen Roboter zerstört! Ehrfürchtig riefen sie ihren Namen.

Oben auf dem Balkon schrie Serena weiter die Maschine an, während Erasmus sie mit überlegener Kraft zurückstieß.

Der Mut und die Leidenschaft dieser Frau erstaunte alle Arbeiter. *Könnte es eine noch klarere Botschaft geben?*

Ein hässliches Wutgebrüll kam von den Zwangsarbeitern. Sie waren seit Monaten durch Iblis' Anweisungen und subtile Beeinflussungen vorbereitet worden. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen.

Mit einem grimmigen Lächeln brüllte er den Aufruf. Und die Rebellen stürmten los, um eine Tat zu begehen, an die man sich noch in zehntausend Jahren erinnern würde.

100

Monolithen sind verwundbar. Wer überdauern will, muss mobil, robust und anpassungsfähig bleiben.

Bovko Manresa,
Erster Viceroy der Liga der Edlen

Als die Armada-Flotte Poritrin verließ, hatte sich eine wesentlich geringere Menschenmenge versammelt, deren Jubel viel leiser war. In Windeseile hatte sich das Gerücht verbreitet, dass der bedeutende Auftrag von Sklaven vereitelt worden war. Es war eine Schande für den gesamten Planeten.

Tief enttäuscht blickte Niko Bludd den Ionenspuren der abfliegenden Raumschiffe nach. Dann bündelte er seinen Zorn und ließ seine geschmückte Plattform über den versammelten Sklavenmannschaften schweben. Er hatte den Aufsehern befohlen, sich mit allen Arbeitern zur Inspektion einzufinden.

Lord Bludds Stimme dröhnte aus einem Projektor über die grollenden Sklaven. »Ihr habt Poritrin blamiert! Ihr habt die Menschheit im Stich gelassen. Eure Sabotage hat die Kriegsvorbereitungen gegen unsere Feinde vereitelt. Das ist *Verrat*!«

Er starrte mit finsterer Miene auf sie hinunter und hoffte auf ein Zeichen der Reue, ein unterwürfiges Flehen um Vergebung oder schuldbewusst gesenkte Blicke. Stattdessen schienen die Gefangenen mit Trotz zu reagieren, als wären sie stolz auf das, was sie getan hatten. Da Sklaven keine Bürger der Liga waren, konnten sie juristisch nicht des Verrats schuldig werden, aber ihm gefiel der bedrohliche Klang dieses Wortes. Diese unwissenden Menschen würden den feinen Unterschied niemals begreifen.

Er schniefte und erinnerte sich an eine alte navachristliche Strafe, die ohne Einsatz von Gewalt eine psychologische Wirkung entfalten sollte. »Ich erlege euch allen einen Tag der Schande auf. Seid dankbar, dass Segundo Harkonnen eure Unfähigkeit entdeckte, bevor tapfere Männer ihr Leben lassen mussten. Dennoch haben eure Taten unseren Kampf gegen Omnius beeinträchtigt. Das Blut lässt sich nicht von euren Händen waschen.«

Da er wusste, dass diese Menschen sehr abergläubisch veranlagt waren, schrie er ihnen einen Fluch zu. »Möge diese Schande auf all eure Nachkommen fallen! Mögen die buddhislamischen Feiglinge niemals von ihrer Schuld gegenüber der Menschheit frei werden!«

Wutentbrannt befahl er den Dragonerwachen, mit der Plattform das Raumhafengelände zu verlassen.

* * *

Bel Moulay hatte die ganze Zeit auf eine brisante Situation wie diese gehofft. Nie wieder wären so viele Sklaven gleichzeitig an einem Ort versammelt. Der Führer der Zenschiiten rief seine Brüder zur Tat.

Die Aufseher und Wachen hatten den Befehl erhalten, die neu zusammengestellten Gruppen aufzulösen und die Sklaven zu ihren ursprünglichen Herren zurückzubringen. Viele Routinearbeiten waren während der Anwesenheit der Armada-Flotte vernachlässigt worden, und mehrere Aristokraten von Poritrin hatten bereits darauf gedrängt, dass endlich wieder Normalität einkehrte.

Doch nun weigerten sich die Gefangenen, sich von der Stelle zu rühren und an die Arbeit zu gehen.

Bel Moulay stachelte alle an, die ihm nahe genug waren, um seine Worte hören zu können. Er ließ die Samen keimen, die er über viele Monate hinweg in geheimen Gesprächen gepflanzt hatte. Er sprach Galach, damit alle Adligen ihn verstehen konnten. »Wir schuften nicht mehr für Sklavenhalter! Welchen Unterschied macht es für uns, ob wir

von Denkmaschinen oder von Ihnen unterdrückt werden?« Er reckte die Faust. »Gott weiß, dass wir im Recht sind! Wir werden den Kampf niemals aufgeben!«

Ein lauter Schrei ging durch die Menge. Der aufgestaute Zorn entlud sich und breitete sich wie brennendes Öl aus, schneller, als die Dragonerwachen oder die Aristokraten von Poritrin reagieren konnten.

»Niko Bludd!«, rief Moulay der Plattform des Adligen nach. »Ihr seid schlimmer als die Denkmaschinen, weil Ihr *Eure eigenen Artgenossen versklavt*!«

Plötzlich waren die erstaunten Aufseher von Zenschiiten und Zensunni umringt und wurden von ihnen entwaffnet. Ein Vorarbeiter mit einem schwarzen Tuch um den Glatzkopf reckte die Fäuste empor und brüllte Befehle. Aber er wusste nicht mehr, was er tun sollte, als die Sklaven seine Anweisungen einfach ignorierten. Die aufrührerischen Arbeiter packten den Mann an seinem grauen Arbeitskittel und zerrten ihn zu den Arrestzellen, in denen er nach dem tödlichen Fieber viele ihrer unglücklichen Gefährten eingesperrt hatte.

Bel Moulay hatte den Sklaven Hinweise gegeben, wie sie am effektivsten vorgingen. Sie mussten Geiseln nehmen und durften nicht zu einem wütenden Mob werden, der die Aristokraten einfach abschlachtete. Nur auf diese Weise konnten sie hoffen, über ihre Freiheit zu verhandeln.

Der bärtige Zenschiiten-Führer zeigte seinen Anhängern mehrere leer stehende Lagerbaracken und vier alte Schiffe, die auf den Schlammflächen des Flusses gestrandet waren. Sie wurden in Brand gesteckt. Die Flammen erhoben sich wie rote Blumen in den Himmel und verteilten ihren Rauchpollen über den Raumhafen. Sklaven, die plötzlich ihre Ketten abgeworfen hatten, strömten auf die Landefelder und türmten Hindernisse auf, sodass jeder Schiffsverkehr unmöglich wurde.

Einige junge Rebellen brachen durch den äußeren Ring der verblüfften Zuschauer. Die Dragoner wurden nervös und eröffneten das Feuer. Mehrere Sklaven gingen zu Boden,

aber die übrigen flüchteten sich in die Straßen von Starda und verschwanden wie Fische im Schilf. Sie rannten in Gassen, hetzten über Schwimmbarken und Lagerhäuser mit Metalldächern, wo sie sich mit anderen Sklavenkindern zusammentaten, die nur auf diese Gelegenheit gewartet hatten.

Die Kinder gaben aufgeregt die Neuigkeiten in der uralten Chakobsa-Jagdsprache weiter, die alle diese unterdrückten Menschen verstanden. Und der Aufruhr breitete sich aus ...

* * *

Tio Holtzman war verärgert, verwirrt und beschämt, dass der erste großmaßstäbliche militärische Einsatz seines neuen Schildes mit einem so peinlichen Debakel geendet hatte. Während Norma Cenva an ihren eigenen Plänen arbeitete, war er so sehr auf seine Probleme konzentriert, dass er erst nach etlicher Zeit bemerkte, dass seine regelmäßige Mahlzeit ausgeblieben war und seine Kanne mit Nelkentee kalt geworden war. Schließlich gab er es auf, das komplexe Integral lösen zu wollen.

Im Haus und in den Labors war es ungewöhnlich still.

Ungeduldig klingelte er nach einem Diener, dann machte er sich wieder an die Arbeit. Als er Minuten später immer noch keine Antwort erhalten hatte, klingelte er erneut nach einem Haushaltssklaven, dann brüllte er einen Befehl in die Korridore. Er sah eine Zenschiitin und rief sie zu sich. Doch sie bedachte ihn nur mit einem eigenartigen Blick und entfernte sich indigniert in die entgegensetzte Richtung.

Er konnte es nicht fassen.

Nachdem er Norma ausfindig gemacht hatte, betraten sie gemeinsam den Saal der Rechner. Doch die Sklaven saßen untätig zusammen und unterhielten sich in ihrer Sprache. Die Papiere und Rechengeräte lagen unberührt vor ihnen.

Holtzman tobte. »Warum arbeiten Sie nicht an Ihren Aufgaben? Wir müssen wichtige Planungen abschließen!«

Wie auf Kommando wischten die Rechner alles von den Tischen. Werkzeug fiel klappernd zu Boden, und Papiere

wirbelten wie ein aufgescheuchter Vogelschwarm durch den Raum.

Der Weise war fassungslos. Doch die kindliche Norma schien die Lage besser zu verstehen als er.

Holtzman rief nach den Hauswachen, aber nur ein Mann fand sich ein, ein schwitzender Sergeant, der sich an seine Waffen klammerte, als wären sie sein letzter Strohhalm. »Es tut mir Leid, Weiser Holtzman. Aber die anderen Dragoner wurden von Lord Bludd abberufen, um gegen die Unruhen am Raumhafen vorgehen zu können.«

Holtzman und Norma eilten zur Aussichtsplattform, wo sie durch ein Fernrohr die Brände rund um den Raumhafen beobachteten. Eine große Menschenmenge hatte sich dort versammelt, und selbst aus dieser Entfernung konnte der Weise ihren Lärm hören.

Als ihr Meister ihnen den Rücken zukehrte, rief ein Rechner: »Wir waren lange genug Sklaven! Wir werden nicht mehr für Sie arbeiten!«

Holtzman fuhr herum, aber er konnte den Sprecher nicht ausfindig machen. »Seid ihr nicht nur Sklaven, sondern auch Narren? Glaubt ihr, ich würde es mir auf einem Diwan bequem machen, während ihr arbeitet? Habt ihr nicht gesehen, dass die Leuchtgloben in meinem Arbeitszimmer bis tief in die Nacht scheinen? Diese Störungen schaden der gesamten Menschheit.«

Norma versuchte, vernünftig mit den Leuten zu reden. »Wir geben euch Nahrung, Kleidung und angemessene Unterkunft – und das Einzige, was wir als Gegenleistung verlangen, ist einfache Mathematik. Wir müssen gegen unseren gemeinsamen Feind kämpfen.«

»Oder wollt ihr lieber auf eure kleinen unzivilisierten Welten zurückkehren?«, warf Holtzman ein.

»Ja!«, antworteten die Sklaven im Chor.

»Egoistische Dummköpfe!«, murmelte er und schaute wieder durch das Fenster auf die Feuer und die unruhigen Sklavenmassen. »Unglaublich!« In seinen Augen war er gar kein schlechter Herr. Schließlich erwartete er nicht mehr von diesen Menschen als von sich selbst.

Von der Beobachtungsplattform gesehen schien der Fluss eine besonders triste graue Farbe angenommen zu haben, als er die dichten, tief hängenden Wolken reflektierte. »Wenn sich dieser Aufruhr zu den landwirtschaftlichen Feldern und Bergwerken ausbreitet« überlegte Norma, »sind Lord Bludds Streitkräfte vielleicht nicht mehr in der Lage, ihn niederzukämpfen.«

Holtzman schüttelte den Kopf. »Diese arroganten Buddhislamisten denken nur an sich selbst, genauso wie damals, als sie vor den Titanen flohen. Sie können einfach nicht über ihren beschränkten Horizont hinausschauen.« Er warf den ungehorsamen Rechnern einen letzten entrüsteten Blick zu. »Jetzt sind Sie und ich gezwungen, unsere Zeit mit solchen Leuten zu verschwenden, statt uns den wahren Feinden zu widmen.« Er spuckte auf den Boden, da ihm nichts anderes einfiel, wie er seinen Abscheu zum Ausdruck bringen konnte. »Es wird an ein Wunder grenzen, wenn jemand von uns überlebt.«

Er ließ den Rechenraum versiegeln und verweigerte ihnen alle weiteren Mahlzeiten, bis sie wieder die Arbeit aufgenommen hatten. Unbehaglich trottete Norma hinter ihm her.

* * *

An diesem Nachmittag erhielt Lord Bludd eine Liste mit den Forderungen der Anführer des Aufstands. Geschützt von seinen Anhängern gab Bel Moulay eine Erklärung ab. Er verlangte die Freilassung aller versklavten Zenschiiten und Zensunni aus der Leibeigenschaft und den Rücktransport zu ihren Heimatwelten.

Am belagerten Raumhafen hielten die Rebellen viele Adlige und Aufseher als Geiseln fest. Häuser brannten, während Bel Moulay leidenschaftliche Ansprachen vor der Menge hielt und das Feuer schürte ...

101

Ist eine Religion echt, wenn sie nichts kostet und keine Risiken trägt?

Iblis Ginjo,
Randbemerkung in einem gestohlenen Notizbuch

Die Wahl des richtigen Zeitpunkts war von entscheidender Bedeutung. Seit Monaten hatte Iblis seine Arbeiter vorbereitet und auf das angekündigte Signal gewartet, das eine gewalttätige, koordinierte Revolte auslösen sollte. Doch nun war es zu einem erschütternden, unerwarteten Ereignis gekommen. Eine Maschine hatte ein menschliches Kind getötet, und die Mutter hatte Rache genommen – und einen Roboter zerstört!

Dieses grausame Verbrechen wurde zum Zündfunken, sodass Iblis seine Fähigkeiten der Überzeugung im Grunde gar nicht mehr brauchte. Überall hörte er Rufe, zersplitterndes Glas, rennende Füße. Die wütenden Sklaven mussten gar nicht aufgestachelt werden – sie wollten es aus eigenem Antrieb.

Die Rebellion auf der Erde breitete sich in der Umgebung von Erasmus' Villa aus und gewann zunehmend an Schlagkraft. Drei Männer stürzten die Statue eines Adlers vom Sockel, andere zerstörten den Aufbau eines Springbrunnens auf dem Vorplatz. Der Mob riss die Weinreben von den Wänden des Hauptgebäudes und zertrümmerte die Fenster. Sie drangen ins Foyer ein und rannten zwei verwirrte Wachroboter um, die noch nie ein derartiges Verhalten der ansonsten gehorsamen Gefangenen erlebt hatten. Die Menschen rissen den zerstörten Robotern die schweren Waffenarme ab und schleppten sie mit, um wahllos um sich zu schießen.

Die Rebellion muss sich weiter ausbreiten.

Wenn die Unruhe räumlich beschränkt blieb, fürchtete Iblis, dass Omnius' Roboter sie einkreisen und auslöschen könnten. Aber wenn er Kontakt mit den anderen Gruppen aufnehmen und ihnen das Signal schicken konnte, würde das Lauffeuer der Revolte auf andere Siedlungen übergreifen. Er hoffte, dass der Kogitor und sein Sekundant die geheimen Pläne unterstützt hatten.

Nachdem die Unruhe auf Erasmus' Anwesen entfacht worden war, musste die eigentliche Umsturzarbeit anderswo fortgesetzt werden. Iblis sah, wie der Mob immer wütender tobte; er hörte, wie die Schreie immer lauter wurden, und sagte sich, dass diese Menschen ihn nicht mehr benötigten.

Während das Netzwerk der Hauptstadt im geisterhaften Licht eines gelben Mondes lag, sandte Iblis den lange erwarteten Befehl an die Gruppen in anderen bedeutenden Orten. Er benachrichtigte die Anführer der Zellen, die wiederum Männer und Frauen auf die Straßen schickten, mit Werkzeugen und allen verfügbaren Waffen, die sich gegen die Denkmaschinen einsetzen ließen.

Nach tausendjähriger Herrschaft war Omnius nicht auf einen solchen Umschwung vorbereitet.

Wie eine Lawine rissen die aufgebrachten Rebellen andere mit, selbst jene, die gezögert hatten, sich der Untergrundbewegung anzuschließen. Als sie den Hoffnungsschimmer erkannten, zerstörten die Sklaven alles, was technischer Natur war.

Im nächtlichen Feuerschein stieg Iblis auf einen Aussichtspunkt auf dem Fries der Titanen. Dort aktivierte er seinen Sender. Verborgene Waffensysteme brachen aus den gigantischen Abbildungen der Cymeks und offenbarten das tödliche Arsenal.

Auf dem Museumsplatz unter ihm sah er mehrere Neo-Cymeks in ihren Aktionskörpern. Gelenkt von ihren Gehirnen sammelten sie sich zum Angriff auf eine Menge menschlicher Rebellen. Schon bald würden weitere Maschi-

nenhybriden eintreffen, die zweifellos mit waffenbestückten Körpern ausgestattet waren. Dazu durfte Iblis es nicht kommen lassen.

Er richtete die Waffen aus. Raketen, die sie aus Sprengsätzen zu Bauzwecken zusammengesetzt hatten, schossen aus Mündungen, die in das Fries eingearbeitet waren, und explodierten zwischen den Feinden. Die Detonationen rissen zwei Neo-Cymeks die Beine aus Fasermetall ab. Während sie sich am Boden wanden, jagte Iblis zwei weitere Raketen in ihre Konservierungsbehälter. Das Elektrafluid verdampfte, und das organische Gehirngewebe wurde zu Asche verbrannt.

Selbst wenn Iblis' Anhänger die Cymeks und die Wachroboter vernichten konnten, hatten sie noch nicht den allmächtigen Omnius-Computer besiegt. Als er hoch über der Stadt stand und den wachsenden Ring aus Brandherden beobachtete, empfand er tiefe Zuversicht und Optimismus.

Im surrealen Mondlicht jubelten die Menschen. Flammen knisterten und breiteten sich über die knallbunten leeren Gebäude der Maschinenhauptstadt aus. In der Nähe des Raumhafens wurde ein Waffenlager in einer gewaltigen Explosion zerstört. Die Flammen schossen mehrere hundert Meter in die Luft.

Iblis sah zu, wie die Anzahl der Rebellen immer größer wurde. Es war ein erhebender Anblick. Er konnte noch gar nicht richtig fassen, welches Ausmaß die Bewegung angenommen hatte. Hatten die verstreuten Rebellenzellen auf das Signal reagiert – oder hatte er allein diese Feuersbrunst entfacht?

Wie in einer unaufhaltsamen Kettenreaktion rannte der Mob durch die Straßen und übte Vergeltung.

102

Präzision ohne Verständnis der innewohnenden Beschränkungen ist nutzlos.

Kogitor Kwyna,
Archive der Stadt der Introspektion

Auf Poritrin wurden schon seit so langer Zeit Sklaven gehalten, dass sich die Bevölkerung an das bequeme Leben gewöhnt hatte. Nachdem die Aufständischen den planetaren Handel unter ihre Kontrolle gebracht hatten, verbreitete sich die Nachricht von den Unruhen zu allen Zensunni und Zenschiiten in Starda. In der ganzen Stadt – und darüber hinaus – wurden die Arbeiten eingestellt. Die Landwirtschaftssklaven verließen die Felder, einige setzten sogar das Zuckerrohr in Brand, andere sabotierten Agrarmaschinen.

Ishmael und seine erschöpften Gefährten, die zusammen mit den anderen jungen Handwerkern über den Granitwänden der Isana-Schlucht kampierten, verbrachten die Nacht in ihren Zelten, die in der abendlichen Brise des Hochlands flatterten.

Plötzlich wurde Ishmael aus dem Schlaf gerissen, als Aliid ihn schüttelte. »Ich habe mich hinausgeschlichen und die Aufseher belauscht. Im Delta ist es zu einem Sklavenaufstand gekommen! Hör mir zu ...«

Die beiden Jungen kehrten an die Glut ihres Lagerfeuers zurück und kauerten sich in der kühlen Nacht davor. Aliids dunkle Augen funkelten im schwachen Licht. »Ich wusste, dass wir nicht mehr Jahrhunderte auf unsere Freiheit warten müssen.« Sein Atem roch nach dem würzigen Haferbrei, den sie als Abendmahlzeit bekommen hatten. »Bel Moulay wird uns Gerechtigkeit bringen. Lord Bludd muss unsere Forderungen erfüllen.«

Ishmael runzelte die Stirn und konnte die Begeisterung seines Freundes nicht recht nachvollziehen. »Du kannst nicht erwarten, dass die Adligen mit einem Achselzucken die Gesellschaft von Poritrin ändern, nachdem jahrhundertelang alles reibungslos funktioniert hat.«

»Ihnen bleibt keine andere Wahl.« Aliid ballte die Hand zur Faust. »Ach, ich wünschte mir, wir wären in Starda, damit wir uns der Revolte anschließen könnten. Ich will mich nicht hier draußen verstecken. Ich will mitkämpfen.« Er schnaufte angewidert. »Wir verbringen unsere Zeit damit, zum Ruhm unserer Unterdrücker hübsche Bilder an einer Steilwand anzubringen. Klingt das etwa sinnvoll?« Der Junge lehnte sich zurück, und ein Lächeln stahl sich in seine schmalen Gesichtszüge. »Aber wir können etwas dagegen tun. Sogar hier.«

Ishmael ahnte, dass ihm Aliids Vorschlag nicht gefallen würde.

* * *

Mitten in der Nacht, nachdem sich die Aufseher in ihren warmen Baracken schlafen gelegt hatten, ließ Ishmael sich für die Sache gewinnen, weil Aliid ihm versprach, dass es kein Blutvergießen geben würde. »Wir wollen nur unseren Standpunkt klarmachen«, sagte Aliid und hatte die Lippen zu einem humorlosen Grinsen gefletscht.

Dann huschten die beiden von Zelt zu Zelt und sammelten Verbündete um sich. Trotz der schwelenden Unruhen im fernen Starda waren die Wachen nicht übermäßig besorgt wegen einer Handvoll Jungen, die von der Arbeit an den Schluchtwänden erschöpft waren.

Die Jungen flüsterten im Sternenlicht und stahlen Geschirr aus dem Geräteschuppen. Mit schwieligen Fingern legten sie die Gurte an, schnallten sie an Brust und Taille fest, sicherten die Schlaufen unter den Armen und befestigten die Kabel an den Winden.

Vierzehn junge Sklaven seilten sich an der Schluchtwand ab, wo sich die Sage der Bludd-Dynastie in zehnfacher Le-

bensgröße ausbreitete. Sie hatten schwer geschuftet, um jedes Pixel der Darstellung anzubringen, gemäß den Entwürfen, die nach Lord Bludds Wünschen angefertigt worden waren.

Nun ließen sich die Jungen verstohlen an den Seilen hinab und liefen mit bloßen Füßen über die glatte Felswand. Aliid schwang wie ein Pendel hin und her und schlug mit seinem spitzen Steinhammer bunte Kacheln ab, um die Bilder zu schänden. Das ferne Donnern der Stromschnellen und das Heulen des Windes übertönte den Lärm der Werkzeuge.

Ishmael ging ein Stück tiefer als sein Freund und schlug auf eine Fläche blau emaillierter Kacheln ein. Aus der Ferne betrachtet hätten sie das verträumte Auge eines alten Lords namens Drigo Bludd ergeben.

Aliid hatte gar keinen konkreten Plan. Er hämmerte wahllos, bewegte sich zur Seite und stieg dann wieder hinauf. Mit seinem kleinen Hammer zerstörte er in zufälligem Muster Hunderte von Kacheln des Mosaiks. Die bunten Scherben stürzten in die bodenlose Dunkelheit. Die anderen Sklavenjungen setzten die Beschädigung der neuen Sehenswürdigkeit von Poritrin fort, als könnten sie damit die Geschichte umschreiben.

Leise kichernd arbeiteten sie stundenlang. Obwohl sie sich im Sternenlicht nur als undeutliche Umrisse sahen, grinsten sich Aliid und Ishmael in kindlichem Vergnügen über ihren Vandalismus an, um sich sofort wieder ihrem Zerstörungswerk zu widmen.

Als sich schließlich der Horizont mit den ersten Lichtstreifen färbte, zogen sich die Jungen nach oben und brachten das Geschirr ins Lager zurück. Dann krochen sie in ihre Zelte. Ishmael hoffte, wenigstens noch eine Stunde schlafen zu können, bevor die Aufseher sie weckten.

Sie kehrten unbemerkt zurück. Als es dämmerte, schrillte der Alarm, und Männer brüllten durcheinander. Sie riefen die jungen Arbeiter zusammen und ließen sie am Rand der Schlucht Aufstellung nehmen. Die Aufseher verlangten mit

geröteten Gesichtern eine Antwort und wollten wissen, wer für die Schändung verantwortlich war. Sie peitschten die Jungen aus, einen nach dem anderen. Einige wurden so schwer verletzt, dass sie mehrere Tage nicht an die Arbeit gehen konnten. Sie verweigerten ihnen die täglichen Mahlzeiten und kürzten die Wasserrationen.

Aber natürlich wusste keiner der Jungen etwas. Sie behaupteten steif und fest, die ganze Nacht in ihren Zelten geschlafen zu haben.

* * *

Die bösartige Verunstaltung des großen Wandbildes in der Schlucht war der letzte Schlag für Lord Bludd. Während des Aufstandes hatte er versucht, Vernunft und Geduld walten zu lassen. Wochenlang hatte er sich bemüht, Bel Moulay mit zivilisierten Mitteln zu bewegen, die Revolte zu beenden.

Nachdem er den Tag der Schande verhängt hatte, musste er sich eingestehen, dass die psychologische Demütigung bei den unzivilisierten Sklaven nichts bewirkt hatte. Es hatte die Gefangenen überhaupt nicht bekümmert. Und schließlich hatte er erkannt, dass er sich selbst etwas vorgemacht hatte. Die Clans der Zensunni und Zenschiiten gehörten zum Abschaum der Menschheit. Sie waren fast so etwas wie eine andere Art. Diese undankbaren Primitiven waren nicht in der Lage, für das Allgemeinwohl zu arbeiten, und auf die Duldung kultivierter Menschen angewiesen. Ihre Taten waren der Beweis, dass sie kein moralisches Gewissen besaßen.

Die Sklaven hatten die Installation der Schilde an den Armada-Kriegsschiffen sabotiert und sich geweigert, die Arbeit an Tio Holtzmans bedeutenden neuen Erfindungen fortzusetzen. Ihr bärtiger Rädelsführer hatte Aristokraten als Geiseln genommen und hielt sie in Sklavenbaracken fest. Moulay hatte den Raumhafen von Starda verwüstet und damit jeden Import oder Export unterbunden, jeden Handel zum Erliegen gebracht. Seine kriminellen Anhänger hatten Gebäude in Brand gesteckt, lebenswichtige Einrichtungen zerstört und die landwirtschaftliche Produktion lahmgelegt.

Doch viel schlimmer war, dass Bel Moulay die Gleichberechtigung für alle Sklaven verlangt hatte – als hätte ein Mensch ein Grundrecht auf Freiheit, ohne sie sich verdient zu haben! Solche Ideen waren ein Schlag ins Gesicht der Milliarden, die gekämpft und das Leben verloren hatten, um die Denkmaschinen in Schach zu halten.

Bludd dachte an die Todesopfer auf Giedi Primus, die Opfer des Cymek-Angriffs auf Salusa Secundus und an die Zauberinnen von Rossak, die sich geopfert hatten, um die Cymeks abzuwehren. Es widerte ihn an, dass dieser Bel Moulay unzufriedene Sklaven aufstachelte und damit das Überleben der Menschheit gefährdete. Diese buddhislamischen Nichtsnutze waren von einer beispiellosen egoistischen Arroganz!

Lord Bludd versuchte, sich mit ihnen zu verständigen. Er hatte erwartet, dass sie vernünftigen Argumenten nachgaben, die Gefahren verstanden und sich für die historische Feigheit ihres Volkes schämten. Nun musste er einsehen, dass er sich Illusionen gemacht hatte.

Als er von der Sabotage am Mosaik hörte, flog er zur engen Schlucht und starrte fassungslos von seiner Beobachtungsplattform auf die Bescherung. Erschüttert sah er mit eigenen Augen die schrecklichen Schäden, die man seinem wunderschönen Bild zugefügt hatte. Man hatte die stolze Geschichte der Familie Bludd in den Dreck gezogen! Eine solche Beleidigung konnte Lord Niko Bludd nicht tolerieren.

Seine Fingerknöchel traten weiß hervor, als er sich ans Geländer klammerte. Sein Gefolge war erschrocken über seine Reaktion, über die Entschlossenheit, die unter den gepuderten und parfümierten Gesichtszügen brodelte, die stets einen so kultivierten Eindruck machten.

»Dieser Wahnsinn muss umgehend aufhören.« Seine eisigen Worte galten den Dragonerwachen. Er wandte sich dem Soldaten in der goldenen Rüstung an seiner Seite zu. »Sie wissen, was zu tun ist, Commander.«

* * *

In seiner Bestürzung über das unerklärliche Verhalten seiner Sklaven war Tio Holtzman glücklich über die Einladung, Lord Bludd zu begleiten. Er war begierig darauf, den ersten großmaßstäblichen praktischen Einsatz seiner Schilde mitzuerleben.

»Nur eine Übung zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, Tio – aber sie ist leider unumgänglich«, sagte Bludd. »Trotzdem eine Gelegenheit, Ihre Erfindung im Einsatz zu beobachten.«

Der Wissenschaftler stand neben dem Aristokraten auf der Plattform. Norma Cenva und eine Handvoll Adliger in prächtiger Kleidung warteten hinter ihnen und schauten auf die Menge der aufrührerischen Sklaven hinab. Der Gestank nach Rauch hing in der Luft, und kehlige Schreie und bedrohliche Sprechchöre drangen vom belagerten Raumhafen zu ihnen herauf.

Am Boden rückten die Dragonerwachen vor, die von schimmernden Körperschilden geschützt waren. Der Trupp bewegte sich wie ein unaufhaltsamer Keil auf den Raumhafen zu. Die Männer waren mit Schlagstöcken und Speeren bewaffnet. Einige hatten Chandler-Pistolen dabei und waren bereit, die Unruhestifter scharenweise niederzumähen, falls es so weit kam.

Holtzman hielt sich am Geländer fest und blickte auf die vorrückenden Dragoner. »Sehen Sie, die Sklaven können uns nicht aufhalten.« Norma war blass geworden. Sie wusste, dass ein Gemetzel bevorstand, aber sie war nicht in der Lage, dagegen zu protestieren.

Die Männer in den goldenen Rüstungen marschierten rücksichtslos weiter, obwohl die wütenden Sklaven versuchten, ihnen den Weg zu versperren. Sie warfen sich gegen die Schilde der Dragoner. Die Soldaten in der ersten Reihe hoben die Knüppel und ließen sie niedersausen. Knochen brachen. Sie prügelten auf jeden ein, der sie nicht vorbeilassen wollte. Die Sklaven schrien und formierten sich um. Sie griffen in Massen an, aber sie konnten die Schilde nicht durchdringen. Die Dragoner scho-

ben sich einfach durch das Getümmel der aufgebrachten Sklaven.

Der Mob wich zurück und bildete einen Riegel, um den Anführer des Aufstands abzuschirmen. Bel Moulay, der auf der Ladefläche eines Bodenfahrzeugs stand, feuerte sie mit klarer Stimme auf Chakobsa an. »Bleibt standhaft! Glaubt weiter an unseren Traum! Das ist unsere einzige Chance! Alle Sklaven müssen jetzt zusammenhalten!«

»Ach, warum haben sie nicht genauso gegen die Denkmaschinen gekämpft?«, brummte Niko Bludd, und mehrere Adlige in seinem Gefolge lachten zustimmend.

Als der Vorstoß der Dragoner schließlich durch die Masse der Sklaven zum Stocken gebracht wurde, übertönte der Befehlshaber des Trupps den Lärm. »Ich habe den Befehl, den Verräter Bel Moulay zu verhaften. Liefern Sie ihn unverzüglich aus!«

Keiner der Rebellen rührte sich. Kurz darauf zogen die Dragoner ihre Chandler-Pistolen, schalteten die Schilde ab und eröffneten das Feuer. Nadelfeine Kristallsplitter ließen Wolken aus Blut und Fleischfetzen aufspritzen. Menschen schrien und wollten fliehen, mussten jedoch feststellen, dass sie sich zu eng um Bel Moulay geschart hatten und sich nicht von der Stelle bewegen konnten.

Der bärtige Anführer rief Anweisungen in seiner Geheimsprache, aber nun breitete sich Panik unter den Sklaven aus. Allmählich zerstreuten sie sich. Immer mehr fielen dem Regen aus Kristallpfeilen zum Opfer. Hunderte wurden getötet oder verstümmelt.

»Keine Sorge«, sagte Bludd aus dem Mundwinkel. »Sie haben den Befehl, Bel Moulay lebend gefangen zu nehmen.«

Norma wandte sich ab, atmete tief durch und befürchtete, sich über das Geländer der schwebenden Plattform zu übergeben. Aber sie presste die Lippen fest zusammen und hatte sich bald wieder in der Gewalt.

Während die Sklaven starben oder aus Bel Moulays Nähe flüchteten, griff sich der Anführer einen Stab und versuchte,

sie wieder um sich zu sammeln. Doch als die Dragonerwachen freie Bahn hatten, stürmten sie wie eine wilde Horde zu ihrem Ziel. Die Sklaven heulten laut vor Bestürzung auf, als sie sahen, wie ihr Anführer unter den Schlägen goldener Panzerhandschuhe zu Boden ging.

Als sie Moulay in Schwierigkeiten sahen, formierten sich die überlebenden Rebellen zu wütenden Gruppen und versuchten, neuen Mut zu fassen. Aber die Dragonerwachen setzten erneut ihre Pistolen ein, worauf der Widerstand sofort zusammenbrach.

Die Soldaten zerrten Bel Moulay fort, während bewaffnete Fahrzeuge und Bodentruppen auf den Raumhafen strömten und die gefangenen Adligen aus den Baracken retteten.

Von der Beobachtungsplattform schaute Niko Bludd traurig auf die Blutlachen und verstümmelten Leichen, die das Landefeld übersäten. »Ich hatte gehofft, dass es nicht so weit kommen würde. Ich habe den Sklaven genügend Gelegenheiten gegeben, wieder Vernunft anzunehmen, aber sie haben mir keine andere Wahl gelassen.«

Trotz des Gemetzels konnte Holtzman seine Freude nicht verbergen, wie gut sich seine Körperschilde bewährt hatten. »Ihr Verhalten war in jeder Hinsicht ehrenvoll, Mylord.«

In sicherem Abstand über der Gefahr schwebend beobachteten sie noch eine Weile die folgenden Aufräumarbeiten. Dann lud Bludd sie alle in seine prächtige Residenz ein, um die Befreiung von Poritrin zu feiern.

103

Jede große Bewegung - sei sie politischer, religiöser oder militärischer Natur - hat ihren Dreh- und Angelpunkt in epochalen Ereignissen.

Pitcairn Narakobe,
Konfliktstudien der Liga-Welten

Als das menschliche Ungeziefer auf der Erde rebellierte, war für den Titanen Ajax das Ende der Schonzeit angebrochen. Für ihn waren die Tage des Ruhms zurückgekehrt, und diesmal musste er sich nicht mit der Abscheu seiner Liebhaberin Hekate gegenüber exzessiver Gewalt auseinander setzen.

Er wählte seinen besten Gladiatorkörper, eine schwere, mit Waffen gespickte Laufmaschine, die er selbst entworfen hatte, um damit eines Tages Omnius in der Arena herauszufordern. Ajax zog eine Gestalt vor, die Größe und Macht vermittelte, nicht schlank und effizient, sondern ehrfurchtgebietend und furchteinflößend. Es gefiel ihm, Dutzende Opfer mit einem Tritt zu zermalmen.

Es wäre genauso wie bei der Hrethgir-Rebellion auf Walgis.

Ajax befand sich in einem Pavillon, in dem Cymek-Körper hergestellt wurden, auf einem der sieben Hügel der Hauptstadt. Von dort nahmen Ajax' Sensoren den Lärm der Menge wahr, zunächst gedämpft, dann lauter. Er durfte keine Zeit mehr verlieren.

Die präzise Hydraulik setzte seinen Gehirnbehälter in den Kampfkörper ein. Wütende Gedanken pulsierten durch das Elektrafluid und sprangen knisternd auf neurelektrische Verbindungen über. Alle Waffen waren scharf gemacht. Er bewegte seine mächtigen Gliedmaßen. *Bereit.*

Der Titan stapfte auf mechanischen Beinen durch eine aufgleitende Fensterwand auf eine Galerie, die rund um den

Fabrikationskomplex verlief. Von hier aus schaute er auf die Stadt hinunter, über der Rauchschlieren von den zahlreichen Feuern in den Abendhimmel aufstiegen. Er sah Massen von Sklaven, die wie Kakerlaken umherwimmelten. Er hörte zerbrechendes Plaz und das Krachen zusammenstoßender Fahrzeuge. Die Hrethgir waren völlig durchgedreht.

Vom fernen Forum kam ein dumpfer Explosionsknall. Die Rebellen hatten schwere Waffen gestohlen, sie vielleicht sogar aus den Rümpfen zerstörter Roboter gerissen. Ajax fuhr seine Kampfsysteme hoch, dann bestieg er einen Frachtlift, der ihn auf Straßenhöhe hinunterbrachte. Wenn die wilden, wahnsinnig gewordenen Rebellen sein großartiges Monument beschädigt hatten, würde er wirklich sehr wütend werden.

Am Fuß des Hügels hatte eine Gruppe aus Neo-Cymeks und Wachrobotern einen Verteidigungsring gebildet. Mit einem Geschütz, das geschmolzene Projektile verschoss, feuerten sie glühende Salven auf den heulenden Mob, der wie in einer Stampede auf sie zustürmte. Körper flammten auf, wenn sie getroffen wurden, und brachen zu Haufen aus schmorendem Fleisch zusammen. Doch es folgten immer neue Wellen des Ungeziefers, obwohl sie den sicheren Tod vor Augen hatten.

»Was kauert ihr in der Deckung!«, brüllte Ajax. »Wollt ihr euch lieber bestürmen lassen, statt selbst anzugreifen?«

Es war eine rhetorische Frage. Die Reihe der Neo-Cymeks marschierte los, die aus Flussmetall gebildeten Waffen schussbereit. Sie durchbrachen die erste Welle der durchgedrehten Rebellen, während sich die Wachroboter ein Stück höher den Hügel hinauf zurückzogen.

Ajax kletterte auf eine fliegende Arbeitsplattform. Er schloss sich direkt an die Systeme des Fahrzeugs an, um es steuern zu können, und flog über die Menge hinweg und an den Explosionsherden vorbei. Das Ziel des Titanen war das Forum, und er war so wütend, dass es ihm schwer fiel, die komplizierte Technik seines Gladiatorkörpers unter Kontrolle zu halten.

Überall im Netzwerk der Stadt sah Ajax, wie die Denkmaschinen wichtige Einrichtungen sicherten. Er hatte damit gerechnet, dass die unorganisierte Rebellion inzwischen ins Stocken geraten war und sich verlaufen hatte. Allein am heutigen Tag waren Tausende von Menschen getötet worden. Vielleicht hatte der Spaß gerade erst angefangen.

Raketen schossen aus dem Fries, das den Triumph der Titanen darstellte, und zogen Spuren aus Rauch und Feuer hinter sich her. Ajax erhöhte die Auflösung seiner optischen Fasern und erkannte den Menschen, der ganz oben auf dem gigantischen Wandbild stand und die versteckten Waffen abfeuerte. Es war der verräterische Vorarbeiter Iblis Ginjo! Ajax hatte ihn schon die ganze Zeit in Verdacht gehabt!

Mit brodelndem Zorn sah er mit an, wie Schwärme dieser undankbaren Kreaturen mit Seilen und Sprengsätzen die mächtigen Säulen einrissen, die die majestätischen Statuen der Titanen stützten. Während er die Frachtplattform weiter beschleunigte, beobachtete er, wie sein eigenes Kolossalstandbild auf das Pflaster des Forums krachte. Das Ungeziefer stieß lauten Jubel aus. Eine weitere primitive Rakete schoss aus dem zerbröckelnden Fries.

Ajax scherte mit der Plattform aus und flog einen weiten Bogen um das gewaltige Steinmonument. Er wollte sich von hinten nähern, außer Reichweite der Raketen. Sein überlebensgroßes Abbild lag zerbrochen am Boden, wie ein gestürzter König.

Ajax würde Iblis Ginjo die Arme und Beine einzeln ausreißen und sich an seinen Schreien weiden!

Plötzlich drehte sich ein Abschnitt des Monuments, und der Himmel erstrahlte in orangerotem Feuer, als eine Salve auf Ajax abgefeuert wurde. Ein Treffer beschädigte die Unterseite der fliegenden Frachtplattform, und das schwere Fahrzeug raste trudelnd dem Boden entgegen.

Der Titan sprang ab und landete auf dem Platz. Krachend verbogen sich seine hydraulischen Gliedmaßen und der

Schutzpanzer um seinen Konservierungsbehälter. Die Plattform stürzte in einer furchtbaren Explosion ab und zerstörte einen großen Teil des monumentalen Frieses und mehrere Raketenwerfer.

Der Aufprall des Gladiatorkörpers hatte die Pflasterung des Platzes zu feinem Staub zermahlen. Seine integrierten Systeme arbeiteten stockend, die Neurelektrik flackerte knisternd. Sein Gehirn erzitterte unter einem Ansturm fehlerhafter Daten und verzerrter Bilder. Er war von gestürzten Monumenten umgeben, die von den undankbaren Menschen eingerissen worden waren.

Er hörte, wie Iblis dem Mob zurief, über den verwundeten Titanen herzufallen. Ajax schickte ein mentales Signal durch die Elektroden und befahl einen Neustart der Systeme seines Aktionskörpers unter Umgehung der Schadenskontrollroutinen. Er konnte immer noch kämpfen, wenn er nur wieder auf die Beine kam.

Der rasende Mob umschwärmte ihn, aber er wehrte die Menschen ab, indem er mit einer künstlichen Gliedmaße um sich schlug. Schließlich richtete er sich auf den kräftigen, aber beschädigten Beinen auf, die ihm keinen zuverlässigen Halt mehr gaben. Aus der Schräglage feuerte er wahllos mit seinen Flammenwerfern. Eigentlich hätte es genügen müssen, die Rebellen zurückzudrängen.

Stattdessen stiegen sie über die Leichen ihrer gefallenen Kameraden und rückten weiter gegen ihn vor ...

Bevor Ajax sein Gleichgewicht wiederfinden oder seine optischen Systeme vollständig rekalibrieren konnte, hatte Iblis eine intakte Rakete aus dem Fries geborgen, um sie per Hand zu starten. Ajax versuchte, mit Hilfe der Systeme, die noch funktionierten, aus der Flugbahn zu kriechen, aber der heranzischende Sprengkörper war zu schnell und zerstörte eins seiner sechs Beine. Der Cymek verlor das Gleichgewicht und schlug ein tiefes Loch in den Boden.

Der uralte Krieger stieß über den Stimmsynthesizer ein furchtbares Gebrüll aus und drehte seinen gepanzerten Kör-

per herum, bis er auf Iblis zeigte, der immer noch auf der teilweise eingestürzten Mauer stand. Die Sklaven strömten um die Trümmer auf dem Forum herum und warfen sich auf den Cymek, wie Mäuse, die einen rasenden Stier zur Strecke bringen wollten.

Ajax schlug schwerfällig um sich und schüttelte das Ungeziefer ab. Er zertrat es und walzte jeden nieder, der ihm im Weg stand. Doch immer mehr Rebellen bestürmten ihn, hämmerten mit primitiven Kampfwerkzeugen auf seinen Cymek-Körper ein und feuerten gestohlene Schusswaffen auf ihn ab. In seiner Raserei tötete oder verstümmelte Ajax Hunderte, ohne zusätzliche Schäden von Bedeutung davonzutragen, aber die Masse der Körper und sein zerstörtes Bein behinderten ihn erheblich.

Vom Fries rief Iblis: »Er hat Milliarden Menschen getötet! Vernichtet ihn!«

Nur Milliarden? Es waren doch bestimmt viel mehr!

In einem Ausbruch mechanischer Energie sprang Ajax über die Masse der wütenden Menschen hinweg und machte sich daran, das hohe Wandbild zu erklettern, indem er gelenkige Greifer und Stützdornen an den Enden der Gliedmaßen einsetzte, die noch funktionsfähig waren. Iblis stand auf der beschädigten Wand und dirigierte die hirnlose Menge der Rebellen.

Während des Aufstiegs klammerten sich Dutzende von Sklaven an Ajax' segmentiertem Körper fest, wo er sie nicht abstreifen konnte. Mit einer Gliedmaße schlug er um sich, während er die übrigen vier benutzte, um sich an der Wand hochzuziehen.

Von oben ließ ein Sklave einen kleinen Sprengsatz fallen, der am Wandrelief detonierte und den Stein zersplitterte. Der Cymek verlor den Halt. Durch die Schockwelle rutschte ein Dutzend wahnsinniger Sklaven von seinem Gladiatorkörper ab und stürzte in die Tiefe. Trotzdem wurde er weiter vom Ungeziefer behelligt.

Der mechanische Körper des Titanen neigte sich zur Seite, und mehr Menschen krochen ihm auf den Rücken

und beschädigten seine Komponenten, indem sie ihm mit Schneid- und Brennwerkzeugen zusetzten.

Sekunden später hatten sie die neurelektrischen Verbindungen durchtrennt, die zum geschützten Gehirnbehälter führten. Damit war der Riesenkörper des Titanen gelähmt. Ajax spürte, wie er von der Wand gezerrt wurde und rückwärts zu Boden fiel.

Er konnte die Schreie hören, als er mitten in die aufgeregten Hrethgir stürzte und Hunderte zerquetschte. Er liebte diese Geräusche des Todes, aber er konnte sich nicht mehr bewegen. In seinem Kampfkörper lag er reglos wie ein vergiftetes Insekt da.

»Ich bin ein Titan!«, brüllte er.

Über vereinzelte optische Fasern sah Ajax, wie der verräterische Vorarbeiter auf den Schultern der Sklaven stand und anklagend auf den Cymek zeigte. »Reißt den Schutzpanzer ab, genau dort!«

Ajax' Elektroden übermittelten ihm, dass die Metallplatten entfernt wurden und sein Gehirnbehälter ungeschützt im Freien lag.

Mit einem triumphierenden Grinsen stieg Iblis nun auf den zuckenden Körper des Titanen und hob einen primitiven Knüppel. Lachend schlug der Vorarbeiter mit der Metallstange auf den Gehirnbehälter ein. Das Plaz zerbrach.

Immer wieder holte er aus, und kurz darauf kamen ihm seine Anhänger zu Hilfe. Schließlich hatten sie den durchsichtigen Behälter und den Inhalt so gründlich zertrümmert, dass er nur noch aus einer breiigen grauen Masse bestand, die sich mit blauem Elektrafluid vermischt hatte.

Iblis stand auf dem Titanen und jubelte in euphorischem Triumph über ihren phänomenalen Sieg. Die Botschaft stieg höher in den Himmel hinauf als die Flammen, die in der Maschinenstadt wüteten.

Durch den Tod eines der größten Cymeks wurde der Mob zu noch wilderer Raserei angestachelt. Die Nachricht ver-

breitete sich durch die Straßen, und die Rebellen stürzten sich auf alle Maschinen und jedes Zeichen ihrer Herrschaft. Die Verteidigungringe aus Neo-Cymeks und Wachrobotern brachen unter dem Ansturm der Rebellen zusammen.

Dem allgegenwärtigen Omnius-Allgeist blieb keine andere Wahl, als wirksame Gegenmaßnahmen zu ergreifen.

104

Wir sind nicht wie Moses – wir können kein Wasser aus Stein gewinnen ... zumindest nicht mit ökonomisch sinnvollem Aufwand.

Aus den Aufzeichnungen der
Imperialen Ökologischen Erkundung von Arrakis
(anonymer Eintrag)

In der Nachmittagshitze von Arrakis musste sich Aurelius Venport gefallen lassen, dass ihm die Zensunni-Nomaden mit einem schmutzigen Lappen die Augen verbanden.

Auch dem Tlulaxa-Fleischhändler vertraute das Wüstenvolk nicht, sodass Tuk Keedair die gleiche Demütigung über sich ergehen lassen musste. Venport beschloss, diesen Punkt als Teil seiner Investitionen zu verbuchen. Sie hatten große Mühen auf sich genommen, hierher zu kommen, und hinter ihnen lag eine langwierige Reise von fast fünf Monaten Dauer mit zahllosen Zwischenstopps auf den verschiedensten Hinterwäldlerplaneten. Also würde er auch das überstehen.

»Wir marschieren jetzt los«, sagte Naib Dhartha. »Sie dürfen miteinander reden, aber es wäre besser, die Gespräche auf ein Minimum zu reduzieren. Vergeudete Worte sind vergeudete Flüssigkeit.«

Venport fühlte sich von einer Menschengruppe umgeben, die ihn vorwärts drängte. Er brauchte einige Zeit, sich daran zu gewöhnen, und er stolperte häufig, weil er seine Füße höher als sonst hob, um den sandigen Boden zu prüfen. Der Weg war uneben, aber mit der Zeit bewegte er sich etwas geschickter vorwärts.

»Was ist mit den Sandwürmern?«, fragte Keedair. »Müssen wir uns keine Sorgen machen, dass sie ...?«

»Wir befinden uns innerhalb der Wurmlinie«, antwortete Dhartha schroff. »Das Gebirge trennt uns von der Großen Bled, wo die Dämonen wohnen.«

»Ich bin noch nicht überzeugt, dass es wirklich notwendig ist«, sagte Venport, während er weiterstapfte.

Der Naib schien es nicht gewöhnt zu sein, dass man seine Befehle in Frage stellte. »Es ist notwendig, weil ich es gesagt habe. Nie zuvor hat ein Fremder – nicht einmal einer von diesem Planeten – unsere im Verborgenen lebenden Gemeinschaften zu Gesicht bekommen. Wir zeichnen keine Karten.«

»Selbstverständlich. Ich werde mich an Ihre Regeln halten«, murmelte Venport. »Solange Sie die Absicht hegen, uns Gewürz zu verkaufen.«

Obwohl der Dschungel von Rossak voller pharmazeutischer und halluzinogener Wirkstoffe war, die nur auf ihre Entdeckung warteten, schien es dort nichts zu geben, das den bemerkenswerten Eigenschaften der Melange nahe kam. Venport hatte das Gefühl, dass es sich lohnte, diese Substanz genauer zu untersuchen, trotz der langen Reise und der Strapazen, die er dazu hatte auf sich nehmen müssen.

In den vergangenen Monaten hatte Venport keine Schwierigkeiten gehabt, Keedairs Lieferung an Neugierige weiterzuverkaufen, die bereit waren, einen exorbitanten Preis zu zahlen. Obwohl Venport die Hälfte des Gewinns eingesteckt hatte, war für Tuk Keedair immer noch eine beträchtliche Summe übrig geblieben, mehr, als er an einer kompletten Schiffsladung hochwertiger Sklaven verdient hätte. Da er in diesem Jahr keinen Verlust gemacht hatte, war es nicht nötig gewesen, seinen kostbaren Zopf abzuschneiden.

Venport stolperte über etwas Hartes. Er fluchte und wäre beinahe in die Knie gegangen, doch irgendwer packte seinen Arm und stützte ihn.

»Als Ihre Leute mir die Melange das letzte Mal paketweise brachten, hat es ewig gedauert, bis mein Frachtschiff beladen war«, sagte Keedair. Es klang, als würde er mehrere Schritte vor Venport gehen.

»Ich hoffe, Naib Dhartha«, sagte Venport, »dass wir für die Zukunft ein effizienteres System entwickeln können.« Wenn nicht, würden sie höhere Preise verlangen müssen, aber er war überzeugt, dass es trotzdem dafür einen Markt gab.

Nachdem sie mehrere Stunden lang blind weitergetappt waren, hielten die Zensunni an. Den raschelnden und klappernden Geräuschen entnahm Venport, dass sie vermutlich ein getarntes Bodenfahrzeug freilegten. »Setzen Sie sich«, sagte der Dhartha. »Aber nehmen Sie nicht die Binden ab.«

Unbeholfen kletterten Keedair und er ins Fahrzeug, das sich ruckelnd und mit leise tuckerndem Motor in Bewegung setzte. Nach vielen Kilometern vermutete Venport aufgrund der etwas kühleren Temperatur, dass sie sich einer Bergkette näherten. Es gab Möglichkeiten, die Lage eines isolierten Dorfes in Erfahrung zu bringen, vorausgesetzt, er wäre zu einem solchen Aufwand bereit gewesen. Er hätte einen Impulssender im Stoff seines Hemdes oder in einer Schuhsohle verstecken können.

Doch im Moment setzte Venport andere Prioritäten. Er hatte das Gefühl, dass es unumgänglich war, sich den Wünschen dieser zähen Nomaden zu beugen, dass sie jeden Besucher in der Hand hatten, dass sie sogar entscheiden konnten, wer lebend aus der Wüste zurückkehrte.

Schließlich ging es eine Anhöhe hinauf, und der Wagen wurde langsamer, bis sie aussteigen mussten. Die Zensunni tarnten das Fahrzeug wieder, und ihre blinden Gäste mussten erneut zu Fuß gehen. Die Nomaden führten sie Schritt für Schritt einen felsigen Weg entlang. Endlich riss Dhartha ihnen die Binden herunter, und sie blickten in einen dunklen Höhleneingang. Die Gruppe war ein kleines Stück in einen Tunnel vorgedrungen. Venport blinzelte, um im schwachen Licht der brennenden Lampen an den Wänden etwas zu erkennen.

Nachdem ihm so lange die Augen verbunden gewesen waren, schien es, dass sein Gehör und sein Geruchssinn feiner und präziser geworden waren. Als er nun tiefer in den

Tunnel schaute, bemerkte Venport die Anzeichen vieler Bewohner, den Gestank ungewaschener Körper und die Geräusche sich bewegender Menschen.

Dhartha brachte sie in eine Kammer im oberen Bereich der Höhlensiedlung und servierte ihnen eine Mahlzeit aus knusprigem Brot mit einem Klecks Honig und dünnen Streifen Trockenfleisch in scharfer Soße. Danach hörten sie an niedrig brennenden Lagerfeuern Musik und erzählten sich Geschichten in einer Sprache, die Venport nicht verstand.

Später führte der Naib die beiden ungeduldigen Besucher auf einen Felsvorsprung mit Blick auf das endlose Dünenmeer. »Ich möchte Ihnen etwas zeigen«, sagte er. Sein schmales Gesicht wirkte düster, sogar die geometrische Tätowierung auf seiner Wange sah dunkler als sonst aus. Die Männer saßen auf dem Boden und ließen die Füße über dem Abgrund baumeln. Keedair schaute von Dhartha zu Venport und war neugierig auf den Verlauf der Verhandlungen.

Der Naib läutete eine kleine Glocke, und bald darauf trat ein alter Mann vor. Er hatte sehnige Muskeln und ein Gesicht wie aus Leder. Sein Haar war lang und weiß, aber er besaß noch fast alle Zähne. Wie bei sämtlichen Mitgliedern des Wüstenvolkes hatten seine Augen eine tiefblaue Färbung angenommen – Venports Überzeugung nach das Anzeichen für anhaltende Melange-Abhängigkeit. Selbst Keedairs Augen hatten sich bereits auf diese unheimliche Weise verfärbt.

Der alte Mann trug ein Tablett mit dunklen Kuchenstücken, die zu Quadraten geschnitten und mit klebrigem Sirup beträufelt waren. Er bot Venport die Delikatesse an, der sich ein Stück nahm. Keedair suchte sich ebenfalls eins aus und Dhartha ein drittes. Der weißhaarige Mann blieb neben ihnen stehen und beobachtete sie.

Bisher hatte Venport nur gesehen, dass in dieser Kultur die Männer von den Frauen bedient wurden – ein seltsamer Kontrast zu den Sitten von Rossak. Vielleicht wurden hier auch ältere Menschen mit untergeordneten Pflichten betraut.

Venport betrachtete den braunen Kuchen, dann biss er vorsichtig eine Ecke ab. Die Mahlzeit, die er vor einiger Zeit zu sich genommen hatte, war mit einer großzügigen Prise Melange gewürzt gewesen, aber diese Kostprobe schien noch viel gehaltvoller zu sein. Der brennende Zimtgeschmack explodierte geradezu in seinem Mund. Er nahm einen größeren Bissen und spürte, wie sich ein wohliges und kräftigendes Gefühl in seinem Körper ausbreitete.

»Köstlich!« Er hatte gar nicht bemerkt, dass er bereits den größten Teil des Kuchens verspeist hatte.

»Frisches Gewürz, das erst heute Nachmittag in der offenen Wüste gesammelt wurde«, erklärte Dhartha. »Es ist viel intensiver als alles, was Sie bislang in Form von Mahlzeiten oder Gewürzbier zu sich genommen haben.«

»Hervorragend«, sagte Venport, und in seinem Kopf türmten sich die Möglichkeiten wie ungeöffnete Geschenkpakete übereinander. Keedair aß ebenfalls seinen Kuchen auf und seufzte zufrieden.

Venport hatte es im Gefühl, dass der Gewürzhandel große Gewinne abwerfen würde, und er rechnete damit, beträchtliche Summen an die Liga der Edlen abführen zu können. Um dieses Geschäft in Gang zu bringen, wollte er Zufa Cenva auf ihrer nächsten Reise nach Salusa Secundus begleiten. Während sie ihre flammenden Reden im wiedererrichteten Parlamentsgebäude hielt, würde Venport Kontakte knüpfen, Andeutungen fallen lassen und kleine Kostproben verteilen. Es würde einige Zeit dauern, aber die Nachfrage konnte nur größer werden.

Er hielt den letzten Bissen seines Gewürzkuchens hoch. »Ist es das, was Sie uns zeigen wollten, Naib Dhartha?«

Der tätowierte Stammesführer griff nach dem dünnen, aber muskulösen Arm des alten Mannes. »Diesen Mann wollte ich Ihnen zeigen. Sein Name ist Abdel.« Der Naib verbeugte sich knapp, und der Alte erwiderte die Geste. Dann machte er eine tiefere Verbeugung vor den zwei sitzenden Gästen, nachdem er ihnen nun vorgestellt worden war. »Abdel, sag unseren Besuchern, wie alt du bist.«

Der verdorrte Nomade sprach mit dünner, aber kräftiger Stimme. »Ich habe dreihundertvierzehnmal beobachtet, wie das Sternbild des Käfers den Wächterfelsen kreuzte.«

Verwirrt blickte Venport zu Keedair, der die Schultern hob. »Eine kleine Konstellation am Himmel von Arrakis«, erklärte Dhartha. »Sie wandert mit den Jahreszeiten vor und zurück und kreuzt jedes Mal eine Felsspitze am Horizont. Daran orientieren wir unseren Kalender.«

»Vor und zurück«, sagte Keedair. »Also geschieht es zweimal pro Jahr?«

Der Naib nickte.

Venport rechnete schnell nach. »Dann will er damit andeuten, dass er einhundertsiebenundfünfzig Jahre alt ist.«

»Mindestens«, sagte Dhartha. »Kinder können das Ereignis erst beobachten und zählen, wenn sie drei Jahre alt geworden sind. Das bedeutet, dass er vor einhundertsechzig Jahren geboren wurde. Abdel hat sein ganzes Leben lang Melange zu sich genommen. Sehen Sie, wie gesund er ist? Seine Augen sind klar, sein Geist ist wach. Er wird voraussichtlich noch einige Jahrzehnte leben, wenn er weiterhin regelmäßig Gewürz zu sich nimmt.«

Venport war erstaunt. Jeder hatte schon Geschichten von Drogen gehört, die ewige Jugend verhießen, von lebensverlängernden Behandlungen, die während des Alten Imperiums entwickelt wurden und später in Vergessenheit geraten waren. Die meisten dieser Geschichten waren nicht mehr als Märchen. Doch falls dieser alte Mann die Wahrheit sagte ...

»Haben Sie dafür einen Beweis?«, fragte Keedair.

Ein Ausdruck der Verärgerung trat in das schmale Gesicht des Naibs. »Ich gebe Ihnen mein Wort. Ein weiterer Beweis ist nicht nötig.«

Venport gab Keedair ein Zeichen, diesen Punkt auf sich beruhen zu lassen. In Anbetracht der belebenden Wirkung, die die Melange in seinem Körper entfaltete, fiel es ihm nicht schwer, den Behauptungen Glauben zu schenken. »Wir werden Tests durchführen, um sicherzustellen, dass es

keine Nebenwirkungen gibt, abgesehen von der Blaufärbung der Augen. Das Gewürz könnte ein Produkt sein, das mein Warenangebot ausgezeichnet ergänzt. Wären Sie in der Lage, ausreichende Mengen für die kommerzielle Vermarktung zu liefern?«

Der Anführer des Wüstenvolks nickte. »Das Potenzial ist immens.«

Jetzt mussten nur noch die Einzelheiten der geschäftlichen Transaktion geklärt werden. Venport hatte sich überlegt, ob er etwas Ungewöhnliches als Bezahlung anbieten sollte. Wasser? Vielleicht waren diese Nomaden auch zu einem Tauschhandel mit Normas Leuchtgloben bereit, damit sie ihre düsteren Höhlen und Gänge erhellen konnten. Möglicherweise waren die schwebenden Leuchtkörper für die Zensunni sogar von größerem praktischem Nutzen als die Währung der Liga. An Bord seines Raumschiffs in Arrakis City hatte er einen kleinen Posten, den er ihnen als Warenprobe überlassen konnte.

Er nahm sich das letzte Kuchenstück vom Tablett, das Abdel immer noch in den Händen hielt – ohne das leiseste Zittern, wie Venport bemerkte. Ein weiteres gutes Zeichen, das auch Tuk Keedair nicht entgangen war. Die Geschäftspartner nickten sich gleichzeitig zu.

105

Mein Copilot denkt pausenlos an die menschliche Frau, aber bis jetzt scheint es ihn nicht von seinen Pflichten abgelenkt zu haben. Ich werde ihn weiterhin sorgfältig beobachten und nach Anzeichen für Schwierigkeiten Ausschau halten.

Seurat,
an Omnius übermittelter Logbucheintrag

Die *Dream Voyager* trat in die Erdatmosphäre ein, als sie nach dem langen Update-Flug heimkehrte. Es war eine halbe Ewigkeit her, seit Vor und Serena sich gesehen hatten ... Außerdem musste er unbedingt seinen Vater mit den historischen Widersprüchen konfrontieren, auf die er gestoßen war.

An Bord des schwarz-silbernen Schiffs überwachten Seurat und er den Anflug und behielten die Temperatur der Außenhülle im Auge. Das Chronometer schaltete automatisch auf Erdstandardzeit um.

Das erinnerte Vor daran, wie Agamemnon in seinen Memoiren einige Fakten verändert hatte, damit sie besser zu seiner Version der Geschichte passten. Die Titanen waren gar nicht die ruhmreichen und wohltätigen Helden, wie sein Vater sie dargestellt hatte.

Serena Butler hatte Vor dazu gedrängt, die Wahrheit über Agamemnon zu erkennen. Er fragte sich, ob sie ihm nun mehr Respekt entgegenbringen würde. Ob sie überhaupt an ihn gedacht hatte, während er fort gewesen war? Oder verzehrte sie sich immer noch vor Sehnsucht nach ihrem verlorenen Geliebten, dem Vater ihres Kindes? Vors Magen verkrampfte sich vor nervöser Erwartung. Im Verlauf seines durchorganisierten Lebens hatte er nie

so viel Unsicherheit empfunden wie in den letzten Monaten.

Agamemnon wartete vielleicht am Raumhafen auf ihn. All die großartigen Versprechen des Titanen, die angekündigten Belohnungen, die verlockende Aussicht, seinen schwachen menschlichen Körper aufzugeben und zu einem Neo-Cymek zu werden, kamen Vor nun wenig begehrenswert vor. Alles hatte sich verändert.

Vor wollte seinen Vater herausfordern, den großen General beschuldigen, die Geschichte manipuliert und Fakten verfälscht zu haben – seinen eigenen Sohn getäuscht zu haben. Irgendwo hegte er die leise Hoffnung, dass der Titan eine einleuchtende Antwort hatte, eine vernünftige Erklärung, damit Vor in sein normales und geregeltes Leben als Trustee zurückkehren konnte.

In seinem Herzen wusste er jedoch, dass Serena ihn nicht in die Irre geführt hatte. Er hatte mit eigenen Augen genügend Beweise gesehen, er wusste, wie die Menschen von den Maschinen behandelt wurden. Vor konnte sich selbst nichts mehr vormachen ... aber er wusste auch nicht, was er jetzt stattdessen tun sollte. Er hatte große Angst vor der Rückkehr zur Erde, aber ihm blieb keine andere Wahl.

Agamemnon würde zweifellos bemerken, dass sein Sohn sich verändert hatte. Und Vor wusste, dass der Titan bereits zwölf Söhne getötet hatte, weil er von ihnen enttäuscht gewesen war.

»Was hältst du davon, Vor?«, unterbrach Seurat seine Gedanken, als sie sich dem Raumhafen der Hauptstadt näherten. »Ich empfange widersprüchliche Daten und ein beunruhigendes Ausmaß an Unordnung.« Der Robotercaptain rief Bilder mit größerer Auflösung auf.

Erstaunt blickte Vor auf Feuer, Rauch und zerstörte Gebäude. Dazwischen bewegten sich Truppen aus Robotern und Cymeks, und Menschenmassen rannten ungebändigt durch die Straßen. Sein Herz raste unter einem Ansturm verschiedenster Emotionen, die er sich gar nicht gleichzeitig bewusst machen konnte. »Hat die Liga-Armada einen An-

griff auf die Erde gestartet?« Selbst mit seinem neuen Wissen wollte er nicht glauben, dass die verstreuten Überreste der freien Menschheit so viel Zerstörung auf der Hauptwelt der Maschinen anrichten konnten. Omnius würde es niemals zulassen!

»Die Sensoren registrieren keine menschlichen Raumschiffe oder Kampfjäger in der näheren Umgebung, Vorian. Trotzdem wird auf der Erde gekämpft.« Seurat schien verwirrt, aber nicht übermäßig besorgt zu sein. Immerhin versuchte er nicht, einen Witz über die Situation zu machen.

Vor justierte die Kontrollen der optischen Sensoren und konzentrierte sich auf die Küstenzone der Hauptstadt, bis er das Anwesen von Erasmus lokalisiert hatte. Auch dort brannte es, Gebäude und Monumente lagen in Trümmern, auf den Straßen tobten Kämpfe. Wo war Serena?

Langsam und widerstrebend begriff er, was geschah. Menschen kämpften gegen Maschinen! Die bloße Vorstellung erweckte Gedanken in ihm, die er lieber vermieden hätte, weil sie Omnius gegenüber illoyal zu sein schienen. Wie war so etwas möglich?

Die *Dream Voyager* empfing ein kollektives Notsignal, mit dem der Allgeist Verbindung zu seinen Roboterstreitkräften aufnahm. »Alle Denkmaschinen begeben sich an die Kampfstationen in den Verteidigungszonen ... die Menschenrevolte breitet sich aus ... der Omnius-Kern ist gesichert ... Energieknappheit in vielen Sektoren ...«

Vor blickte ins spiegelglatte Gesicht des Robotercaptains. Seine optischen Fasern funkelten wie Sterne. »Diese Situation ist äußerst überraschend«, sagte Seurat. »Wir sind zur Hilfe verpflichtet.«

»Dem stimme ich zu«, sagte Vor. *Aber welcher Seite sollte ich helfen?* Er hatte nie damit gerechnet, dass er jemals in eine solche Lage geraten könnte und sich mit einem Loyalitätskonflikt auseinander setzen musste.

Die *Dream Voyager* raste auf die brennende Stadt zu. In der Nähe von Erasmus' Villa hatten die Denkmaschinen einen Sperrriegel gegen den Mob gebildet. Barrikaden wa-

ren auf dem gepflasterten Platz errichtet worden, auf dem Vorian bei seinen früheren Besuchen mit der Kutsche eingetroffen war. Teile der Gebäudefassade schienen beschädigt zu sein, aber ansonsten war die Villa unversehrt.

Ich hoffe, dass sie in Sicherheit ist.

Unbesorgt kreuzte Seurat über dem Raumhafen der Hauptstadt und bereitete sich auf die Landung vor. Ohne Vorwarnung zog er das Schiff wieder hoch. »Unsere Einrichtungen wurden bereits von rebellischen Sklaven überrannt.«

Vor beobachtete das Chaos. »Wohin sollen wir jetzt fliegen?«

»In den Ergänzungen zu den Landeanweisungen wird ein älterer Raumhafen am südlichen Rand des Stadtnetzes vorgeschlagen. Das Landefeld ist in Betrieb und untersteht weiterhin Omnius' Kontrolle.«

Als das Update-Schiff auf dem alternativen Landeplatz niederging, sah Vor überall verkohlte menschliche Leichen und zertrümmerte Maschinen. Auf den nördlichen Andockplattformen tobten heftige Kämpfe zwischen Neo-Cymeks und selbstmörderischen Rebellen, die zerstörten Wachrobotern die Waffen abgenommen haben mussten.

Seurat schaltete die Motoren und die Elektronik der *Dream Voyager* in den Standby-Modus. Ein halbes Dutzend bewaffneter Roboter näherte sich ihrem Schiff und wollte offenbar die wertvollen Omnius-Aktualisierungen verteidigen.

»Was soll ich jetzt tun, Seurat?«, fragte Vor mit pochendem Herzen.

Seurat gab ihm eine überraschend vernünftige Antwort. »Ich werde unser Schiff als Transporter zur Verfügung stellen, um Kampfroboter dorthin zu bringen, wo immer Omnius sie benötigt. Für dich ist es das Beste, an Bord zu bleiben, Vorian Atreides. Es ist höchstwahrscheinlich der sicherste Ort für dich.«

Vor spürte das unbändige Verlangen, sich auf die Suche nach Serena Butler zu machen. »Nein, alter Blechgeist. Ich

könnte im Weg stehen, und meine Lebenserhaltungsbedürfnisse interferieren vielleicht mit deiner Arbeit. Lass mich am Raumhafen aussteigen, dann kann ich mich um mich selbst kümmern.«

Der Roboter dachte über Vors Wunsch nach. »Wie du meinst. Doch angesichts der Lage wäre es besser, wenn du dich versteckt hältst. Weiche den Kämpfen aus. Du bist ein wertvoller Trustee, Agamemnons Sohn, aber du bist auch ein Mensch. In diesem Konflikt droht dir von beiden Seiten Gefahr.«

»Ich weiß.«

Seurat blickte ihn mit undurchschaubarer Miene an. »Pass gut auf dich auf, Vorian Atreides.«

»Du auch, alter Blechgeist.«

Als Vor die Rampe hinunterlief und den von Triebwerksspuren versengten Bodenbelag des alten Raumhafens erreichte, sendeten die Denkmaschinen Alarmbotschaften an andere militärische Einheiten. Die Andockplätze im Norden waren in die Hände des Mobs gefallen. Hunderte von Menschen rannten über das Feld. In perfekter Übereinstimmung ging ein Dutzend Kampfroboter an Bord der *Dream Voyager*, um sich zu einem neuen Einsatzgebiet bringen zu lassen.

Aus der Deckung eines geparkten Bodenfahrzeugs beobachtete Vor den Start des Update-Schiffs und fühlte sich verletzlicher als je zuvor. Noch am Vortag hatten Seurat und er sich im Weltraum mit Strategiespielen die Zeit vertrieben. Und nun, wenige Stunden später, war seine ganze Welt auf den Kopf gestellt worden.

Nachdem sie den nördlichen Abschnitt des Raumhafens besetzt hatten, schwärmten die Rebellen in die Gebäude aus. Offensichtlich hatte Omnius entschieden, seine Verluste zu minimieren, und ließ nur wenige Denkmaschinen zurück, die den Hrethgir Widerstand leisten sollten. Vor lief von einer Deckung zur nächsten und war sich plötzlich bewusst, dass er die offizielle Uniform eines Trustees trug, eines Dieners der Synchronisierten Welten. Nicht viele

Menschen arbeiteten in hohen Positionen für die Denkmaschinen, aber wenn der Mob ihn sah, würde er in Stücke gerissen.

Zahllose Leichen lagen auf dem Landefeld verstreut. Vor überlegte schnell und packte dann die Arme eines Toten, der etwa seine Körpergröße hatte, um ihn in den Schatten zwischen zwei rauchenden Gebäuden zu ziehen. Dann legte er mit dem Raumanzug, den er auf zahlreichen Reisen an Bord der *Dream Voyager* getragen hatte, einen Teil seiner Vergangenheit ab und tauschte die Kleidung mit dem getöteten Rebellen.

In zerfetztem Hemd und schmutzigen Hosen wartete er auf einen günstigen Zeitpunkt, um sich dem Strom einer vorbeirasenden Menge anzuschließen. Die Menschen brüllten »Sieg!« und »Freiheit!«, als sie die Raumhafengebäude erstürmten. Nur wenige Wachroboter leisteten ihnen jetzt noch Widerstand.

Vor hoffte, dass der Mob nicht alle Einrichtungen und Roboterschiffe zerstörte. Wenn die Führer der Revolte vorausgeplant hätten, wäre ihnen klar geworden, dass sie letztlich von den Synchronisierten Welten fliehen mussten.

Vor riss sich zusammen, als ihm erstaunt bewusst wurde, das sich seine Loyalität bereits verschob. Es begeisterte und erschreckte ihn gleichzeitig. Er spürte, wie er aus der Sicherheit und Geborgenheit seines Lebens in der Maschinengesellschaft gezogen wurde, ins Chaos des Unbekannten und zu seinen ungezähmten biologischen Wurzeln. Aber er wusste, dass es geschehen musste. Dazu hatte er zu viel erkannt und sah nun vieles mit anderen Augen.

Die tobenden Sklaven, zwischen denen er sich aufhielt, schienen sich keine Gedanken über die Folgen ihrer Zerstörungswut zu machen. Der Mob verfügte über eine bunte Mischung von Waffen, von primitiven Knüppeln bis zu hoch entwickelten, von Wachrobotern erbeuteten Systemen, die Zellverbände zerstörten. Die Rebellen zündeten Brandsätze im Kontrollzentrum des alten Raumhafens und töteten einen wankenden Neo-Cymek, der vor ihnen fliehen wollte.

Sie brachten seinen Gehirnbehälter mit einem Zelldesintegrator zum Platzen.

Vor wartete auf einen günstigen Moment, sich von der Menge zu trennen. Er behielt seine Verkleidung und zog zusammen mit anderen Menschen durch die feuchten Straßen, tiefer ins Zentrum hinein. Er wirkte wie ein heruntergekommener Nachzügler, aber er hatte ein klares Ziel vor Augen.

Er musste zur Villa von Erasmus.

In den Häuserschluchten wurde es bereits vor der Dämmerung dunkel, weil der Terra-Omnius die Energieversorgung in den Bezirken gekappt hatte, die von den Sklaven beherrscht wurden. Gewitterwolken zogen auf und verhießen Regen und Donner. Eine frische Bö fuhr durch Vors dünne Kleidung und ließ ihn frösteln.

Er hoffte, dass Serena noch am Leben war.

Eine Gruppe wilder Sklaven trampelte ein Metalltor nieder und stürmte in ein Gebäude, über die zertrümmerten Überreste von Denkmaschinen hinweg. Den aufgeregten Rufen entnahm er, dass der Titan Ajax getötet worden war. *Ajax!* Zuerst wollte er es nicht glauben, doch dann gab es für ihn keinen Zweifel mehr. Einen Block entfernt ging ein Gebäude in Flammen auf, die ein unheimliches Licht auf den Straßen verbreiteten.

Auch nach allem, was er über die Verbrechen und Schandtaten der ursprünglichen Titanen erfahren hatte, machte Vor sich Sorgen um seinen Vater. Wenn sich Agamemnon auf der Erde befand, wäre er irgendwo mitten im Kampfgetümmel, um den Widerstand zu brechen. Trotz aller Lügen und gefälschten Geschichten, die Agamemnon erzählt hatte, war und blieb er sein Vater.

Er ging schneller, bis er Erasmus' Villa erreicht hatte. Er fühlte sich müde und zerschlagen. Auf dem Platz vor dem Haupthaus drängte sich eine Menge wütender Rebellen gegen einen hastig errichteten Sperrzaun. Die schlimmsten Kämpfe hatten sich an den strategisch wichtigen Zentren der Stadt zugetragen, aber hier schienen die befreiten Skla-

ven erbittert Wache zu halten. Einen Grund dafür konnte er nicht erkennen. Also stellte er vorsichtig Fragen.

»Wir warten auf Iblis Ginjo«, sagte ein Mann mit schütterem Bart. »Er will den Angriff persönlich leiten. Erasmus ist immer noch da drinnen.« Der Mann spuckte auf die Pflastersteine. »Genauso wie die Frau.«

Vor zuckte zusammen. Welche Frau meinte er? Etwa Serena?

Bevor er weiterfragen konnte, wurden Schüsse von den Verteidigungsanlagen in den geschmackvoll verzierten Zinnen der Villa abgegeben, um die Menge zu vertreiben. Aber es trafen immer mehr Rebellen ein, die die Belagerung fortsetzten. Eine Gruppe in verschmutzter Arbeitskleidung brachte sich an einem strategisch günstigen Punkt in Stellung und feuerte zwei primitive Raketen ab, die die Waffen auf dem Dach zerstörten.

Ein kleiner Teil der Villa war mit Pfählen und Plazdraht abgeriegelt worden, und die Menschen umringten diesen Bereich wie Wachtposten ... oder sogar wie Pilger. Vor sah Blumen und bunte Bänder auf dem Platz. Neugierig schob er sich näher heran und fragte eine ältere Frau danach aus.

»Es ist heiliger Boden«, sagte sie. »Hier wurde ein Kind ermordet, und seine Mutter hat sich gegen das Monstrum Erasmus gewehrt. Serena, die uns allen geholfen hat, die unser Leben verändert hat, die vieles für uns verbessert hat. Als sie sich gegen die Denkmaschinen behauptete, zeigte sie uns allen, was möglich ist.« Mit ungutem Gefühl im Magen erkundigte sich Vor nach weiteren Details und erfuhr, wie der Roboter den kleinen Jungen in den Tod geworfen hatte.

Serenas Baby. *Ermordet!*

»Was ist mit Serena?«, fragte Vor und packte die alte Frau. »Ist sie in Sicherheit?«

Sie zuckte nur mit den knochigen Schultern. »Erasmus hat sich in der Villa verbarrikadiert, und seitdem haben wir sie nicht mehr gesehen. Das ist drei Tage her. Wer weiß schon, was hinter diesen Wänden vor sich geht?«

In der Menge öffnete sich eine Gasse, und ein abgekämpft wirkender Mann trat hindurch. Er trug den schwarzen Kittel und das Kopfband eines Vorarbeiters. Ein Dutzend schwer bewaffneter Männer beschützte ihn, als wäre er ein bedeutender Politiker. Er hob die Hände, während die Sklaven jubelten und seinen Namen riefen. »Iblis! Iblis Ginjo!«

»Ich habe euch versprochen, dass es möglich ist!«, rief er. »Ich habe es euch allen immer wieder gesagt!« Selbst ohne technische Verstärkung lagen Kraft und eine vibrierende Wärme in seiner Stimme. »Seht euch an, was wir bereits erreicht haben. Nun müssen wir einen weiteren Sieg erringen. Der Roboter Erasmus hat das Verbrechen begangen, das zum Zündfunken unserer ruhmreichen Revolte wurde. Er kann sich nicht ewig hinter diesen Wänden verstecken. Es wird Zeit, ihn zu bestrafen!«

Die leidenschaftliche Ansprache des Mannes war wie Öl, das über die Flammen der Rebellion gegossen wurde. Die Menschen forderten laut Vergeltung – und dann konnte Vor sich nicht mehr zurückhalten. Besorgt verlangte er nun ebenfalls um Gehör. »Und verschont die Mutter! Wir müssen sie retten!«

Iblis sah ihn an, und für einen Moment blickten sich die beiden Männer in die Augen. Der charismatische Anführer zögerte kurz, dann rief er: »Ja, rettet Serena!«

Auf Iblis' Befehl wurde der Mob zu einer organisierten Waffe, zu einem Hammer, der gegen den Amboss der verbarrikadierten Villa schlug. Sie hatten den überwältigten Robotern die Waffenarme entrissen und zerschossen damit die Wände der Villa, bis die Energiezellen leer waren. Mit einem improvisierten Rammbock schlugen die Männer gegen das Haupttor, immer wieder, und hinterließen tiefe Dellen im Metall. Aus dem dräuenden grauen Himmel regnete es wieder ölige Tropfen.

Drinnen versuchten die Haushaltsroboter, die Tür zu verstärken. Vor vermutete, dass die meisten von ihnen umprogrammiert worden waren, damit sie diese ungewohnte Auf-

gabe übernehmen konnten, aber nicht genügend Kapazität besaßen, um über längere Zeit Widerstand leisten zu können.

Der Rammbock schlug wieder zu, und der Spalt zwischen den schweren Türflügeln wurde etwas breiter. Die Maschinen verloren an Boden.

Obwohl er sich über seine Gefühle gegenüber den Maschinen unsicher war, hatte Vor auch kein Vertrauen in den entfesselten Mob. Den Sklaven war Serena im Grunde gleichgültig, auch wenn sie unbewusst die Revolte ausgelöst hatte. Wenn sie hierblieb, würde sie zweifellos einem Vergeltungsschlag von Omnius zum Opfer fallen.

Während Vorian Atreides im Regen stand und die Szene betrachtete, hing er seinen Gedanken nach. Er schwor sich, dass er alles tun würde, um Serena zu retten. Er würde ein Raumschiff stehlen und sie von hier fortbringen, weit weg von den Synchronisierten Welten.

Ja, er würde sie zu ihrer geliebten Heimatwelt Salusa Secundus zurückbringen ... auch wenn es bedeutete, dass sie dann in die Arme ihrer großen Liebe zurückkehren konnte.

106

Wir müssen neue Informationen in das Gleichgewicht einbringen und damit unser Verhalten verändern. Es ist ein menschlicher Charakterzug, durch Intelligenz zu überleben - als Individuum und als Spezies.

Naib Ishmael, *Eine Zensunni-Wehklage*

Lord Bludd zitierte die ältesten Gesetze von Poritrin, als er die schreckliche Strafe für Bel Moulays Verbrechen verkündete. Die meisten Sklaven sollten begnadigt werden, da Poritrin ihre Arbeitskraft brauchte, aber den Anführer des Aufstands konnte man nicht freisprechen.

Ishmael stand dicht neben Aliid. Die gefangenen Jungen stützten sich gegenseitig in ihrer Betroffenheit. Man hatte die jungen Sklaven von der Schlucht nach Starda zurückgebracht und gezwungen, der Exekution zu beizuwohnen. Als Bestrafung für die Schäden am Wandbild würde Niko Bludd sie mit verlängerten Schichten an die Arbeit zurückschicken. Aber erst, nachdem sie die Konsequenzen des törichten Verhaltens von Bel Moulay miterlebt hatten. Alle Sklaven waren zu diesem Anlass anwesend.

Die Jungen drängten sich müde und hungrig zusammen. Ihre Kleidung war verschmutzt, und sie stanken, weil sie sich seit Tagen nicht hatten waschen können. Die Aufseher hatten sie angeknurrt: »Wenn ihr euch wie Hunde benehmt, wird man euch wie Hunde behandeln. Wenn ihr euch menschlich verhaltet, werden wir es uns vielleicht anders überlegen.«

Aliid fluchte leise.

Auf dem Zentralplatz von Starda führten Dragonerwachen den Rebellenführer in Ketten zu einer erhöhten Platt-

form, die eigens zu diesem Spektakel errichtet worden war. Die Menge verfiel in unbehagliches Schweigen. Man hatte Moulay das Haar und den Bart geschoren; nur noch blasse Stellen am Kinn und auf dem Kopf zeugten davon. Doch seine Augen glühten mit unerschütterlicher, zorniger Zuversicht, als wollte er nicht anerkennen, dass seine Rebellion gescheitert war.

Die Wachen in den goldenen Rüstungen rissen dem Zenschiiten-Führer die Gewänder vom Leib. Sie warfen die Kleidung von der Plattform, sodass Moulay völlig nackt und gedemütigt dastand. Die Sklaven murrten, aber ihr Anführer bewahrte eine tapfere und unerschrockene Haltung.

Lord Bludds Stimme hallte über den Platz. »Bel Moulay, Sie haben schwere Verbrechen gegen alle Bürger von Poritrin begangen. Es ist mein Recht, jeden Mann, jede Frau und jedes Kind zu bestrafen, die sich an diesem Aufruhr beteiligt haben, aber ich will Gnade walten lassen. Sie allein sollen die Strafe für Ihre Vergehen erleiden.«

Die Menge stöhnte leise. Aliid schlug eine Faust in die offene Hand. Bel Moulay sagte nichts, aber sein Gesichtsausdruck sprach Bände.

Niko Bludd bemühte sich, seinen Worten einen gönnerhaften Klang zu geben. »Wenn Sie alle aus diesem Geschehen lernen, werden Sie möglicherweise eines Tages das Recht erwerben, wieder ein normales Leben in Knechtschaft zu führen, um Ihre Schuld gegenüber der Menschheit abzahlen zu können.«

Nun heulten die Sklaven auf. Die Dragoner rückten ein Stück vor und schlugen ihre Stäbe mit den langen Klingen auf den Boden. Ishmael spürte, dass die Sklaven trotz der schlechten Stimmung ein bezwungenes Volk waren, zumindest vorläufig. Sie sahen, wie ihr Anführer öffentlich gedemütigt wurde, wie er in Ketten gelegt, geschoren und nackt vorgeführt wurde. Obwohl er sich nicht geschlagen gab, hatten seine Anhänger den Antrieb verloren.

»Die alten Gesetze sind grausam«, fuhr Bludd fort, »manche würden sie sogar als barbarisch bezeichnen. Aber da

Ihre Taten unzivilisiert und barbarisch waren, kann die Antwort nur mit gleicher Härte erfolgen.«

Bel Moulay erhielt keine Gelegenheit, etwas zu seiner Verteidigung zu sagen. Stattdessen schlugen die Dragonerwachen ihm mit einem Hammer die Zähne aus, dann griffen sie mit langen Metallzangen in seinen Mund. Moulay wehrte sich trotzig, aber er zeigte keine Angst. Mit chirurgischer Präzision schnitten sie ihm die Zunge heraus und warfen das blutige Stück Fleisch in die Menge.

Als Nächstes benutzten sie ihre scharfen Äxte und hackten ihm die Hände ab, die sie ebenfalls in die Menge schleuderten. Bel Moulays blutige Stümpfe versprühten einen roten Regen. Dann wurden ihm mit glühenden Eisen die Augen ausgebrannt. Erst kurz vor dem Ende gab er Schmerzlaute von sich, doch irgendwie fand er die Kraft, sie zu unterdrücken.

Der geblendete Rebellionsführer konnte nicht sehen, was seine Folterer in den goldenen Rüstungen vorbereiteten. Er spürte nur, wie sie ihm eine Schlinge um den Hals legten und ihn über einen Galgen emporzogen. Er wehrte sich, als die Schlinge immer fester auf seine Luftröhre drückte und ihn langsam erstickte, ohne dass ihm das Genick gebrochen wurde. Selbst nach den furchtbaren Verletzungen schien er immer noch bereit zu sein, gegen die Wachen zu kämpfen, wenn sie ihm nur die winzigste Chance lassen würden.

Ishmael erbrach sich auf den Boden. Mehrere Jungen gingen schluchzend in die Knie. Aliid biss die Zähne zusammen, als würde er tausend Schreie in seiner Kehle unterdrücken.

* * *

Nach der Hinrichtung hatte Norma Cenva ein eiskaltes Gefühl in den Eingeweiden. Sie sprach kaum zu Tio Holtzman, der seinen besten weißen Anzug trug und mit grimmiger Miene zusah.

»Schließlich hat er es selbst zu verantworten, nicht wahr?«, sagte der Weise. »Wir haben unsere Sklaven nie schlecht be-

handelt. Warum musste Bel Moulay uns so etwas antun? Warum musste er uns im Kampf gegen die Denkmaschinen in den Rücken fallen?« Holtzman atmete tief durch und schaute auf die kleinwüchsige Frau. »Vielleicht können wir uns jetzt endlich wieder unserer Arbeit widmen. Ich vermute, die Sklaven werden sich nun zu benehmen wissen.«

Norma schüttelte nur den Kopf. »Diese Unterdrückung ist unklug.« Aus der Ferne schaute sie ein letztes Mal auf den am Galgen hängenden Körper, der immer noch zuckte. »Lord Bludd ist es lediglich gelungen, einen Mann zum Märtyrer zu machen. Ich befürchte, diese Sache ist noch längst nicht zu Ende.«

107

Maschinen besitzen etwas, das Menschen niemals haben werden: unendliche Geduld und die entsprechende Langlebigkeit.

Datei aus einem Corrin-Omnius-Update

Obwohl Erasmus seine letzten noch funktionierenden Wachroboter zur Verteidigung der Villa abkommandiert hatte, wusste er, dass das nur eine Verzögerung bewirken würde. Die Energie und Gewalttätigkeit der Sklavenrevolte erstaunten ihn und übertrafen all seine Extrapolationen.

Menschen verfügen über die unerschöpfliche Gabe, selbst den rationalsten Geist immer wieder zu überraschen.

Die Sklaven in den ärmlichen Baracken waren von ihren Hrethgir-Brüdern befreit worden und hatten sich der Masse der wütenden Rebellen angeschlossen. Die Revolte hatte sich über die Hauptstadt und auf andere Stadtzentren der ganzen Erde ausgebreitet. Seine Villa war umstellt und würde früher oder später dem Ansturm zum Opfer fallen.

Manche Experimente erbringen unerwartete Resultate.

Er setzte seinen erschreckendsten Gesichtsausdruck auf, der den Menschen Albträume bereiten sollte, als Erasmus auf den hohen Balkon trat, von dem er das Kind geworfen hatte. Sein Kopf aus Flussmetall zeigte eine furchteinflößende Miene, die es mit den Wasserspeiern auf dem Vorplatz aufnehmen konnte, während sein mechanischer Geist alle verfügbaren Daten sammelte und gründlich verarbeitete. War es ein Fehler gewesen, den kleinen Jungen zu töten? Wer hätte gedacht, dass ein so unbedeutender Todesfall einen solchen Aufruhr auslösen könnte?

Ich habe ihre Reaktionsweise falsch eingeschätzt.

Die Menge auf dem Platz schrie ihm Flüche zu und beschoss den Balkon mit kleinen Feuerwaffen, die ihm jedoch keinen Schaden zufügten. Viel besorgniserregender war die Tatsache, dass sie mit einem Rammbock auf das schwere Metalltor einschlugen. Die Wachroboter mussten sich alle Mühe geben, um sie an der Erstürmung der Villa zu hindern. Wenn die Rebellen durchbrachen, würden sie Erasmus zweifellos zerstören, genauso wie sie den Titanen Ajax getötet hatten, wie sie bereits unzählige Roboter und Neo-Cymeks auf dem Gewissen hatten. Erasmus wäre ihr Hauptziel.

Mitten in der Menge feuerte ein stämmiger, charismatischer Mann die Rebellen an. Er gestikulierte und sprach voller Leidenschaft, und er schien eine hypnotische Wirkung auf die Menschen auszuüben. Er rief zu Erasmus hinauf, was den Mob zum Toben brachte.

Der Roboter wertete die neuen Daten aus und erkannte im Rebellenführer eine der Versuchspersonen seines Loyalitätsexperiments wieder. *Iblis Ginjo.* In seinem Geist überschlugen sich die Schlussfolgerungen.

Iblis war ein Vorarbeiter gewesen, der gut behandelt und belohnt worden war, einer der zuverlässigsten Trustees. Trotzdem hatte er bei dieser Revolte mitgemacht, sie vielleicht sogar angeregt. Durch ein paar vage Botschaften hatte Erasmus diesen Sklavenführer irgendwie dazu bewegt, tätig zu werden. Aber er hatte nicht mit einer so monumentalen und unbegreiflichen Reaktion gerechnet.

In jedem Fall hatte Erasmus seine These bewiesen. Neben ihm auf dem Balkon schwebte eins der glitzernden Wächteraugen des Allgeistes. Der Roboter versuchte gar nicht, seine Selbstzufriedenheit zu verbergen. »Omnius, es ist, wie ich vorhergesagt habe – selbst die vertrauenswürdigsten Menschen werden sich letztlich gegen dich wenden.«

»Also hast du die Wette gewonnen«, sagte Omnius. »Das ist sehr bedauerlich.«

Erasmus musterte die Feuer in der fernen Stadt. Wenn er die Situation objektiv hätte betrachten können, wäre es eine

hochinteressante Studie menschlichen Verhaltens gewesen. Die Psychologie von Gruppen, die starkem Stress ausgesetzt waren, faszinierte ihn, obwohl die Sache in praktischer Hinsicht äußerst gefährlich war. »Ja, höchst bedauerlich.«

Das Haupttor der Villa brach unter den ständigen Schlägen des Rammbocks auf. Iblis gab seinen fanatischen Anhängern ein Zeichen, und der Mob überrannte die übrig gebliebenen Haushaltsroboter wie eine Flutwelle.

Es wurde Zeit, dass Erasmus sich entfernte.

Da er den Wert seiner unabhängigen Gedanken und Mutmaßungen kannte, wollte er nicht zerstört werden. Er repräsentierte Individualität, Stolz auf persönliche Leistungen und die mögliche Existenz einer Seele. Er wollte seine Arbeit fortsetzen und die Lektionen vertiefen, die er durch diese Revolte gelernt hatte.

Doch dazu musste er von hier fliehen.

Der Mob wurde immer lauter. Erasmus hörte den Lärm der Zerstörungen, die in seinem schönen Heim angerichtet wurden. Ihm blieb gerade genügend Zeit, mit einem gesicherten Expresslift einige Stockwerke nach unten zu fahren, um in ein geheimes Tunnelsystem einzudringen, das zu den Hügeln an der Küste führte.

Er zögerte, weil er auf diese Weise Serena Butler zurücklassen würde, aber er hatte schon viel zu viel Geduld mit dieser Menschenfrau gehabt. Nachdem er ihr Baby getötet hatte, war sie für ihn sogar noch nutzloser geworden, da sie nicht mehr bereit war, ihn weiterhin mit Daten zu versorgen.

Der Tod ihres Kindes hatte sie in ein wildes Tier verwandelt, ihr eigenes Leben war ihr gleichgültig geworden. Sie hatte ihn wiederholt angegriffen, obwohl er ihr sehr großzügige Gesprächsangebote gemacht hatte. Erasmus war in Versuchung gewesen, sie auf der Stelle zu töten, aber er hatte sich noch nicht dazu überwinden können. Hochinteressant. Schließlich hatte er sich damit begnügt, sie mit Drogen zu betäuben. Jetzt befand sich Serena in einem seiner Laboratorien, fast bis zur Katatonie ruhiggestellt, da Eras-

mus keine andere Möglichkeit gefunden hatte, ihre Attacken abzuwehren, die unmittelbar nach jedem Aufwachen erfolgten. Leider blieb ihm nun keine Zeit mehr, sie mitzunehmen.

In einer verborgenen Höhle hoch über der weißen Brandung bestieg Erasmus eine Schwebekapsel. In Begleitung eines Wächterauges von Omnius flog er in den frühen Abend davon, hinaus aufs Meer und dann in weitem Bogen über die brennende Stadt zurück.

»Du verhältst dich unvernünftig, Erasmus«, drang Omnius' Stimme aus einem Lautsprecher in der Wand. »Du hättest abwarten sollen, bis die Denkmaschinen bei diesem Kampf wieder die Oberhand gewinnen. Wie es unweigerlich geschehen wird.«

»Vielleicht, Omnius, aber ich habe meine eigene Gefahreneinschätzung vorgenommen. Ich würde lieber zu meinem Anwesen auf Corrin zurückkehren und dort meine Experimente weiterführen. Mit deiner Erlaubnis, versteht sich.«

»Du wirst mir nur neuen Ärger bereiten«, sagte Omnius. Die Schwebekapsel erreichte einen kleineren Raumhafen, der sich nach wie vor in der Hand der Denkmaschinen befand. »Doch jetzt ist es von größerer Bedeutung als je zuvor, dass wir unseren Feind verstehen.«

Erasmus suchte in den Datenbanken nach einem kleinen, verfügbaren Schiff, das ihn auf die lange Reise nach Corrin mitnehmen konnte. Durch seine Arbeit hatte er bereits eine wichtige Lektion gelernt: Menschen waren nur in einer Hinsicht berechenbar – nämlich in ihrer Unberechenbarkeit.

108

Das Leben ist ein Festmahl voll unerwarteter Geschmacksrichtungen. Manchmal schmeckt es köstlich, manchmal nicht.

Iblis Ginjo,
Möglichkeiten der totalen Befreiung

Die Sklaven erstürmten die Villa des bösen Roboters und feierten ihren Sieg mit einer Orgie der Vernichtung. Vom allgemeinen Jubel angesteckt führte Iblis eine kleine Gruppe in schnellem Lauf durch die Korridore und Räume. Die Menschen folgten ihm, wie sie ihm als Arbeiter gefolgt waren, obwohl diese Aufgabe eine wesentlich angenehmere war.

»Für Serena!«, rief er – das, was die Rebellen hören wollten. Sie nahmen seine Devise auf.

Er hoffte, hier irgendwo auf einen sorglosen Erasmus zu stoßen, den kaltblütigen Mörder eines hilflosen Kindes. Außerdem suchte er nach der tapferen Mutter, die sich gegen die Denkmaschinen zur Wehr gesetzt hatte. Wenn er Serena Butler befreien konnte, wollte Iblis sie zu einem Brennpunkt der Bewegung machen, zur Galionsfigur der großen Revolte gegen Omnius. Wahrscheinlich befand sie sich irgendwo in der großen Villa – sofern sie noch am Leben war ...

Als die Aufständischen ins Hauptgebäude eindrangen, schob sich Vorian Atreides immer weiter nach vorn. Er tanzte wie ein Spielball auf der Flutwelle aus Menschen. Die Rebellen zertrampelten die kostbaren Wandteppiche und warfen unbezahlbare Statuen um. Vor folgte ihnen.

»Serena!« Seine Stimme wurde vom Tumult verschluckt. Während seine Begleiter die Insignien des Reichtums plün-

derten, den Erasmus angesammelt hatte, lief Vor direkt zu den Gewächshäusern, in denen sie sich so gern aufhielt. »Serena! Serena!«

Er sprang über die Metalltrümmer von Haushaltsrobotern, die überall in den Korridoren verstreut lagen. Vor ihm stießen die Plünderer die schweren Türen der Küchenschränke auf und griffen sich Werkzeuge, die sich als Waffen einsetzen ließen. Vor drängte sich an ihnen vorbei und nahm sich ein langes Messer – das besser zur Verteidigung gegen Menschen als gegen Maschinen geeignet war –, dann eilte er durch den Korridor zurück, bis er die versiegelten Laboratorien erreicht hatte. Er befürchtete, der diabolische Roboter könnte als Letztes eine bösartige Sektion an ihr vorgenommen haben ...

Vor kümmerte sich nicht mehr um die Rebellen, die sich weiter über das Anwesen verteilten. Er arbeitete sich an verlassenen Sicherheitsstationen vorbei und gelangte zu den Gehegen, in denen die menschlichen Versuchspersonen gehalten wurden. Befreite Opfer mit eingefallenen Wangen und gequälten Augen taumelten durch die Gänge.

Vor kam zu den verschlossenen Quarantänezellen. Er versuchte die schweren Türen zu öffnen, doch ohne Erfolg. Durch kleine runde Fenster sah er, dass sich darin Menschen drängten. Einige hatten die Gesichter an die Plazscheiben gedrückt, andere lagen auf dem kalten Steinboden. Serena konnte er zwischen ihnen nirgendwo entdecken.

Unter einem deaktivierten Omnius-Auge fand er den Öffnungsmechanismus und entriegelte die Zellen. Als die verzweifelten Gefangenen nach draußen wankten, drängte er sich hinein und rief nach Serena. Die Menschen klammerten sich an Vor und blinzelten verwirrt im grellen Licht. Aber er konnte sich nicht um sie kümmern, sondern musste seine Suche fortsetzen.

Auf der Rückseite des Zellenblocks, in einem sterilen Raum, der bedrohlich aussehende chirurgische Instrumente enthielt, fand er Serena. *Endlich!* Sie war auf dem schmut-

zigen Plazbetonboden zusammengebrochen und hatte die Augen geschlossen, als wäre sie kurz aus der Betäubung aufgewacht und bis hierher gekrochen. Ihr weiß-goldenes Kleid war voller Flecken und Löcher, und ihr Gesicht und ihre Arme waren aufgeschürft. Sie lag wie tot da – oder wie jemand, der nur noch sterben wollte.

»Serena?« Er berührte ihre Wange. »Serena, ich bin es, Vorian Atreides.«

Benommen öffnete sie die Augen und sah ihn an, doch ohne ihn zu erkennen. Ihr Blick war leer, und Vor vermutete, dass sie unter dem Einfluss starker Beruhigungs- oder Betäubungsmittel stand. Erasmus schien versucht zu haben, sie ruhigzustellen. Schließlich flüsterte sie: »Ich habe nicht damit gerechnet, Sie jemals wiederzusehen.«

Er half Serena auf die Beine und stützte sie, als ihre Knie einzuknicken drohten. Sie bewegte sich wie eine Schlafwandlerin. Die zerstörten Becken im hinteren Garten waren voller Blut, doch dann fand er eine kleine Quelle, die noch unversehrt war, inmitten dichter Farnwedel. Er schöpfte kühles, klares Wasser mit den Händen, und sie trank gierig, um den Drogennebel zu vertreiben. Dann tränkte er ein abgerissenes Stück Stoff und wischte damit ihr Gesicht und ihre Arme sauber.

Sie schien zu Boden sinken zu wollen, um wieder in die angenehme Bewusstlosigkeit zurückzukehren, aber sie kämpfte dagegen an und hielt sich entschlossen an der Wand fest. »Warum sind Sie hier?«

»Ich will Sie nach Salusa Secundus zurückbringen.«

Ihre wunderbaren Augen, die vom Schmerz und den Drogen, die Erasmus ihr verabreicht hatte, getrübt waren, schienen wieder lebendig zu werden. »Das könnten Sie tun?«

Er nickte. Er wollte ihr mit seiner Zuversicht Kraft geben, während er sich gleichzeitig fragte, wie er die *Dream Voyager* wiederfinden wollte. »Aber die Gelegenheit zur Flucht dürfte nicht mehr lange so günstig sein wie jetzt.«

Serenas Miene erhellte sich mit neuer Kraft und Hoffnung. »Salusa ... mein Xavier ...«

Er runzelte die Stirn, als er den Namen hörte, doch dann konzentrierte er sich wieder auf seine Aufgabe. »Wir müssen von hier verschwinden. Auf den Straßen ist es gefährlich, insbesondere für uns.«

Nachdem sie nun ein Ziel vor Augen hatte, richtete Serena ihre ganze Willenskraft darauf. Als er sie von diesem Ort der schrecklichen Erinnerungen wegführte, begegneten sie Iblis Ginjo. Der Vorarbeiter stand aufgeregt und grinsend in einem Durchgang. »Da sind Sie also! Die Heilige ... Um Ihr ermordetes Kind zu rächen, haben die Menschen ihre Fesseln abgeworfen.«

Vor hielt schützend einen Arm um sie, und seine Miene wurde düster. »Ich muss sie von hier fortbringen.« Er war es nicht gewöhnt, dass ein anderer Trustee seine Worte in Frage stellte, aber der Rädelsführer versperrte ihm weiterhin den Weg.

Seltsamerweise schien Iblis mehr auf seine Überzeugungskraft als auf seine Worte zu vertrauen. »Diese Frau ist für den Fortgang der Revolution lebenswichtig. Denken Sie an die Schmerzen, die sie erlitten hat. Sie sind nicht mein Feind. Wir müssen uns zusammentun, um für den Sturz ...«

Während Iblis mit volltönender Stimme sprach, als würde er eine Rede halten, hob Vor drohend das lange Messer. »Einst mag ich Ihr Feind gewesen sein, aber jetzt bin ich es nicht mehr. Ich bin Vorian Atreides.«

Iblis wirkte verunsichert. »Atreides? Der Sohn des Agamemnon?«

Vorian wurde unruhig, aber die Klinge in seiner Hand zitterte nicht. »Mit dieser Bürde muss ich leben. Um mich zu rehabilitieren, werde ich für Serenas Sicherheit sorgen. Omnius wird bald Verstärkung kommen lassen, selbst wenn er die Raumschiffe von anderen Synchronisierten Welten holen muss. Lassen Sie sich nicht von ein paar Tagen voller berauschender Erfolge blenden. Gegen die Denkmaschinen können Sie nicht gewinnen. Ihre Revolte ist zum Scheitern verurteilt.«

In einem hektischen Wortschwall erklärte Iblis, was er geplant hatte, wie Serena alle Menschen auf der Erde zur Rebellion anstacheln sollte, der schließlich auch Omnius zum Opfer fallen sollte. »Sie können unsere Bewegung viel stärker machen. Serena Butler und die Erinnerung an ihr getötetes Kind wird jeden wachrütteln. Überlegen Sie nur, was Sie erreichen könnten!«

Unter anderen Umständen hätte Serena diese Berufung möglicherweise angenommen und sich für das Wohlergehen so vieler leidender Menschen eingesetzt. Das war ein Teil oder vielmehr der Kern ihrer Persönlichkeit. Doch der Mord am unschuldigen Manion hatte ihr Feuer der Gerechtigkeit und Leidenschaft erstickt. Nicht nur ihr Kind, sondern auch ein Stück ihres Herzens war gestorben.

»Sie kämpfen für eine gute Sache, Iblis«, sagte Serena, »aber ich bin durch all die Schrecken, die ich erdulden musste, ausgelaugt. Vorian bringt mich nach Salusa zurück. Ich muss meinen Vater wiedersehen ... und Xavier sagen, was seinem Sohn widerfahren ist.«

Iblis blickte ihr in die Augen, und es war wie eine unsichtbare Verbindung. Er wollte sie nicht vor den Kopf stoßen, so lange sie ihm noch von Nutzen sein konnte. Seine Gedanken rasten und suchten nach einem Ansatz. Über viele Monate hatte er die Geheimorganisation der Rebellen aufgebaut, doch nun erkannte er, dass die Bewegung nur mit dieser bemerkenswerten jungen Frau ihr volles Potenzial entwickeln würde. Er selbst war einfach nicht in der Lage, den nötigen religiösen Eifer aufzubringen.

Seine dunklen Augen blitzten auf, als er sich die veränderte Lage bewusst machte. »Zu einer Liga-Welt? Verraten Sie mir, Atreides, wie Sie von der Erde entkommen wollen.«

»Ich glaube, ich habe eine Möglichkeit – mein Raumschiff, die *Dream Voyager*. Aber ich muss mich beeilen.«

Iblis fasste einen schnellen Entschluss. Er wusste, dass sich dieser Kampf immer mehr ausweiten konnte, über die Erde und viele andere Welten. Aber vielleicht ließ er sich besser von einem anderen Schauplatz aus leiten. Dort konn-

te er verfolgen, wie die Revolte von einer Welt auf die nächste übergriff. »Dann gehen wir gemeinsam. Ich werde mit der Liga sprechen und die Aristokraten überzeugen, uns Verstärkung zu schicken. Sie müssen unseren Kampf unterstützen!«

Aus den benachbarten Räumen hörten sie den Lärm der Zerstörung, zersplitterndes Plaz und wütende Schreie. »Ich kann Sie sicher durch die Reihen meiner Anhänger führen. Sie werden uns nicht aufhalten.« Iblis klang sehr vernünftig und überzeugend. »Sie kommen nicht von hier weg, wenn ich Ihnen nicht helfe.«

Vor sah ihn mit harten grauen Augen an. Er wollte nur Serena fortbringen und nichts mit dieser Feuersbrunst zu tun haben. Sie legte eine Hand auf seinen Arm und wirkte bereits viel stärker. »Bitte, lassen Sie uns einfach gehen. Ich möchte die Erde und diesen Albtraum verlassen.«

Zwei von Iblis' Männern kamen aus einem Korridor, gefolgt von drei weiteren. Sie blickten ihn an und warteten auf Befehle. Der Rebellenführer musste jemanden ernennen, der dafür sorgte, dass das Feuer auf der Erde weiterbrannte, während er versuchte, die Reste der freien Menschheit für ihre Sache zu gewinnen. Jemanden, dem er vertraute.

Er dachte an den kräftigen Assistenten von Eklo und dessen gute Kontakte und Informationsquellen. »Bringt Aquim zu mir. Sofort!«

* * *

Als er auf dem Platz vor der zerstörten Villa stand und über Iblis Ginjos Ansinnen nachdachte, fühlte sich Aquim zwischen seinem genetischen Erbe als Mensch und den Verpflichtungen gegenüber den Kogitoren hin und her gerissen.

»Sie sind nicht mehr neutral«, sagte Iblis. »Und Eklo genauso wenig. Sie müssen uns helfen, diese Sache zu Ende zu bringen. Ich brauche jemanden, auf den ich mich verlassen kann, dass er das Feuer der Revolte am Leben erhält, während ich die Liga um Unterstützung bitte.«

Aquim wirkte erschüttert. »Das könnte Monate dauern.«

»Auch mit dem schnellsten Schiff geht es nicht schneller.« Er legte dem großen Mönch beide Hände auf die Schultern. »Mein Freund, Sie haben mir einmal erzählt, wie Sie einen Trupp Menschen in den Kampf gegen die Maschinen geführt haben und dass Sie damit nicht ganz erfolglos waren. Vergessen Sie nicht, was Ihr Kogitor zu mir gesagt hat: Unmöglich ist nichts.«

Der Mönch zögerte und schien seinen Mut zu sammeln. »Es ist ein großer Unterschied, ob jemand einen kleinen Trupp führt oder Tausende von Menschen.«

»In der Zeit, bevor Sie Gefallen an Semuta gefunden haben, wäre Ihnen dieser Unterschied egal gewesen.«

»Durch Semuta wird mein Urteilsvermögen nicht getrübt, sondern geschärft!«

Iblis lächelte. »Ich bin ein guter Menschenkenner, und ich zweifle nicht an Ihren Begabungen. Es gäbe andere Leute, die ich für diese Aufgabe auswählen könnte, aber niemanden, in den ich genauso viel Vertrauen wie in Sie setze. Sie haben nicht nur Kampferfahrung, sondern besitzen große Weisheit durch Ihre Arbeit mit dem Kogitor. Sie sind der richtige Mann für diese Aufgabe, Aquim.«

Der große Mönch nickte langsam. »Ja, Eklo würde wollen, dass ich es tue.«

* * *

Bevor sie gingen, führte Iblis Serena an den Ort, wo er die Leiche ihres Sohnes versteckt hatte. Er hatte den kleinen Manion in ein Nebengebäude der Villa gebracht, während die Revolte tobte.

Serena stand so kalt und stark wie die Statue einer zornigen Göttin da, als sie den transparenten Polymerfilm berührte, der das wächserne Kindergesicht verhüllte. Der ganze Körper war auf diese Weise geschützt.

»Sie ... haben ihn konserviert?«

»Es ist eine Polymerhülle, in der Sklaven aufbewahrt werden, die während der Arbeit gestorben sind.« Iblis bat sie

um Verständnis für seine Handlungsweise. »Alle müssen erfahren, was hier geschehen ist, Serena. Man wird sich an Ihren Sohn und seine Bedeutung erinnern. Wir werden ein großartiges Grabmal für ihn errichten und ihn in einem Plazsarg konservieren, damit alle freien Menschen ihn sehen können.« Er schaute zu Vorian Atreides hinüber. »Man darf die Wichtigkeit von Symbolen nicht unterschätzen.«

»Ein Schrein? Schießen Sie damit nicht etwas übers Ziel hinaus?«, fragte Vor voller Ungeduld. »Dieser Kampf ist noch lange nicht gewonnen.«

Serena hob den Jungen auf, der erstaunlich leicht war. »Wenn wir nach Salusa Secundus zurückkehren, muss ich ihn mitnehmen. Sein Vater ... muss ihn wenigstens einmal sehen.«

Bevor Vor etwas einwenden konnte, sprach Iblis weiter. »*Jeder* muss ihn sehen! Er könnte uns helfen, die Liga zu gewinnen. Sie müssen Ihre Leute davon überzeugen, den Sklaven auf der Erde zu helfen, bevor es zu spät ist. Wenn das nicht gelingt, wird es viele weitere Todesopfer geben.«

Vorian beschloss, keine Einwände mehr zu erheben. »Wenn wir nicht bald verschwinden, wird es für uns alle zu spät sein.«

Serena, die Manions Leiche an sich drückte, richtete sich auf. »Ich bin jetzt bereit. Suchen wir nach der *Dream Voyager*.«

109

Es gibt eine unendliche Vielfalt der Beziehungen zwischen maschinellen und biologischen Wesen.

Omnius-Datenbankeintrag

Vor, Serena und der unwillkommene Iblis konnten auf einem Landeplatz des Anwesens von Erasmus ein Passagiershuttle beschlagnahmen. Sie hatten nichts weiter dabei, außer der konservierten Leiche des kleinen Manion. Während die aufständischen Sklaven weiter die Villa plünderten, verließen Vor und seine Begleiter den Schauplatz. Nirgendwo sahen sie Roboterwachen oder kämpfende Neo-Cymeks. Und erst recht keine Titanen. Sie waren wie vom Erdboden verschluckt.

Das kleine Schiff überflog ohne Zwischenfälle die Landschaft. Sie hielten sich an den Stadtrand und wichen so den größten Unruheherden aus. In den Tagen des Alten Imperiums hatte es in diesen Hügeln prächtige Häuser und Gärten gegeben. Die Anwesen waren seit der Machtergreifung der Denkmaschinen verlassen und zu Ruinen zerfallen. Nur Steinmauern und Metallgerüste hatten die Zeiten überdauert.

Agamemnon hatte in seinen Memoiren das weltlich orientierte Leben der Bürger des Alten Imperiums verachtet, aber nun musste Vorian alles in Frage stellen. Er war traurig und beschämt. Dank Serena fielen ihm nun viele Dinge zum ersten Mal auf und regten ihn zu beunruhigenden Gedanken an. Es war, als hätte sich ihm ein neues Universum eröffnet, sodass sein altes immer unerreichbarer wurde.

Wie hatten die Maschinen so vieles vor ihm verbergen können? Oder war Vor selbst dafür verantwortlich, weil er die Augen vor dem Offensichtlichen verschlossen hatte? In

der *Dream Voyager* hätten ihm jederzeit ausführliche historische Aufzeichnungen zur Verfügung gestanden, aber er hatte sich nie die Mühe gemacht, sie zu lesen. Er hatte die Berichte seines Vaters beim Wort genommen.

Als er Serena von seinen Entdeckungen erzählte, spielte ein bitteres Lächeln um ihre Mundwinkel. »Vielleicht gibt es doch noch Hoffnung für Sie, Vorian Atreides. Sie müssen noch viel lernen – als Mensch.«

Die weißen Gebäude des Raumhafens kamen in Sicht, militärische Bunker der Maschinen mit Sensoren und schweren Geschützen. Vor sendete den Zugangscode, den er schon immer für die *Dream Voyager* benutzt hatte, und die Roboterwachen gestatteten dem kleinen Schiff den Weiterflug.

So schnell wie möglich brachte Vor das Shuttle in einen Hangar und schaltete alle Systeme ab. Ein Stück weiter, zwischen Frachtrampen und Versorgungseinrichtungen, standen die unterschiedlichsten Raumschiffe. Maschinen arbeiteten an den Langstreckeneinheiten und bereiteten sie auf den Start vor.

Die silberne und schwarze *Dream Voyager* war ebenfalls dabei, wie Vor gehofft hatte.

»Beeilen Sie sich«, sagte er und nahm Serena an der Hand. Iblis folgte ihnen dichtauf. Er hielt eine große Pistole, die er sich angeeignet hatte, doch sie würde ihnen vermutlich wenig nützen, falls die Robotersoldaten sich zum Angriff entschließen sollten.

Vorian tippte den Zugangscode in eine Tastatur und schlüpfte dann durch die Einstiegsluke der *Dream Voyager*. »Warten Sie auf mich. Wenn alles gut geht, bin ich in wenigen Augenblicken zurück.« Er musste sich allein mit Seurat auseinander setzen.

Im Schiff hörte Vorian den Lärm von Wartungsdrohnen, die eine Ersatz-Treibstoffzelle einsetzten. Als er die Kommandobrücke erreichte, versuchte er gar nicht erst, leise aufzutreten. Seurat hatte ihn zweifellos längst bemerkt.

»Hast du dein Schiff schrottreif geflogen, alter Blechgeist?«, fragte Vor. »Bist du ohne mich nicht zurechtgekommen?«

»Rebellen haben auf das Schiff gefeuert, als ich Kampfroboter in ihr Einsatzgebiet bringen sollte. Ein Triebwerk hat minimale Schäden erlitten. Und die Hülle wurde oberflächlich beschädigt.«

Der Robotercaptain bewegte seinen widerstandsfähigen Körper über die Brücke, um an einer offenen Konsole verschiedene Parameter zu justieren. Seine optischen Fasern richteten sich auf einen Monitor, über den er die letzten Arbeiten in den unteren Decks beobachten konnte.

»Ich könnte deine Hilfe gebrauchen, Vorian Atreides«, sagte er schließlich. »Eine der Drohnen scheint gestört zu sein. Alle funktionsfähigen Einheiten werden für Notreparaturen an Kampfrobotern benötigt.«

Vor wusste, dass ihm nur wenig Zeit blieb. »Ich schaue mal nach.«

»Wie ich sehe, hast du dir eine neue Garderobe zugelegt«, sagte Seurat. »Wenn rebellische Sklaven durch die Straßen rennen, entspricht deine Omnius-Uniform wohl nicht mehr der aktuellen Mode, wie?«

Trotz der angespannten Lage musste Vor unwillkürlich lachen. »Menschen haben nun einmal ein besseres modisches Empfinden als Maschinen.« Er trat unmittelbar neben seinen mechanischen Freund und konzentrierte den Blick auf die kleine Energieversorgungsbuchse an der Unterseite des Roboterkörpers. Obwohl die Stelle durch Flussmetall und Verbundfasern gesichert war, durfte es nicht allzu schwierig sein, für einen Kurzschluss des Konverters zu sorgen und den Robotercaptain damit handlungsunfähig zu machen.

Er kramte in einer Tasche, als würde er nach etwas suchen, dann zog er ein Universalwerkzeug hervor. »Ich werde diese Wartungsdrohne einer gründlichen Diagnose unterziehen.« Er machte einen Schritt und tat, als wäre er aus dem Gleichgewicht geraten. Tollpatschig beugte er sich vor – und mit einem gezielten Stoß rammte er das Werkzeug in Seurats Zugangsbuchse. Ein Energieimpuls ließ den Konverter des Roboters durchbrennen.

Der mechanische Captain machte noch eine ruckende Bewegung, dann erstarrte er. Obwohl er wusste, dass er Seurat nicht irreparabel beschädigt hatte, verspürte Vor Bedauern und Schuldgefühle. »Tut mir Leid, alter Blechgeist.« Als er Geräusche hinter sich hörte, fuhr er herum und sah, dass Iblis und Serena die Brücke betraten. »Ich habe Ihnen gesagt, dass Sie warten sollen!«

Iblis kam zu ihm. Er schien sein Selbstvertrauen wiedergefunden zu haben, als hätte er nun das Kommando übernommen. »Bringen Sie es zu Ende. Zerstören Sie die Denkmaschine.« Er näherte sich dem reglosen Captain mit einem schweren Werkzeug in den Händen.

»Nein!« Zornig versperrte Vorian dem Vorarbeiter den Weg. »Ich sagte *Nein*. Nicht Seurat. Wenn Sie wollen, dass ich uns von der Erde wegbringe, müssen Sie mir helfen, ihn von Bord zu bringen. Er wird niemandem irgendwelche Schwierigkeiten machen.«

»Wir haben keine Zeit, uns zu streiten«, sagte Serena. »Hören Sie auf damit, alle beide.«

Widerstrebend packte Iblis mit an, als Vor den schweren Roboter zu einer Seitenluke schob, die auf einen unbesetzten Andockplatz neben einem Lager für Treibstoffkapseln hinausging. Sie ließen den Captain einfach zwischen Geräten und Maschinenteilen liegen.

Vor starrte einen Moment lang auf sein Spiegelbild im vertrauten glatten Gesicht und erinnerte sich an einige der blöden Witze, die sein Freund erzählt hatte, und an die innovativen Strategiespiele, die sie gemeinsam bestritten hatten. Seurat hatte ihm nie etwas zuleide getan.

Doch der neu geborene Vorian Atreides wollte jetzt bei Serena Butler und auf der Seite der freien Menschen sein, auch wenn er dazu vieles zurücklassen musste.

»Eines Tages kehre ich zurück«, flüsterte er, »aber ich habe keine Ahnung, unter welchen Umständen das geschehen wird, alter Blechgeist.«

* * *

Als Vorian das Update-Schiff von der Erde wegsteuerte, schaute Iblis durch ein Bullauge auf den Planeten, der allmählich kleiner wurde. Er dachte an die weltweite Revolte, die er angezettelt hatte, und hoffte, dass Aquim seine Sache gut machte, dass die Rebellion erfolgreich verlief. Mit Hilfe des weisen Kogitors Eklo gelang es dem Mönch vielleicht, den Wahnsinn am Leben zu erhalten und sich wirksam gegen Omnius durchzusetzen.

Aber Iblis glaubte nicht daran. Die Maschinen waren zu mächtig, die Synchronisierten Welten zu zahlreich. Er vermutete, dass dieser Zündfunke der Rebellion trotz der Arbeit, die er geleistet hatte, nicht lange brennen würde. Es sei denn, er konnte die Liga überreden, unverzüglich Hilfe zu schicken.

110

Es war eine große Dummheit der Menschen, ihre eigenen Konkurrenten zu erschaffen und mit einer ihnen ebenbürtigen Intelligenz auszustatten. Aber sie konnten nicht anders.

Barbarossa, *Anatomie einer Rebellion*

Flammen loderten an den grandiosen, leeren Gebäuden – ein Affront gegen das Goldene Zeitalter der Titanen. Menschlicher Pöbel taumelte schreiend im Delirium der Befreiung durch die Straßen, um Steine und selbstgebastelte Sprengkörper zu werfen.

Agamemnon kochte vor Wut auf die abscheulichen Schäden, die die Rebellen den Monumenten und großartigen Plätzen bereits zugefügt hatten. Sogar Ajax war von ihnen getötet worden, auch wenn der herzlose Titan die Vergeltung höchstwahrscheinlich selbst herausgefordert hatte. Ein weiterer schmerzlicher Verlust, ähnlich wie Barbarossa.

Ungeziefer! Die Barbaren wussten gar nicht, was Freiheit oder freier Wille war; sie hatten keine Ahnung von Zivilisiertheit oder Zurückhaltung; sie hatten nicht mehr als die Sklaverei verdient. Selbst das war schon viel zu großzügig.

Der Cymek-General marschierte in seinem massiven Kampfkörper durch die Straßen. Er schlug zwischen die Menschen, warf sie in die Luft und schleuderte sie gegen Mauern. Die Tapfersten unter ihnen warfen harte Gegenstände nach ihm, die jedoch von seiner gepanzerten Gestalt abprallten. Bedauerlicherweise konnte er nicht die nötige Zeit erübrigen, sie alle zu zertreten.

Agamemnon war vielmehr auf dem Weg zum nahen Raumhafen, weil er hoffte, irgendwo inmitten dieses Chaos seinen Sohn zu finden. Wenn die gewalttätigen Rebellen Vo-

rian etwas angetan hatten – dem bislang Besten der dreizehn Söhne des Generals –, würde er wahre Vergeltung üben. Er hatte in den Datenbanken nachgesehen und erfahren, dass die *Dream Voyager* auf dem Raumhafen gelandet war und dass Vors Zugangscodes benutzt worden waren. Aber insgesamt waren die Berichte verwirrend.

Der Titan konnte immer noch nicht begreifen, welches Ausmaß die Unruhen angenommen hatten. Seit Jahrhunderten hatte es keinen Widerstand gegen die Herrschaft der Denkmaschinen gegeben. Wie konnten die lammfrommen Menschen plötzlich so aggressiv werden? Egal. Omnius und seine Roboterwachen sollten sich um diese Unannehmlichkeiten kümmern.

Im Moment wollte Agamemnon nur seinen Sohn wiedersehen. Er hatte seine eigenen Prioritäten. Er hoffte, dass Vor keinen Unsinn angestellt hatte.

Während der Cymek zum Raumhafen eilte, sah er, wie drei Frachtschiffe in Flammen aufgingen. Saboteure hatten die Treibstoffzellen und Triebwerke gesprengt. Einheiten zur Feuerbekämpfung rückten an, bevor es zu weiteren Katastrophen kommen konnte.

Der Titan stapfte wütend über den verhärteten Boden und suchte nach dem Andockplatz, an dem die reparierte *Dream Voyager* lag. Doch zu seiner Bestürzung musste er feststellen, dass das Schiff fort war. Bei Infrarotansicht glühte der Landeplatz noch in der Hitze der Triebwerksstrahlen nach. Mit seinen thermischen Sensoren betrachtete er die verwehende Wärmespur, die das Schiff beim Durchstoßen der Atmosphäre hinterlassen hatte.

Mit zunehmender Verärgerung und Überaschung fand er den deaktivierten Seurat außerhalb der abgesperrten Gefahrenzone des Startplatzes. Der Roboter lag reglos wie eine Statue aus Metallpolymer und neurelektrischen Schaltkreisen da. Die Rebellen hatten Seurat angegriffen, ihn ausgeschaltet ... aber sie hatten ihn nicht vernichtet.

Ungeduldig und um Vor besorgt setzte Agamemnon seine Handlungsarme ein, um die Systeme des Roboters wieder

hochzufahren. Als Seurats bewusster Geist erwachte, begutachtete er mit seinen optischen Fasern das Raumhafengelände und versuchte sich zu orientieren.

»Wo ist die *Dream Voyager*?«, wollte Agamemnon wissen. »Wo ist mein Sohn? Ist er am Leben?«

»Ihr Sohn hat mich auf seine typische ungestüme Art überrascht. Er hat mich deaktiviert.« Seurat untersuchte den Startplatz und zog seine eigenen Schlussfolgerungen. »Vorian muss mit dem Schiff abgeflogen sein. Er kann damit umgehen.«

»Ist mein Sohn ein Feigling?«

»Nein, Agamemnon. Ich glaube, er hat sich den Rebellen angeschlossen und ist zusammen mit anderen Menschen von der Erde geflohen.« Er sah, wie sich der Cymek vor Empörung schüttelte. »Das ist kein guter Witz«, fügte der Roboter hinzu.

Erzürnt drehte Agamemnon sich um und stapfte davon. In der Nähe stand ein unbesetztes Kriegsschiff, das mit voller Bewaffnung ausgestattet und bestens für eine Verfolgung geeignet war. Wilde Menschen rannten bereits darauf zu und schienen es selbst beschlagnahmen zu wollen – als könnte irgendeiner der unwissenden Hrethgir ein technisch so hoch entwickeltes Schiff fliegen!

Der Cymek hob die Waffenarme und aktivierte die eingebauten Flammenwerfer. Er verbrannte das menschliche Ungeziefer zu Kerzen aus verkohlendem Fleisch. Dann stapfte er an den Überresten vorbei und stellte den Kontakt mit dem automatischen Schiff her. Auf Agamemnons Befehl hin fuhr es Greifarme aus, die den Gehirnbehälter ausklinkten und an die Bordsysteme anschlossen. Agamemnons Kampfkörper blieb zurück.

Das schnittige Schiff war schnell, die Waffen geladen und feuerbereit. Vorian mochte einen guten Vorsprung haben, aber die *Dream Voyager* war langsamer und für den Dauereinsatz ausgelegt. Agamemnon würde den Abstand in kurzer Zeit aufgeholt haben.

Das Gehirn im warmen Elektrafluid stellte sich auf die Elektrodenverbindungen und Sensordaten des Schiffes ein,

bis Agamemnon das Gefühl hatte, dass das Raumschiff zu seinem neuen Körper geworden war. Er sprang auf imaginären Beinen in die Luft und entfernte sich vom Raumhafen.

Mit Höchstbeschleunigung nahm er die Verfolgung auf.

* * *

Vorian Atreides kannte sich mit Weltraumtaktik und Ausweichmanövern aus, weil Seurat ihm oft gestattet hatte, die Steuerung des Schiffs zu übernehmen. Doch als er den Hexenkessel der Rebellion auf der Erde verließ, flog er die *Dream Voyager* zum ersten Mal ganz allein, nachdem er Seurat, seinen langjährigen Gefährten, zurückgelassen hatte.

Er entfernte sich auf geradem Kurs von der Erde, sodass sie bald das Sonnensystem verlassen würden. Er hoffte, dass die Ressourcen des Update-Schiffes genügten, ihn und seine Passagiere einen Monat lang am Leben zu erhalten – denn so lange dauerte es, um nach Salusa Secundus zu gelangen. Während der hektischen Flucht hatte er nie darüber nachgedacht, wie viele Menschen die *Dream Voyager* beherbergen konnte, doch nun konnte er nichts mehr daran ändern.

Nervös starrte Iblis Ginjo durch die Sichtluken in die Unendlichkeit des Alls. Er hatte die Erde noch nie zuvor verlassen. Er bestaunte die pockennarbige Landschaft des Mondes, als sie am Erdtrabanten vorbeischossen.

»Wenn wir in die Nähe von Salusa kommen«, sagte Serena zuversichtlich, »wird die Liga der Edlen uns beschützen. Xavier wird kommen und mich abholen. Das ... das hat er bisher jedes Mal getan.«

Die *Dream Voyager* kreuzte die Marsbahn, dann steuerte sie durch eine Lücke im Asteroidengürtel. Das Schiff gewann weiter an Geschwindigkeit, während sie direkt auf das Schwerkraftzentrum des Jupiter zuflogen. Vor wollte die enorme Gravitation des Gasriesen nutzen, um ihren Kurs anzupassen und zusätzlichen Schwung zu erhalten.

Die Hecksensoren zeigten ein einzelnes Kriegsschiff, das sich ihnen mit so hoher Geschwindigkeit näherte, dass die Messwerte eine Blauverschiebung aufwiesen und nicht mehr die genaue Position angaben. Kein Mensch konnte eine solche Beschleunigung überleben.

»Möglicherweise gibt es Schwierigkeiten«, sagte Vor.

Serena sah ihn mit erstaunter Miene an. »Wann hat es zuletzt keine Schwierigkeiten gegeben?«

Vor behielt das Kriegsschiff im Auge. Er kannte die Möglichkeiten der *Dream Voyager*. Als er vor Monaten extreme taktische Manöver geflogen war, um der Liga-Armada über Giedi Primus zu entkommen, hätte sich Vor niemals träumen lassen, dass er seine Fähigkeiten irgendwann dazu benötigte, vor den Denkmaschinen zu fliehen, die ihn aufgezogen und ausgebildet – und ihn betrogen hatten.

In einem direkten Feuergefecht konnte sich das Update-Schiff nicht einmal gegen einen kleinen Abfangjäger behaupten. Die gepanzerte Hülle der *Dream Voyager* mochte einem Angriff eine Weile standhalten, aber Vor konnte sich nie außerhalb der Reichweite des Kriegsschiffes bringen.

Jupiter stand vor ihnen, eine Kugel aus diffusen Pastellfarben mit wirbelnden Wolken und so gewaltigen Stürmen, dass die Erde von ihnen verschlungen worden wäre. Vor analysierte die Sensordaten und kannte nun die Eigenschaften ihres Verfolgers. Auch wenn die *Dream Voyager* keine nennenswerte Bewaffnung besaß, verfügte sie über erheblich mehr Treibstoff und eine dickere Panzerung – abgesehen von Vors Verstand. Vielleicht konnte er seine wenigen Vorteile sinnvoll nutzen.

Der Verfolger feuerte vier Projektilsalven ab, von der nur eine die Hülle des Update-Schiffs traf und auf der Unterseite explodierte. Die Schockwellen erschütterten die *Dream Voyager* und ließen sie wie einen riesigen Gong vibrieren. Doch die Instrumente meldeten keine nennenswerten Beschädigungen.

»Wir müssen verschwinden!«, rief Iblis in Panik. »Er will uns manövrierunfähig schießen.«

»Eine sehr optimistische Einschätzung«, sagte Vorian. »Ich dachte, er will uns einfach nur vernichten.«

»Lassen Sie ihn das Schiff fliegen«, sagte Serena zum nervösen Rebellenführer.

Eine Sendung kam herein, und aus den Bordlautsprechern dröhnte eine vertraute synthetische Stimme, bei deren Klang Vor eiskalt wurde. »Vorian Atreides, du hast deinen Treueschwur gebrochen. Du bist ein Verräter. Du hast nicht nur Omnius, sondern auch *mich* verraten. Du bist nicht mehr mein Sohn.«

Vor musste schlucken, bevor er antworten konnte. »Du hast mir beigebracht, meinen eigenen Verstand zu benutzen, Vater, eigene Entscheidungen zu treffen und meine Fähigkeiten einzusetzen. Ich habe die Wahrheit herausgefunden. Ich habe entdeckt, was in der Ära der Titanen wirklich geschehen ist, und das unterscheidet sich sehr von den Märchen, die du in deinen Memoiren erzählst. Du hast mich die ganze Zeit belogen!«

Statt einer Antwort feuerte Agamemnon eine weitere Salve ab, jedoch ohne einen Treffer zu erzielen. Vor setzte nun ebenfalls seine Waffen ein. Die Projektile explodierten in einem Sperrriegel, durch den das Cymek-Schiff auf einen Ausweichkurs gezwungen wurde. Vor versuchte gar nicht erst, seine Zeit damit zu vergeuden, das wendige Kriegsschiff ausmanövrieren zu wollen.

Stattdessen veränderte er seinen Kurs so, dass sie tiefer ins Schwerkraftfeld des Jupiter gezogen wurden. Er holte die volle Leistung aus den Triebwerken der *Dream Voyager* heraus, ohne sich Sorgen um die Belastung zu machen. Dieses Problem ließ sich nicht durch übermäßige Vorsicht lösen.

Der Gasriese griff nach ihnen und lockte sie mit seinem physikalischen Sirenengesang näher. Agamemnon feuerte erneut, und ein Sprengkopf detonierte ganz in der Nähe ihrer Triebwerke.

Vor war ruhig und voller Selbstvertrauen und hatte seinen Geist völlig auf die Situation eingestellt. Iblis, der neben

ihm saß, war blass geworden und in Schweiß gebadet. Der ehemalige Vorarbeiter fragte sich wahrscheinlich, ob er eine bessere Überlebenschance gehabt hätte, wenn er auf der Erde geblieben wäre.

»Er muss uns nur einen geringfügigen Schaden zufügen«, lautete Vors sachliche Einschätzung der Lage. »Wenn er es schafft, dass unser Triebwerk auch nur ein paar Minuten lang ausfällt, können wir uns nicht mehr aus eigener Kraft aus dem hyperbolischen Orbit befreien. Dann muss Agamemnon nur abwarten, wie wir allmählich in die Jupiteratmosphäre gezogen werden und darin verglühen. Das würde ihm bestimmt gefallen.«

Serena klammerte sich an den Armlehnen ihres Sitzes fest. »Dann sorgen Sie dafür, dass er unser Triebwerk nicht beschädigt«, sagte sie, als wäre diese Empfehlung nicht unmittelbar einleuchtend.

Während der Cymek-General sie mit weiteren Salven eindeckte, nahm Vor verschiedene Kursberechnungen vor. Mit Hilfe der Subcomputer der *Dream Voyager* programmierte er hastig eine neue Route. Im Griff der orbitalen Mechanik stürzte das Update-Schiff wie ein Asteroid der dünnen Atmosphäre des Jupiter entgegen.

»Wollen Sie nicht allmählich etwas unternehmen?«, fragte Iblis beunruhigt.

»Ich lasse die Gesetze der Physik für uns arbeiten. Wenn Agamemnon die nötigen Berechnungen anstellt, wird er selbst erkennen, was er tun muss. Die *Dream Voyager* hat genügend Treibstoff und Geschwindigkeit, um ein Swingby-Manöver auszuführen und das Schwerkraftfeld des Jupiter wieder zu verlassen. Mit dem kleineren Kampfschiff jedoch müsste mein Vater die Verfolgung in spätestens ...« – er warf einen Blick auf seine Konsole – »vierundfünfzig Sekunden abbrechen, sonst kann er den Absturz nicht mehr verhindern. Er würde in einer spiralförmigen Bahn nach unten gezogen und in den Gasmassen verbrennen.«

Agamemnons Schiff kam immer näher und feuerte auf die *Dream Voyager*, konnte ihr jedoch keinen Schaden zufügen.

»Weiß *er* es auch?«, fragte Serena.

»Mein Vater müsste es wissen.« Vor überprüfte noch einmal die Kursdaten. »Beim gegenwärtigen Stand ... hat er kaum genug Treibstoff übrig, um zur Erde zurückzukehren. Wenn er noch zehn Sekunden so weitermacht, dürfte ihm kaum noch eine sichere Landung gelingen.«

Iblis' Nasenflügel bebten. »Das wäre noch sinnloser, als von Jupiters Gaswolken verschluckt zu werden.«

Hinter ihnen scherte der Verfolger plötzlich aus und flog mit flammenden Triebwerken einen engen Bogen, um sich vom Gasriesen zu entfernen. Die *Dream Voyager* raste weiter und streifte die höchsten Ausläufer der Wolken, bis die Hülle in der Reibungshitze rot aufglühte. Wenig später gewann die Fliehkraft die Oberhand über die Gravitation, und das Schiff wurde auf der anderen Seite des Planeten in den interstellaren Raum hinausgeschleudert.

Vor justierte die Sensoren und bestätigte, dass es dem Kriegsschiff gelungen war, sich in Sicherheit zu bringen. Er beobachtete, wie ihr Verfolger auf einen Kurs ging, der ihn mit minimalem Energie- und Treibstoffverbrauch zur Erde zurückbrachte.

Nun konnte der Flug in die fragwürdige Sicherheit der Liga-Welten beginnen.

* * *

Nachdem er den Wettflug verloren hatte und wusste, dass Vorian die ungezähmten Menschen bei ihrem anhaltenden Widerstand unterstützen würde, verfiel der zornige Agamemnon ins Grübeln. Er hatte zu wenig Treibstoff, um beschleunigen zu können, sodass ihm eine entnervend lange Rückreise zur Erde bevorstand.

Doch nach der Ankunft würde er sich für diese Demütigung rächen und sich den Rest der aufsässigen Sklaven vorknöpfen. Sie würden es bitter bereuen, dass sie sich von der Idee der Rebellion hatten anstecken lassen.

111

Aristoteles hat die Vernunft vergewaltigt. Er pflanzte den vorherrschenden Philosophenschulen die attraktive Idee ein, dass es eine klare Trennung zwischen Körper und Geist gibt. Das führte naturgemäß zu weiteren Täuschungen wie beispielsweise jener, dass man Macht verstehen könne, ohne sie anzuwenden, oder dass sich Freude völlig von Trauer isolieren ließe, dass Frieden das Fehlen von Krieg sei oder dass sich das Leben ohne den Tod verstehen ließe.

Erasmus, *Corrin-Notizen*

Seit sich der Computer-Allgeist vor neun Jahrhunderten zu einer absoluten Kollektivintelligenz entwickelt hatte, beherrschte er effektiv alle Cymeks, Roboter und Menschen auf den Synchronisierten Welten. Durch den Aufbau immer komplexerer Netzwerke hatte sich Omnius weiterentwickelt und seinen Einfluss ausgedehnt.

Als sich nun die überraschende Unruhe über die Städte der Erde ausbreitete, konnte Omnius mit Hilfe seiner Legionen von Augen alles beobachten. Er sah, wie die rasenden Rebellen Gebäude in Brand steckten und Einrichtungen in Trümmer legten, und der Allgeist erkannte, dass er einen besorgniserregenden blinden Fleck hatte.

Selbst die loyalsten Menschen waren nicht uneingeschränkt vertrauenswürdig. Erasmus hatte mit seinen Behauptungen Recht behalten. Und nun war der Roboter von der Erde geflohen und hatte seine belagerte Villa dem wilden Mob überlassen.

Omnius gab Milliarden von Befehlen aus, er überwachte und instruierte seine Maschinenstreitkräfte und sammelte

sie zu konzentrierten Angriffen auf die wütenden Hrethgir. Hunderttausende von Sklaven waren bereits niedergemetzelt worden. Wenn seine Roboter diese Rebellion endlich unter Kontrolle gebracht hatten, würden die Aufräumarbeiten große Anstrengungen erfordern.

In der Hitze des Vandalismus hatten die Aufständischen ihren Hass hauptsächlich auf die Cymeks gerichtet. Maschinen mit menschlichen Gehirnen waren Omnius' Einschätzung zufolge die problematischsten und schwächsten Glieder der Gesellschaft der Synchronisierten Welten. Dennoch waren die aggressiven Menschengehirne äußerst nützlich, wenn die Situation extreme Gewalt erforderte, weil intelligente Maschinen niemals zu wirklicher Grausamkeit imstande waren. Wie zum Beispiel jetzt.

Omnius sendete dringende Befehle an alle überlebenden Titanen, die sich in der Nähe der Erde aufhielten – an Juno, Dante, Xerxes und Agamemnon, der sich noch auf dem Rückflug von einer erfolglosen Verfolgung seines Sohnes Vorian befand. Sie sollten jede Maßnahme ergreifen, die sie für notwendig hielten, um diesen Aufstand niederzuwerfen.

In Anbetracht vergangener Erfahrungen musste dieser Auftrag ganz nach dem Geschmack der Titanen sein.

* * *

In einer Felswüste auf einem Kontinent, der vom Zentrum der Revolte weit entfernt war, befand sich Juno mitten in einer Demonstration neuer Folter- und Verhörtechniken, die an lebenden menschlichen Versuchspersonen durchgeführt wurden. Xerxes und Dante beobachteten die Vorgänge aufmerksam, ohne sich direkt daran zu beteiligen.

Eine Gruppe von Neo-Cymeks verfolgte jede Bewegung, während die Titanin in ihrem komplexen mechanischen Körper im Lehrsaal stand. In Reichweite von Junos Metallarmen lagen ein dürrer junger Mann und eine Frau mittleren Alters angeschnallt und sich windend auf den Tischen.

Plötzlich schlug Omnius' Nachrichtenimpuls mit solcher Energie in ihre Empfangssysteme, dass Junos zierliche Hand zuckte und sie die Nadel tief ins Gehirngewebe stieß. Der junge Mann verstummte. Juno hielt sich nicht damit auf, in Erfahrung zu bringen, ob er tot oder bewusstlos war. Omnius verlangte ihre ungeteilte Aufmerksamkeit.

»Wir müssen unverzüglich aufbrechen«, gab sie bekannt.

Mit einer schnellen Bewegung stach Xerxes eine Hand voll Nadeln in den Brustkorb der menschlichen Frau. Als ihre Zuckungen nachließen, waren die Neo-Cymeks bereits aus dem Lehrsaal gestürmt.

In einer effizienten Prozedur tauschten die drei Titanen ihre verhältnismäßig zierlichen chirurgischen Körper gegen ihre mächtigsten Kampfgestalten aus und begaben sich direkt ins Zentrum der Revolte ...

Sie flogen durch einen rauchverhangenen Himmel und setzten auf einem weiten Platz auf, der mit Trümmern und schreienden Rebellen übersät war. Die Menge versuchte sich zu zerstreuen; trotzdem zerquetschte Juno elf Opfer mit ihrem Gefährt.

»Ein netter Anfang«, sagte Dante.

Als das Titanentrio ausstieg, gefolgt von einer Gruppe kleinerer Neo-Cymeks, wurden sie von den Rebellen mit Steinen beworfen. Juno stürmte mit bemerkenswerter Geschwindigkeit vor und zerfetzte ihre Körper. Xerxes und Dante trennten sich, um weitere Widerstandsnester anzugreifen. Horden von Rebellen versuchten, die Cymeks zu umzingeln, aber die Maschinenhybriden schlugen sie einfach beiseite.

Weder mit ihren Waffen noch der geballten Masse ihrer Körper konnten die Sklaven etwas gegen die mechanischen Monster ausrichten. Die Straßen färbten sich rot und hallten von Todesschreien wider. Junos Geruchssensoren nahmen den vollen Duft des Blutes auf, bis sie die Empfindlichkeit der olfaktorischen Systeme nachregulieren musste.

Xerxes warf sich ins Getümmel, als würde er noch immer den Drang verspüren, sich beweisen zu müssen.

Als die Menschen allmählich erkannten, wie sinnlos ihre Bemühungen waren, rief ihr neuer Anführer Aquim sie zurück. Die Rebellen traten den Rückzug an und suchten Schutz in Verstecken. Plötzlich waren die Straßen leer, und kein Hindernis stellte sich den Cymeks entgegen.

Bevor dieser Tag zu Ende ging, kehrte Agamemnon aus dem Weltraum zurück, gerade noch rechtzeitig, um sich am Gemetzel beteiligen zu können ...

Omnius, der die Ereignisse mit Hilfe seiner Wächteraugen verfolgte, war zuversichtlich, dass er die Unruhen ersticken konnte, solange er hart genug durchgriff. In dieser Hinsicht hatten die Cymeks von Anfang an Recht gehabt.

Vertrauen und Gewalt. Zwischen diesen beiden Kräften bestand eine seltsame, aber faszinierende Beziehung. Irgendwann würde er mit Erasmus über seine Erkenntnisse diskutieren.

Die neuen Lektionen hatten den Terra-Omnius schließlich überzeugt, dass sämtliche Menschen auf den Synchronisierten Welten exterminiert werden mussten. Er würde für die endgültige Ausrottung dieser schwachen Kreaturen sorgen.

Nach seinen Extrapolationen durfte es nicht allzu lange dauern, dieses Ziel zu erreichen.

112

Wenn das Leben nur ein Traum ist, warum bilden wir uns dann ausschließlich die Wahrheit ein? Falsch! Indem wir unseren Träumen folgen, schaffen wir unsere eigenen Wahrheiten!

Die Legende von Selim Wurmreiter

Die Luft und der Sand rochen nach Gewürz, sein Körper roch nach Gewürz ... die ganze Welt war Gewürz!

Selim konnte kaum noch atmen oder sich rühren, als die Melange in seine Poren, seine Nasenhöhlen, seine Augen eindrang. Er kroch mühsam durch den rostfarbenen Sand, und jede Bewegung war, als würde er durch Glas schwimmen. Er nahm gierig einen tiefen Atemzug, in der Hoffnung auf frische Luft, doch er inhalierte nur erstickende, nach Zimt schmeckende Schwaden. Er drohte darin zu ertrinken.

Die Wüste machte ein großes Geheimnis aus ihrer Melange. Nur gelegentlich entfuhr sie ihr in Form einer Gewürzeruption, wenn sie das rötlich braune Pulver über die Dünen ausschüttete. Gewürz war Leben. Die Würmer rochen nach Gewürz.

Der junge Mann konnte sich nur schleppend bewegen, als wäre er von Visionen gelähmt. Am Grund der Senke hielt er inne und hustete, doch die Träume rasten weiter wie ein Sturm durch seinen Geist ...

Der Sandwurm war längst fort. Er hatte sich durch die Dünen davongeschlängelt und Selim zurückgelassen, wo er in den Sand gefallen war. Der alte Mann der Wüste hätte seinen Reiter fressen können, aber er hatte ihn nicht weiter beachtet. Es war kein Zufall. Gott hatte Selim an diesen Ort gebracht, und er hoffte, dass er hier endlich seine Bestimmung fand.

Er war stundenlang auf dem riesigen Wurm geritten. Er hatte ihn durch die Nacht gesteuert, ohne ein deutliches Ziel im Sinn zu haben. Er war unkonzentriert und bequem geworden ... und schließlich leichtsinnig.

Völlig unerwartet war der Sandwurm auf eine frische Gewürzeruption gestoßen. Geheimnisvolle chemische Reaktionen hatten tief unter den Dünen immer mehr Druck aufgebaut, bis ein kritischer Punkt erreicht war. Schließlich konnten die Sandschichten dem Druck der kochenden Melange nicht mehr standhalten, sodass es zu einer Explosion kam, die Sand, Gas und konzentriertes Gewürz in die Luft schleuderte.

In der Dunkelheit hatte Selim die Wolke nicht gesehen, war nicht darauf vorbereitet gewesen ...

Als der Sandwurm den Schauplatz erreicht hatte, war er in unbändige Raserei verfallen. Wie es schien, machte ihn die Gegenwart von so viel Melange wahnsinnig. Er hatte sich aufgebäumt und um sich geschlagen.

Selim hatte sich überrascht an den Stangen und Seilen festgeklammert. Der Wurm schlug auf die Dünen, als wäre der verunreinigte Sand sein schlimmster Feind. Durch den Aufprall löste sich der Metallhaken, mit dem der Reiter einen Spalt zwischen zwei Segmenten geöffnet hatte.

Selim wurde abgeworfen und hatte nicht einmal die Zeit für einen Aufschrei gefunden. Er sah nur, wie sich das Tier mit der rauen Haut unter ihm wand, den mit Melange gesättigten Sand aufwühlte. Dann war er auf dem weichen, *feuchten* Boden gelandet, wo er sich abrollte, um den Aufprall abzufedern.

Endlich frei grub sich der Wurm sofort tief in den Sand, als wollte er nach dem Ursprung der Melange suchen. Selim schlug im wirbelnden Staub um sich, um an der Oberfläche zu bleiben. Der Sandwurm stieß weiter vor, wie ein in den Boden getriebenes Projektil. Hinter ihm wurde eine Wolke aus Sand und Gewürz in die Luft geschleudert und bedeckte die gesamte Umgebung mit einer dicken Schicht aus rostrotem Staub.

Selim kämpfte sich nach Luft schnappend empor. Der intensive Geruch machte ihn benommen, und er spuckte den zimtsüßen Geschmack aus. Sein Gesicht und seine Kleidung waren mit klebrigem Gewürz bedeckt. Er rieb sich die Lider, doch damit schmierte er sich das brennende Pulver nur tiefer in die Augen.

Schließlich stand er auf wackligen Beinen da und betastete Arme, Schultern und Rippen, um festzustellen, ob er sich etwas gebrochen hatte. Doch er schien unverletzt zu sein – ein weiteres Wunder.

Und eine weitere rätselhafte Lektion, die Gott ihm erteilen wollte.

Im Mondlicht sahen alle weichen, cremefarbenen Dünen aus, als wären sie mit Blut befleckt. Das Gewürz war überall verstreut, als hätte sich ein rasender Dämon ausgetobt. Er hatte in seinem ganzen Leben noch nie so viel Melange gesehen.

Irgendwo in der offenen Wüste und fern von seiner sicheren Zuflucht blieb Selim nichts anderes übrig, als durch den Sand loszustapfen. Er suchte den Boden ab, bis er seine verlorene Ausrüstung wiedergefunden hatte, einen Metallspeer und einen Haken, die halb von Sand verschüttet waren. Wenn ein neuer Wurm kam, musste er bereit sein, ihn zu besteigen.

Mit jedem Schritt und jedem Atemzug schien mehr Gewürz in seinen Körper einzudringen. Seine Augen hatten bereits die Blaufärbung der Abhängigkeit angenommen – er hatte es in den spiegelnden Flächen in der botanischen Teststation gesehen –, doch nun war er geradezu mit Melange gesättigt. Sein Schwindelgefühl wurde immer stärker.

Selim erreichte schließlich den Kamm der Düne, doch er bemerkte es erst, als er über den Grat stolperte und im losen Sand hinunterrollte. Dabei reinigten ihn die feinen Körner von der Melange, die in seiner Kleidung und auf seiner Haut klebte. Die Welt um ihn herum verschob sich, öffnete sich ... und offenbarte ihm wundersame Geheimnisse.

»Was geschieht?«, fragte er laut, und die Worte hallten in seinem Kopf nach.

Die Dünen wanderten wie die Gischt auf den Wellen eines vergessenen Meeres. Sie hoben und senkten sich, sie brachen und lösten sich in Pulver auf. Würmer schwammen durch den staubtrockenen Ozean, wie gigantische Raubfische. Adern aus Gewürz strömten tief unter der Oberfläche durch die Wüste. Sie nährten den Sand und waren Teil eines komplexen Ökosystems aus Sandplankton, gallertartigen Sandforellen ... und Würmern, die kollektiv als *Shai-Hulud* bezeichnet wurden. Der Name hallte in seinem Kopf, und er hörte sich richtig an. Nicht Shaitan, sondern Shai-Hulud. Keine Artbezeichnung für ein Tier, sondern der Name einer Wesenheit. Eines Gottes. Einer Manifestation Gottes.

Shai-Hulud.

Dann sah er in seiner Vision, wie das Gewürz verschwand, wie es von Parasiten geraubt wurde, die aussahen wie ... wie die Raumschiffe, die er auf dem Raumhafen von Arrakis City beobachtet hatte. Arbeiter – von fremden Welten, aber auch Zensunni – schürften in den Dünen, stahlen die Melange, den Schatz Shai-Huluds, sodass dieser in einem trockenen und leblosen Meer ersticken musste. Schwer beladene Schiffe flogen ab, nahmen die letzten Krümel Gewürz mit und ließen die Menschen mit flehend ausgestreckten Armen zurück. Bald rasten gewaltige Wüstenstürme über das Land, wirbelten Sand auf und ließen ihn vom Himmel regnen, wie eine Flut, die die menschlichen Bewohner und die Kadaver der Sandwürmer unter sich begrub. Bis nichts mehr auf dem Planeten lebte. Arrakis war schließlich nur noch ein Sandmeer, in dem sich nichts mehr rührte.

Ohne Würmer, ohne Menschen ... ohne Melange ...

Als Selim wieder zu sich kam, saß er mit untergeschlagenen Beinen auf einer Düne unter der sengenden Mittagssonne. Seine Haut war gerötet und wund. Seine Lippen waren aufgeplatzt. Wie lange hatte er schon so dagesessen? Er hatte den schrecklichen Verdacht, dass mehr als ein Tag vergangen war.

Mühsam rappelte er sich auf. Seine Arme und Beine waren steif wie rostige Scharniere. Immer noch klebte Gewürzpulver in seiner Kleidung und auf seiner Haut, aber es schien keine Wirkung mehr auf ihn zu haben. Die überwältigende Vision voller albtraumhafter Möglichkeiten schien die Melange in seinem Körper verbrannt zu haben.

Selim schwankte, aber er wahrte das Gleichgewicht. Der Wind flüsterte um ihn herum und wirbelte auf den Dünen kleine Staubwölkchen auf. Es war leer und still ... aber nicht tot. Genauso wie in seiner Vision.

Die Melange war der Schlüssel zu Arrakis, zu den Sandwürmern, zum Leben selbst. Nicht einmal die Zensunni kannten das gesamte Netz, das alles verband, aber Gott hatte Selim das Geheimnis offenbart. War dies seine Bestimmung?

Er hatte gesehen, wie Fremde das Gewürz mitnahmen und es von Arrakis wegbrachten, weit fort, bis die Wüste ausgeblutet und trocken war. Eine wahre Zukunftsvision oder nur eine Warnung? Naib Dhartha hatte ihn zum Sterben in den Sand hinausgejagt, aber Gott hatte ihn aus einem bestimmten Grund gerettet ... aus diesem?

Sollte er die Wüste und die Würmer beschützen? Sollte er Shai-Hulud dienen? Um die Fremden zu finden, die das Gewürz von Arrakis stehlen wollten?

Er hatte keine andere Wahl, nachdem Gott ihn nun berührt hatte. Er musste diese Menschen finden – und sie aufhalten.

113

Im ganzen Universum gibt es keinen Ort, der so einladend ist wie die Heimat, in der vertraute Freunde leben.

Serena Butler

Als sich die *Dream Voyager* dem Gamma-Waiping-Sonnensystem und Salusa Secundus näherte, war Serena Butler voll überströmender Begeisterung und Erleichterung, wieder zu Hause zu sein. Sie schwankte zwischen dem innigen Wunsch, Xavier Harkonnen wiederzusehen, und ihrer Angst vor dem, was sie ihm berichten musste.

Sie erschrak vor einer kleinen Wartungsdrohne, die plötzlich ihre Nische verließ und einem vorprogrammierten Weg folgte. Sie kroch unter den Konsolen herum und achtete nicht weiter auf die neuen Herren der *Dream Voyager*. Als Serena den kleinen Roboter sah, konzentrierte sie unvermittelt ihren ganzen Zorn darauf. Sie packte die Maschine an einem Bein und schleuderte sie auf den Metallboden.

Die rote Drohne wand sich und versuchte automatisch, weitere Beschädigungen zu verhindern, aber Serena schlug immer wieder zu, bis die Hülle aufbrach und das Fluid der Gelschaltkreise wie Blut heraussickerte. Mit einem letzten Zucken erstarben die Systeme.

»Es wäre schön, wenn die Vernichtung aller Denkmaschinen so einfach wäre«, sagte sie verbittert und stellte sich vor, Erasmus würde dort anstelle der harmlosen Wartungsdrohne zerstört am Boden liegen.

»Es müsste recht einfach sein, wenn wir die gesamte Willenskraft der Menschheit mobilisieren könnten«, sagte Iblis Ginjo.

Obwohl Iblis während des langen Fluges versucht hatte, sie zu trösten, stellte Serena fest, dass sie immer mehr Vertrauen zu Vorian entwickelte. Sie hatte jetzt mehrere Wochen Zeit gehabt, um ihren Schock und ihre Trauer zu verarbeiten, und ihre Gespräch mit dem mitfühlenden jungen Mann hatten ihr dabei geholfen. Vorian war ein guter Zuhörer. Iblis stellte viele Fragen über die Aristokraten, die Liga-Welten und die Politik, während Vor mehr an den Menschen interessiert war, über die Serena reden wollte – ihren Sohn, ihre Eltern, ihre Schwester Octa und natürlich Xavier.

Als Serena über Xavier Harkonnen sprach, erkannte Vor entsetzt, dass er der Offizier der Liga gewesen war, der die *Dream Voyager* verfolgt hatte, als Seurat und er den Omnius auf Giedi Primus aktualisieren wollten. »Ich ... freue mich darauf, ihm zu begegnen«, sagte Vor in einem Tonfall, in dem keine Spur von Begeisterung lag.

Serena hatte ihnen von ihrem ungestümen und schlecht durchdachten Plan erzählt, die Türme mit den Schildgeneratoren auf Giedi Primus zu aktivieren, während die Politik der Liga nur Ausreden und Verzögerungen hervorgebracht hatte.

»Immerhin haben die Denkmaschinen keine derartige Bürokratie entwickelt«, sagte Iblis. »Sie haben sehr viel riskiert, wenn man weiß, wie schwerfällig und konservativ Ihre Regierung zu sein scheint.«

Serena lächelte wehmütig und schien einen winzigen Teil ihrer verlorenen Kraft wiedergewonnen zu haben. »Ich wusste, dass Xavier kommt. Er würde einen Weg finden.«

Obwohl es für Vor schmerzhaft war, hörte er zu, wenn sie davon sprach, wie sehr sie Xavier immer noch liebte, wenn sie die Verlobungszeremonie auf dem Anwesen der Butlers, die Borstenrücken-Jagd oder ihre humanitären Aktionen für die Liga beschrieb. Sie erzählte Geschichten über Xaviers militärisches Geschick, wie er die Verteidigungssysteme anderer Menschenwelten verbessert und Salusa Secundus während des Cymek-Angriffs durch seine umsichtige Aktion gerettet hatte.

Mit einem unguten Gefühl erinnerte sich Vor an die völlig andersartigen Versionen dieser Geschichten, wie er sie von seinem Vater gehört hatte. Natürlich beschrieb Agamemnon die Niederlage nicht mit denselben Worten ... aber nun wusste Vor, dass der Cymek-General zur Lüge oder zumindest zu wilden Übertreibungen neigte. Er war nicht mehr bereit, irgendetwas zu glauben, was sein Vater gesagt hatte.

»Trotzdem«, setzte Serena mit hängendem Kopf hinzu, »habe ich zugelassen, dass man mich gefangen nahm und dass meine Besatzung von Barbarossa getötet wurde. Ich trage die alleinige Schuld, dass ich mich auf Giedi Primus in Gefahr gebracht habe, während ich noch gar nicht wusste, dass ich Xaviers Kind in mir trage. Und ich hätte Erasmus nicht herausfordern dürfen.« Sie erschauderte. »Ich habe seine Fähigkeit zur Grausamkeit unterschätzt. Wie kann Xavier mir jemals verzeihen? Unser Sohn ist tot.«

Iblis versuchte sie zu trösten. »Vorian Atreides und ich werden der Liga der Edlen erklären, wie die Maschinen ihre Sklaven behandeln. Niemand wird Ihnen einen Vorwurf machen.«

»Aber ich selbst mache mir Vorwürfe«, sagte sie. »Ich trage die Schuld. Daran gibt es nichts zu rütteln.«

Vor wollte ihr helfen, aber er war sich nicht sicher, was er sagen oder tun konnte. Als er behutsam ihren Arm berührte, wandte sie sich von ihm ab. Vor konnte nichts dafür, dass er nicht der Mann war, den sie jetzt gerne an ihrer Seite gehabt hätte.

Er beneidete den geheimnisvollen Xavier Harkonnen und wollte sich einen Platz in Serenas Herzen verdienen. Er hatte seinem Vater und den Synchronisierten Welten den Rücken zugekehrt, er hatte die Titanen und Omnius verraten. Trotzdem hatte er kein Recht, dafür irgendeinen emotionalen Gegenwert zu erwarten.

»Wenn Xavier der Mann ist, für den Sie ihn halten, wird er Sie doch sicher mit Verständnis und Vergebung willkommen heißen, oder?«

Serena sah Vors Gesichtsausdruck und wurde ernster. »Ja, dazu ist er fähig - aber bin ich noch der Mensch, für den er mich gehalten hat?«

Ja - und noch viel mehr, dachte Vor, aber er sprach es nicht aus.

»Sie werden schon bald wieder zu Hause sein«, sagte er, während er beobachten konnte, wie Serena vor neuer Lebenskraft erstrahlte. »Ich bin überzeugt, dass alles in Ordnung sein wird, sobald Sie wieder mit ihm zusammen sind. Und wenn Sie jemals einen Menschen brauchen, um zu reden, dann bin ich ...« Er ließ den Satz in unbehaglichem Schweigen ausklingen.

Als das gekaperte Update-Schiff Salusa Secundus anflog, die sagenhafte Welt, die die freie Menschheit verkörperte, blickte er auf die grünen Kontinente, die blauen Meere und die zarten Wolken in der Atmosphäre. Seine Zweifel verblassten, und obwohl sein Herz schmerzte, fasste er neue Hoffnung. Diese Welt sah wahrlich wie das Paradies aus.

Iblis Ginjo lugte durch ein Bullauge. In seinem Kopf schienen sich die Gedanken zu überschlagen. Doch dann setzte er sich abrupt auf. »Da kommt ein Empfangskomitee! Es sieht nach schnellen Kampfschiffen aus!«

»Die Kundschafter scheinen uns entdeckt zu haben, als wir in das System eingeflogen sind«, sagte Serena. »Das sind Kindjals, die von den Stützpunkten in Zimia gestartet sind.«

Die schnellen und wendigen Kampfjäger der Salusanischen Miliz umzingelten die *Dream Voyager* und bombardierten sie mit Drohungen und Anweisungen. »An feindliches Schiff, ergeben Sie sich und lassen Sie sich entern!« Mehrere Warnschüsse explodierten vor ihrem Bug.

Vor verzichtete auf aggressive Manöver, als er sich erinnerte, wie sein Schiff in einer ähnlichen Situation vor Giedi Primus angegriffen worden war. »Wir sind Menschen, die vor Omnius fliehen konnten, und wir möchten in Frieden landen«, sendete er. »Wir haben dieses Schiff auf der Erde gestohlen.«

»So etwas haben wir schon einmal gehört«, antwortete einer der Kindjal-Piloten. Vor erkannte, dass er selbst diese Täuschung eingesetzt hatte. »Warum sollten wir Sie nicht einfach in eine Wolke aus Weltraumstaub verwandeln?« Die Kindjals flogen näher heran und machten ihre Waffen bereit.

»Vielleicht interessiert es Sie, dass wir Serena Butler an Bord haben, die Tochter des Viceroys der Liga.« Vor lächelte grimmig. »Ihr Vater wäre ganz und gar nicht erfreut, wenn Sie uns atomisieren. Genauso wenig wie Xavier Harkonnen, nachdem seine Verlobte so viel durchgemacht hat, nur um zu ihm zurückzukehren.«

Entschlossen trat Serena an die Kommunikationskonsole. »Es ist wahr, was er sagt. Ich bin Serena Butler. Da dies ein Roboterschiff ist, bitte ich darum, die Störschilde zu deaktivieren, damit wir sicher hindurchfliegen können, während Sie uns nach Zimia eskortieren. Informieren Sie den Viceroy und Tercero Harkonnen, damit sie uns am Raumhafen empfangen können.«

Darauf folgte eine längere Sendepause, in der zweifellos eine hektische Debatte auf anderen Kanälen stattfand. Schließlich meldete sich der Kommandant der Schwadron zurück. »*Segundo* Harkonnen befindet sich auf einem Patrouillenflug und wird erst in zwei Tagen zurückkehren. Viceroy Butler hat sich bereits mit einer Ehrenwache auf den Weg gemacht. Folgen Sie mir – und weichen Sie nicht vom vorgegebenen Kurs ab.«

Vor bestätigte, dann nahm er einen tiefen, besorgten Atemzug. Nun musste er sein Können beweisen und durfte sich nicht mehr auf die Hilfe der Computersysteme des Schiffes verlassen. Die automatische Steuerung und Navigation hatte ihn bislang stets bei Notfällen unterstützt. »Serena und Iblis – schnallen Sie sich an und halten Sie sich fest.«

»Gibt es ein Problem?«, fragte Iblis, als er Vors Unruhe bemerkte.

»Nur dass ich so etwas noch nie gemacht habe.«

Die *Dream Voyager* wurde von Turbulenzen durchgeschüttelt, als sie durch eine Windzone und eine dünne Wolkendecke stieß. Dann erreichten sie klaren Himmel. Die Kindjals begleiteten das Update-Schiff in enger Formation. Sonnenlicht drang schräg in den Innenraum und warf verzerrte Schatten an die Wände.

Vor setzte sanft auf dem zugewiesenen Landeplatz des überfüllten Raumhafens auf. Trotz seiner Sorgen hatte er das Schiff tadellos manövriert. Seurat wäre stolz auf ihn gewesen.

Iblis Ginjo sprang begeistert auf, als das Summen der Triebwerke erstarb. »Endlich! Salusa Secundus!« Er sah Vor an. »Für die Rettung der Tochter des Viceroys wird man uns mit rotem Teppich und Blumen willkommen heißen.«

Vorian Atreides öffnete die Luke und atmete zum ersten Mal salusanische Luft ein. Er suchte nach einem Unterschied und überlegte, ob er darin einen Hauch von Freiheit wahrnehmen konnte. »Erwarten Sie lieber noch keine Teppiche oder Blumen«, sagte er.

Er sah, dass sich ein Soldatentrupp mit gezogenen Waffen dem Schiff näherte. Die Männer in den gold- und silberfarbenen Uniformen der Liga bezogen am Fuß der Rampe Stellung. Hinter ihnen kamen zwei furchteinflößend wirkende Frauen mit weißem Haar, blasser Haut und langen schwarzen Gewändern.

Serena trat zwischen die beiden ehemaligen Trustees der Denkmaschinen und griff schützend nach ihren Armen. Gemeinsam traten sie ins grelle Sonnenlicht hinaus.

Die Soldaten der Miliz hielten ihre Waffen schussbereit, während sie den groß gewachsenen Frauen Platz machten. Die führende Zauberin betrachtete die Neuankömmlinge mit einem drohenden und durchdringenden Blick, der Vorian an die Titanen erinnerte. »Sind Sie Spione von Omnius?«, fragte sie und trat näher heran.

Serena erkannte die Zauberin von Rossak, aber sie wusste, dass sie sich in den anderthalb Jahren ihrer Gefangenschaft beträchtlich verändert haben musste. »Zufa Cenva,

wir sind Kolleginnen.« Ihre Stimme stockte. »Ich bin heimgekehrt. Erkennen Sie mich nicht wieder?«

Die Zauberin musterte sie skeptisch, dann nahm ihr alabasterweißes Gesicht den Ausdruck des Erstaunens an. »Sie sind es wirklich, Serena Butler! Wir dachten, Sie wären auf Giedi Primus ums Leben gekommen, genauso wie Ort Wibsen und Pinquer Jibb. Wir haben Blutspuren im Wrack Ihres Blockadebrechers gefunden und die DNS analysiert.« Zufa ragte vor der jungen Frau auf und betrachtete sie aufmerksam. Die beiden Männer ignorierte sie völlig.

Serena bemühte sich tapfer, ihre Traurigkeit zu verdrängen. »Wibsen und Jibb starben im Kampf gegen die Cymeks. Ich wurde verletzt ... und gefangen genommen.«

Vor bemerkte, wie sehr sie emotional aufgewühlt war, und ergriff für sie das Wort. »Sie war die Gefangene eines Roboters namens Erasmus, auf der Erde.«

Die Zauberin richtete ihren hypnotischen Blick auf ihn. »Und wer sind Sie?«

Vor wusste, dass Lügen zwecklos war. »Ich bin der Sohn des Titanen Agamemnon.« Die Soldaten wurden plötzlich unruhig. Die zwei Zauberinnen reagierten ähnlich, bis sie ihre Konzentration verstärkten. »Ich habe meinen Einfluss genutzt, um durch die Verteidigungslinien des Terra-Omnius zu schlüpfen.«

Iblis Ginjo drängte sich mit enthusiastisch funkelnden Augen nach vorn. »Auf der ganzen Erde tobt eine Revolte! Die Menschen haben sich von der Herrschaft der Maschinen befreit. Die Rebellen haben Titanen und Neo-Cymeks getötet, Roboter zerstört und ganze Anlagen verwüstet. Aber wir brauchen die Hilfe der Liga, um ...«

Unvermittelt endeten Iblis' Worte mit einem leisen Kiekser. Auch Vorian hatte das Gefühl, dass ihm plötzlich die Kehle zugeschnürt wurde, wie von einer Garrotte. Die Augen der Zauberinnen glühten, als würden sie tief in den Geist der Neuankömmlinge blicken. Misstrauen sättigte die Luft wie Wasserdampf. Offenbar war man nicht bereit, ohne weiteres zwei Überläufern und einer Totgeglaubten zu ver-

trauen, die Omnius möglicherweise einer Gehirnwäsche unterzogen hatte.

Die Konzentration der Zauberinnen wurde durch eine plötzliche Unruhe gestört. Vor stellte fest, dass er wieder ohne Schwierigkeiten atmen konnte. Viceroy Manion Butler, der um ein Jahrzehnt gealtert schien, seit Serena ihn das letzte Mal gesehen hatte, drängte Soldaten zur Seite und stürmte wie ein durchgegangener salusanischer Stier vor. »Serena! Ach, mein geliebtes Kind! Du lebst!«

Beide Zauberinnen machten ihm Platz, da ohnehin niemand den Mann daran hindern konnte, seine Tochter in die Arme zu schließen. »Mein Kind, mein Kind ... Ich kann es gar nicht fassen!« Er hielt Serena fest. Ohne dass sie es wollte, weinte sie an seiner Brust. »Ach, was haben sie dir angetan! Was haben sie mit dir gemacht?«

Serena stellte fest, dass sie nicht zu einer Antwort in der Lage war.

114

Menschen verlassen sich auf ihre Mitmenschen und werden häufig von ihnen enttäuscht. Der Vorteil der Maschinen ist die Zuverlässigkeit und das absolute Fehlen von Arglist. Aber das kann auch ein Nachteil sein.

Erasmus,
Reflexionen über biologische Intelligenzen

Serena wurde von ihrem Vater hastig vom Raumhafen fortgeführt, wo sich eine Menge kriecherischer Gefolgsleute versammelt hatte. »Der beste Ort ist für dich jetzt die Stadt der Introspektion, bei deiner Mutter. Dort kannst du dich ausruhen, wieder gesund werden und Frieden finden.«

»Ich werde nie mehr Frieden finden«, sagte sie und bemühte sich, das Zittern ihrer Stimme zu unterdrücken. »Wo ist Xavier? Ich muss ihm ...«

Mit besorgtem Blick klopfte Manion ihr auf die Schulter. »Ich habe ihn von seiner Inspektionspatrouille des äußeren Verteidigungsrings zurückgerufen. Er ist bereits unterwegs und dürfte heute Nacht eintreffen.«

Sie schluckte. »Ich muss mit ihm reden, sobald er zurückgekehrt ist. Im Schiff ... unser Sohn ... es gibt so vieles ...«

Manion nickte wieder und schien gar nicht bemerkt zu haben, dass sie von ihrem »Sohn« gesprochen hatte. »Mach dir deswegen jetzt keine Sorgen. Vieles hat sich verändert, aber du bist wieder zu Hause und in Sicherheit. Alles andere ist unwichtig. Deine Mutter wartet auf dich, und bei ihr kannst du dich ausruhen. Alles andere hat Zeit bis morgen.«

Serena schaute zu Vorian Atreides und Iblis Ginjo hinüber, die von Offizieren der Miliz fortgebracht wurden. Sie verspürte das Bedürfnis, die ehemaligen Diener von Om-

nius zu begleiten und ihnen ihre neue Welt zu zeigen. »Geht nicht zu hart mit ihnen um«, sagte sie, als sie sich an das Misstrauen der Zauberinnen erinnerte. »Sie sind noch nie zuvor freien Menschen begegnet. Beide haben wichtige Informationen für uns alle.«

Manion nickte. »Sie werden lediglich befragt. Ihr Wissen dürfte der Liga äußerst nützlich sein.«

»Auch ich kann euch helfen«, sagte Serena. »Ich habe während meiner Gefangenschaft auf der Erde viele schreckliche Dinge gesehen. Vielleicht kann ich heute Abend zurückkommen und ...«

Der Viceroy brachte sie zum Schweigen. »Alles zu seiner Zeit, Serena. Unsere Fragen werden dich bestimmt schon bald langweilen. Heute musst du die Welt nicht mehr retten.« Er kicherte. »Immer noch die gute alte Serena.«

Mit einem schnellen Bodenfahrzeug brauchten sie eine Stunde, um das kontemplative Refugium am Rand von Zimia zu erreichen. Obwohl sie sich danach gesehnt hatte, ihre Heimatwelt wiederzusehen, nahm Serena nur verschwommene Eindrücke wahr und bemerkte wenige Details.

Livia Butler trug ihr schlichtes Äbtissinnengewand, als sie sie am hohen Tor des stillen Komplexes begrüßte. Sie nickte ihrem Gatten mit feuchten Augen zu und ließ Serena in die Stadt der Introspektion eintreten. Sie gingen über den Rasen zu einem warmen und geschmackvoll eingerichteten Raum in gedämpften Farben. Sie setzten sich in Polstersessel, und Livia drückte ihre Tochter an die Brust, als wäre sie wieder ein Kind. Ihre großen Augen füllten sich mit Tränen.

Als Serena nun wieder mit ihren Eltern vereint war, in Sicherheit, Wärme und Liebe, fiel die drückende Last der Erschöpfung und Furcht von ihr ab, und sie fühlte sich wieder in der Lage, das zu tun, was getan werden musste. Mit schwacher und zitternder Stimmer erzählte Serena ihnen vom lieben kleinen Manion und wie Erasmus ihn getötet hatte ... und wie dieses Ereignis zum Zündfunken einer Revolte geworden war, die sich über die ganze Erde ausgebreitet hatte.

»Bitte, ich muss unbedingt mit Xavier reden.« Ihre Miene hellte sich auf. »Und mit Octa. Wo ist meine Schwester?«

Livia warf ihrem Mann einen stummen Blick zu, und die Worte schienen in ihrer Kehle festzustecken. »Schon sehr bald, mein liebes Kind«, sagte sie schließlich. »Zuerst musst du dich ausruhen und deine Kräfte sammeln. Du bist wieder daheim. Du hast alle Zeit der Welt.«

Bevor Serena protestieren konnte, war sie eingeschlafen.

* * *

Als Xavier von der Armada-Patrouille am Rand des salusanischen Systems zurückeilte, hatten ihn die Neuigkeiten bereits in einem Dutzend gleichzeitig freudiger und trauriger Komsendungen erreicht. Jede Nachricht war ein neuer schmerzhafter Schlag für ihn. Der Zusammenprall von Glück, Verwirrung und Verzweiflung gab ihm das Gefühl, jeden Moment explodieren zu müssen.

Da er allein in einem Kindjal unterwegs war, hatte Xavier viel Zeit, über alles nachzudenken. Als sein Schiff auf dem Raumhafen von Zimia landete, fühlte er sich unbeschreiblich einsam. Er stieg auf einem Landefeld aus, das von Scheinwerfern erhellt wurde. Es war schon nach Mitternacht.

Wie konnte Serena am Leben sein? Er hatte das Wrack ihres Blockadebrechers im grauen Meer von Giedi Primus gefunden. Die Blutflecken stammten eindeutig von ihr. Selbst in seinen wildesten Träumen hatte Xavier niemals in Betracht gezogen, dass sie noch am Leben sein könnte. Oder dass sie mit seinem Kind schwanger war.

Und nun war Serena entkommen. Sie war heimgekehrt. Aber sein Sohn – ihr gemeinsamer Sohn – war von einer dieser monströsen Maschinen ermordet worden.

Als Xavier sich vom abkühlenden Kampfjäger entfernte, konnte er nur schwach das Ozon und die oxidierten Chemikalien riechen, die sich während seines schnellen Landeanflugs durch den Holtzman-Störschild gebildet hatten. Er sah

einen einzelnen Menschen, der auf dem Landefeld wartete, einen trostlos und im Licht des Raumhafens ausgezehrt wirkenden Mann, aber Xavier erkannte ihn sofort als Manion Butler, den Viceroy der Liga der Edlen.

»Ich bin so froh, dass du ... dass ...« Manion Butler konnte den Satz nicht zu Ende sprechen. Stattdessen trat er vor und umarmte seinen Schwiegersohn, den jungen Offizier, der nicht seine Tochter Serena, sondern Octa geheiratet hatte.

»Serena ruht sich in der Stadt der Introspektion aus«, sagte Manion. »Sie ... sie weiß noch nichts von dir und Octa. Eine heikle Situation, ganz gleich, wie man sie betrachtet.« Der Viceroy schien jegliche Lebenskraft verloren zu haben. Offensichtlich freute er sich, dass er seine Tochter zurückbekommen hatte, aber gleichzeitig war er über das erschüttert, was mit ihr geschehen war, wie viel Schmerz die Maschinen ihr zugefügt hatten ... dass sie sogar ihr Baby getötet hatten.

»Serena würde die Wahrheit erfahren wollen«, sagte Xavier. »Aber sie wird schon bald mehr davon bekommen, als ihr lieb ist. Ich werde mich morgen mit ihr treffen. Heute Nacht soll sie noch in Frieden schlafen.«

Die beiden Männer stützten sich gegenseitig, als sie sich vom Kindjal entfernten. Der Viceroy führte Xavier zu einer Staffel weißer Lampen, wo eine Arbeitsgruppe selbst zu dieser späten Nachtstunde ihre Inspektionen fortsetzte. Das schwarz-silberne Gefährt war eine Konstruktion, die Xavier erst einmal zu Gesicht bekommen hatte. Es war ein Update-Schiff wie jenes, dem er über Giedi Primus begegnet war, dessen Pilot sich durch eine verräterische List der Gefangennahme durch Xavier entzogen hatte.

»Serena hat unter den Menschen auf der Erde Verbündete gefunden«, sagte Manion. »Zwei Trustees, die von den Maschinen aufgezogen wurden. Sie hat sie überzeugt, mit ihr zu fliehen.«

Xavier runzelte die Stirn. »Bist du dir sicher, dass es keine Spione sind?«

Manion zuckte die Achseln. »Serena vertraut ihnen.«

»Das muss uns genügen.«

Sie betraten die *Dream Voyager*, und Xaviers Brust wurde schwer und kalt. Er wusste, wohin Manion ihn brachte. Am Update-Schiff bemerkte er ungewohnte Konfigurationen, glatte Kurven und klare metallische Linien – die Zeichen der Effizienz, die gleichzeitig Eleganz und unterschwellige Schönheit besaßen.

»Wir haben den Jungen nicht von der Stelle bewegt«, sagte Manion. »Ich habe die Leute angewiesen, auf dich zu warten.«

»Ich weiß nicht, ob ich dir dafür danken soll.« Der Viceroy öffnete ein Fach, und ein Hauch kalter Luft verteilte ein feines Schneegestöber im Raum. Xavier überwand seinen Widerwillen und beugte sich vor.

Der Körper des Kindes war in eine dunkle, feste Folie gehüllt, ein konservierendes Leichentuch, das Einzelheiten verbarg und nur einen traurigen Umriss dessen zeigte, was einmal ein lebhafter kleiner Junge gewesen war. Xavier berührte behutsam die kalte Folie, als wollte er den Schlaf seines Sohnes nicht stören.

Hinter sich hörte er Manions schweren Atem. »Serena sagte ... sie hätte den Jungen nach mir benannt.« Seine Worte erstickten, und Xavier hob das versiegelte Paket heraus – alles, was noch von seinem Kind übrig war, dem er nie begegnet war, das er nie kennen gelernt hatte, bis es zu spät war. In seinen Armen kam ihm der Junge unglaublich leicht vor.

Xavier wusste nicht, was er hätte sagen können. Doch als er seinen Sohn in die Nacht von Salusa Secundus hinaustrug und den kleinen Manion zum ersten und einzigen Mal nach Hause brachte, weinte er hemmungslos.

115

Maschinen mögen vorhersagbar handeln, aber sie sind auch zuverlässig. Im Gegensatz dazu wechseln Menschen ihre Überzeugungen und Loyalitäten mit bemerkenswerter und besorgniserregender Leichtigkeit.

Erasmus, *Erasmus-Dialoge*

Vorian Atreides saß an einem großen polierten Tisch in einem Besprechungsraum und war bereit, sich den versammelten Politikern zu stellen, die viele Fragen und Bedenken hatten. Er hoffte, dass er ihnen Antworten geben konnte.

Iblis Ginjo würde man separat verhören. Die Liga hatte inzwischen ihr schnellstes Erkundungsschiff zur Erde geschickt, um die Geschichten von der Revolte zu bestätigen und den gegenwärtigen Stand der Dinge in Erfahrung zu bringen.

Vor hatte mit totaler Verblüffung auf den Anblick der Hauptstadt reagiert. Die Gebäude von Zimia hatten nichts von der großartigen Wucht irdischer Stadtlandschaften, und die Straßen wirkten irgendwie ... planlos. Doch die Menschen, die er sah, die Farben, die Kleidung, ihre Gesichter ... er kam sich vor, als wäre er aus einem Traum erwacht. Vor wappnete sich und war fest entschlossen, den freien Menschen auf jede erdenkliche Weise zu helfen. Sofern sie ihm die Möglichkeit dazu gaben.

Zu einer Befragung wie dieser hätte Agamemnon Schmerzstimulatoren und exotische Folterwerkzeuge eingesetzt. Für die Liga war es zweifellos eine einzigartige Gelegenheit, an Insiderinformationen über Omnius zu gelangen. Die Repräsentanten, die am Tisch saßen oder an den Wänden

standen, betrachteten ihn voller Neugier, manche allerdings auch mit offenem Hass oder zumindest Groll.

Bisher war Vor immer stolz auf seine Herkunft gewesen, als er sich noch vom angeblichen Ruhm Agamemnons und der Titanen hatte blenden lassen. Freie Menschen sahen die Geschichte jedoch aus einem anderen Blickwinkel – einem akkurateren Blickwinkel, wie er hoffte.

Vor empfand Unbehagen angesichts so vieler aufgeregter Menschen. Er vermisste Serena und hoffte, dass es ihr gut ging. Hatte sie sich schon mit Xavier Harkonnen getroffen? Würde sie Vor jemals wiedersehen wollen?

Bevor das Raunen im Besprechungsraum völlig verstummte, ergriff Vor das Wort. Er sprach langsam und wählte seine Formulierungen mit äußerster Sorgfalt. »Ich will mich nicht für mein Verhalten entschuldigen. Durch meine Kooperation mit den Maschinen habe ich den Menschen der Liga zweifellos Schaden und Schmerzen zugefügt.« Er sah sich um und erwiderte die neugierigen Blicke. »Ja, ich habe als Trustee an Bord eines Update-Schiffs gearbeitet und Omnius-Aktualisierungen an die Synchronisierten Welten geliefert. Ich wurde von Denkmaschinen aufgezogen und habe ihre Version der Geschichte gelernt. Ich habe sogar meinen Vater, General Agamemnon, verehrt. Ich dachte, er sei ein großer Cymek.«

Gemurmel wurde hörbar. »Doch Serena Butler hat mir die Augen geöffnet. Sie forderte mich auf, in Frage zu stellen, was ich gelernt hatte, und schließlich erkannte ich, dass ich getäuscht wurde.« Es fiel ihm nicht leicht, sein Angebot auszusprechen. Immerhin wäre es der endgültige Verrat an seiner Vergangenheit.

Dann soll es so sein.

Er atmete tief durch und fuhr fort. »Ich hoffe inständig, dass ich mein Wissen und meine Fähigkeiten – und meine detaillierten Informationen über das System der Denkmaschinen – dazu nutzen kann, meinen Mitmenschen zu helfen, die zur Zeit auf der Erde gegen Omnius rebellieren.«

Das Raunen wurde lauter, als den Repräsentanten die Implikationen seiner Worte bewusst wurden. »Ich misstraue jedem Menschen, der seinen Vater verrät«, sagte ein Politiker, ein großer Mann mit Pockennarben im Gesicht. »Woher wissen wir, dass er uns keine gefälschten Informationen gibt?«

Vor runzelte die Stirn, als er diesen Vorwurf hörte. Zu seiner Überraschung meldete sich die schöne und kalte Zufa Cenva zu Wort. »Nein, er spricht die Wahrheit.« Ihre dunklen Augen durchdrangen ihn, und er konnte ihren Blick nur für einen kurzen Moment ertragen. »Wenn er es wagt, uns zu belügen, werde ich es bemerken.«

Einer der am Tisch Sitzenden schaute auf seine Notizen. »Und nun, Vorian Atreides, hätten wir noch eine ganze Reihe von Fragen an Sie.«

116

Gibt es eine größere Freude als die Heimkehr? Gibt es lebhaftere Erinnerungen oder strahlendere Hoffnungen?

Serena Butler

Als Serena beim ersten blassen Licht des neuen Tages erwachte, fand sie sich allein in einem weichen Bett wieder, das von beruhigenden Farben, Klängen und Gerüchen umgeben war. Nach Fredos Tod hatte sie ihrer Mutter in der Stadt der Introspektion viele Besuche abgestattet und die kontemplative Atmosphäre genossen. Doch bereits nach kurzer Zeit war sie jedes Mal ungeduldig geworden. Die Meditationen und Grübeleien waren ihr zu wenig, sie wollte lieber etwas Aktiveres unternehmen.

Sie zog sich schnell an, während es draußen immer heller wurde. Xavier war vielleicht schon auf Salusa eingetroffen. Der kurze Schlaf hatte ihr gut getan, aber sie spürte ein bleiernes Gewicht in ihrer Brust, von dem sie sich erst dann erleichtern konnte, wenn sie Xavier wiedersah und ihm von ihrem Sohn erzählte. Trotz ihrer schweren seelischen Verletzungen dachte sie auch jetzt nicht daran, sich ihrer Verantwortung zu entziehen.

Bevor die Stadt der Introspektion vollständig erwacht war, hatte sich Serena leise zu einem Nebengebäude begeben und ein kleines Bodenfahrzeug ausfindig gemacht. Sie wollte ihre Mutter nicht stören. Serena hob entschlossen das Kinn und wollte keine weitere Verzögerung zulassen. Sie hatte schon lange genug gewartet.

Sie bestieg das Gefährt und ging die vertrauten Aktionen durch, um es zu starten. Sie wusste, wohin sie fahren musste. Sie rollte durch das offene Tor und nahm die Straße, die

zum Anwesen der Tantors führte, wo Xavier zu Hause war. Sie hoffte, dass sie ihn dort fand ...

Emil Tantor öffnete ihr die schwere Holztür und betrachtete sie voller Erstaunen. »Wir sind so glücklich, seit wir von deiner Rückkehr erfahren haben!« Seine braunen Augen waren genauso freundlich und warm wie in ihrer Erinnerung.

Graue Wolfshunde bellten im Foyer und stürmten an Emil vorbei, um Serena aufgeregt zu begrüßen. Trotz ihrer Sorgen musste sie lächeln. Ein Junge mit großen Augen schaute herein. »Vergyl! Was bist du groß geworden!« Sie musste ihre Traurigkeit unterdrücken, weil er sie lebhaft daran erinnerte, wie lange sie fort gewesen war.

Bevor der Junge etwas sagen konnte, bat Emil sie herein. »Vergyl, bitte bring die Hunde nach draußen. Wir müssen diese arme Frau schonen, die so viel durchgemacht hat.« Er sah sie mit einem mitfühlenden Lächeln an. »Ich habe gar nicht damit gerechnet, dass du uns besuchst. Möchtest du ein Glas Morgentee mit mir trinken, Serena? Lucille brüht ein recht kräftiges Getränk auf.«

Sie zögerte. »Eigentlich wollte ich zu Xavier. Ist er noch nicht zurückgekehrt? Ich muss mit ihm ...« Sie verstummte, als sie die verblüffte Miene des alten Mannes bemerkte. »Was ist los? Geht es ihm gut.«

»Nein ... ja ... mit Xavier ist alles in Ordnung, aber ... er ist nicht hier. Er ist direkt zum Haus deines Vaters gefahren.« Offenbar gab es noch mehr, das Emil Tantor ihr hätte sagen können, aber er schwieg.

Besorgt über seine Reaktion dankte Serena ihm und lief zu ihrem Fahrzeug zurück. Der alte Mann blieb an der Holztür stehen. »Also werde ich ihn dort wiedersehen.« Xavier hatte vermutlich wichtige Dinge mit ihrem Vater zu besprechen. Vielleicht planten sie bereits die Hilfsaktion für die Rebellen auf der Erde.

Sie fuhr zum vertrauten Anwesen auf dem Hügel inmitten von Weinbergen und Olivenhainen. Ihr Herz schmerzte, als sie vor dem Haupteingang anhielt. *Zu Hause.* Und Xavier war auch da.

Sie parkte am Brunnen und lief atemlos zur Vordertür. Ihre Augen brannten, und ihre Beine zitterten. Sie hörte den Pulsschlag, mit dem ihr Blut durch die Ohren rauschte. Noch größer als die Schuld, die sie auf sich geladen hatte, oder die Angst vor dem, was sie sagen musste, war die Sehnsucht, wieder bei ihrem Geliebten zu sein.

Xavier öffnete die Tür, bevor Serena die Schwelle erreicht hatte. Im ersten Augenblick war sein Gesicht wie ein Sonnenaufgang, so strahlend hell, dass sie geblendet war. Er sah älter, stärker und noch attraktiver aus, als sie ihn sich in ihren Phantasien vorgestellt hatte. Sie glaubte zu zerfließen.

»Serena!« Er keuchte, dann grinste er und schloss sie in die Arme. Schon nach kurzer Zeit löste er sich unbeholfen von ihr. »Ich wusste, dass du dich in der Stadt der Introspektion aufhältst, aber mir war nicht klar, dass du dich so schnell erholt hast. Ich bin mitten in der Nacht eingetroffen, und ich, äh ...« Ihm schienen die Worte zu fehlen.

»Ach, Xavier, das alles ist so unwichtig! Ich wollte unbedingt wieder bei dir sein. Ich habe dir so vieles ... so vieles zu erzählen.« Mit einem Mal drückte wieder die Last der Tragödien auf ihre Schultern, und ihre Stimme versagte.

Er streichelte ihre Wange. »Serena, ich habe schon von der schrecklichen Neuigkeit erfahren. Ich habe von ... unserem Sohn gehört.« Er sah sie voller Trauer und Schmerz an, aber er schien bereit, die Tatsachen zu akzeptieren.

Als sie ins Foyer traten, zog sich Xavier von ihr zurück, als wäre ihre Nähe unangenehmer als eine Konfrontation mit allen Streitkräften der Denkmaschinen. »So viel Zeit ist vergangen, Serena, und wir alle haben geglaubt, dass du tot bist. Wir haben die Trümmer deines Schiffs gefunden, die Blutspuren analysiert und darin deine DNS gefunden.«

Sie griff nach seiner Hand. »Aber ich habe überlebt, mein Geliebter! Ich habe ständig an dich gedacht.« Sie suchte in seinem Gesicht nach Antworten. »Meine Erinnerungen an dich haben mir die Kraft zum Durchhalten gegeben.«

Schließlich sprach er die Worte aus, die wie schwere Steine fielen. »Ich bin jetzt verheiratet, Serena.«

Ihr Herzschlag schien plötzlich auszusetzen. Serena wich einen unsicheren Schritt zurück und stieß gegen einen kleinen Tisch, der krachend umstürzte und eine Vase mit frischen roten Rosen mitriss, die sich wie Blut auf dem gekachelten Boden verteilten.

Sie hörte schnelle Schritte aus dem Wohnzimmer. Die schlanke Figur einer jungen Frau mit langem Haar und großen Augen erschien und stürmte auf sie zu. »Serena! Ach, Serena!« Octa trug ein Bündel in den Armen, dass sie fest an ihre Brust drückte, aber sie schaffte es trotzdem, ihre Schwester mit einer Umarmung zu begrüßen.

Außer sich vor Freude stand Octa neben ihrem Ehemann und ihrer Schwester, doch als ihr Blick zwischen beiden hin und her wanderte, verwandelte sich ihr glücklicher Gesichtsausdruck in peinliche Verlegenheit.

Das Bündel in Octas Armen rührte sich und gab einen Laut von sich. »Das ist unsere Tochter Roella«, sagte sie, in beinahe entschuldigendem Tonfall. Sie zog das Tuch zurück, um Serena das wunderschöne Kind zu zeigen.

Ein Bild blitzte vor Serenas geistigem Auge auf: ihr zu Tode erschrockener Sohn, wenige Sekunden bevor Erasmus ihn vom hohen Balkon fallen ließ. Octas Baby hatte erstaunliche Ähnlichkeit mit dem kleinen Manion, der ebenfalls Xaviers Kind gewesen war.

Serena taumelte benommen und fassungslos zur Tür, während um sie herum die Welt zusammenbrach. Dann lief sie wie ein verwundetes Rehkitz davon.

117

Butlers Djihad wurde durch eine banale Dummheit ausgelöst. Ein Kleinkind wurde getötet. Die betroffene Mutter schlug auf die unmenschliche Maschine ein, die für diesen sinnlosen Tod verantwortlich war. Bald sprang die Gewalt auf den Mob über, und in ihren Händen wurde sie zum Djihad.

Primero Faykan Butler,
Erinnerungen an den Djihad

Auch ohne den charismatischen Iblis Ginjo blieb die Erde das flammende Herz der Rebellion. Nachdem er plötzlich ins Zentrum der Kämpfe gerückt war, versuchte Aquim, der Sekundant des Kogitors, den Widerstand am Leben zu erhalten und die Verteidigung gegen Omnius' zunehmend aggressive Vergeltung zu organisieren.

Aquim war schon immer ein Mann der Kontemplation gewesen, der in den hohen Türmen des Klosters über Eklos esoterische Offenbarungen nachgegrübelt hatte. Er hatte vergessen, wie man mit Vernichtung und Blutvergießen umging. Er verfügte zwar über ein großes Netzwerk von Kontaktleuten, das er durch seine Arbeit mit Eklo aufgebaut hatte, aber darunter befanden sich nur wenige Kämpfer. Zum größten Teil waren es Denker, denen so viele Möglichkeiten durch den Kopf gingen, dass sie nicht zu schnellen Reaktionen fähig waren. Mit den gegenwärtigen Entwicklungen waren sie hoffnungslos überfordert.

Der Mob regierte ohne Führung.

Überrascht und überwältigt von der Erkenntnis, dass sie sich nach Jahrhunderten der Unterdrückung befreit hatten, gab es kein klares Ziel für die Rebellen – nur das wilde,

ungerichtete Bedürfnis nach Rache. Wenn sie einmal losstürmten, gab es für die Sklaven kein Zurück mehr. Selbst Iblis hatte keine längerfristigen Pläne gemacht. Überall in der Stadt brannte es. Fabriken und Wartungseinrichtungen explodierten, wenn Saboteure die Infrastruktur der Denkmaschinen zerstörten. Der Vandalismus breitete sich über alle Kontinente aus, von den Industriezentren bis in die menschlichen Siedlungen.

Der Allgeist ließ seine Cymeks von der Leine und setzte seine Kampfroboter in Marsch. Der gesamte Planet wurde zum Schlachtfeld ... und kurz darauf zum Friedhof. Die Denkmaschinen kannten keine Gnade.

Agamemnon und seine blutrünstigen Cymeks konnten sich endlich austoben und machten menschliche Wohnbereiche dem Erdboden gleich. Zum ersten Mal, seit die Titanen von Omnius gestürzt wurden, fühlten sich die unterschiedlichen Kämpfer des Allgeistes durch einen gemeinsamen Feind zusammengeschweißt. Die Cymeks versprühten Giftgas, Säurenebel und Zungen aus geschmolzenem Feuer.

Vernichtungstrupps der Roboter marschierten von geplünderten Gebäuden zu verwahrlosten Baracken. Feldfrüchte wurden eingeäschert und Einrichtungen zur Lebensmittelverteilung eingeebnet. Wer das mechanische Gemetzel überlebt hatte, würde in den nächsten Monaten verhungern.

Zehntausend Sklaven zahlten den Blutzoll für jeden vernichteten Roboter oder Cymek. Kein Mensch sollte mit dem Leben davonkommen.

* * *

In den abgelegenen Bergen zitterte der Turm des Kogitors wie ein Lebewesen. Steinsplitter brachen aus den Wänden. Im höchsten Stockwerk, wo Eklos uraltes Gehirn im Konservierungsbehälter lag, welchselten die Fenster ihre Farbe von Gelb zu Orange.

Aquim tauchte betroffen die Finger ins Elektrafluid und verband seine Gedanken mit denen des verehrten Kogitors.

»Ich habe ihnen Eure Botschaft übermittelt, Eklo. Die Titanin Juno ist unterwegs. Sie möchte mit Euch sprechen.«

»Wie sie es schon einmal getan hat, vor langer Zeit.«

Eklo hatte den Wunsch, dass das Blutvergießen ein Ende fand. Deshalb hatte er darum gebeten, mit den Titanen zu reden, in der Hoffnung, dass sie vernünftigen Argumenten zugänglich waren. Vor vielen Jahren hatte der Kogitor Juno und ihre Gefährten unwissentlich beim Sturz des Alten Imperiums unterstützt, und Eklos körperloses Gehirn hatte die Titanen dazu inspiriert, sich in Cymeks konvertieren zu lassen.

Lange vor jener Zeit war er ein Mensch namens Arn Eklo gewesen, ein Philosoph und Redner, der dazu neigte, sich von sexuellen Vergnügungen ablenken zu lassen. Bestürzt und beschämt hatte er sich zu Kwyna und ihren metaphysischen Gelehrten begeben, die sich von allen Ablenkungen frei machen wollten, um ihre geistigen Fähigkeiten entwickeln zu können. Eklos Körper und seine trivialen Bedürfnisse wurden für ihn immer unwichtiger. Sie waren nichts im Vergleich zur Enthüllung der Mysterien des Universums.

Danach veränderten sich seine Ansprachen und wurden durchgeistigter, sodass viele Menschen ihn nicht mehr verstanden. Seine Anhänger wanderten ab, und als die Sponsoren der Gemeinde den Rückgang der Einnahmen bemerkten, wuchsen ihre Zweifel. Auch sie verstanden nicht mehr, was er sagte.

Dann verschwand Arn Eklo von einem Tag auf den anderen. Er und die anderen Kogitoren wollten sich auf eine epische Reise in die spirituelle Ferne begeben, weit über die Begrenzungen des Fleisches hinaus.

Seit dem außergewöhnlichen chirurgischen Eingriff hatte sein Geist über zweitausend Jahre lang ohne die Schwächen und Einschränkungen des menschlichen Körpers existiert. Endlich hatten die Kogitoren um Kwyna alle Zeit, die sie benötigten. Es war das größte vorstellbare Geschenk, das sie erhalten hatten: *Zeit*.

Aquim unterbrach seine nostalgischen Gedanken. »Juno ist da.«

Vom Behälter, der auf einem Sims des hohen Turms stand, beobachtete Eklo einen martialischen Cymek-Aktionskörper, der mühelos den steilen Bergpfad heraufstieg.

»Übermittle Juno folgende Botschaft«, sagte Eklo zu Aquim. Unten verfielen zahlreiche Sekundanten in hektische Aktivität und eilten zu den Stufen, die den Turm hinaufführten. »Sag ihr, dass nichts unmöglich ist. Sag ihr, dass es nicht der Hass, sondern die Liebe ist, die Menschen von anderen Lebewesen unterscheidet. Nicht die Gewalt, sondern ...«

Die Fenster wurden blutrot, und eine mächtige Explosion erschütterte den Turm. Juno hatte ihre Waffenarme gehoben und feuerte eine Projektilsalve auf das stabil gebaute Kloster ab, bis der Turm zusammenbrach.

Die Decke stürzte ein, und Aquim warf sich auf den Konservierungsbehälter, um das einzigartige Gehirn des uralten Kogitors zu schützen. Aber die Lawine war unaufhaltsam und begrub alles unter sich ...

Nachdem nur noch ein Trümmerhaufen vom Turm übrig war, wühlte sich Juno mit ihren mechanischen Armen durch den Schutt. Sie warf Steinbrocken und Metallträger zur Seite. Sie kletterte über den Haufen, ohne auf die zerquetschten Leichen der Sekundanten zu achten, bis sie endlich den Konservierungsbehälter gefunden hatte. Der tote Mönch Aquim und der Tank aus Plexiplaz hatten verhindert, dass das Gehirn des Kogitors zu Staub zermahlen wurde, aber der Behälter war gesprungen. Blaues Elektrafluid sickerte in den Schutt.

Juno schleuderte Aquims Leiche wie eine Spielzeugpuppe beiseite. Dann streckte sie eine Flussmetallhand aus und griff mit langen Fingern in den zerbrochenen Tank, um die faltige, graue Gehirnmasse des Kogitors Eklo herauszunehmen. Sie spürte, wie schwache Energien durch das zitternde Gewebe zuckten.

Sie beschloss, ihn auf eine neue Reise zu schicken, die ihn noch weiter von den Regionen der Körperlichkeit entfer-

nen würde. Sie drückte ihre künstliche Hand zusammen und zerquetschte die graue Substanz, bis sie sich in zähflüssigen Brei verwandelt hatte.

»Unmöglich ist nichts«, sagte sie. Dann machte sie kehrt und marschierte zur Stadt zurück, um ihre wichtige Arbeit fortzusetzen.

* * *

Völlig ohne Emotionen, nur vom Wunsch getrieben, sich eines Problems zu entledigen, befahl Omnius die vollständige Auslöschung jeglichen menschlichen Lebens auf der Erde.

Seine Roboterstreitkräfte rückten unerbittlich vor und erledigten ihre blutige Aufgabe ohne größere Behinderungen. Dagegen war Ajax' Blutbad auf Walgis während der Hrethgir-Rebellionen nur ein kurzes Vorspiel gewesen.

Nachdem der Allgeist entschieden hatte, dass er keine weitere Verwendung für die Menschen auf diesem Planeten hatte, gab er entsprechende Anweisungen für alle anderen Synchronisierten Welten aus. Trotz der Tatsache, dass die Denkmaschinen ursprünglich von den Menschen erschaffen worden waren, hatten die unberechenbaren biologischen Intelligenzen schon immer mehr Schwierigkeiten gemacht, als durch ihren Nutzen gerechtfertigt war. Endlich schloss er sich Agamemnons Meinung an, der seit Jahrhunderten auf eine solche Endlösung gedrängt hatte. Omnius würde die menschliche Spezies ausrotten.

Von Neo-Cymeks und modifizierten Robotersoldaten unterstützt verbrachten die noch übrigen vier Titanen die nächsten Monate damit, die planetare Bevölkerung zu jagen und abzuschlachten. Kein einziger Mensch auf der Erde überlebte.

Das Gemetzel war unbeschreiblich, und das meiste wurde von den allgegenwärtigen Wächteraugen des Allgeistes dokumentiert.

118

Hilf deinem Bruder, mag er ein Gerechter sein oder nicht.

Zensunni-Sprichwort

So sehr er Naib Dhartha hasste, bewahrte sich Selim eine gewisse Neugier, wie die Menschen seines früheren Stammes ihr Leben weiterführten. Er fragte sich, ob sie ihn inzwischen völlig aus ihrer Erinnerung gestrichen hatten. Manchmal dachte er an die Dinge, die sie getan hatten, und wurde zornig, doch dann lächelte er wieder. Gott hatte Selim am Leben gelassen, ihm eine geheimnisvolle Vision geschenkt und ihn mit einer Bestimmung gesegnet.

Frühere Generationen der Zensunni hatten sich an das Leben in der Wüste angepasst. In einer so feindseligen Umgebung blieb wenig Platz für Veränderungen oder Flexibilität, sodass die alltägliche Existenz der Nomaden von Jahr zu Jahr im Wesentlichen gleich blieb.

Doch während Selim seine früheren Stammesgenossen beobachtete, fiel ihm auf, dass Dhartha neue Prioritäten gesetzt hatte. Der strenge Naib verfolgte einen ungewöhnlichen Plan, für den er größere Arbeitergruppen in die offene Wüste schickte. Die Sammler durchkämmten die Ödnis nicht mehr nach Altmetall oder weggeworfener Technik. Nun hasteten die Zensunni über den Sand und hatten nur ein Ziel vor Augen – Gewürz zu sammeln.

Genauso wie in seiner Vision! Allmählich ergab der Albtraum Sinn: Das Gewürz wurde von Fremden fortgeschafft, wodurch ein Sturm entfacht wurde, der die Ruhe der großen Wüste hinwegfegte. Selim würde alles beobachten ... und dann entscheiden, was für ihn zu tun war.

Mit behutsamen Schritten wagten sich die Dorfbewohner in die Dünen hinaus und unternahmen schnelle Vorstöße zu den rostfarbenen Flecken aus Melange, die durch Gewürzeruptionen an die Oberfläche gelangt waren. Vorsichtig drückten sie Metallstangen in den Sand und spannten dünne Tarnzelte darüber, um sich vor dem Wind und der heißen Sonne zu schützen. Auf den Dünenkämmen stellten sie Wachtposten auf, die nach Würmern Ausschau halten sollten.

Dann begannen sie mit der Ernte des Gewürzes, das sie der Wüste in großen Mengen entnahmen – viel mehr, als der Stamm jemals verbrauchen konnte. Falls Selims Vision der Wahrheit entsprach, hatte Naib Dhartha vor, die Melange nach Arrakis City zu bringen ... von wo aus sie zu anderen Planeten exportiert wurde.

In seiner Vision würden sich die Fluttore öffnen und das Volk der Zensunni in einer Sandlawine fortreißen. Genauso wie die letzten Sandwürmer. Shai-Hulud! Der ehrgeizige Naib Dhartha begriff nicht, welche Konsequenzen diese Entscheidungen für sein Volk haben würden, für seine gesamte Heimatwelt.

Selim kam vorsichtig näher, um die Leute durch ein Hochleistungssichtgerät zu beobachten, das er aus der botanischen Teststation mitgenommen hatte. Er blinzelte, als er Menschen wiedererkannte, mit denen er aufgewachsen war, die einst seine Freunde gewesen waren, die ihn schließlich geächtet hatten.

Ebrahim konnte er nicht in ihrer Mitte erkennen. Vielleicht hatte man den jungen Mann endlich für seine Verbrechen zur Rechenschaft gezogen, nachdem Selim nicht mehr als Sündenbock zur Verfügung stand ... Shai-Hulud würde letztlich für Gerechtigkeit sorgen.

Der Naib rief Befehle und organisierte die Arbeit seiner Leute, die mit Säcken und Containern umherhuschten und Gewürz aus dem Sand schürften. Sie konnten ihre Ernte kaum tragen. Dhartha schien irgendwo einen Kunden gefunden zu haben.

Selim war anfangs fasziniert, dann wütend. Schließlich entschied er sich für eine Möglichkeit, seiner Berufung, seiner Vision zu folgen ... mit der er gleichzeitig Rache üben konnte.

* * *

Mit seinem Prellhammer rief er Shai-Hulud. Es war ein verhältnismäßig kleiner Sandwurm, der zu ihm kam, aber Selim war es recht. Die kleineren Geschöpfe waren ohnehin etwas fügsamer.

Selim ritt hoch auf dem gebeugten Schlangenkopf, sodass jeder ihn sehen konnte. Er zwängte die fleischigen Segmente auseinander, um das ungeheure Tier zu lenken, das nur in der tiefsten und trockensten Wüste überleben konnte. Er trieb den Wurm zu höherer Geschwindigkeit an, und er glitt zischend durch das Meer aus Sand.

Die Zensunni waren bei der Errichtung ihres Lagers äußerst behutsam zu Werke gegangen und hatten darauf geachtet, dass die Sandwürmer keine Notiz von ihnen nahmen. Als es in der Abenddämmerung kühler wurde, kamen die Menschen wieder aus ihren behelfsmäßigen Unterkünften hervor und setzten die Gewürzernte fort.

Selim erinnerte sich an seine Vision und seinen unmissverständlichen Auftrag und trieb den Wurm mitten in das Lager.

Die Zensunni wurden niemals nachlässig, sondern blieben stets wachsam. Späher schlugen Alarm, als sich der Wurm zeigte, aber sie konnten nichts mehr tun. Mit tiefer, lauter Stimme rief Naib Dhartha den Gewürzsammlern zu, sich zu verteilen und in Sicherheit zu bringen. Sie rannten über die Dünen und ließen die Zelte und Behälter mit der gesammelten Melange zurück.

Mit Stangen und Haken bestimmte Selim den Kurs von Shai-Hulud. Verärgert über die Belästigung wand sich der Wurm und wollte seinen Zorn gegen irgendetwas richten. Selim musste in sein rosafarbenes Fleisch schlagen, um die Bestie daran zu hindern, sämtliche Dorfbewohner zu verschlingen.

Er wollte keinen von ihnen töten ... obwohl es ein wohltuender Anblick wäre, wenn Naib Dhartha in der Kehle des Wurms verschwand. Dieser Überfall war mehr als genug. Selim würde das erreichen, was Gott ihm aufgetragen hatte – die Pläne des Naibs zu vereiteln, größere Mengen von Shai-Huluds Gewürz zu exportieren.

Die Leute verteilten sich über den Sand und liefen mit unregelmäßigen Schritten, damit der Wurm nicht auf rhythmische Laufgeräusche aufmerksam wurde. Das Monstrum schlug krachend in das verlassene Lager und wirbelte eine dichte Staubwolke auf. Im nächsten Moment waren die Tarnzelte verschwunden – entweder untergepflügt oder verschluckt.

Dann drehte der Sandwurm den runden Kopf und wandte sich der gesammelten Melange zu, um auch sie zu verschlingen. Er zerfetzte die Behälter und schluckte komplette Pakete, bis jede Spur der Erntearbeiten ausgelöscht war.

Aus der Ferne beobachteten verängstigte Dorfbewohner, darunter vielleicht auch Dhartha, gebannt das Spektakel. Sie standen auf Dünenkämmen und waren bereit, jederzeit wieder die Flucht zu ergreifen. In seinem fließenden weißen Gewand ritt Selim auf dem Rücken des Wurms. Die menschliche Silhouette auf dem Wüstendämon konnte ihnen nicht entgehen.

Selim lachte so laut, sodass er kaum die Kreatur unter Kontrolle halten konnte, und hob in einer trotzigen Geste die Hände. Er hatte Gottes Auftrag erfüllt. Das Gewürz war vorläufig gerettet.

Dann lenkte er den Wurm in eine andere Richtung, fort von den verzweifelten Menschen seines ehemaligen Stammes.

* * *

Auf dem Rückweg ließ Selim zwei Literjons seines eigenen Wassers in den Trümmern des verwüsteten Lagers zurück. Er konnte es jederzeit in seinen botanischen Teststationen ersetzen, und es war gerade genug, damit die Zensunni

überleben konnten. Sie würden es schaffen, zu ihrer Felsstadt zurückzukehren, wenn sie nachts unterwegs waren und Flüssigkeit sparten.

Es war wie ein Omen, als er auf einen unzerstörten Sack mit Melange stieß. Er nahm ihn ehrfürchtig als Geschenk von Shai-Hulud an. Es war mehr Gewürz, als er je zuvor mit sich geführt hatte, aber er wollte es weder selbst verbrauchen noch verkaufen. Stattdessen wollte er mit dem rötlichbraunen Pulver eine Botschaft schreiben, indem er es über den Sand verteilte. In seiner Station plante er sorgfältig die nächsten zwei Tage, dann brach er wieder auf.

Selim ritt auf einem großen Wurm durch die Nacht. Sein Ziel war das Dorf des Naibs Dhartha. Im Schatten einer Steilwand schlief er während des folgenden Tages. Dann setzte er seinen Weg zu Fuß fort und blieb in der Deckung der Felsen. Er kannte diese Pfade und Wege sehr gut, weil er sie bereits als Kind erkundet hatte. Schließlich versteckte er sich mit dem Sack Melange in einem geräumigen Spalt und wartete auf den Anbruch der Dunkelheit ...

Als die Nacht ihren tiefsten Punkt erreicht hatte und die Sterne wie Millionen eiskalter Augen funkelten, lief er vor die Felsen auf den vom Wind geglätteten Sand hinaus. Er wollte sich alle Mühe geben, ein großartiges Werk zu schaffen. Mit leichten, unregelmäßigen Schritten bewegte er sich über die Leinwand aus Pulversand und ließ die Melange aus dem Beutel rieseln. So zeichnete er geschwungene Buchstaben auf die Dünen, die wie getrocknetes Blut aussehen würden.

Die alte Glyffa hatte ihm Lesen und Schreiben beigebracht, als sie ihm noch wohlgesinnt gewesen war. Sie hatte nicht auf die Bedenken der anderen Stammesmitglieder gehört – einschließlich Ebrahims Vater und Dhartha –, die sich fragten, welchen Sinn ein solcher Unterricht haben sollte.

Selim gab Acht, dass er vor dem Aufgang des zweiten Mondes fertig war. Er brauchte über eine Stunde, um die drei einfachen Worte zu schreiben, und am Ende hatte er

kaum noch Gewürz übrig. Dann eilte er in seinen Unterschlupf in den Felsen zurück. Er hätte einen Wurm rufen können, um sich auf den Rückweg zu machen, aber er wollte auf den Sonnenaufgang warten.

Kurz nach der Dämmerung beobachtete er, wie zahlreiche Gesichter mit aufgerissenen Augen und Mündern aus den Höhlenöffnungen lugten. Fassungslos starrten sie in die Wüste und sprachen aufgeregt miteinander. Schnell hatte sich eine größere Menge auf einem Sims versammelt. Selim hörte die gedämpften Überraschungsrufe und konnte sich ein breites Grinsen nicht verkneifen. Eine Fingerspitze Melange, die er sich auf die Lippen strich, verbesserte seine Laune zusätzlich.

Zwischen den Menschen konnte er kaum die dunkelhaarige Gestalt des Naibs Dhartha erkennen, der finster auf die drei Worte blickte, die der Ausgestoßene in den Sand geschrieben hatte.

ICH BIN SELIM.

Er hätte mehr sagen und erklären können, aber Selim fand, dass es so geheimnisvoller klang. Der Naib wusste nun, dass *er* es gewesen war, der den Wurm geritten hatte, nicht nur beim ersten Mal, als er mit seinem Geschick geprahlt hatte, sondern auch beim zweiten Mal, als er das Lager der Gewürzsammler vernichtet hatte. Gott hatte ihn erwählt, und nun musste der Naib in Furcht vor ihm leben. Der junge Mann lehnte sich gegen die Felsen, kicherte leise und genoss den Geschmack der Melange.

Von heute an wussten alle, dass er am Leben war ... und Dhartha wusste, dass er sich einen lebenslangen Feind gemacht hatte.

119

Die weitreichenden Anforderungen der Religion müssen mit den makrokosmischen Bedürfnissen der kleinsten Gemeinschaft im Einklang stehen.

Iblis Ginjo,
Die Topographie der Menschheit

In den Wochen nach ihrer Rückkehr von einem zerstörten Leben in ein anderes war Serena Butler behutsam den Vorschlägen ihres Vaters aus dem Weg gegangen, dass sie ihre Rolle im Parlament der Liga wieder aufnehmen sollte. Vorläufig hielt sie sich lieber in der Stadt der Introspektion mit ihren stillen und friedlichen Gärten auf. Die Philosophiestudenten legten großen Wert auf ihre kontemplative Privatsphäre und ließen sie in Ruhe.

Ihre Ansichten über den Krieg, die Liga und das Leben insgesamt hatten sich auf dramatische Weise gewandelt, und sie brauchte Zeit, um sich über ihre neue Rolle im Universum klar zu werden und nach neuen Möglichkeiten zu suchen, wie sie wieder *helfen* konnte. Sie hatte das Gefühl, dass sie vielleicht noch viel mehr als bisher tun konnte ...

Die Geschichte von Serenas Gefangennahme, vom Tod ihres Kindes und der Rebellion auf der Erde hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Auf Drängen von Iblis Ginjo hatte man die konservierte Leiche des kleinen Manion in einem durchsichtigen Plaz-Sarkophag in Zimia aufgebahrt, als Denkmal für die Milliarden Opfer der Denkmaschinen.

Iblis hatte sich zum unermüdlichen Agitator entwickelt, der seit seiner Ankunft in der Hauptstadt kaum geschlafen hatte. Er verbrachte jede Stunde mit Delegierten, denen er in leidenschaftlichen Worten die Leiden der unfreien Menschen und die Untaten Omnius' und der grausamen Cymeks

beschrieb. Er wollte, dass die Liga eine große Streitmacht aus Kriegsschiffen zusammenstellte, um die Menschen auf der Erde zu retten. Der geflohene Rebellenführer bemühte sich darum, von den Salusanern als Held anerkannt zu werden.

Als selbsternannter Sprecher für Serena schilderte Iblis aus erster Hand die Verhältnisse auf den Synchronisierten Welten und erzählte die schreckliche Geschichte, wie der Roboter Erasmus den unschuldigen Manion getötet hatte und wie Serena es daraufhin gewagt hatte, die Faust gegen die Denkmaschinen zu erheben. Durch ihr tapferes und selbstloses Aufbegehren gegen die grausamen Herren hatte sie eine Rebellion entfacht, die den Terra-Omnius handlungsunfähig gemacht hatte.

Iblis setzte sein Rednertalent ein und überzeugte viele Menschen von seiner Aufrichtigkeit. Er hatte eine öffentliche Kampagne im Sinn, die in leidenschaftlichen Angriffen gipfelte, die von Serena persönlich angeführt wurden. Sie war der perfekte Brennpunkt für eine Rebellion, die weitere Kreise zog. Doch Serena war es lieber, weiterhin in der Abgeschiedenheit zu leben, und wusste nichts von der großen Bewegung, die mit ihrem Namen in Verbindung gebracht wurde.

Iblis war gewillt, sich auch ohne ihre aktive Unterstützung für die Freiheit der Menschheit einzusetzen, auch wenn es bedeutete, dass er alle Entscheidungen selber treffen musste. Eine solche Gelegenheit durfte er nicht ungenutzt verstreichen lassen. Er spürte, wie sich die öffentliche Meinung in Zimia änderte und zu einer neuen Waffe in seiner Hand wurde. Selbst die Politiker der Liga waren nun bereit, loszuziehen und die heldenhaften Rebellen auf der Erde zu retten – aber vorläufig beschränkten sie sich darauf, endlose Diskussionen und Debatten im Parlament zu führen. Es war genauso, wie Serena geahnt hatte.

Als er sich nun auf Segundo Harkonnens Bitte unter vier Augen mit dem Offizier traf, fühlte sich Iblis im vollgestopften Raum des Armada-Hauptquartiers sehr unwohl. Allem

Anschein nach war dieser Teil des Gebäudes früher ein Militärgefängnis gewesen, in dem man Verdächtige und Deserteure verhört hatte. Schmale rechteckige Fenster säumten den Raum. Xavier ging auf und ab und schirmte das wenige Tageslicht ab, das hereindrang.

»Erzählen Sie mir, wie Sie zum Leiter einer Gruppe menschlicher Arbeitskräfte wurden«, forderte der Offizier ihn auf. »Ähnlich wie Vorian Atreides haben Sie als privilegierter Trustee den Denkmaschinen gedient und Vorteile genossen, während andere Menschen leiden mussten.«

Iblis machte eine wegwerfende Handbewegung und tat, als hätte der Segundo einen Witz gemacht. »Ich habe hart gearbeitet, damit meine loyalen Arbeiter in den Genuss von Belohnungen und Privilegien kommen«, sagte er mit seiner volltönenden Stimme. »Wir alle haben davon profitiert.«

»Einige von uns halten Sie für einen Opportunisten und misstrauen Ihrem plötzlichen Engagement.«

Iblis lächelte und breitete die Hände aus. »Weder Vorian Atreides noch ich haben versucht, ein Geheimnis aus unserer Vergangenheit zu machen. Vergessen Sie nicht, wenn Sie Insiderinformationen haben wollen, brauchen Sie jemanden, der ein Insider war. Sie werden keine bessere Informationsquelle als uns beide finden. Auch Serena Butler konnte sich wertvolle Einblicke verschaffen.«

Er blieb ruhig. Immerhin hatte Iblis ein Verhör durch den Titanen Ajax überlebt, einen wesentlich furchteinflößenderen und grausameren Widersacher als Segundo Harkonnen. »Es wäre eine große Dummheit, wenn die Liga sich diese einmalige Gelegenheit entgehen ließe«, fügte er hinzu. »Wir verfügen über die Mittel, um den Kämpfern auf der Erde zu helfen.«

»Dazu ist es zu spät.« Xavier kam näher und sah ihn ernst an. »Sie haben die Revolte angezettelt und dann Ihre Anhänger im Stich gelassen.«

»Ich bin gekommen, um die Liga um Unterstützung zu bitten. Uns bleibt nicht mehr viel Zeit, wenn wir die Überlebenden retten wollen.«

Xaviers Miene war wie versteinert. »Es gibt keine Überlebenden mehr ... nirgendwo auf dem gesamten Planeten Erde. *Niemand hat überlebt.*«

Iblis war so verblüfft, dass er mit einer Antwort zögerte. »Wie ist das möglich? Bevor wir mit der *Dream Voyager* aufbrachen, habe ich die Verantwortung an einen kompetenten, loyalen Mann übergeben. Ich bin davon ausgegangen, dass er ...«

»Es reicht, Xavier«, sagte eine andere Stimme aus einem unsichtbaren Lautsprecher in der Wand. »Wir alle haben genug Blut und Schuld an den Händen. Wir sollten entscheiden, was wir als Nächstes tun wollen, statt zu versuchen, einen unserer wertvollsten Mitstreiter gegen uns aufzubringen.«

Xavier hatte vor der leeren Wand eine steife Haltung eingenommen. »Wie Sie wünschen, Viceroy.«

Die Wände des Verhörzimmers flimmerten und gaben schließlich den Blick auf einen geheimen Beobachtungsraum frei, in dem ein Dutzend Männer und Frauen saßen, als würden sie Gericht halten. Benommen erkannte Iblis in der Mitte der Gruppe den Viceroy und an der Seite Vorian Atreides, der eine zufrieden wirkende Miene aufgesetzt hatte.

Manion Butler erhob sich von seinem Sitz. »Iblis Ginjo, wir sind ein Sonderkomitee des Parlaments, das die schrecklichen Ereignisse auf der Erde untersuchen soll.«

Iblis konnte sich nicht mehr zurückhalten. »Alles Leben auf der Erde soll ausgelöscht worden sein? Wie ist so etwas möglich?«

Xavier Harkonnen antwortete ihm mit ernster Stimme. »Unmittelbar nach dem Eintreffen Ihres Schiffes hat die Armada ihren schnellsten Kundschafter losgeschickt. Nach einigen Wochen ist der Pilot nun mit den erschütternden Neuigkeiten zurückgekehrt. Auf der Erde existieren nur noch Denkmaschinen. Sämtliche Rebellen sind tot. Jeder Sklave, jedes Kind, jeder Trustee. Wahrscheinlich war die Vernichtungsaktion längst abgeschlossen, als die *Dream Voyager* Salusa Secundus erreichte.«

Viceroy Butler aktivierte mehrere große Bildschirme in den Wänden, die Schreckensszenen zeigten, Berge von verstümmelten Leichen, marschierende Roboter und Cymeks, die Menschen zusammentrieben und reihenweise niedermähten. Die Bilder übertrafen sich gegenseitig in grausamen Details. »Die Erde, die Heimatwelt der Menschheit, ist nur noch ein gewaltiger Friedhof.«

»Zu spät«, murmelte Iblis erschüttert. »All die Menschen ...«

Das Gespräch verstummte, als der Lärm einer großen Menge ins Gebäude drang, die »Serena! Serena!« skandierte.

»Iblis Ginjo, ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen meine Dankbarkeit ausdrücken soll, dass Sie und Ihr Freund mir meine Tochter zurückgebracht haben«, sagte Viceroy Butler. »Bedauerlicherweise war der Mann, dem Sie die Führung der Revolte übertragen haben, dieser Aufgabe nicht gewachsen.«

»Niemand hätte es schaffen können, Viceroy«, sagte Vorian Atreides ernst. »Weder Iblis noch ich. Es war nur eine Frage der Zeit.«

Segundo Harkonnen erwiderte wütend: »Wollen Sie damit sagen, es sei sinnlos, gegen Omnius zu kämpfen? Dass jede Revolte zum Scheitern verurteilt ist? Auf Giedi Primus haben wir das Gegenteil bewiesen ...«

»Ich war ebenfalls dort, Segundo. Erinnern Sie sich? Sie haben mein Schiff beschossen und schwer beschädigt.«

Xaviers braune Augen blitzten zornig. »Ja, ich erinnere mich, Sohn des Agamemnon.«

»Der Aufstand auf der Erde war ein großartiges Beispiel«, sagte Vor, »aber die Beteiligten waren nur Sklaven, die als Waffen kaum mehr als ihren Hass auf die Denkmaschinen hatten. Sie hatten nie eine wirkliche Chance.« Er wandte sich an die Mitglieder des Sonderkomitees. »Die Armada der Liga hingegen ist etwas ganz anderes.«

Iblis erkannte die Gelegenheit, seinen Standpunkt zu unterstreichen, und sagte mit voller Stimme: »Ja, schauen Sie sich an, wozu ein Mob untrainierter Sklaven imstande war. Dann stellen Sie sich vor, was wir mit einer organisierten

militärischen Streitmacht erreichen könnten.« Draußen wurden die Stimmen der Demonstranten immer lauter. »Die Verluste an Menschenleben auf der Erde dürfen nicht ungerächt bleiben«, fuhr Iblis fort. »Der Tod des Enkelkindes von Viceroy Butler – Ihres eigenen Sohnes, Segundo Harkonnen – darf nicht ungesühnt bleiben!«

Vor konnte den Blick nicht von Xavier losreißen. Er versuchte in ihm den Mann zu sehen, der Serenas Herz gewonnen – und dann ihre Schwester geheiratet hatte. *Ich hätte bis in alle Ewigkeit auf sie gewartet.*

Schließlich konzentrierte er sich auf Iblis Ginjo. Der Rebellenführer war ihm nicht besonders sympathisch, weil ihm seine Motivation unklar geblieben war. Iblis schien von Serena geradezu besessen zu sein, aber es war keine Liebe. Trotzdem musste sich Vor seiner Einschätzung anschließen.

Iblis setzte seine Ansprache fort, als würde er nicht vor einem Tribunal, sondern vor einem Publikum stehen. »Die Ereignisse auf der Erde sind ein Rückschlag, mehr nicht. Wir können darüber hinauswachsen, wenn wir den Willen dazu aufbringen!«

Einige der Repräsentanten ließen sich von seiner Begeisterung mitreißen. Draußen wurde die Menge immer erregter, und die Sicherheitstruppen versuchten, über eine Lautsprecheranlage wieder Ordnung herzustellen.

Vor sah, wie Iblis von einem Gesicht ins nächste blickte und dann in die Ferne, als gäbe es dort etwas, das nur er erkennen konnte. Die Zukunft? Iblis gestikulierte, während er sprach. »Die Menschen der Erde wurden niedergemetzelt, weil ich sie dazu ermutigt habe, den Maschinen Widerstand zu leisten, aber ich empfinde deshalb keine persönliche Schuld. Ein Krieg muss irgendwo beginnen. Ihr Opfer hat uns die Tiefe des menschlichen Kampfgeistes demonstriert. Denken Sie an Serena Butler und ihr unschuldiges Baby, was *sie* erdulden musste. Und trotzdem hat sie überlebt.«

Xavier Harkonnens Gesicht belebte sich, aber der Offizier sagte nichts dazu.

Iblis lächelte und streckte die Hände aus. »Serena könnte eine bedeutende Rolle in der neuen Bewegung spielen, die die Maschinenherrschaft überwinden wird. Wenn sie nur ihr Potenzial erkennen würde.« Er sprach jetzt direkt zu Manion Butler, mit zunehmender Inbrunst. »Auch wenn andere es als Verdienst beanspruchen wollen, war es doch Serena, die den Funken für die große Revolte auf der Erde entzündete. *Ihr* Kind wurde ermordet, und *sie* erhob die Hand gegen die Denkmaschinen, sodass alle es sahen. Was für eine Frau! Sie ist ein Beispiel und Vorbild für die gesamte Menschheit.«

Iblis trat einen Schritt näher an die Mitglieder des Tribunals heran. »In der ganzen Liga werden die Menschen von ihrem Mut erfahren und ihre Schmerzen nachempfinden. Sie werden geschlossen für ihre Sache eintreten, in *ihrem* Namen, wenn man sie dazu auffordert. Sie werden sich in einem epischen Kampf um die Freiheit erheben, zu einem heiligen Kreuzzug ... einem *Djihad*. Hören Sie, wie die Menschen draußen nach ihr rufen?«

Das ist es, dachte Iblis. Jetzt hatte er die religiöse Verbindung hergestellt, die der Kogitor Eklo empfohlen hatte. Es spielte keine Rolle, welchem speziellen Glauben oder welcher Theologie sie folgten. Von überragender Bedeutung war allein die Leidenschaft, die nur von Eiferern aufgebracht wurde. Wenn die Bewegung allumfassend sein sollte, musste sie die Gefühle der Menschen ergreifen, sie mussten in den Kampf gezogen werden, ohne einen Gedanken an einen Misserfolg zu verschwenden, ohne sich um ihre persönliche Sicherheit zu sorgen.

Nach einer langen, eindringlichen Pause fügte er hinzu: »Ich habe längst begonnen, die Idee zu verbreiten. Meine Damen und Herren, wir stehen am Anfang von etwas, das viel größer als eine Revolte ist. Hier geht es um das, was die Seele der Menschheit von den seelenlosen Denkmaschinen unterscheidet. Mit Ihrer Hilfe könnte es zu einem überwältigenden Sieg werden, der von den Flügeln der menschlichen Leidenschaft getragen wird – und von der *Hoffnung*.«

120

Ohne es zu erkennen, erschuf die Menschheit eine Massenvernichtungswaffe - doch es wurde erst offenkundig, als die Maschinen bereits jeden Aspekt ihres Lebens übernommen hatten.

Barbarossa, *Anatomie einer Rebellion*

Erregt debattierten die Vertreter der Liga mit geröteten Gesichtern über die Konsequenzen des Genozids auf der Erde. Serena verfolgte das Geschehen mit steinerner Miene. Es war das erste Mal, dass sie seit ihrer Heimkehr wieder den Parlamentssaal betreten hatte, doch ihre Anwesenheit trug nicht dazu bei, die üblichen langwierigen Debatten zu unterdrücken.

»Der Kampf gegen Omnius währt nun schon mehrere Jahrhunderte!«, tönte der Patriarch von Balut. »Es besteht kein Grund für drastische Maßnahmen, die wir später bereuen würden. Ich trauere um die vielen Toten, aber wir hatten ohnehin nie eine realistische Chance, die Sklaven auf der Erde zu retten.«

»Sie meinen Sklaven wie zum Beispiel Serena Butler?« Vorian Atreides war von seinem Gastplatz aufgesprungen und warf einen Blick in ihre Richtung, während er sich über das Protokoll und alle politischen Traditionen hinwegsetzte. »Ich bin froh, dass nicht alle von uns so schnell aufgegeben haben.«

Xavier sah ihn stirnrunzelnd an, obwohl er dasselbe gedacht hatte. Er traute dem Sohn des Agamemnon nicht, weil er keinen Respekt vor der Ordnung hatte, obwohl Xavier selbst häufig genug vom schwerfälligen Gang offizieller politischer Debatten frustriert war. Wenn Serena volles Vertrauen in die Entscheidungen des Parlaments gehabt hätte,

wäre sie niemals auf eigene Faust nach Giedi Primus gegangen, um die Liga zur Aktion zu zwingen.

Mit ähnlich lauter Stimme rief der kommissarische Magnus von Giedi Primus: »Nur weil sich die Situation seit tausend Jahren nicht verändert hat, ist das kein Grund, sich daran zu *gewöhnen*! Die Denkmaschinen haben den Krieg durch die Angriffe auf Zimia und Rossak und die Invasion von Giedi Primus längst eskaliert. Die Katastrophe auf der Erde ist eine weitere Provokation.«

»Es ist eine Provokation, die wir nicht unbeantwortet lassen dürfen«, sagte Viceroy Butler.

* * *

Gemäß der Tagesordnung trat nun Xavier Harkonnen ans Rednerpult, das von einem Akustikfeld umschlossen wurde. Die Projektoren vergrößerten sein Gesicht und verstärkten seine Worte. Die Bildschirme zeigten seine überdimensionierten Falten der Entschlossenheit.

In den Sitzreihen, die sich rund um die Rednerbühne erhoben, saß Iblis Ginjo in einer Loge, die besonderen Gästen vorbehalten war. Er trug teure Kleidung, die von salusanischen Schneidern angefertigt worden war.

Xaviers Stimme hallte durch den Saal; er benutzte den Tonfall, mit dem er auch den Offizieren der Armada Befehle erteilte. »Wir können uns nicht mehr damit begnügen, in diesem Krieg nur zu *reagieren*. Wir müssen den Kampf zu den Denkmaschinen tragen, weil es um unser Überleben geht.«

»Wollen Sie vorschlagen, dass wir genauso aggressiv wie Omnius werden?«, rief Lord Niko Bludd ihm von der vierten Sitzreihe aus zu.

»Nein!« Xavier warf dem rotbärtigen Adligen einen kurzen Blick zu und erwiderte mit fester Stimme: »Ich sage, dass wir noch aggressiver als die Maschinen werden müssen, noch zerstörerischer, noch entschlossener, den Sieg davonzutragen!«

»Das wird sie nur zu noch schlimmeren Reaktionen provozieren«, schrie der Landvogt von Hagal, ein tonnenbrüstiger Mann in roter Tunika. »Das dürfen wir nicht riskieren. Auf zahlreichen Synchronisierten Welten leben sehr viele Menschen, zum Teil noch viel mehr als die Sklaven, die auf der Erde getötet wurden, und ich glaube nicht ...«

Zufa Cenva schnitt ihm mit hoheitsvollem Selbstbewusstsein und mit eisiger Verachtung in der Stimme das Wort ab. »Warum kapituliert Hagal dann nicht einfach und tritt den Synchronisierten Welten bei, wenn Ihnen kriegerische Auseinandersetzungen solche Angst bereiten? Dann könnte Omnius sich die Mühe sparen.«

Serena Butler stand auf, und plötzlich wurde es still im Saal. Sie sprach mit fester, klarer Stimme und voller Leidenschaft. »Die Denkmaschinen werden uns niemals in Ruhe lassen. Sie machen sich etwas vor, wenn Sie diese Tatsache ignorieren.«

Sie ließ den Blick über die Sitzreihen gleiten. »Sie alle haben den Schrein für meinen Sohn gesehen, der von den Denkmaschinen ermordet wurde. Vielleicht ist es einfacher, die Tragödie eines einzelnen Todesopfers zu verstehen als die von Milliarden. Doch dieses Kind ist nur ein Symbol für die Schrecken, die Omnius und die Synchronisierten Welten uns zufügen können.« Sie hob die geballte Faust. »Wir müssen einen Kreuzzug gegen die Maschinen beginnen, einen heiligen Krieg erklären – einen Djihad, im Namen meines ermordeten Sohnes Manion. Es ist ... Manion Butlers Djihad.«

Während das Publikum erhitzt raunte, sagte Xavier: »Wir können uns erst sicher fühlen, wenn wir die Maschinen zerstört haben.«

»Wenn wir nur wüssten, wie wir das bewerkstelligen könnten«, beklagte sich Lord Bludd. »Dann hätten wir den Krieg schon vor langer Zeit gewonnen.«

»Aber wir wissen, wie wir es schaffen können«, erwiderte Xavier aus der Sprecherkuppel und nickte Serena zu. »Wir wissen es seit tausend Jahren.«

Er senkte die Stimme, damit die Versammelten still wurden. Er sah in die Gesichter und sagte dann: »Wir haben uns von Tio Holtzmans neuen Verteidigungssystemen blenden lassen und darüber völlig vergessen, dass wir die ganze Zeit über ein altbewährtes Mittel verfügen, um das Problem ein für alle Mal zu lösen.«

»Wovon sprechen Sie?«, fragte der Patriarch von Balut.

Iblis Ginjo verschränkte die Arme über der Brust und nickte ihm zu, als wüsste er genau, was jetzt kam.

»*Atomwaffen*«, sagte Xavier. Das Wort schlug wie die Detonation eines verbotenen Sprengkopfes ein. »Die totale Bombardierung mit Atomwaffen. Wir können die Erde sterilisieren, jeden Roboter verglühen lassen, jede intelligente Maschine, jeden Gelschaltkreis.«

Die Aufregung erreichte nach wenigen Sekunden ihren Höhepunkt, als Xavier in den Lärm rief: »Seit über tausend Jahren haben wir unsere Atomwaffen gewartet. Sie waren stets als allerletzter Ausweg gedacht - Massenvernichtungswaffen zur Auslöschung sämtlichen Lebens auf ganzen Planeten.« Er richtete den Zeigefinger auf die Delegierten. »Wir haben genügen Sprengköpfe in unseren planetaren Arsenalen, doch Omnius betrachtet sie als leere Drohung, weil wir es nie zuvor gewagt haben, sie einzusetzen. Es ist an der Zeit, den Denkmaschinen eine Überraschung zu bereiten, damit sie ihre Selbstzufriedenheit bitter bereuen.«

Manion Butler beanspruchte seine Vorrechte als Viceroy und meldete sich zu Wort. »Die Maschinen haben meine Tochter gefangen genommen und gefoltert. Sie haben meinen Enkel ermordet, der meinen Namen trug, einen Jungen, den weder ich noch sein Vater je zu Gesicht bekommen haben.« Der früher rundliche Mann war in letzter Zeit sichtlich abgemagert und ging in gebeugter Haltung. Sein Haar hing wirr und unfrisiert herab, als hätte er schlecht geschlafen. »Die verfluchten Maschinen haben die schrecklichste Bestrafung verdient, die wir über sie bringen können.«

Wieder wurde es laut, bis sich Serena Butler zur Überraschung vieler erhob und neben Xavier ans Rednerpult trat.

»Die Erde ist nicht mehr als ein Friedhof der Verwesung, über den die Denkmaschinen hinwegtrampeln. Alle Menschen, die dort lebten, wurden abgeschlachtet.« Sie holte tief Luft und blickte sich mit funkelnden lavendelblauen Augen um. »Worauf müssten wir noch Rücksicht nehmen? *Was haben wir zu verlieren?*«

Die Projektoren warfen Bilder an die Wände des Saals, während Serena fortfuhr. »Die versklavte Bevölkerung der Erde rebellierte und wurde zur Strafe vollständig ausgelöscht. *Vollständig!*« Ihre Stimme dröhnte aus jedem Lautsprecher des Gebäudes. »Soll dieses Opfer völlig sinnlos gewesen sein? Sollten die Denkmaschinen keine Konsequenzen zu spüren bekommen?« Sie schnaufte angewidert. »Oder sollte *Omnius* dafür bezahlen?«

»Aber die Erde ist die Wiege der Menschheit!« keuchte der kommissarische Magnus von Giedi Primus. »Wie können wir eine derartige Vernichtung auch nur in Erwägung ziehen?«

»Die Rebellion auf der Erde hat diesen Djihad ausgelöst«, sagte Serena. »Wir müssen die Nachricht von diesem ruhmreichen Aufstand über die Synchronisierten Welten verbreiten, damit es auf anderen Maschinenplaneten vielleicht zu ähnlichen Revolten kommt. Aber zuerst müssen wir Omnius auf der Erde ausschalten ... mit welchen Mitteln auch immer.«

»Können wir es uns leisten, eine solche Gelegenheit ungenutzt verstreichen zu lassen?«, fragte Xavier Harkonnen. »Wir haben die Atomwaffen. Wir haben Tio Holtzmans neue Schilde, mit denen wir unsere Schiffe schützen können. Wir haben den Willen der Menschen, die in den Straßen Serena Butlers Namen rufen. Im Namen Gottes – wir müssen *jetzt* etwas tun!«

»Ja«, sagte Iblis mit ruhiger Stimme, die trotzdem das Gemurmel im Saal übertönte. »Wir müssen es tun – und zwar *im Namen Gottes*!«

Die Repräsentanten waren sprachlos und eingeschüchtert, aber nirgendwo regte sich Widerspruch. Schließlich,

nach einer langen, beunruhigenden Schweigepause, forderte Viceroy Manion Butler, dass die Liga der Edlen offiziell über diese Frage entschied.

In bedrückter Stimmung wurde per Akklamation abgestimmt - und der Antrag angenommen.

»Also ist es entschieden. Die Erde, die angestammte Heimatwelt der Menschheit, wird zum ersten Grabmal für die Denkmaschinen werden.«

121

Die Kreativität folgt ihren eigenen Regeln.

Norma Cenva,
unveröffentlichte Labornotizen

Im Laborturm über dem breiten Isana-Fluss stand Norma Cenva an ihrem überfüllten Arbeitsplatz. Neue Leuchtgloben schwebten wie überdimensionale Seifenblasen über ihrem Kopf. Sie hatte sich nicht damit aufgehalten, sie abzuschalten, obwohl bereits heller Morgen war. Sie wollte ihren Gedankengang nicht unterbrechen.

Sie richtete einen stiftförmigen Projektionsmechanismus auf einen schrägen Tisch. Magnetisch beschriebene Blätter segelten lautlos durch die Luft. Sie enthielten die Baupläne für ein Schiff der Ballista-Klasse, das größte Kriegsschiff der Liga-Armada.

Norma änderte die Einstellungen der Fernbedienung und verteilte die Filme mit den Plänen über den ganzen Raum. Sie wählte ein Deck des Schiffs aus und trat dann in das vergrößerte Holo-Bild. Dabei rechnete sie im Kopf die Konfiguration der Schildgeneratoren aus und ermittelte die Werte, bei denen sich die kleinen Feldradien überlappten und einen vollständigen Schutz ergaben.

Der Weise Holtzman nahm wieder einmal an einer öffentlichen Veranstaltung teil, auf der er sich zweifellos mit falscher Bescheidenheit für seine Erfolge feiern ließ. In letzter Zeit hatte er höchstens eine Stunde am Vormittag mit Norma zusammengearbeitet, bevor er sich auf den Weg zu einem Geschäftsessen machte, auf das häufig ein abendliches Bankett im Anwesen von Lord Bludd folgte. Gelegentlich erzählte er ihr von den Adligen und Politikern, denen er begegnet war, als wollte er damit Eindruck bei ihr schinden.

Normalerweise machte es Norma nichts aus, allein zu sein. Sie bemühte sich, ihre Arbeit ohne Klagen zu erledigen. Die meiste Zeit ließ Holtzman sie in Ruhe, wenn sie die Berechnungen anstellte, die für die Installation sich überlappender Schilde an Bord der größten Armada-Schiffe notwendig waren. Der Weise behauptete, nicht genügend Zeit dafür zu haben, und seinen menschlichen Rechnern vertraute er nicht mehr.

Norma spürte die Last der Verantwortung, da sie wusste, dass die Liga-Armada den Befehl für einen konzertierten Vernichtungsschlag gegen die Erde erhalten hatte. Eine große Streitmacht aus unterschiedlichen Kampfschiffen versammelte sich gegenwärtig vor Salusa Secundus und machte sich startbereit.

Holtzman sonnte sich in der Aufmerksamkeit, die seiner Arbeit plötzlich zuteil wurde. Norma fand, dass die Produktivität des Labors für sich selbst sprechen sollte, dass die marktschreierische Werbung überflüssig war. Aber sie würde die politischen Kreise, in denen er sich bewegte, nie verstehen, und sie redete sich ein, dass er durch die Kontakte mit bedeutenden Personen einen wichtigen Beitrag zu den Kriegsvorbereitungen leistete.

In der Zwischenzeit beschäftigten sich ihre Gedanken mit vielen Randproblemen, die bedacht werden mussten, und sie suchte auf verschlungenen Wegen nach Antworten. Selbst nach der Auslöschung des Allgeistes auf der Erde blieben auf den anderen Synchronisierten Welten noch viele funktionsfähige Kopien von Omnius übrig. Ließen sich Denkmaschinen durch so etwas wie einen psychologischen Schlag beeinträchtigen? Im Vergleich zur Gesamtheit der Synchronisierten Welten schien der Verlust eines einzelnen Planeten keine allzu große Bedeutung zu haben, und ihre Sorgen machten es ihr schwer, sich auf die Berechnungen zu konzentrieren. Wie Blitze, die von einer Wolke zur anderen zuckten, sprangen ihre Gedanken zwischen verschiedenen Möglichkeiten und neuen Ideen hin und her.

Unter den Bestimmungen des Kriegsrechts, das Lord Bludd nach Bel Moulays Sklavenaufstand verhängt hatte, fühlte sich Norma zunehmend von ihrem Mentor isoliert. Als Tio Holtzman sie vor zwei Jahren nach Poritrin gerufen hatte, war der Weise ihr großes Vorbild gewesen. Mit der Zeit hatte sie erkannt, dass der Wissenschaftler ihr Talent nicht einfach anerkannte und sie als Mitarbeiterin an gemeinsamen Zielen betrachtete, sondern immer eifersüchtiger auf ihre Arbeit geworden war.

Zum Teil war es Normas eigene Schuld. Mit ihren hartnäckigen Warnungen vor dem Versagen des Metall-Resonanz-Generators und der Lasgun-Schild-Wechselwirkung hatte sie sich bei ihm unbeliebt gemacht. Aber es kam ihr ungerecht vor, wenn der Weise es ihr zum Vorwurf machte, dass sie Recht behalten hatte. Für Tio Holtzman schien sein persönlicher Stolz wichtiger zu sein als der Fortschritt der Wissenschaft.

Sie kratzte sich im dichten mausbraunen Haar. Welche Rolle spielte das Ego in ihrer Arbeit? Seit fast einem Jahr hatten seine Projekte keine konkreten Ergebnisse mehr erbracht.

Ein anderes Projekt hingegen, das schon seit längerer Zeit in Normas Hinterkopf gärte, nahm allmählich immer klarere Formen an. Sie sah, wie sich die Teile zu einem großen Plan zusammenfügten, der die Grundfesten des Universums erschüttern würde. Es ging um Theorien und Gleichungen, die sie selbst kaum verstand. Dieser Idee würde sie ihre gesamte Energie und Aufmerksamkeit widmen müssen, und die Anwendungsmöglichkeiten würden die Liga viel tiefgreifender verändern als die Entwicklung der Körperschilde.

Norma verließ den projizierten Grundriss des Ballista-Schiffs und markierte mit einem Holostift die Stelle, an der sie ihre Berechnungen abgebrochen hatte. Nun konnte sie sich unbelastet anderen Fragen zuwenden, die wirklich von Bedeutung waren. Ihre neue Idee faszinierte sie viel mehr als die Schildkonfigurationen.

Die geheimnisvollen Wege der Inspiration hatten sie zu einer revolutionären Möglichkeit geführt. Vor ihrem geistigen Auge zeichneten sie sich in gewaltigen, atemberaubenden Maßstäben ab. Ein kalter Schauer lief ihr über den Rücken.

Obwohl sie die mathematischen Probleme noch nicht lösen konnte, die mit ihrer Idee verbunden waren, spürte sie deutlich, dass sich die Holtzmanschen Feldgleichungen zu etwas viel Größerem erweitern ließen. Während sich der Wissenschaftler auf seinen Lorbeeren ausruhte, wollte Norma neue Regionen erkunden.

Sie hatte beobachtet, wie der Holtzman-Effekt den Raum verzerrte und ein Schildfeld erzeugte, und nun war sie überzeugt, dass sich das Gewebe des Raumes *falten* ließ, wodurch eine Abkürzung durch das Universum eröffnet wurde. Wenn sich dieses Kunststück praktisch bewerkstelligen ließ, musste es möglich sein, in Sekundenschnelle gewaltige Entfernungen zurückzulegen. Mit dieser Methode ließen sich zwei beliebige Punkte verbinden, ganz gleich, wie weit sie räumlich voneinander entfernt waren.

Wir können den Raum falten.

Aber eine solche phantastische Idee konnte sie nie entwickeln, wenn Tio Holtzman sie ständig behinderte. Norma Cenva musste im Geheimen daran weiterarbeiten ...

122

Es ist recht offensichtlich, dass unsere Probleme nicht durch unsere Erfindungen entstehen, sondern durch die Art und Weise, wie wir unsere komplexen Spielzeuge einsetzen. Die Schwierigkeiten liegen nicht in der Hard- oder Software, sondern in uns selbst.

Barbarossa, *Anatomie einer Rebellion*

In den vergangenen tausend Jahren hatte die Menschheit nie eine derart mächtige und geballte militärische Streitmacht versammelt. Die Welten der Liga entsandten kleine und große Schiffe aus ihren Flotten: schwerfällige Schlachtschiffe, mittelgroße Kreuzer, Zerstörer und Geleitschiffe, Hunderte von Shuttles, Tausende von Kindjals und Patrouilleneinheiten. Viele waren mit Atomwaffen bestückt ... in so großer Zahl, dass die Erde gleich dreimal komplett vernichtet werden konnte.

Segundo Xavier Harkonnen erhielt das Kommando über die Operation, die immerhin sein geistiges Kind war. Die Flotte, die sich aus planetaren Verteidigungsstaffeln, Milizen und Einsatztruppen zusammensetzte, vereinigte sich zu einer Armada, die innerhalb von drei Monaten im Orbit um Salusa Secundus gesammelt wurde. Wartungsteams verzierten jedes Schiff mit dem Symbol der offenen Hand, dem Zeichen für die Liga der Edlen.

Die Munitionsfabriken in der Vertree-Kolonie, auf Kominder und Giedi Primus hatten ihre Kapazitäten bis zum Letzten ausgeschöpft und rund um die Uhr gearbeitet. Der gnadenlose Produktionsplan sollte auch während des langen Fluges fortgesetzt werden, da die Armada zweifellos schwere Verluste im Kampf gegen den Terra-Omnius erlei-

den würde. Sie würden ständig Ersatz benötigen – so lange, bis der Krieg vorbei war.

Vor dem Aufbruch der vereinten Armada wurden alle noch übrigen planetaren Streitkräfte auf den Liga-Welten in höchste Alarmbereitschaft versetzt. Selbst wenn es gelang, die Denkmaschinen auf der Erde mit einem Atomschlag zu vernichten, würden die anderen Inkarnationen des Allgeistes zweifellos Vergeltungsaktionen starten.

Die Auslöschung des Terra-Omnius wäre ein dringend benötigter Triumph für die Menschheit, der zu einer Wendemarke in diesem Krieg werden konnte. Vor langer Zeit hatten die freien Menschen zur Abschreckung der Maschinen nukleare Sprengköpfe eingelagert, doch Omnius und seine Cymek-Generäle hatten es lediglich als Bluff der Liga betrachtet. Auf Giedi Primus und anderen Planeten waren die Menschen nicht bereit gewesen, die Massenvernichtungswaffen einzusetzen, sodass die Drohung schließlich keine Wirkung mehr zeigte.

Das würde sich nun ändern.

Die Armada würde beweisen, dass die Menschen jegliche Hemmung aufgegeben hatten. Die nuklearen Explosionen würden einen elektromagnetischen Puls erzeugen, der die exotischen Gelschaltkreise der Denkmaschinen auslöschte. Von nun an musste Omnius mit einer Welle atomarer Angriffe auf die übrigen Synchronisierten Welten rechnen.

Der radioaktive Fallout, ein Albtraum für jegliche menschliche Zivilisation, würde den Planeten noch lange nach dem Schlag unbewohnbar machen. Doch die Strahlung ließ irgendwann nach, und eines Tages würde sich die Erde erholt haben und wieder Leben tragen können. Doch für die Denkmaschinen wäre dann kein Platz mehr.

* * *

Bei höchster erreichbarer Geschwindigkeit dauerte die Reise der vereinten Armada über einen Monat. Xavier wünschte

sich, es gäbe eine Möglichkeit, die Flugzeit abzukürzen. Obwohl sie schneller als die Photonen im freien Raum waren, benötigte die Überwindung der gewaltigen Entfernungen zwischen den Sternen viel Zeit, zu viel Zeit.

Als sich die Streitmacht dem Sonnensystem der Erde näherte, wechselte Segundo Harkonnen mit dem Shuttle von einem Kampfschiff zum nächsten, um die Truppen und Waffen für die bevorstehende Auseinandersetzung zu inspizieren. Auf der Brücke jedes Schiffs sprach er zu den versammelten Soldaten, um sie zu instruieren und zu motivieren.

Das Warten hatte bald ein Ende.

Inzwischen waren knapp die Hälfte der Armada-Schiffe mit Holtzmans Schildgeneratoren ausgestattet, und die Atomwaffen waren auf Einheiten mit und ohne Schilde verteilt worden. Xavier hatte in Erwägung gezogen, etwas länger zu warten, bis mehr Schiffe aufgerüstet waren, dann jedoch entschieden, dass eine zusätzliche Verzögerung mehr Schaden nach sich ziehen konnte, als durch die Installation weiterer Generatoren gewonnen wurde. Außerdem hatten sich einige konservative Aristokraten skeptisch über die kaum erprobte neue Technik geäußert. Sie ließen zwar ihre Städte und Raumstationen durch planetare Störschilde schützen, aber ihre Kriegsschiffe rüsteten sie lieber mit altbewährten und zuverlässigen Systemen aus. Sie waren bereit, die damit verbundenen Risiken zu akzeptieren.

Xavier konzentrierte sich darauf, seine Entschlossenheit bis zum Ende des schrecklichen Kampfes zu bewahren. Nach dem Angriff auf die Erde würde sein Name ohnehin zu heftigen Kontroversen führen, aber er wollte sich dadurch nicht beirren lassen. Für den Sieg war es unumgänglich, die Wiege der Menschheit in Schutt und Asche zu legen.

Würde die Geschichtsschreibung auch nur ein gutes Haar an ihm lassen, wenn der Name Xavier Harkonnen auf ewig mit einer solchen Tragödie verbunden blieb? Selbst

wenn die Maschinen zerstört waren, würde kein Mensch je wieder auf der Erde leben wollen.

* * *

Einen Tag, bevor die mächtige Armada die Erde erreichte, rief Xavier Vorian Atreides auf die Brücke des Ballista-Flaggschiffs. Xavier hatte immer noch kein uneingeschränktes Vertrauen in den ehemaligen Omnius-Kollaborateur, aber er stellte seine persönlichen Bedenken hinter die Interessen der Menschheit zurück.

Immerhin hatte Vor eindrucksvoll bewiesen, dass sein Wissen über die technischen Kapazitäten des Terra-Omnius ihn zu einem wertvollen Verbündeten machte. »Niemand weiß so viel über die Streitmacht der Roboter. Nicht einmal Iblis Ginjo verfügt über einen vergleichbaren Hintergrund, weil er ja nur der Vorarbeiter eines Bautrupps war. Außerdem zieht er es vor, auf Salusa zu bleiben.«

Trotz des Segens, den die Zauberinnen von Rossak dem Sohn des Agamemnon erteilt hatten, konnte Xavier nicht vergessen, dass Vorian freiwillig im Dienst der Maschinen gearbeitet hatte. War er vielleicht doch ein Spion, den Omnius zu ihnen geschickt hatte, oder konnte Vor wirklich Informationen liefern, die es der Armada ermöglichten, Schwachstellen in der Verteidigung der Synchronisierten Welten auszunutzen?

Vorian war gründlich verhört und sogar von Ärzten untersucht worden, die sich mit implantierten Spionagesystemen auskannten. Und niemand hatte etwas Verdächtiges entdeckt. Xavier fragte sich jedoch, ob nicht die Maschinen all diese Vorsichtsmaßnahmen berücksichtigt haben könnten. Vielleicht gab es irgendetwas in seinem Gehirn, ein winziges leistungsfähiges und geschickt getarntes Gerät, das zu einem kritischen Zeitpunkt aktiv wurde und ihn veranlasste, plötzlich etwas gegen die Liga der Edlen zu unternehmen.

Serena hatte gesagt, dass alle Menschen von der Unterdrückung durch die Denkmaschinen befreit werden mussten. Sie hatte darauf gedrängt, dass Xavier mit diesem Mann anfing, indem er ihm eine Chance gab. In ihrem Herzen hielt sie an der Überzeugung fest, dass sich jeder Mensch, der die Ideen der Freiheit und Individualität kennen lernte, sofort gegen die mechanischen Sklavenhalter wandte und sich für die Unabhängigkeit entschied. Und wenn Serena etwas von ihm verlangte, war Xavier nicht in der Lage, es ihr zu verweigern.

»Also gut, Vorian Atreides«, hatte er gesagt. »Ich werde Ihnen die Gelegenheit geben, sich zu bewähren – aber nur unter strengen Auflagen. Sie werden nur zu bestimmten Bereichen Zutritt haben, und man wird Sie rund um die Uhr beobachten.«

Vor hatte mit einem ironischen Lächeln geantwortet. »Ich bin es gewohnt, ständig beobachtet zu werden.«

Nun standen sich die zwei Männer auf der Brücke des Flaggschiffs gegenüber. Xavier ging auf und ab, während er die Hände hinter dem steifen Rücken verschränkt hatte. Er blickte durch den leeren Raum zwischen dem Schiff und dem strahlenden gelben Stern der Menschenwelt, der mit jeder Stunde größer wurde.

Vor blieb stumm, behielt seine Gedanken für sich und dachte über die sternenübersäte Schwärze nach. »Ich hätte niemals gedacht, dass ich so schnell zurückkehren würde. Und schon gar nicht unter solchen Umständen.«

»Befürchten Sie, dass sich Ihr Vater auf der Erde aufhält?«, fragte Xavier.

Der dunkelhaarige junge Mann trat näher an das breite Fenster heran und starrte dorthin, wo sich ihr Ziel, ein kleiner blauer Planet, befand. »Wenn keine Menschen mehr auf der Erde leben, gibt es für die Titanen eigentlich keinen Grund mehr, dort zu bleiben. Wahrscheinlich wurden sie inzwischen zu anderen Synchronisierten Welten geschickt.« Er schürzte die Lippen. »Ich hoffe, dass der Terra-Omnius keine größere Streitmacht aus Neo-Cymeks zurückbehalten hat.«

»Warum? Mit unserer Feuerkraft können wir sie genauso mühelos vernichten.«

Vor warf ihm einen skeptischen Blick zu. »Weil sich Denkmaschinen und Roboterschiffe auf *vorhersehbare* Weise verhalten, Segundo Harkonnen. Wir wissen genau, wie sie reagieren werden. Cymeks hingegen handeln impulsiv und irrational. Es sind Maschinen mit menschlichen Gehirnen und dadurch unberechenbar. Wir wissen nicht, was ihnen in den Sinn kommen könnte.«

»Also sind sie genauso wie Menschen«, sagte Xavier.

»Ja, aber sie können wesentlich mehr Unheil anrichten.«

Mit einem grimmigen Lächeln drehte sich der Segundo zu seinem Begleiter um. »Nicht mehr lange, Vorian.« Sie waren ungefähr gleich alt und hatten bereits ein ereignisreiches Leben hinter sich. »Vom heutigen Tag an muss sich das Universum damit abfinden, dass auch wir dazu fähig sind, großes Unheil anzurichten.«

* * *

Die Armada zog sich wie eine Sturmwolke um die Erde zusammen. Piloten hasteten durch die Schiffskorridore zu ihren Kampfjägern, um sie startbereit zu machen. Schlachtschiffe und Zerstörer spuckten Schwärme von Kindjals, Bombern und Erkundungseinheiten aus. Die schnellen Späher bestätigten und aktualisierten die Daten, die Vorian Atreides zur Verfügung gestellt hatte.

Die Wiege der Menschheit war eine blau-grüne, mit zarten Wolkenschleiern betupfte Kugel. Xavier Harkonnen betrachtete den bemerkenswerten Planeten. Auch wenn diese Welt von Maschinen verseucht war, wirkte sie ursprünglich, unberührt und zerbrechlich.

Doch schon bald würde die Erde nur noch ein schwarzer lebloser Schlackehaufen sein. Trotz allem, was er den Skeptikern und Gegnern seines Plans erwidert hatte, fragte sich Xavier, ob er jemals auf einen solchen Sieg stolz sein konnte.

Er nahm einen tiefen Atemzug, ohne den Blick vom Planeten abzuwenden, dessen Bild leicht flimmerte, weil ihm Tränen in den Augen standen. Er musste seine Pflicht erfüllen.

Xavier übermittelte seine Befehle an die Flotte. »Beginnen Sie mit der totalen nuklearen Bombardierung.«

123

Ursprünglich sollte die Technik die Menschheit von den Bürden des Lebens befreien. Stattdessen hat sie neue Bürden geschaffen.

Tlaloc, *Zeit der Titanen*

Omnius' Sensoren an den Grenzen des Systems hatten die Invasionsflotte entdeckt. Der Allgeist staunte über die unvorhersehbare Kühnheit der ungezähmten Menschen und die gewaltige Zahl und Feuerkraft der Schiffe. In den vergangenen Jahrhunderten hatten sich die Hrethgir hinter ihren Verteidigungswällen verschanzt und sich nie in die von den Maschinen beherrschten Raumsektoren vorgewagt. In allen strategischen Simulationen hatte es keinen Hinweis auf die Möglichkeit eines solchen Angriffs auf die Synchronisierten Welten gegeben.

Über Bildschirme und Terminals im gesamten Netzwerk der Stadt sprach Omnius zu den Robotern, die mit der Reparatur der Schäden beschäftigt waren, die durch den gescheiterten Sklavenaufstand verursacht worden waren. Er hätte seine Strategie gerne mit Erasmus besprochen – der trotz seiner zahlreichen Mängel fähig zu sein schien, irrationales menschliches Verhalten bis zu einem gewissen Grad nachzuvollziehen. Doch der eigenwillige Roboter befand sich außer Reichweite, seit er sich auf den fernen Planeten Corrin geflüchtet hatte.

Sogar seine noch übrigen Titanen, die ihm gelegentlich die Hintergründe menschlicher Reaktionen erklären konnten, waren zu potenziellen Unruheherden entsandt worden, um zu verhindern, dass die Revolte auf andere Welten übergriff. Also fühlte sich der Allgeist allein gelassen und verunsichert.

Als Omnius die Sensordaten auswertete, stellte er fest, dass die Raumschiffe offenbar mit nuklearen Sprengköpfen ausgerüstet waren. Auch das war ein völlig unerwarteter Aspekt! Er rechnete die Situation mehrmals durch, doch sämtliche Szenarien ergaben für ihn äußerst ungünstige Resultate. Wäre der Computer ein Mensch gewesen, hätte man seine Reaktion als »schockiert und fassungslos« beschreiben müssen.

Da er sich nicht über seine eigenen Extrapolationen hinwegsetzen konnte, fielen die Maßnahmen des Terra-Omnius entsprechend aus. Er startete sämtliche Roboterschiffe, die einen Verteidigungsring bilden sollten, der die Schlachtschiffe der Liga daran hindern würde, bis zur Erde vorzustoßen. Außerdem schickte er einen Schwarm Wächteraugen in den Weltraum, damit er die Auseinandersetzungen aus den unterschiedlichsten Perspektiven verfolgen konnte. Einen Teil seiner Rechenkapazität benutzte er dazu, über fünftausend alternative Simulationen durchzuspielen, bis er überzeugt war, die richtige Taktik für seine Roboterflotte gewählt zu haben.

Aber Omnius wusste noch nichts von Holtzmans neuen Schilden.

Als die Denkmaschinen Projektile und Sprengkörper auf die erste Reihe der Armada-Schiffe abfeuerten, prallte der Gegenangriff wirkungslos ab. Die Explosionsenergie verteilte sich im Weltraum, aber die Schlachtschiffe der Liga rückten unbeirrt weiter vor.

Die Robotereinheiten formierten sich um und warteten auf modifizierte Anweisungen, während Omnius sich mit glühenden Gelschaltkreisen bemühte, die Situation zu verstehen.

Die ersten Hrethgir-Bomber drangen in die Atmosphäre ein, Hunderte von Kampfjägern unterschiedlichster Bauart, die sich der Oberfläche näherten. Jedes Schiff führte einen altertümlichen Atomsprengkopf mit sich.

Omnius stellte neue Berechnungen an. Zum ersten Mal wurde er mit der Tatsache konfrontiert, dass seine

Vernichtung zu einer realistischen Möglichkeit geworden war.

* * *

Vorian Atreides war mit einem kleinen Jäger gestartet, einem salusanischen Kindjal, der über einen Schild und zusätzliche Bewaffnung verfügte. Atomwaffen hatte er nicht an Bord – so weit wollte Segundo Harkonnen ihm nicht vertrauen –, aber er konnte seinen Kollegen Deckung geben und dafür sorgen, dass die mit Sprengköpfen beladenen Bomber ihre Mission erfüllten.

Dies war etwas ganz anderes als seine Pflichten in der *Dream Voyager*.

Segundo Harkonnen wäre es am liebsten gewesen, wenn er an Bord des Flaggschiffs geblieben wäre, wo er niemandem im Weg war und taktische Ratschläge erteilen konnte. Aber er hatte inständig darum gebeten, sich persönlich am Kampf gegen Omnius beteiligen zu dürfen. Als Sohn des Agamemnon hatte Vor bereits umfangreiche Informationen über die Kriegsschiffe der Denkmaschinen geliefert, von den eingebauten Waffen bis zur Triebwerksleistung. Jetzt war es an der Zeit, dieses Wissen in die Tat umzusetzen.

»Bitte«, hatte er zu Xavier gesagt. »Ich habe Ihnen Serena sicher zurückgebracht. Allein aus diesem Grund sollten Sie mir meinen Wunsch erfüllen.«

Die schmerzerfüllte Miene des Offiziers hatte Vor verraten, dass Xavier sie immer noch liebte. Der Segundo kehrte ihm den Rücken zu, als wollte er seine Gefühle vor ihm verbergen. »Dann nehmen Sie sich ein Schiff. Stürzen Sie sich in den Kampf, aber kehren Sie lebend zurück. Ich glaube nicht, dass Serena es ertragen würde, nach all den Tragödien auch noch Sie zu verlieren.« Es waren die ersten freundlichen Worte gewesen, die Vor von diesem rätselhaften Mann gehört hatte. Und zum ersten Mal hatte jemand angedeutet, dass er Serena möglicherweise nicht gleichgültig war.

Schließlich blickte sich Xavier über die Schulter zu ihm um und lächelte zurückhaltend. »Missbrauchen Sie mein Vertrauen nicht.« Vor war sofort zu den Hangars des Flaggschiffs gestürmt und hatte sich einen Kindjal ausgesucht ...

Nun raste die menschliche Streitmacht auf den Zentralkomplex des Omnius-Computers zu. Die Denkmaschinen griffen die verstreuten Armada-Schiffe mit selbstmörderischer Entschlossenheit an und zerstörten Hunderte von Bombern, Patrouillen und Kindjals, die nicht durch Schilde geschützt waren. Einige Schilde versagten, weil die Generatoren zu heiß wurden oder schlecht installiert worden waren, worauf die Schlacht noch erbarmungsloser wurde. Vor flog mitten im Getümmel.

Dann entdeckte er im Durcheinander des Luftkampfs ein langsameres Schiff der Denkmaschinen, das von der Oberfläche aufstieg und von einem dichten Schwarm aus automatischen Einheiten gedeckt wurde. Es bewegte sich durch die Angreifer der Armada hindurch und wich einer direkten Konfrontation aus.

Es wollte sich unbemerkt davonstehlen.

Vor kniff die Augen zusammen. Aus welchem Grund war ein einzelnes Roboterschiff in einer solchen Situation auf dem Weg in den Weltraum? Omnius hätte eigentlich sämtliche Einheiten in die Schlacht werfen müssen. Der Instinkt des jungen Mannes sagte ihm, dass sie dieses Schiff nicht ignorieren sollten.

Er konzentrierte sich wieder auf den Kampf und feuerte seine Waffen ab. Die Energiegeschosse zerstörten mehrere Roboterschiffe und beschädigten ein paar weitere, wodurch vier weitere Armada-Bomber durchkamen.

Die ganze Zeit setzte das einzelne Schiff den Fluchtkurs fort. Inzwischen war es hoch über ihm und hatte die Kampfzone hinter sich gelassen. Welchen Plan verfolgte Omnius mit diesem Manöver? Was hatte das Schiff an Bord? Keine der anderen Armada-Einheiten schien es zu bemerken.

Vor wusste, dass er etwas tun musste. Diese Sache war wichtig – er spürte es in seinen Eingeweiden.

Segundo Harkonnen hatte ihm die strikte Anweisung erteilt, die Jäger mit den Sprengköpfen zu begleiten, bis sie ihre atomare Fracht entladen hatten. Aber in der Hitze des Gefechts konnten sich neue Voraussetzungen ergeben. Außerdem war er keine Maschine, die ihren Befehlen blind gehorchte. Er konnte improvisieren.

Während er weiter beobachtete, wie das Roboterschiff durch die dünner werdende Ionosphäre aufstieg, kam ihm plötzlich die Erkenntnis, was es damit auf sich haben musste. Es war ein *Update-Schiff*, das eine vollständige Kopie des Terra-Omnius mit sich führte, sämtliche Daten und Gedanken des Allgeistes im Augenblick des Angriffs! Außerdem musste es eine vollständige Aufzeichnung und Auswertung der Sklavenrevolte enthalten – und den Befehl, sämtliche Menschen auszulöschen.

Wenn die anderen Omnius-Inkarnationen mit diesen Informationen aktualisiert wurden, wären alle Synchronisierten Welten gewarnt! Sie konnten eine Verteidigungsstrategie gegen künftige Angriffe der Liga entwickeln.

Das durfte Vor nicht zulassen. »Ich habe etwas anderes zu erledigen«, übermittelte er den Piloten seiner Staffel. »Dieses Roboterschiff darf nicht entkommen.« Er entfernte sich von den Bombern und riss seinen Kindjal nach oben.

Vor hörte, wie die Piloten protestierten, die er eigentlich beschützen sollte. »Was fällt Ihnen ein?« Ein Roboterschiff nutzte die Lücke in der Verteidigung aus und feuerte auf die Armada-Schiffe.

»Das ist ein Update-Schiff! Es hat eine Kopie von Omnius an Bord!« Er wich weiter von seinem ursprünglichen Kurs ab, während sich zwei Gegner näherten. Seine Kameraden verfluchten ihn, als die Roboter das Feuer eröffneten. Die Schiffe der Menschen hatten kaum eine Chance. Doch Vor biss die Zähne zusammen. Er wusste, dass seine Entscheidung moralisch und taktisch richtig war.

Nun wurde er auch von anderen Piloten beschimpft, die seinen Alleingang beobachteten. »Feigling!«

»Verräter!«

»Ich erkläre es Ihnen später«, erwiderte Vor resigniert. Dann schaltete er sein Komsystem ab, damit er sich ganz auf sein Ziel konzentrieren konnte. Vermutlich würden die Menschen ihm als ehemaligen Diener der Denkmaschinen immer mit Misstrauen begegnen. Doch der Argwohn und die Vorwürfe konnten ihn nicht beirren. Er hatte eine Aufgabe zu erfüllen.

Kurz darauf hatten Omnius' Einheiten einen der von ihm im Stich gelassenen Bomber abgeschossen. Doch dann traf Verstärkung der Armada ein und erledigte zwei der Maschinenschiffe. Die übrigen Kampfjäger setzten den Anflug fort.

Am Himmel der Erde kreuzten sich die Ionenspuren kleiner und großer Armada-Einheiten, die nukleare Sprengköpfe wie Getreidesaat ausbrachten. Die Verteidiger feuerten auf die fallenden Atomwaffen und ließen sie in der Luft explodieren. Wolken aus radioaktiven Trümmern breiteten sich aus. Dadurch wurden die empfindlichen Zünder gestört und die nukleare Kettenreaktion verhindert.

Trotzdem mussten etliche der Atomwaffen ins Ziel gehen.

* * *

Auf dem Höhepunkt der Schlacht gingen dem Terra-Omnius die realisierbaren Möglichkeiten aus. Die Armada-Flotte fiel wie ein Schwarm von Killerinsekten über die Erde her, und die Verteidigung der Roboter opferte sich, indem die Schiffe einfach in die Kindjal-Staffeln hineinrasten.

Segundo Harkonnen wurde sehr schnell klar, dass nur die Einheiten, die durch Holtzman-Schilde geschützt waren, eine Überlebenschance hatte. Einige Generatoren waren ausgefallen, wodurch es selbst in dieser Gruppe zu Verlusten gekommen war. Aber jetzt gab es kein Zurück mehr.

Die zwanzig größten Schlachtschiffe der Armada hingen im stationären Orbit und entließen immer mehr Staffeln aus kleinen Angreifern, sodass sich der Atomwaffenvorrat der Liga allmählich leerte. Gleichzeitig gingen fünf Zerstörer nieder und schleusten nukleare Lenkraketen aus. Die Ziele

waren so gewählt, dass sich ein dichtes Muster aus Explosionen ergab, in denen alle Substationen des Allgeistes vernichtet wurden.

In einem letzten Vergeltungsangriff konzentrierten sich KI-Projektile auf die großen Ballistas. Es waren Bomben, die von Computern ins vorprogrammierte Ziel gesteuert wurden. Sie ignorierten die kleineren Bomber und Kindjals und passten sich jedem Ausweichmanöver an, das die Captains der Schlachtschiffe ausprobierten. Sie ließen sich nicht einmal von Ködern beirren, die zur Ablenkung der Roboter abgefeuert wurden.

Im Zielkreuz der Bomben stand Xavier Harkonnen auf der Brücke des Flaggschiffs. Er hielt sich am Geländer fest und sprach ein Stoßgebet an das Genie Tio Holtzman. »Wollen wir hoffen, dass die sich überlappenden Schilde halten. Achtung!«

Sechs selbstgesteuerte Projektile schlugen mit beinahe relativistischer Geschwindigkeit in die Schutzbarrieren der Ballistas und detonierten. Doch die schimmernden Schilde hielten.

Vor Erleichterung wurden Xaviers Knie weich. Die Mannschaft des Schiffes jubelte.

Doch den anderen Schiffen der Armada – vor allem denen ohne Schilde – erging es nicht so gut. Obwohl die unterschiedlichen Typen der Liga einen Sperrriegel aus Dauerfeuer schufen, konnten mehrere KI-Projektile durchbrechen. Sie vernichteten jedes ungeschützte Schiff, das von ihnen getroffen wurde. Selbst einer der geschützten Ballistas fiel einer Schwachstelle zum Opfer, als gleichzeitig zwei benachbarte Schildgeneratoren instabil wurden. Im Trommelfeuer der Maschinen konnten mehrere Raketen durch die Lücke stoßen.

Elf der größten Kampfschiffe waren in glühende Trümmerwolken verwandelt worden, in denen es keine Überlebenden gab. Nur acht der Schlachtschiffe, die allesamt über Holtzman-Schilde verfügten, waren noch intakt. Ein beträchtlicher Prozentsatz der Gesamtflotte war inzwischen vernichtet worden.

Erschüttert verfolgte Xavier die Katastrophe. Er ballte die Hände zu Fäusten, während er seine Befehle erteilte und sich bemühte, seine Truppen mit fester Stimme anzusprechen. Seine Finger fühlten sich klebrig an – vom Blut der hunderttausend Soldaten, die er an diesem schrecklichen Tag bereits geopfert hatte.

Mit wütender Enttäuschung beobachtete er, wie Vorian Atreides vom Schlachtfeld floh. Wenigstens hatte der verfluchte Abkömmling des Agamemnon nur einen Kindjal mitgenommen, sodass der Segundo sich die Zeit und Mühe ersparen wollte, ihn zu verfolgen. Auf Salusa würde Xavier den Deserteur zur Rechenschaft ziehen. Falls sie lebend zurückkehrten. *Der verdammte Verräter!* Xavier hatte ihn die ganze Zeit richtig eingeschätzt.

Die Denkmaschinen eliminierten ein Liga-Schiff nach dem anderen, aber Xavier schickte seine Flotte weiter unerbittlich in den Kampf. Nach so vielen Mühen und Verlusten konnte er sich nicht mehr zurückziehen. Ein Fehlschlag wäre eine Bankrotterklärung für die Seele der Menschheit und das Ende der Freiheit in der Galaxis.

Alles schien auf einen Triumph der Maschinen hinzudeuten. Nur ein Bruchteil der menschlichen Angreifer hatte es geschafft, ihre Ziele zu erreichen und ihre nukleare Bombenlast über den Kontinenten der Erde zu verteilen.

Dann zündeten die ersten Atombomben.

* * *

Vor raste steil empor und behielt das Update-Schiff fest im Auge. Die Beschleunigung presste ihn in den Pilotensitz und verzerrte seine Gesichtszüge zur Fratze. Seine Augen tränten, seine Muskeln waren straff gespannt. Aber er ließ nicht locker. Inzwischen hatte das einzelne Omnius-Schiff die Atmosphäre verlassen und entfernte sich von den vereinten Armada-Streitkräften.

Unter ihm detonierten Atomwaffen in einer Abfolge greller nuklearer Blüten, die den Himmel erleuchteten, die Kon-

tinente sterilisierten und in sämtlichen Gelschaltkreisen jegliche Aktivität erlöschen ließen ..

Vor erhöhte die Geschwindigkeit des Kindjals und überlegte sich eine Überraschungstaktik, weil er wusste, dass das Update-Schiff von einem unflexiblen Roboter gesteuert wurde. Er war der methodischen Vorstellungskraft jeder Denkmaschine weit überlegen.

Beide Schiffe entfernten sich von der umkämpften Erde. Überall auf der kleiner werdenden blau-grünen Kugel hinter ihnen blitzten grellweiße Feuerbälle auf, die Vor in den Augen schmerzten. Der nukleare Sturm über den Landmassen schien die Aufmerksamkeit der Armada abgelenkt zu haben, sodass niemand mehr auf Vors Kindjal achtete. Niemand erkannte die überragende Wichtigkeit seines Tuns.

Das Update-Schiff verließ die Ekliptik und entwickelte immer mehr Tempo. Der Robotercaptain konnte Beschleunigungskräfte aushalten, die kein Mensch überleben würde. Trotzdem raste Vorian ihm hinterher, am Rande der Bewusstlosigkeit. Unter dem Andruck konnte er kaum noch atmen. Sein Kindjal war schneller als das für Langstreckenflüge konzipierte Update-Schiff, sodass er den Abstand verringern konnte. Mit Händen, die mehrere hundert Kilogramm zu wiegen schienen, aktivierte er die Waffensysteme seines Kampfjägers.

Bei der Schlacht um die Erde hatte Vor ein Dutzend Maschineneinheiten vernichtet, aber in diesem Fall wollte er das Ziel lediglich manövrierunfähig schießen. Ähnlich wie die *Dream Voyager* war es zweifellos nur schwach gepanzert. Er wollte das Schiff im Weltraum aufbringen und entern.

Als sein Ziel in Reichweite kam – hoch über der Ebene des Planetensystems und am Rand der Kometenwolke –, reagierte der Robotercaptain mit vorhersehbaren Ausweichmanövern.

Vor eröffnete das Feuer. Seine präzisen Schüsse beschädigten die Triebwerksdüsen, sodass eine Energieüberladung in der Treibstoffzufuhr drohte. Da die Reaktionshitze nicht

mehr richtig abgeleitet werden konnte, musste das Schiff entweder explodieren oder abgeschaltet werden.

Als der verwundete Gegner langsamer wurde und abrupt den Kurs änderte, setzte Vor ihm zwei Warnschüsse vor den Bug. Die Schockwellen warfen das Update-Schiff aus der Bahn. »Ergeben Sie sich und lassen Sie sich entern!«

Der Roboter gab eine erstaunlich sarkastische Antwort. »Mir sind die unterschiedlichen Körperöffnungen eines Menschen durchaus bekannt. Daher schlage ich vor, dass Sie einen Energieleiter nehmen und ihn dort hineinschieben, wo ...«

»Alter Blechgeist?«, rief Vor. »Lass mich an Bord kommen. Ich bin's, Vorian Atreides.«

»Das kann nicht sein. Vorian Atreides würde niemals auf *mich* schießen!«

Vor übermittelte ihm sein Bild. Es überraschte ihn nicht, dass Seurat der Captain eines anderen Update-Schiffes geworden war, da Omnius nur selten von seiner Routine abwich. Seurats ovales Spiegelgesicht antwortete mit einem deftigen Fluch, den Vor häufig nach einer Niederlage in einem Strategiespiel benutzt hatte.

Vor koppelte seinen Kindjal an das beschädigte Schiff an. Er war sich des Risikos bewusst, als er durch die Hauptschleuse einstieg und sich auf den Weg zur Kommandobrücke machte.

124

Meine Definition einer Armee? Eine Schar gezähmter Mörder, was sonst?

General Agamemnon, *Memoiren*

Aus den Tiefen seiner weit verstreuten Zitadellen der Macht wachte der Omnius-Allgeist über die Erde. Seine mobilen und stationären Augen zeichneten jedes Detail des kühnen Angriffs der Menschen auf. Er sah, wie sich das Schlachtenglück wendete.

Omnius studierte die Flugbahnen der mehreren tausend anrückenden Raumschiffe und zählte, wie viele davon durch seine Verteidigungsflotten zerstört wurden.

Trotzdem kamen etliche Atomwaffen durch.

Mit einer separaten Kalkulationsroutine führte Omnius über seine verlorenen Schiffe Buch. Für sich genommen war jede dieser Robotereinheiten entbehrlich und konnte jederzeit durch seine Produktionsanlagen ersetzt werden. Zum Glück war Seurats Update-Schiff durch die Reihen der angreifenden Hrethgir geschlüpft und hatte sich in die äußeren Regionen des Sonnensystems geflüchtet. Seine lebenswichtigen Gedanken und Entscheidungen würden nun die anderen Synchronisierten Welten erreichen.

Trotz der immensen Rechenleistung, die er für die Beantwortung der dringendsten Frage aufwandte, hatte Omnius immer noch keine Lösung für die Krise gefunden, als die ersten atomaren Sprengköpfe über ihm detonierten. Die in der Luft explodierenden Nuklearwaffen erzeugten elektromagnetische Pulse, die sich über die Oberfläche der Erde verbreiteten. Die Energiewellen löschten blitzartig jeden Gelschaltkreis und jeden Computergeist aus, als würde ein

Funke auf ein mit Benzin getränktes Papiertuch fallen und es verpuffen lassen.

Der Terra-Omnius befand sich mitten in einem bedeutenden Gedankengang, als die Schockwelle ihn verbrannte.

* * *

Früher hatte der leidlich humoristisch veranlagte Robotercaptain keine Individualwaffen getragen. Vor hingegen hatte einen elektronischen Störsender dabei, der auf kurze Distanz Schaltkreise lahmlegte, ein Gerät für den Nahkampf gegen Denkmaschinen.

»Also bist du schließlich doch zu mir zurückgekehrt«, sagte Seurat. »Langweilen dich die Menschen bereits? Sie sind längst nicht so interessant wie ich, nicht wahr?« Er simulierte ein raues Lachen, das Vor schon viele Male gehört hatte. »Wusstest du, dass dein Vater dich als Verräter betrachtet? Vielleicht tut es dir jetzt furchtbar Leid, dass du mich deaktiviert und die *Dream Voyager* gestohlen hast, bevor du ...«

»Nichts dergleichen, alter Blechgeist«, sagte Vor. »Dies ist ein weiteres Spiel, das du gegen mich verloren hast. Ich darf nicht zulassen, dass du dieses Update auslieferst.«

Seurat lachte wieder. »Ach ja, die Menschen und ihre seltsamen Ideen.«

»Trotzdem bleiben wir auch in hoffnungslosen Fällen hartnäckig.« Vor hob den Störsender. »Und manchmal gewinnen wir schließlich doch.«

»Du warst mein Freund, Vorian«, sagte Seurat. »Erinnerst du dich an die vielen Witze, die ich dir erzählt habe? Ich habe sogar einen neuen für dich. Was bekommt man, wenn man das Gehirn eines Maulesels in einen Cymek ...?«

Vor aktivierte den Störsender. Zuckende Entladungen schossen wie dünne Drähte aus dem Gerät und hüllten Seurats gelenkigen Körper aus organischer Polymerhaut und Stützfasern ein. Der Roboter zitterte, als hätte er einen epileptischen Anfall. Vor hatte die Leistung so eingestellt, dass der Angriff Seurats Systeme deaktivierte, ohne dass sein Ro-

botergehirn zerstört wurde. Alles andere wäre einem Mord gleichgekommen.

»Der Witz geht auf deine Kosten, alter Freund«, sagte er. »Tut mir Leid.«

Während Seurat erstarrt an der Konsole des Captains stand, durchsuchte Vor das Update-Schiff, bis er die versiegelte Gelsphäre gefunden hatte, die eine komplette Aufzeichnung aller Gedanken enthielt, die der Terra-Omnius kurz vor dem Überfall der Armada gedacht hatte.

Vor nahm die schimmernde Datensphäre in die Hand und warf einen letzten Blick auf seinen gelähmten Roboterfreund, dann verließ er das angeschlagene Update-Schiff und versiegelte die Luke von außen. Er brachte es nicht übers Herz, es zu vernichten. Zumindest stellte das Schiff nun keine Bedrohung für die Menschheit mehr dar.

Vor entfernte sich mit dem Kindjal und ließ das Raumschiff der Denkmaschinen im Vakuum des Weltraums treibend zurück. Ohne Energie und Steuerung würde es immer weiter von der Erde fortdriften, bis es sich in der eisigen Kometenwolke des Sonnensystems verlor.

* * *

Anschließend, während die Erde im Schein der Atombrände glühte, versammelte Segundo Harkonnen die verstreuten Überreste seiner Angriffsflotte. Sie hatten gewaltige Verluste erlitten, viel mehr, als sie erwartet hatten.

»Es wird Monate dauern, nur die Namen all jener niederzuschreiben, die hier ihr Leben ließen, Cuarto Powder«, sagte Xavier zu seinem Adjutanten. »Und noch viel länger, um alle zu betrauern.«

»Alle feindlichen Schiffe und Anlagen sind zerstört, Sir«, erwiderte Powder. »Wir haben unser Ziel erreicht.«

»Ja, Jaymes.« Doch er empfand keine Freude über diesen Sieg. Er war nur traurig. Und wütend auf Vorian Atreides.

Als Agamemnons Sohn schließlich aus dem Weltraum zurückkehrte, schickte der Segundo ihm eine Staffel Kind-

jals entgegen, die ihn unter schwerer Bewachung zurückbegleiten sollten. Voller Zorn schaltete er die Holtzman-Schilde ab, damit Vorians Schiff eingeschleust werden konnte. Etliche Piloten hätten ihn am liebsten abgeschossen, als sein Schiff in Reichweite kam, doch Xavier ließ es nicht zu. »Wir werden den Hund wegen Fahnenflucht vor Gericht stellen, vielleicht sogar wegen Hochverrat.«

Segundo Harkonnen betrat den Hangar auf dem untersten Deck des Ballista-Flaggschiffs, wo die Kampfjäger mit Kränen auf Gleitschienen an Bord geholt wurden. Alle Geräte wurden manuell von Menschen gesteuert.

Der schlanke, dunkelhaarige Vorian stieg aus seinem ramponierten Schiff und erweckte zu Xaviers Überraschung den Eindruck eines stolzen Siegers. Diese Dreistigkeit! Uniformierte Piloten nahmen ihn in ihre Mitte und untersuchten ihn grob auf Waffen. Der ehemalige Maschinendiener schien sich über diese Behandlung zu wundern und protestierte, als sie ihm ein kleines Paket und seine Handwaffe abnahmen.

Zu Xaviers Erstaunen hellte sich seine Miene auf, als er den Offizier sah. »Der Terra-Omnius konnte also zerstört werden? Der Angriff war ein Erfolg?«

»Auch ohne Ihre Mitwirkung«, sagte Xavier. »Vorian Atreides, ich befehle, dass Sie für die Dauer des Rückflugs nach Salusa Secundus unter Arrest gestellt werden. Dort werden Sie sich vor einem Tribunal der Liga für Ihre Feigheit verantworten müssen.«

Doch der junge Mann wirkte überhaupt nicht eingeschüchtert, sondern lediglich verblüfft. Er deutete auf das Paket, das einer der Wachmänner in der Hand hielt. »Dann sollten wir dem Tribunal vielleicht auch das hier zeigen.«

Vor blieb argwöhnisch, aber er grinste, als Xavier die Plazverpackung öffnete und einen metallisch schimmernden Ball herausnahm, der aus zähflüssigem Silber zu bestehen schien.

»Das ist eine vollständige Omnius-Kopie«, sagte Vor. »Ich habe ein Update-Schiff verfolgt und aufgebracht, das damit

fliehen wollte.« Er zuckte die Achseln. »Wenn es mir entkommen wäre, hätten alle anderen Omnius-Inkarnationen die kompletten Informationen über unseren Angriff erhalten. Trotz unserer vielen Todesopfer hätte Omnius nichts verloren, und die anderen Synchronisierten Welten wüssten von unseren Holtzman-Schilden und welche Taktik wir eingesetzt haben. Die gesamte Operation wäre sinnlos gewesen. Aber ich habe das Update-Schiff aufgehalten.«

Xavier sah Vor verdutzt an. Die Oberfläche der Sphäre gab dem Druck seiner Finger nach, als wäre sie lebendes Gewebe. Die Liga hatte nie mit einem solchen Bonus gerechnet. Allein für diese kleine Kugel hätte sich der großmaßstäbliche Angriff auf die Erde gelohnt. Und die schrecklichen Verluste an Menschenleben. Falls Vor die Wahrheit sagte.

»Ich bin überzeugt, dass der Geheimdienst der Liga für dieses Geschenk ein Fass aufmachen wird«, sagte Vor strahlend. »Ganz zu schweigen von der Tatsache«, fügte er mit einem Augenzwinkern hinzu, »dass Omnius eine sehr wertvolle Geisel für uns abgeben würde.«

* * *

Die angeschlagenen Schiffe der vereinten Armada verließen das Sonnensystem, in dem sich nun keine menschenfeindlichen Denkmaschinen mehr befanden.

Vor warf einen letzten Blick auf die verwundete Erde und erinnerte sich an die üppigen blau-grünen Landschaften und weißen Wolken. Dieser Planet war einst eine sagenhaft schöne Welt gewesen, die Geburtsstätte der Menschheit, ein Paradies voller Naturwunder.

Doch als Xavier der Flotte befahl, auf Heimatkurs zu gehen, war der Planet nur noch ein radioaktiver Schlackehaufen. Es würde sehr lange dauern, bis hier wieder Leben existieren konnte.

125

Die Logik, die für ein endliches System gilt, ist nicht zwangsläufig für ein unendliches Universum gültig. Theorien sind genauso wie Lebewesen nicht beliebig anpassungsfähig.

Erasmus, aus geheimen Aufzeichnungen
in den Datenbanken von Omnius

Die Anlage der Villa auf Corrin folgte einem ähnlichen Muster wie das Gegenstück, das der Roboter auf der Erde errichtet hatte. Sowohl der Wohnbereich als auch der Laborkomplex gingen auf die kreativen Vorstellungen von Erasmus zurück. Die Sklavenbaracken hinter dem hohen Hauptgebäude waren von soliden Sandsteinmauern mit gusseisernen Toren umgeben, die zusätzlich durch Elektrostacheldraht und Energiefelder gesichert waren.

Hier fühlte er sich zu Hause. Erasmus freute sich schon darauf, bald mit seiner Arbeit zu beginnen.

In der Umzäunung wimmelte es vor Menschen. Fast eintausend schwitzende Körper führten Routinearbeiten unter einer roten Riesensonne aus, die wie ein gewaltiger Blutfleck am Himmel hing. Es war ein besonders heißer Nachmittag, aber die Sklaven legten keine Ruhepause ein und beklagten sich nicht, weil sie genau wussten, dass die Roboter sie sofort bestrafen würden.

Die gebildete Denkmaschine beobachtete die Arbeiten von einem Glockenturm im südlichen Quadranten des Anwesens aus. Es war einer von Erasmus' Lieblingsplätzen. Unter ihm brachen zwei alte Männer in der sengenden Hitze zusammen, und einer ihrer unterdrückten Kameraden eilte herbei, um ihnen wieder aufzuhelfen. Damit war der Tatbestand dreier strafbarer Verletzungen der Arbeitspflicht

erfüllt: zweimal durch körperliches Versagen und einmal durch unzulässige Hilfeleistung. Die Gründe spielten keine Rolle.

Erasmus hatte bemerkt, dass die Sklaven zunehmend unruhig wurden, wenn er ihre Vergehen *nicht* unverzüglich bestrafte. Es amüsierte ihn zu beobachten, wie die Hoffnung und Angst unter ihnen größer wurden, bis die Unruhe dazu führte, dass sie noch mehr Fehler machten. Die Menschen verhielten sich auf Corrin genauso wie auf der Erde, und er war froh, dass er seine Experimente und Studien ohne Unterbrechung fortsetzen konnte.

Er drückte auf einen Knopf, worauf automatische Waffen wahllos in die Umzäunung feuerten. Dutzende von Sklaven wurden getötet oder verletzt. Verwirrt und verängstigt versuchten die Überlebenden zu entkommen, aber nirgendwo gab es Deckung. Die Zäune waren hoch und standen unter Strom. Einige Gefangene schoben ihre Kameraden nach vorn, um sich zu schützen, während sich andere tot stellten oder unter Leichen versteckten. Erasmus setzte das Feuer fort, aber nun achtete er darauf, dass niemand mehr getroffen wurde.

Ja, es befriedigte ihn, seine Forschungen weiterführen zu können. Es gab noch so viel zu lernen.

Eine Stunde lang schwiegen die Waffen, und die Menschen bewegten sich wieder, aber wesentlich vorsichtiger als zuvor. Sie trugen die Leichen beiseite und kauerten sich dicht gedrängt zusammen. Sie hatten keine Ahnung, was vor sich ging. Einige zeigten offen ihre Wut. Sie fluchten in Richtung der automatischen Waffen und reckten die Fäuste. Erasmus zielte sehr genau und schoss ihnen die Arme ab, einen nach dem anderen. Dann beobachtete er, wie sich die Opfer am Boden wanden. Selbst die tapfersten Menschen konnten zu heulenden und lallenden Idioten werden.

»Wie ich sehe, beschäftigst du dich wieder mit deinen Spielzeugen«, sagte der Corrin-Omnius von einem Bildschirm links von Erasmus im Glockenturm.

»Alles, was ich tue, geschieht zu einem bestimmten Zweck«, erwiderte Erasmus. »Ich lerne ständig dazu.«

Der Corrin-Omnius wusste nicht, wie sehr sich sein Gegenstück auf der Erde bei der Wette mit dem Roboter getäuscht hatte. Erasmus war eine bedeutende Lektion erteilt worden, als er unabsichtlich einen Flächenbrand der Revolution ausgelöst hatte. Aber die Daten hatten gleichzeitig eine ganze Menge neuer Fragen aufgeworfen. Er wollte nicht, dass der Allgeist einen großmaßstäblichen Ausrottungskrieg startete und einen Genozid an allen menschlichen Sklaven auf den Synchronisierten Welten beging – selbst wenn er zu diesem Zweck bestimmte Informationen für sich behalten musste.

Selbst wenn er zu diesem Zweck *lügen* musste.

Eine faszinierende Vorstellung. Erasmus war es nicht gewöhnt, in solchen Begriffen zu denken.

Das Haupttor schwang auf, und Roboterwachen brachten die Toten und Verletzten fort, bevor sie eine neue Gruppe von Sklaven in die Umzäunung trieben. Einer der Neuankömmlinge, ein großer blasshäutiger Mann, wirbelte abrupt herum und attackierte den nächsten Roboter. Er griff nach dessen Strukturfasern und versuchte die geschützten neurelektrischen Schaltkreise zu beschädigen. Er riss sich die Finger blutig, als er eine Versiegelung zerbrach und eine Hand voll Mobilitätskomponenten packte, wodurch die Maschine ins Wanken geriet. Zwei andere Roboter stürzten sich auf den Mann, und in einer makabren Imitation des Sklaven schlug einer seine stählernen Finger in die Brust des Menschen und riss ihm das Herz heraus.

»Sie sind nicht mehr als dumme Tiere«, sagte Omnius abschätzig.

»Tiere sind nicht zu Intrigen und Täuschungen in der Lage«, sagte Erasmus. »Diese Sklaven scheinen sich nicht mehr ohne weiteres in ihr Schicksal zu ergeben. Ich erkenne die Saat der Rebellion, sogar hier.«

»Auf Corrin hätte eine Revolte niemals Erfolg«, sagte Omnius' Stimme.

»Man kann nie alles wissen, mein lieber Omnius - nicht einmal du. Und das ist der Grund, warum wir uns für immer unsere Neugier bewahren müssen. Ich kann zwar das Verhalten von Massen bis zu einem gewissen Grad vorhersagen, aber nicht, was ein bestimmter Mensch im nächsten Augenblick tun könnte. Das ist eine ganz besondere Herausforderung.«

»Es ist völlig offensichtlich, dass Menschen eine einzige Ansammlung von Widersprüchen darstellen. Kein Modell kann ihr Verhalten zuverlässig vorhersagen.«

Erasmus blickte auf die Sklavenbaracken hinunter. »Trotzdem sind sie unsere Feinde. Also müssen wir uns bemühen, sie zu verstehen. Nur dadurch können wir unsere Herrschaft sichern.«

Der Roboter spürte eine seltsame Regung in seinen sensorischen Simulatoren. Wut? Frustration? Impulsiv riss er eine kleine Glocke aus der Befestigung und warf sie auf den Boden des Turmes, wodurch er einen lauten Missklang erzeugte. Er fand diesen Ton ... verstörend.

»Warum hast du die Glocke beschädigt?«, wollte Omnius wissen. »Ich habe dich nie zuvor bei einer so ungewöhnlichen Handlung beobachtet.«

Erasmus versuchte sich über seine Empfindungen Klarheit zu verschaffen. Er hatte gesehen, wie Menschen ähnliche Dinge getan hatten, wie sie aufgestaute Emotionen in einem Wutanfall abbauten. Doch in seinem Fall stellte sich kein Gefühl der Befriedigung ein. »Es war ... nur eins meiner Experimente.«

Erasmus hatte immer noch so viel zu lernen, wenn er das Wesen der Menschen verstehen wollte. Er hoffte, diese Erkenntnis als Sprungbrett benutzen zu können, damit sich die Maschinen noch weiter entwickelten und den Zenit ihrer Existenz erreichten. Er packte die Brüstung des Turmes mit kräftigen stählernen Fingern, brach ein Stück ab und ließ es auf den Platz fallen. »Ich werde es dir später erklären.«

Nachdem er seine Sklaven noch eine Weile beobachtet hatte, wandte er sich wieder dem Bildschirm zu. »Es wäre

unklug, sämtliche Menschen auszulöschen. Stattdessen sollten wir durch effektivere Unterdrückungsmethoden ihren Willen und ihre Fähigkeit zum Widerstand zerstören.«

Der Allgeist, der stets großen Gefallen an den Diskussionen mit Erasmus fand, entdeckte begeistert einen Fehler in seiner Argumentation. »Aber wenn wir das tun, Erasmus, ändern wir dann nicht die fundamentale Natur der Menschen, die du studieren möchtest? Würde der Beobachter nicht das zu Beobachtende beeinflussen?«

»Ein Beobachter nimmt immer Einfluss auf das Experiment. Aber ich würde die Untersuchungsobjekte lieber verändern, als sie zu vernichten. Ich werde meine eigenen Entscheidungen treffen, wenn es um meine Menschen hier auf Corrin geht.«

Schließlich sagte Omnius: »Ich verstehe dich genauso wenig, wie ich die Menschen verstehe.«

»Das weiß ich, Omnius. Das wird immer deine größte Schwäche sein.«

Der Roboter schaute geradezu liebevoll auf seine versklavten Menschen, als seine Wachen die Toten und Verwundeten fortschafften. Erasmus dachte an all die wunderbaren Dinge, die er von dieser Spezies gelernt hatte ... und an die vielen Dinge, die er noch in Erfahrung bringen würde, wenn er die Gelegenheit dazu erhielt. Ihre kollektive Existenz war ein Balanceakt über einem tiefen, dunklen Abgrund, und Erasmus hielt zu ihnen. Er würde sie nicht so schnell aufgeben.

Auf der positiven Seite gab es zu verbuchen, dass während seiner Abwesenheit zwei neue Zwillingspaare geboren worden waren. Wie immer waren die Möglichkeiten unendlich.

126

Ein Menschenleben ist nicht verhandelbar.

Serena Butler

Zu Ehren des bittersüßen Sieges über die Erde hielten die Liga-Welten eine riesige Feier für die heimgekehrten Helden ab und nahmen in einer anrührenden Zeremonie Abschied von ihren Gefallenen.

Die angeschlagenen Schiffe hatten sich in einer langen Reise mühsam nach Hause geschleppt. Schnellere Späher und Kuriere waren vorausgeflogen, um die Neuigkeit nach Salusa Secundus zu bringen und die Liga darauf vorzubereiten, was sie bei der Ankunft der dezimierten Armada zu erwarten hatte.

Doch der Terra-Omnius war vernichtet, und die Denkmaschinen hatten eine schwere Schlappe einstecken müssen. Die Menschen klammerten sich an diesen Triumph.

In der schwülen Luft der Arena schwitzte Vorian Atreides in seiner Galauniform. Sie konnten keine Rücksicht auf das Wetter nehmen, denn das Volk wollte ihn und Segundo Harkonnen in tadelloser Aufmachung erleben. Xavier stand neben ihm auf der Tribüne, während Viceroy Butler und Serena die Menge beschwichtigten und um ungeteilte Aufmerksamkeit baten.

Die beiden Männer – die während des langen Rückfluges nach Salusa Secundus Frieden miteinander geschlossen hatten – standen neben anderen Würdenträgern in steifer Haltung im Schatten der Tribüne. Iblis Ginjo, der prächtige Gewänder trug und sichtlich stolz auf seine zunehmend einflussreiche Position war, hatte ebenfalls einen Ehrenplatz erhalten.

»Weil er die vereinten Streitkräfte der Liga zur Erde geführt hat, wo ein bedeutender Sieg gegen die Denkma-

schinen errungen wurde«, sagte Viceroy Butler, während er einen Orden am Band hochhielt, »weil er schwierige Entscheidungen getroffen und sich der notwendigen Herausforderung gestellt hat, verleihe ich die Ehrenmedaille des Parlaments an den herausragendsten Soldaten der Liga, an Segundo Xavier Harkonnen. Es ist die höchste Auszeichnung, die wir zu vergeben haben, und wir tun es mit tief empfundener Dankbarkeit.«

Dreihunderttausend Zuschauer brachen in ohrenbetäubenden Jubel aus. Viele dieser Menschen hatten Kinder, Freunde und Eltern in der Schlacht um die Erde verloren. Stumm erinnerte sich Vor daran, wie viele Armada-Soldaten während der atomaren Sterilisation des Planeten gefallen waren. Aus dem Augenwinkel sah er, dass es unter Xavier Harkonnens Lidern feucht geworden war, so sehr rührte ihn der Moment, in dem der Viceroy ihm das Band über den gebeugten Kopf legte. Bald würde es weitere Schlachten geben, noch mehr Maschinen, die bezwungen werden mussten.

Serena holte einen zweiten Orden hervor, der ein anderes Design hatte. »Als Nächstes ehren wir einen unwahrscheinlicheren Helden, einen Mann, der von den Denkmaschinen aufgezogen wurde und blind für ihre Verbrechen war. Aber er hat die Wahrheit erkannt und sich der freien Menschheit angeschlossen. Seine strategischen Informationen über die Verteidigungssysteme der Erde haben entscheidend dazu beigetragen, dass wir die Schlacht für uns entscheiden konnten. Mitten im Kampf verhinderte er durch seine schnelle Entschlusskraft, dass Omnius entkommen konnte, und er gab der Liga ein unschätzbares Werkzeug in die Hand, um den Befreiungskrieg fortsetzen zu können.« Serena lächelte ihm zu und trat vor. Vor hob den Kopf. »Wir zeichnen Vorian Atreides nicht nur mit dem Orden für besondere Verdienste aus, sondern befördern ihn zudem in den Ehrenrang eines Tercero der Liga-Armada.«

Auf dieses Stichwort hin raste eine Schwadron antiker Flugzeuge und moderner Raumschiffe über sie hinweg. En-

gagierte Mechaniker und Historiker hatten die uralten Gefährte für diese Parade wieder flugtauglich gemacht. Xavier und Vor salutierten in den Himmel, als die Piloten mit den Flügeln wippten und die Menge tosend applaudierte.

Iblis Ginjo genoss den Status der Berühmtheit vor so vielen Zuschauern und drängte sich nach vorn, um ins Mikrofon zu rufen: »Diese guten Piloten sind die künftigen Kämpfer des Djihad. Die Denkmaschinen haben keine Chance!«

Mit besorgtem Lächeln steckte Serena Butler anderen Helden Orden an. Ihre Gedanken schienen nur um die Vergangenheit und die gewaltigen Herausforderungen, die der Menschheit noch bevorstanden, zu kreisen. Sie wirkte stärker als je zuvor und gleichzeitig weit entrückt.

Vor warf Xavier einen verstohlenen Blick zu und sah in seinem Gesicht, wie sehr er sie immer noch liebte und wie sehr es ihn schmerzte, dass sie niemals zusammenkommen würden. Doch selbst nach der Eheschließung zwischen Xavier und Octa hatte Vor kaum eine Chance, Serenas Herz zu gewinnen. Er erinnerte sich daran, wie er sie das erste Mal in Erasmus' Villa gesehen hatte, wie schön und stark sie gewesen war – und wie trotzig. Nun war sie in eine neue Lebensphase eingetreten und beschäftigte sich mit Problemen, die nur wenige Menschen nachvollziehen konnten. Tief in ihr schien sich eine Kraft zu entwickeln, die anders und ehrfurchtgebietend war.

Nachdem Serena ihre Aufgaben während der Siegesfeier erledigt hatte, verließ sie die Tribüne. Sie ging auf Vor und Xavier zu und hatte nur noch ihre nächsten Pläne im Sinn. »Ich muss mit euch beiden sprechen.« Ihre Augen waren klar, aber auch kalt. Ihr Tonfall ließ keinen Widerspruch zu. »Kommt zum Sonnenuntergang in die Stadt der Introspektion.«

Vor und Xavier tauschten einen verblüfften Blick aus, dann nickten sie gleichzeitig.

* * *

Die zwei früheren Gegner aßen gemeinsam zu Abend und hatten dazu eine Flasche mit salusanischem Shiraz geöffnet. Keiner wagte es, das Thema anzusprechen, das ihnen so schwer auf der Seele und dem Herzen lag. Keiner von beiden hatte eine Ahnung, was Serena mit ihnen besprechen wollte.

Als die Pastelltöne des Sonnenuntergangs den Himmel färbten, machten sich die beiden Offiziere der Liga auf den Weg in die Hügel und traten durch das hohe Tor in die stille Stadt. Die Bewohner wanderten von Haus zu Haus und aktivierten die Leuchtgloben und Leuchtstreifen an den Wänden.

Hier wartete Serena auf sie, und Vor dachte, dass sie verjüngt aussah und mehr Farbe im Gesicht hatte. Sein Herz pochte.

»Danke, dass ihr gekommen seid.« Sie nahm beide Männer an den Händen und führte sie über einen mit Edelkieseln bestreuten Pfad in einen offenen Garten. »Hier können wir ungestört miteinander reden. Ich habe festgestellt, dass dies ein Ort voller Möglichkeiten ist ... aber ohne Politik. Hier kann ich das tun, was getan werden muss.«

Im zentralen Bereich, der mit Buchsbaumhecken eingefasst war, rieselte Wasser aus einem Zierteich über eine Steinkante in ein anderes Becken. Nachtinsekten und Amphibien hatten bereits ihre abendlichen Symphonien angestimmt.

Am Rand des Teiches standen drei Holzstühle vor einem kleinen Wasserfall. Vor fragte sich, ob viele Menschen zum Meditieren hierher kamen oder ob Serena die Stühle nur für dieses Treffen aufgestellt hatte. Sie verschränkte die Hände im Schoß und lächelte, während ihre Gäste verlegen links und rechts von ihr Platz nahmen.

Vorians Blick erwiderte sie zuerst. Seit ihrer ersten Begegnung in der Villa des Roboters schien eine lange Zeit vergangen zu sein. Damals war Vor noch arrogant und stolz auf seinen Status als Trustee der Denkmaschinen gewesen. Sein

Aussehen hatte sich offenbar gar nicht verändert. Er wirkte immer noch sehr jugendlich.

Im Gegensatz zu ihm bemerkte sie die leichten Falten, mit denen der Alterungsprozess in Xavier Harkonnens Gesicht eingesetzt hatte. Obwohl er noch jung war, hatte er viel Stress und schwere Tragödien erleiden müssen. Er hatte ihr ganzes Mitgefühl. Jahre waren vergangen, seit sie sich auf der Waldwiese geliebt hatten. Es schien, als wäre es in einem früheren Leben geschehen. Seitdem waren sie zu anderen Menschen geworden.

So viel war geschehen, so viele Menschen hatten sterben müssen. Aber sie und die beiden Männer hatten überlebt.

Es wurde Zeit, es ihnen zu sagen.

»Ich weiß um eure Gefühle, aber ihr beide müsst eure Liebe zu mir vergessen«, sagte sie. »Wir stehen vor einem Krieg, wie es ihn noch nie gegeben hat.« Sie erhob sich vom Stuhl und trat neben den Teich, ohne die Männer aus den Augen zu lassen. »Trotzdem müsst ihr mir einen Gefallen erweisen. Jeder von euch auf seine Art.«

Ihre Augen erstrahlten in unerschütterlicher Entschlossenheit. »Geht in den Planungsraum der Liga und studiert die Sternenkarten der Synchronisierten Welten, der Unverbündeten Planeten und der Liga-Welten. In diesen unermesslichen Weiten werdet ihr nur zwei Planeten finden, die wir von Omnius zurückerobern konnten. Giedi Primus und die Erde. Sie dürfen nicht die letzten sein.«

Obwohl die Lichtspender in der Stadt der Introspektion bei Anbruch der Nacht heller wurden, lag der abgeschiedene Platz vor dem Wasserfall bald in tiefem Schatten. Selbst die Frösche und Insekten verstummten, als würden sie wachsam auf die Geräusche in der Dunkelheit horchen.

»Xavier, Vorian, ihr müsst eure Bereitschaft zum Kampf erneuern«, sagte Serena. »Tut es für mich.« Ihre Stimme war wie ein eiskalter Wind aus den Tiefen der Galaxis. Vor erkannte nun, dass ihre Leidenschaft keineswegs versiegt war, sondern sich lediglich mit verstärkter Intensität auf ein viel größeres Ziel gerichtet hatte. »Unser Djihad ist gerecht, und

die menschenfeindlichen Denkmaschinen müssen gestürzt werden, ganz gleich, wie viel Blutvergießen es uns kostet. Erobert jeden Planeten zurück, jeden einzelnen! Tut es für die Menschheit und für mich.«

Xavier nickte ernst und antwortete mit einem Satz, den Iblis Ginjo einmal zu ihm gesagt hatte: »Unmöglich ist nichts.«

»Für jeden von uns«, sagte Vor. Er blinzelte die Tränen aus seinen Augen und lächelte sie an. »Und erst recht nicht für dich, Serena Butler.«

Glossar

Abdel – uralter Zensunni auf Arrakis

Agamemnon – einer der ursprünglichen Zwanzig Titanen, als Andrew Skouros geboren, Cymek-General und Vater von Vorian Atreides

Alexander – einer der Zwanzig Titanen

Aliid – junger Sklave von IV Anbus, wird auf Poritrin zu Ishmaels Freund

Allgeist – allumfassendes intelligentes Computersystem, siehe auch Omnius

Alter Blechgeist – Spitzname, mit dem Vorian Atreides den Roboter Seurat bezeichnet

Altes Imperium – galaktisches Sternenreich, das durch die Revolte der Titanen gestürzt wurde

IV Anbus – Unverbündeter Planet

Aquim – Assistent des Kogitors Eklo

Ära der Titanen – das Jahrhundert nach dem Sturz des Alten Imperiums, in dem die Titanen herrschten, zuerst als Menschen, dann als Cymeks; die Tyrannei endete, als der neu entstandene Omnius das Computernetzwerk übernahm und die Macht ergriff

Arkov, Rell – Gründungsmitglied der Liga der Edlen

Armada – siehe Liga-Armada

Arrakis – Wüstenplanet, Unverbündeter Planet

Arrakis City – Hauptstadt von Arrakis, mit Raumhafen

Atreides, Vorian (Vor) – Sohn von Agamemnon, unter der Herrschaft der Denkmaschinen auf der Erde aufgewachsen

Ajax – Cymek, der brutalste unter den Zwanzig Titanen

Baliset – uraltes Musikinstrument, das in der Glanzzeit des Alten Imperiums entwickelt wurde

Balladen vom Langen Marsch – alte Legenden und Lieder, in denen der Auszug der Menschheit und der Widerstandskampf während der Ära der Titanen erzählt wird

Ballista – größtes Kriegsschiff der Salusanischen Miliz

Balut – Planet der Liga der Edlen, von einem Patriarchen verwaltet

Barbarossa – einer der ursprünglichen Titanen, als Vilhelm Jay-

ther geboren, Computerprogrammierer, der den Denkmaschinen die Fähigkeit zur Aggressivität gab

Becca die Finite – Schwester in der Stadt der Introspektion

Bludd, Favo – Vorfahr von Niko Bludd

Bludd, Frigo – Vorfahr von Niko Bludd

Bludd, Lord Niko – aristokratisches Oberhaupt des Planeten Poritrin

Bludd, Sajak – erstes Oberhaupt von Poritrin, Befürworter der Sklavenhaltung

Borkenpferd – Reit- und Lasttier von der Erde

Borstenrücken – wildschweinähnliches Tier auf Salusa Secundus

Buddhislam – monotheistische Religion der Zensunni und Zenschiiten

Bürgerwehr von Giedi Primus – lokale Verteidigungsmiliz auf Giedi Primus

Butler, Faykan – Primero des Djihad

Butler, Fredo – Serena Butlers jüngerer Bruder, der an einer Blutkrankheit starb

Butler, Livia – Serena Butlers Mutter, Äbtissin der Stadt der Introspektion

Butler, Manion (sen.) – Viceroy der Liga der Edlen

Butler, Manion (jun.) – Sohn von Serena Butler und Xavier Harkonnen, Enkel des Viceroys Manion Butler

Butler, Octa – Serena Butlers jüngere Schwester

Butler, Serena – Tochter des Viceroys Manion Butler

Buzzell – Unverbündeter Planet, Ursprung der Soosteine

Caladan – Unverbündeter Planet, wasserreiche Welt

Camio – Zauberin von Rossak, Schülerin von Zufa Cenva

Cenva, Norma – kleinwüchsige Tochter von Zufa Cenva, mathematisches Genie, Assistentin von Tio Holtzman

Cenva, Zufa – führende Zauberin von Rossak

Chakobsa – aus einer alten Jagdsprache hervorgegangene Geheimsprache vieler buddhislamischer Sekten

Chandler-Pistole – Projektilwaffe, die scharfe Kristallsplitter verschießt

Chiry – Cuarto der Salusanischen Miliz

Chusuk – Liga-Welt, für ihre Musikinstrumente bekannt

Chusuk, Emi – großer Komponist aus der Spätzeit des Alten Imperiums

Corrin – Synchronisierte Welt
Cuarto – vierter Dienstgrad in der Liga-Armada
Cymeks – kybernetische Maschinen, die von körperlosen menschlichen Gehirnen gesteuert werden

Dante – einer der ursprünglichen Titanen, fähiger Bürokrat
Denkmaschine – allgemeine Bezeichnung für Roboter, Computer und Cymeks, die Feinde der freien Menschen
Dhartha – Naib eines Zensunni-Stammes auf Arrakis
Dragoner – Wachsoldaten auf Poritrin
Dream Voyager – Update-Schiff unter dem Kommando des Roboters Seurat

Ebbin – junger Sklave auf Poritrin
Ebrahim – junger Zensunni auf Arrakis, ehemaliger Freund von Selim
Ecaz – Unverbündeter Planet
Eisenkürbis – Pflanze von Rossak
Eklo – Kogitor auf der Erde
Elektrafluid – bläuliche lebenserhaltende Flüssigkeit in den Gehirnbehältern der Kogitoren und Cymeks, auch für Gelschaltkreise verwendet
Erasmus – unabhängiger Roboter, der die Rätsel menschlichen Verhaltens zu ergründen sucht, errichtete extravagante Villen auf der Erde, Corrin und anderen Planeten
Erde – Zentrum der Synchronisierten Welten, Sitz des Computer-Allgeistes Omnius

Farnfasern – Textilstoff von Rossak
Feuerlyrik – mündliche Überlieferungen der Zensunni
Fleischhändler – siehe Tlulaxa
Flussmetall – metallisches Hautmaterial von Robotern, mit Sensoren durchsetzt
Freer, Ohan – menschlicher Vorarbeiter, der den Denkmaschinen auf der Erde dient

Galach – Offizielle Verkehrssprache in der Galaxis
Gelschaltkreise – Computergehirne der Denkmaschinen, hoch entwickelte Elektronik auf der Basis von flüssig-kristallinem Elektrafluid

Giedi City – Hauptstadt und Industriezentrum von Giedi Primus
Giedi Primus – Planet der Liga der Edlen, reich an Bodenschätzen und Industrien, verwaltet von einem Magnus
Ginaz – Planet der Liga der Edlen, wasserreiche Welt, deren Bevölkerung auf verstreuten Inseln lebt
Ginjo, Iblis – charismatischer Vorarbeiter auf der Erde
Glyffa – alte Frau auf Arrakis, Pflegemutter von Selim
grogyptisch – extravaganter Architekturstil des Alten Imperiums

Hagal – Planet der Liga der Edlen, für seine Mineralien und Edelsteine bekannt, von einem Landvogt verwaltet
Hannem, Ryx – Sklavenjäger, Tuk Keedairs Copilot
Harkonnen, Katarina – Xavier Harkonnens Mutter, auf dem Weg nach Hagal von den Denkmaschinen getötet
Harkonnen, Piers – Xavier Harkonnens älterer Bruder, auf dem Weg nach Hagal von den Denkmaschinen getötet
Harkonnen, Ulf – Xavier Harkonnens Vater, auf dem Weg nach Hagal von den Denkmaschinen getötet
Harkonnen, Xavier – Offizier der Salusanischen Miliz und der Liga-Armada
Harmonthep – Unverbündeter Planet, Herkunft vieler Sklaven
Hekate – eine der Zwanzig Titanen, Geliebte von Ajax, zog sich kurz vor der Machtübernahme von Omnius aus dem Imperium zurück
Heoma – mächtige Zauberin von Rossak, Schülerin von Zufa Cenva
Hohlnuss – holzige Frucht von Rossak, für Schnitzereien verwendet
Holtzman, Tio – genialer Erfinder auf Poritrin
Hrethgir – abwertender Begriff für »menschliches Ungeziefer«
Hrethgir-Rebellionen – erste Aufstände der versklavten Menschheit gegen die Denkmaschinen und Cymeks, die größten Unruhen auf Walgis wurden brutal von Ajax niedergeschlagen

Isana – größter Fluss auf Poritrin
Ishmael – junger Sklave von Harmonthep, der von den Tlulaxa nach Poritrin verkauft wird
Ix – Planet der Liga der Edlen

Javelin – mittelgroßer Zerstörer der Liga-Armada
Jayther, Vilhelm – Geburtsname des Titanen Barbarossa

Jibb, Pinquer – Bote von Giedi Primus
Juno – eine der Zwanzig Titanen, als Julianna Parhi geboren, Geliebte von Agamemnon

Käfer – Sternbild am Nachthimmel von Arrakis
Kaitain – abgelegene Liga-Welt
Keedair, Tuk – Sklaven- und Fleischhändler der Tlulaxa
Kindjal – kleines, schnelles Kampfraumschiff der Liga-Armada
Kirana III – Planet der Liga der Edlen
Kogitoren – körperlose Gehirne, ähnlich den Cymeks, die sich jedoch der Kontemplation esoterischer Fragen widmen
Kominder – Industrieplanet der Liga der Edlen
Kralizec – buddislamische Bezeichnung für den prophezeiten großen Endkampf
Krötenkäfer – Delikatesse aus den Sümpfen von Harmonthep
Kwyna – Kogitorin, die in der Stadt der Introspektion lebt

Leuchtglobus – mobile schwebende Leuchtquelle, die mit der Restenergie des Suspensorfeldes betrieben wird, von Norma Cenva auf Poritrin entwickelt
Leuchtstreifen – stationäre Lichtquelle
Lied der langen Wanderung – die mündlich überlieferte Geschichte der Zensunni
Liga, Liga der Edlen – politisches Bündnis der freien Menschen
Liga-Armada – Raumflotte zum Schutz der Liga-Welten
Liga-Welten – Planeten, die die Charta der Liga der Edlen unterzeichnet haben
Linné, Serena – von Serena Butler nach ihrer Gefangennahme benutzter falscher Name

Magnus – Titel des Oberhauptes von Giedi Primus
Mahmad – Sohn des Naibs Dhartha
Manresa, Bovko – erster Viceroy der Liga der Edlen
Meach, Vannibal – Primero, Oberbefehlshaber der Salusanischen Miliz
Milchkäfer – essbares Insekt auf Harmonthep
Moulay, Bel – religiöser Führer der Zenschiiten

Naib – Anführer eines Zensunni-Stammes auf Arrakis
Narakobe, Pitcairn – Militärphilosoph der Liga

Neo-Cymek – spätere Generation der Cymeks, mit Gehirnen von Menschen, die freiwillig Omnius dienen
Neurelektronik – komplexe Schaltkreise von Robotern

Omnius – der Computer-Allgeist, der alle Denkmaschinen kontrolliert
O'Mura, Nivny – einer der Gründer der Liga der Edlen
optische Fasern – hoch entwickelte Sensoren, die Robotern als Augen dienen
Osthmir-Wurzel – essbare Pflanze von Harmonthep

Parhi, Julianna – Geburtsname der Titanin Juno
Paristahl – Metall-Polymer-Legierung, die für stabile Konstruktionen verwendet wird
Parmentier – Synchronisierte Welt
Paterson, Brigit – Ingenieurin von Salusa Secundus
Pincknon – Liga-Welt
Plastbeton, Plaston – Baumaterial
Platinfluss – Fluss auf Parmentier, in dem schmackhafte Lachse gefangen werden
Poritrin – Agrarplanet der Liga der Edlen, von Lord Niko Bludd verwaltet, Heimat von Tio Holtzman
Powder, Jaymes – Cuarto der Salusanischen Miliz, später Adjutant von Xavier Harkonnen
Primero – höchster Dienstgrad in der Liga-Armada

Qaraa-Eier – essbare Eier von Sumpfvögeln auf Harmonthep
Quinto – fünfter Dienstgrad in der Liga-Armada

Relicon – Planet der Liga der Edlen
Reticulus – Kogitor
Richese – Planet der Liga der Edlen
Rico – Mitglied der Salusanischen Miliz
Rossak – Planet der Liga der Edlen, Heimat der Zauberinnen unter der Führung von Zufa Cenva, Herkunft zahlreicher Drogen
Rucia – Zauberin von Rossak, Schülerin von Zufa Cenva

Salusa Secundus – Hauptwelt der Liga der Edlen im System der Sonne Gamma Waiping, Heimat der Familien Butler und Harkonnen

Schweber – langsam fliegender Zeppelin, der auf Poritrin zum Transport eingesetzt wird
Sekundant – Assistent der Kogitoren
Segundo – zweiter Dienstgrad in der Liga-Armada
Selim – Junge von Arrakis, der vom Stamm des Naibs Dhartha verstoßen wird
Semuta – bewusstseinserweiternde Droge, die beim Verbrennen von Elacca-Holz freigesetzt wird
Seneca – Planet der Liga der Edlen, mit aggressiver Atmosphäre, von einem Patriarchen verwaltet
Seurat – unabhängiger Roboter, Captain des Update-Schiffs *Dream Voyager*
Sexto – sechster und niedrigster Dienstgrad in der Liga-Armada
Shaitan – Satan
Shakkad der Weise – Chemiker des Alten Imperiums, der als Erster das Gewürz von Arrakis untersuchte
Sheol – in der Zensunni-Tradition das Reich der ewigen Verdammnis, eine feurige unterirdische Region voller unvorstellbarer Schrecken
Silin – Zauberin von Rossak, Schülerin von Zufa Cenva
Skouros, Andrew – Geburtsname des Titanen Agamemnon, unter dem er in der Zeit des Alten Imperiums aufwuchs
Slarpon – schuppiges Tier aus dem Dschungel von Rossak
Souci – Unverbündeter Planet, eigentlich ein bewohnbarer Mond, Heimat von Ebbin und vieler anderer Sklaven
Stadt der Introspektion – klosterähnliches religiöses und philosophisches Refugium auf Salusa Secundus
Starda – Hauptstadt von Poritrin, größter Hafen am Isana-Fluss
Stasistanks – Tiefschlafbehälter, die von den Fleischhändlern der Tlulaxa zum Transport von Sklaven benutzt werden
Störschild – von Tio Holtzman entwickeltes Schutzfeld, das die Gelschaltkreise von Robotern und Computern zerstört
Suk, Dr. Rajid – innovativer Militärarzt während Butlers Djihad
Sumi – Magnus, gewähltes Oberhaupt des Planeten Giedi Primus
Suspensorfeld – die Schwerkraft neutralisierender Effekt, von Norma Cenva aus Holtzmans Schildgleichungen entwickelt
Synchronisierte Welten – Planeten unter der Herrschaft von Omnius

Taina – Ishmaels Kusine auf Harmonthep
Tamerlan – einer der Zwanzig Titanen

Tantor, Emil – Xavier Harkonnens Pflegevater
Tantor, Lucille – Xavier Harkonnens Pflegemutter
Tantor, Vergyl – Xavier Harkonnens jüngerer Pflegebruder
Tanzerouft – offene Wüste auf Arrakis
Tercero – dritter Dienstgrad in der Liga-Armada
Terra – siehe Erde
Tirbes – Zauberin von Rossak, Schülerin von Zufa Cenva
Titanen – Tyrannen, die das Alte Imperium eroberten und im folgenden Jahrhundert ihrer Herrschaft, der »Ära der Titanen«, zu Cymeks wurden
Tlaloc – einer der ursprünglichen Zwanzig Titanen, der Anstifter der Revolte gegen das Alte Imperium
Tlulax – Unverbündeter Planet im Thalim-System, Heimat der Tlulaxa
Tlulaxa – Bewohner des Planeten Tlulax, die mit Sklaven handeln und mit Organen, die sie getöteten Sklaven entnehmen
Trustee – Menschliche Sklaven, die Omnius als Treuhänder in gehobener Stellung dienen

Ularda – Synchronisierte Welt
Unverbündete Planeten – abgelegene Welten, die nicht von den Denkmaschinen erobert wurden, aber auch nicht offiziell der Liga der Edlen beigetreten sind
Update-Schiff – Raumschiff der Denkmaschinen, das die Synchronisierten Welten mit Aktualisierungen des Omnius-Computers versorgt

Venport, Aurelius – Geschäftsmann von Rossak, Lebensgefährte der Zauberin Zufa Cenva
Vertree-Kolonie – Industrieplanet der Liga der Edlen
Viceroy – Oberhaupt der Liga der Edlen

Wächteraugen – von Omnius benutzte mobile elektronische Augen
Wächterfelsen – Steinformation auf Arrakis
Walgis – Synchronisierte Welt, Zentrum der ersten Hrethgir-Rebellionen
Weyop – Ishmaels Großvater
Wibsen, Ort – Veteran der Liga-Armada, Leiter der von Serena Butler angeregten Giedi-Primus-Mission

Wilby, Vaughn - Quinto der Salusanischen Miliz
Wurmreiter - von Selim angenommener Name

Xerxes - einer der Zwanzig Titanen, dessen Unachtsamkeit die Machtergreifung der Maschinen ermöglichte
Yardin - Unverbündeter Planet

Yo, Amia - Küchensklavin des Roboters Erasmus
Young, Steff - Cuarto der Salusanischen Miliz

Zanbar - Liga-Welt mit bedeutendem Sklavenmarkt
Zensunni - buddhislamische Sekte
Zenschiiten - buddhislamische Sekte
Zimia - kulturelles und politisches Zentrum des Planeten Salusa Secundus
Zwanzig Titanen - die Rebellengruppe, die das Alte Imperium stürzte

Wichtige Planeten

Welten der Liga der Edlen	*Synchronisierte Welten*	*Unverbündete Planeten*
Balut	Alpha Corvus	IV Anbus
Chusuk	Bela Tegeuse	Arrakis
Giedi Primus	Corrin	Buzzell
Ginaz	Erde	Caladan
Hagal	Ix	Ecaz
Junction	Parmentier	Harmonthep
Kaitain	Quadra	Souci
Kirana III	Richese	Tlulax
Kominder	Ularda	Yardin
Pincknon	Walgis	
Poritrin	Wallach VI, VII und IX	
Relicon	Yondair	
Ros-Jal		
Rossak		
Salusa Secundus		
Seneca		
Vertree-Kolonie		
Zanbar		

HEYNE

DIE LEGENDEN DES WÜSTENPLANETEN

Zehntausend Jahre, bevor das Haus Atreides die Herrschaft über Arrakis, den Wüstenplaneten, und seine wertvollen Spice-Vorräte antritt. Zehntausend Jahre, bevor Paul Atreides gemeinsam mit den Fremen, Arrakis' Ureinwohnern, das Haus Harkonnen besiegt und den verräterischen Imperator vom Thron stürzt ...

Dies sind die Legenden des Wüstenplaneten – dies ist die Geschichte, wie alles begann: Die Geschichte der Gründung des Bene Gesserit-Ordens und seines mysteriösen Zuchtprogramms ... Die Geschichte der Zensunni-Wanderer, die auf einen vergessenen Planeten fliehen und dort, in der Wüste, eine atemberaubende Entdeckung machen ... Und es ist die Geschichte von Butlers Djihad, der Rebellion der Menschen gegen die Künstlichen Intelligenzen, mit der sich die Entwicklung des Universums für immer veränderte ...

»Millionen Leser und Zuschauer rund um die Welt können sich freuen: Die Wüstenplanet-Saga ist noch lange nicht vorbei – sie hat gerade erst begonnen!« *Publishers Weekly*

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

ISBN 3-453-87528-1
€ [D] 14,00
01
9 783453 875289

Best.-Nr. 06/8315